II.
Heroische Leitbilder und Selbstdarstellung in militärischen Selbstzeugnissen

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1. Die Heldentat: heroische Darstellung von Kampfhandlungen

Ein zentrales Element der heroischen Darstellung und von Heroisierungsprozessen ist die sogenannte Heldentat. Als Heldentat wird „jede Art von Handeln eines Akteurs, das Gegenstand eines Heroisierungsprozesses ist“,[1] verstanden. Sie stellt oftmals den Bezugspunkt des Heroisierungsprozesses dar, gilt als Beleg für heroische Qualitäten und Disposition einer Person und wird in der medialen Darstellung in Form eines Heldennarrativs präsentiert.[2] Nach Leo Braudy sind vier Faktoren für eine „Ruhmestat“ bestimmend: Die ausübende Person, die Tat bzw. Leistung, die unmittelbare Anerkennung sowie der Umgang und die Auffassung der Nachwelt.[3] Dabei ist die Motivation des Akteurs entscheidend: Eine heroische Tat sollte möglichst wenig den eigenen Interessen des Täters dienen, sondern der Gemeinschaft nutzen. Es ist also nicht so sehr der Erfolg der Tat, sondern die wertrationale Motivation des Handelns, die über die Heroisierbarkeit bestimmt.[4]

Im Falle von Militärs bildet die heroische Tat in den meisten Situationen der Kampfeinsatz in der Schlacht oder auf Nebenschauplätzen. Dies bringt aber zugleich ein Problem mit sich, da eine Kampfhandlung auch den Einsatz von Gewalt impliziert. Kann die Darstellung von Gewaltanwendung problematisch für die (Selbst-)Heroisierung werden? Gerade in einer Epoche, in der aufgeklärte Stimmen auch pazifistische Töne anschlugen, wurden Kriegseinsätze und Gewaltanwendungen durchaus kritisch gesehen. Dies war insbesondere der Fall, wenn es zu illegitimen Gewaltanwendungen gegen die zivile Bevölkerung kam. Wie verhält sich hier die Relation von (Gewalt-)Akteur, seiner Motivation und der Rezeption durch die Gemeinschaft und Nachwelt? Wie werden die Heldentaten des Schlachtgeschehens in den Selbstzeugnissen medial und narrativ aufbereitet?

Ein weiteres Problem bildet hierbei nämlich der Begriff des Heroischen. Nur die wenigsten Autoren greifen auf das Wortfeld des Heroischen zurück, um ihre Leistungen auf dem Schlachtfeld zu beschreiben. Abgesehen von Autoren wie dem Feldprediger Carl Daniel Küster, der die Bezeichnung Held schon fast inflationär verwendet, so dass in seinen Memoiren über den Siebenjährigen Krieg die Begriffe Soldaten und Helden fast synonym gebraucht werden,[5] finden die Begriffe heroisch, heldenhaft oder *héroïque* eher weniger Eingang in die unter-

---

1 Sonderforschungsbereich 948: Heldentat, in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/heldentat.
2 Vgl. ebd.
3 Vgl. Leo Braudy: The Frenzy of Renown. Fame and Its History, New York 1997, S. 15.
4 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Heldentat.
5 Vgl. Küster: Bruchstücke.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

suchten Selbstzeugnisse. Welche narrativen Strukturen und sprachlichen Strategien benutzen die Militärs also, um ihre Leistungen im Kampf zu heroisieren und wie gehen sie mit dem Thema der Gewaltanwendung um? Diese Fragen sollen in diesem Kapitel untersucht werden.

1.1 Transgression und Grenzüberschreitung: Gewalt und Heldentum

Spricht man von Gewalt, ist es zuerst notwendig, genau zu definieren, was darunter eigentlich verstanden wird; denn sowohl das thematische als auch das semantische Feld der Gewalt dehnen sich auf eine Vielzahl von Bereichen aus.[6] Das intuitivste Verständnis des Begriffes und Konzeptes *Gewalt* bezieht sich jedoch auf die Versehrtheit bzw. Unversehrtheit des menschlichen Daseins. Die physische und/oder psychische Verletzung durch gewalttätige Einwirkungen anderer oder als gegen die eigene Person gerichtete Gewalt gehört zu den prominentesten Deutungen von Gewalt sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in der wissenschaftlichen Forschung. In dieser Untersuchung wird der Fokus allein auf dem Phänomen körperlicher Gewalt liegen. Körperliche Gewalt wird hier verstanden als „vorsätzlicher Übergriff auf den Körper eines anderen gegen dessen Willen".[7] Nach diesem Gewaltverständnis werden also vor allem Kampfhandlungen jeglicher Art in den Selbstzeugnissen untersucht. Die Untersuchung betrifft sowohl große Schlachten zwischen verschiedenen Armeen als auch kleinere Scharmützel, in denen einzelne Regimenter oder Truppen mit Gegnern aneinandergeraten, bis hin zu Einzelkämpfen verschiedener Militärangehöriger. Nicht beachtet werden – auch wenn sie der hier vorgestellten Definition entsprechen – die körperlichen Attacken gegen Soldaten seitens ihrer Offiziere im Rahmen der Strafandrohung und der militärischen Disziplin. Andere dieser Definition unterliegende Gewalthandlungen, die jedoch in den Bereich des alltäglichen soldatischen Ungehorsams einzuordnen sind, wie z. B. Wirtshausschlägereien, werden hier ebenfalls nicht besprochen, da sie wie die körperliche Züchtigung

---

6 So wird zum Beispiel die politische Macht des Staates oder einer Obrigkeit mit dem Begriff *Gewalt* bezeichnet. Die sogenannte Staatsgewalt ist in diesem Fall die exekutive Macht der politischen Herrschaft. Vgl. Peter Imbusch: Der Gewaltbegriff in: Wilhelm Heitmeyer / John Hagan (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 26–57, hier S. 47–48. Dieses Charakteristikum der Macht, der Kontrolle, findet sich auch bei durch Menschen nicht mehr kontrollierbaren Phänomenen wie Naturkatastrophen oder religiösen Erklärungsmustern. *Naturgewalten* oder die *göttliche Gewalt* werden in diesem Fall als Begriffe genutzt, um überwältigende Ereignisse zu beschreiben, welchen sich Menschen ohne die Möglichkeit von viel Gegenwehr ausgesetzt sehen.

7 Die Gewaltdefinition orientiert sich an dem theoretischen Rahmen der Tagung *Gewalt und Heldentum* vom 29. November bis 1. Dezember 2018 an der Universität Freiburg, organisiert vom SFB 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen". Siehe auch die Definition von Philipp Reemtsma: „Gewalt ist zunächst physische Gewalt, der Übergriff auf den Körper eines anderen ohne dessen Zustimmung." Philipp Reemtsma: Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne, Hamburg 2013, S. 104.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durch Offiziere in den Selbstzeugnissen nicht mit Heroisierungsnarrativen verknüpft sind.[8]

Die Ausübung von Gewalt bildete zwangsläufig eine bedeutende Komponente des militärischen Heldentums, denn Ausübung und Androhung von Gewalt waren in vormodernen Gesellschaften quasi die *raison d'être* des Militärs. Die Rollenzuschreibung an die Streitkräfte war eine zweiteilige: Einerseits wurde ihnen aufgrund ihrer Fähigkeit zur Abschreckung und Selbstverteidigung eine defensive Rolle zugewiesen, andererseits beinhaltete die Fähigkeit zum militärischen Angriff eine offensive Rolle.[9] Beide Rollen ermöglichten es dem Militär, als Beschützer des Landes und seiner Einwohner aufzutreten. Hierbei bot der Kampfeinsatz für den Krieger die passendste Gelegenheit möglicher Heroisierungen. Sei es durch die Zurschaustellung außergewöhnlicher kämpferischer Fähigkeiten oder die Vollbringung bedeutender militärischer Heldentaten – ohne die Teilnahme am Kampfgeschehen schien nicht nur die Kriegserfahrung wenig authentisch, sondern auch das militärische Heldentum unglaubwürdig. Gewalt und militärisches Heldentum waren also untrennbar miteinander verknüpft; wenn überhaupt, schien sich der militärische Held über den Kampf zu definieren.

Mag der Zusammenhang zwischen militärischem Heldentum und Gewalt einleuchtend sein, so zeigte er sich in der historischen Realität viel komplexer. Nicht jede Form von Gewalt galt als heroisch. Es gab klare Regeln für die Gewaltausübung, definiert durch militärische Verordnungen und Gesetze sowie die zeitgenössischen Norm- und Wertvorstellungen. Diese unterlagen nicht nur dem historischen Wandel, sondern waren im 18. und 19. Jahrhundert auch Teil eines gesellschaftlichen Diskurses, der Militär, Krieg und Frieden sowie Fragen nach der Zivilisation und der menschlichen Natur umfasste. Dementsprechend beschäftigten sich Debatten der Militärtheorien und -taktiken, der Kunst und Literatur, der Medizin und Philosophie im Zeitalter der Aufklärung und darüber hinaus mit der Natur von Gewalt und ihren Darstellungsformen, den schädlichen Konsequenzen exzessiver Gewalt und dadurch auch der Legitimität von Gewaltaktionen.[10] In einem solchen diskursiven Umfeld war auch die Verbin-

---

8 Was jedoch nicht bedeutet, dass sie in den Selbstzeugnissen keine Erwähnung finden, nur eben nicht als Teil eines heroischen Leitbildes.

9 Vgl. Gerhard Kümmel / Paul Klein: Gewalt im Militär, in: Wilhelm Heitmeyer / John Hagan (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 215–234, hier S. 215.

10 Dies wurde vor allem in Diskussionen um die „gezähmte Bellona", den kleinen Krieg oder auch den Partisanenkrieg deutlich. Siehe hierzu Jutta Nowosadtko: „Gehegter Krieg" – „Gezähmte Bellona"? Kombattanten, Partheygänger, Privatiers und Zivilbevölkerung im sogenannten Kleinen Krieg der Frühen Neuzeit, in: Franz Becker (Hg.): Zivilisten und Soldaten. Entgrenzte Gewalt in der Geschichte, Essen 2015, S. 51–78, und Herfried Münkler: Clausewitz und die neuen Kriege. Über Terrorismus, Partisanenkrieg und die Ökonomie der Gewalt, in: Wilhelm Heitmeyer / Hans-Georg Soeffer (Hg.): Gewalt, Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt am Main 2004, S. 362–382.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dung zwischen Gewalt und Heldentum Spannungen und Wandel unterworfen, welche sich nicht zuletzt an der Frage der Legitimation zeigten. Gewalt musste also einerseits legitimiert werden, damit sie heroisch sein konnte, anderseits aber konnte das Heroische auch zur Legitimation von Gewalt dienen. Die Trias aus Gewalt, Heldentum und Legitimation befand sich demnach in einem Spannungsverhältnis, in welchem sich Relationen wechselseitiger Abhängigkeiten je nach Situation unterschiedlich gestalten und ausdrücken konnten.

Der Zusammenhang zwischen Gewalt, Legitimität und Heroismus gestaltete sich nicht zuletzt deshalb so komplex, weil Gewalt auf verschiedenen Ebenen ein grenzüberschreitendes Phänomen darstellte. Beschäftigen sich Fragen der Legitimität stets mit Grenzüberschreitungen – Legitimität definiert die Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, zwischen Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit –, so enthält das Element der Gewalt doch einen intimen, persönlichen Kern, da es sich bei Gewalttaten um das Überschreiten der Grenze des eigenen Körpers, der eigenen Versehrtheit handelt. Der Rezipient der Gewalterfahrung erlebt einen Eingriff, ja Übergriff auf die Sphäre der eigenen Körperlichkeit, die Sphäre des Ichs. Umgekehrt dringt der Ausüber von Gewalt unverhandelbar in den intimsten Bereich einer Person ein, den des eigenen Körpers. Diese kompromisslose „Machtaktion" gegenüber einem Anderen, wie Heinrich Popitz sie nennt, erfordert eine Legitimierung und vor allem eine Reaktion, ein Verhalten ihr und ihren Akteuren gegenüber; Gleichgültigkeit scheint hier nicht möglich.[11]

Das grenzüberschreitende Moment der Gewalt betrifft aber nicht nur auf kleinster Ebene die individuellen Grenzen des Körpers, sondern auch im größeren Maßstab die Transgression alltäglicher sozialer Ordnung. Der Krieg als Ausnahmesituation mit dennoch normativen Rahmenbedingungen erlaubte nur einem Teil der Bevölkerung – den Militärangehörigen – das Ausüben von Gewalt. Diese Gewalthandlungen und -situationen, wie sie in Schlachten und Kämpfen vorkommen, überschritten das Feld des Alltäglichen, des geregelten zivilen Lebens. Weitete sich diese militärische Gewalt dann auf Städte und Dörfer aus, wie es bei Belagerungen der Fall war, wurden nicht nur real existierende Stadt-, Ort- und Landesgrenzen überschritten, sondern es kam auch zu einem Eingriff der militärischen in die zivile Sphäre. Die Gewalt hob hier die klare Trennung zwischen zivilem und militärischem Bereich auf.

Wie konnte Gewalt also Teil eines Heroisierungsprozesses sein? Auch wenn im 18. Jahrhundert Krieg und die damit verbundene Gewalt in Kritik gerieten und Anlass zu umfassenden Debatten und Reformen boten, wurde der Krieg an sich als politisches Mittel der Konfliktlösung nicht abgelehnt. Nur ein kleiner Teil von Literaten und Philosophen der Aufklärung engagierte sich in einem pazifistischen

11 Heinrich Popitz: Phänomene der Macht, Tübingen 1992, S. 4: „Gewalt meint eine Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll."

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Diskurs und stellte sich gegen Kriegsführung als legitimes Mittel. Der Mehrheit der Intellektuellen der unterschiedlichen Strömungen der Aufklärung ging es darum, den Krieg stärker zu regulieren, *zu zähmen*, damit die Bevölkerungen der kriegsführenden Parteien möglichst von den Auswirkungen der Konflikte verschont blieben. Gerade Gewaltexzesse gegen Zivilisten sollten durch Militärreformen vermieden werden. Die Idee der gezähmten Bellona, die Kabinettskriege und die Bemühungen, die Kriegsführung mit naturwissenschaftlichen Methoden bis ins Kleinste zu kontrollieren, waren nur ein Ausdruck für die Versuche der *lumières* im 18. Jahrhundert, die Kriegsgewalt möglichst zivilisiert zu gestalten, auch wenn sie sich in der Realität nicht wirklich umsetzen ließen.[12] Solche Ideen griffen nach den Erfahrungen der entgrenzten Revolutions- und Napoleonischen Kriege auch wieder während der Restauration: Der seit der *levée en masse* mit Massenheeren geführte totale National- und Volkskrieg mit seinen Schrecken in Spanien 1809 und anschließend Russland 1812 hatte bei den Restaurationsregierungen zu Bemühungen geführt, wieder zum Kabinettskrieg und seinen stehenden Heeren als favorisierter Kriegsform zurückzukehren, um die Trennung zwischen Zivilbevölkerung und kämpfenden Truppen sicherzustellen und eine Enthegung des Krieges zu verhindern.[13] Obwohl also von Seiten der europäischen Politik eine längerfristige Friedensordnung angestrebt wurde, bedeutete das nicht, dass generell eine antimilitärische Haltung vorherrschte.[14] Bürgerliche Vertreter mögen die stehenden Heere kritisiert haben, der Pazifismus, wie ihn noch zumindest einige Intellektuelle der Aufklärung vertreten hatten und der am Anfang den Liberalismus mit einer eher kriegsablehnenden und kosmopolitischen Ausrichtung versehen hatte, war durch den „aggressiven Nationalismus der Revolutions- und Befreiungskriege längst in den Hintergrund gedrängt worden".[15] Zudem bildete der Adel, eine Gesellschaftsschicht, deren Hauptaufgabe die Kriegsführung war, bis ins 19. Jahrhundert noch die führende politische Elite, welche auf die gesellschaftlichen Normen großen Einfluss ausübte, auch wenn es im Laufe des 18. Jahrhunderts zu ersten Spannungen zwischen den Leitbildern der Aristokratie und den sozial und politisch aufsteigenden Schichten wie dem Bürgertum kam.[16]

---

12 Siehe hierzu Nowosadtko: Gehegter Krieg und John Lynn: Guerre et culture, „lumières" et romantisme dans la pensée militaire, in: Michel Biard u. a. (Hg.): La plume et le sabre. Volume d'hommages offerts à Jean-Paul Bertaud, Paris 2002, S. 327–344, hier vor allem S. 332, S. 335–336.

13 Vgl. Becker: Bilder, S. 12, S. 87.

14 Vgl. ebd., S. 87, S. 95.

15 Ebd., S. 95.

16 So wurde bereits der Siebenjährige Krieg scharf von der sich herausbildenden bürgerlichen Öffentlichkeit kritisiert, da er sich negativ auf den Handel und das Gewerbe auswirkte. Vgl. Ralf Pröve: Der delegitimierte Gegner. Kriegsführung als Argument im Siebenjährigen Krieg, in: Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2011, S. 275–284, hier S. 279.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Da Krieg ohne Gewalt nicht möglich war, blieben Gewaltausübungen wie Kampfeinsätze in der Schlacht eben Teil der militärischen Leitbilder, selbst als im Laufe des Siebenjährigen Krieges deutlich wurde, dass die saubere Kriegsführung der Kabinettskriege an der militärischen Realität scheiterte, der kleine Krieg oftmals entscheidende Vorteile brachte und im Laufe der ideologisch geführten Französischen Revolutions- und Napoleonischen Kriege eine stärkere Mobilisierung auch der Zivilgesellschaft für den Krieg neue Ansichten zu einer legitimen Gewalt mit sich brachte.[17]

Jedoch war nicht jede Gewalt heroisierbar. Eine Bewertung der Gewalttaten anhand positiver und negativer Verhaltensnormen erlaubte einerseits die Heroisierung von militärischen Kampfeinsätzen, andererseits boten bestimmte Heldenbilder und Heroisierungsstrategien Soldaten und Offizieren die Möglichkeit, ihre Gewaltausübung positiv (um-)zudeuten und somit zu legitimieren. Hilfreich war dabei, dass Transgression ein bedeutendes Merkmal des Heroischen bildet. Nach Ulrich Bröckling zeichnen sich Helden nicht nur durch ihre Außerordentlichkeit aus, sondern die Exzeptionalität von Helden manifestiert sich gerade in ihrer Transgressivität. Indem sie soziale Ordnungen überschreiten, bilden sie ambivalente Figuren, da sie einerseits als ordnungsbildende und -stabilisierende Mechanismen wirken können, indem sie „Regeln vorbildhaft verkörpern und bis zum Selbstopfer für sie eintreten".[18] Andererseits riskieren sie durch die Übertretung von Regeln einen destabilisierenden und ordnungszerstörenden Einfluss auf die Gesellschaften zu nehmen. Gerade in der Verbindung mit Gewalt, welche allein für sich schon, wie oben dargelegt, mehrere transgressive Elemente in sich trägt, riskieren Helden, „die Reziprozität gesellschaftlicher Interaktionsverhältnisse in fundamentaler Weise"[19] zu verletzen und „oszillieren mit ihren Taten zwischen Normsetzung, Norm(über-)erfüllung und Normbruch."[20] Dies lässt sich auch in den Beschreibungen von Gewaltausübung und -erfahrungen in militärischen Selbstzeugnissen beobachten. Wie genau die Heroisierungen von Gewalthandlungen in den Egodokumenten erfolgte, soll im nächsten Unterkapitel untersucht werden.

1.2 Ausübung von Gewalt: Narrative Heroisierungsstrategien und direkte Gewaltdarstellung

Welche Strategien der Darstellung wurden sowohl in offiziellen Schriftzeugnissen und Verlautbarungen der Obrigkeiten als auch in den Selbstzeugnissen von Militärs angewandt, um die von ihnen ausgeübte und als legitim eingestufte Gewalt zu heroisieren? Oder umgekehrt gefragt: Bedurfte es eben gerade dieser

17 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 132–138, S. 152–167.
18 Bröckling: Postheroische Helden, S. 29.
19 Ebd., S. 32.
20 Ebd., S. 30.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heroisierungen, um die Gewalt zu legitimieren? Im Folgenden sollen die narrativen Heroisierungsstrategien der Autoren von militärischen Selbstzeugnissen in Bezug auf Gewaltdarstellungen untersucht und auf ihre Legitimierungsfunktion hin analysiert werden.

Die Gewalt, welche in den Propagandaerzeugnissen und von den Regierungen herausgegebenen Schriften wie Zeitungen, Flugblättern und offiziellen Verlautbarungen erwähnt wurde, war zum einen relativ eindeutig als legitim identifizierbar. Kampfeinsätze des Militärs waren deshalb rechtfertigbar, weil sie mit den Kriegszielen der Regierungen übereinstimmten, handelte es sich hierbei um die Ansprüche des Monarchen oder eine patriotische Ideologie.[21] Die Kampfhandlungen waren zudem durch das Kriegsrecht und Militärordnungen – zumindest in der Theorie und oftmals ohne den kleinen Krieg miteinzubeziehen – klar umrissen; welche Gewalttaten also rechtens waren, unterlag festen Regeln. Zum anderen konnotierten Orden, Auszeichnungen und Beförderungen bestimmtes Gewaltverhalten positiv, wenn nicht sogar heroisch. Dass dies in der Realität nicht immer so einfach und eindeutig war, wird nicht zuletzt in den Selbstzeugnissen von Offizieren und Soldaten erkennbar. So stellt sich die Frage, ob durch die Verbindung der Gewalt mit dem Heroischen nicht auch bestimmte Erwartungen verbunden waren, die gewisse Verhaltensweisen von Soldaten und Offizieren voraussetzten und sich in einem Spannungsverhältnis zwischen dem individuellen Erfahrungskomplex und dem kollektiven Erwartungshorizont bewegten. In den Selbstzeugnissen lassen sich anhand von Kampfdarstellungen zumindest drei grobe narrative Muster identifizieren, welche versuchen, das Gewaltverhalten der Truppen in der Schlacht möglichst widerspruchsfrei zu heroisieren und somit der kollektiven Erwartungshaltung in Bezug auf Gewalt, Heldentum und Legitimität gerecht zu werden: die heroische Beschreibung der Truppen im Kampf durch gewisse Attribute, das Anerkennen ihrer Standhaftigkeit angesichts der völlig unübersichtlichen und lebensgefährlichen Situation auf dem Schlachtfeld sowie das Überschreiten der eigenen körperlichen und physischen Grenzen.

---

21 Was jedoch auch bedeuten konnte, dass die gegnerische Seite genau diese Rechtmäßigkeit mit verschiedensten Argumenten in Frage stellte, um so die Kriegsführung des Feindes zu delegitimieren. Ralf Pröve konnte in seiner Studie vier Kategorie der Delegitimierung nachweisen, welche von den kriegsführenden Parteien im Siebenjährigen Krieg verwendet wurden, um die gegnerische Seite zu diskreditieren: 1. Diffamierung und Ethnisierung der Kombattanten, 2. Anprangern der taktischen und strategischen Kriegsführung im Rahmen des Kleinen Krieges, 3. Übergriffe auf die Bevölkerung und 4. Hervorheben von ökonomischen Schäden. Pröve: Gegner, S. 279–282. Daneben gab es natürlich die schon seit der Frühen Neuzeit geführten Debatten um das Wesen des „gerechten Krieges" und die Gegenüberstellung von Defensiv- und Offensivkrieg. Siehe hierzu Ralf Pröve: Vom ius ad bellum zum ius in bello. Legitimation militärischer Gewalt in der Frühen Neuzeit, in: Claudia Ulbrich u. a. (Hg.): Gewalt in der Frühen Neuzeit, Berlin 2005, S. 261–270, und Lothar Schilling: Gewalt als Mittel staatlicher Expansion im Urteil der Aufklärungszeit, in: Claudia Ulbrich (Hg.): Gewalt in der Frühen Neuzeit, Berlin 2005, S. 227–236. Siehe auch Leonhard: Bellizismus, S. 45–52, S. 61–64.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.2.1 Tapfer, brav und mutig – die heroische Beschreibung der kämpfenden Truppen

Von den Autoren der Selbstzeugnisse wurde verlangt, mit Waffen zu kämpfen, zu verletzen und im besten Fall zu töten. Der erfolgreiche Kampf, das Bezwingen eines überlegenen Gegners und herausragende kämpferische Fähigkeiten bildeten die wichtigsten Elemente des militärischen Heldentums. Es verwundert daher nicht, dass in militärischen Selbstzeugnissen Kampfbeschreibungen oft mit heroisch-kriegerischen Attributen erfolgen. Wenn auch relativ selten, so werden doch in einigen wenigen Selbstzeugnissen die kämpfenden Truppen explizit heroisch genannt. So berichtet der Lützowsche Jäger Theodor Körner an eine Freundin in Wien am 30. März 1813 über die preußische Freischar, die „Krieger der deutschen Freiheit", welche den Kriegseid schworen: „es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen."[22] Hier wird sogar schon im Vorfeld über das Erwähnen des Kriegerstatus und den geleisteten Schwur den zukünftig Kämpfenden eine heldenhafte Haltung auf dem Schlachtfeld zugestanden, obwohl es eigentlich noch zu keiner Kampfhandlung gekommen war. Eindeutiger noch die Beschreibung einiger außergewöhnlicher Truppen durch den französischen Offizier de Vanssay während des napoleonischen Feldzuges auf der Iberischen Halbinsel in seinen 1817 verfassten und 1864 erschienen Memoirfragmenten: „[N]ous avions avec nous quelques compagnies de voltigeurs tirées des régiments français et polonais; ces excellentes troupes donnèrent, dans plusieurs occasions, des preuves remarquables de leur héroïque valeur."[23] Die Heroisierung ist hier unbestreitbar, sie erfolgt direkt durch die Bezeichnung und zusätzlich indirekt durch die Hervorhebung ihrer überragenden kämpferischen Fähigkeiten.

Fehlt die direkte heroische Bezeichnung anhand des heroischen Begriffsfeldes, sprich werden die Soldaten nicht explizit als Helden, heroisch, *héroïques* oder heldenhaft bezeichnet, kann anhand der positiven Bewertung der Kampfleistungen der Soldaten, in welchen sie durch kriegerische Attribute beschrieben werden, eine Heroisierung zwischen den Zeilen immer noch relativ eindeutig herausgelesen werden. Selbst in Aufzeichnungen, die im Stil nüchterner militärischer Berichte gehalten sind, werden die eigenen Truppen und ihr Kampfeinsatz in den Schlachten sowohl in deutschen als auch in französischen Selbstzeugnissen als mutig, brav, tapfer bzw. *courageux* beschrieben. Ernst Friedrich von Barsewisch spricht in seinen Memoiren über den Siebenjährigen Krieg beispielsweise von den „tapfere[n] Württemberger[n]" und „unsere[n] mutige[n]

---

22 Friedrich Förster: Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt von Friedrich Förster, in: Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller 1, 1840, S. 3–86, hier S. 46.

23 Auguste-Alexandre de Vanssay: Fragements de mémoires inédits, écrits en 1817 sous le titre de Souvenirs militaires d'un officier de dragons, pendant les campagnes de la Grande armée des années 1804 à 1811, Mortagne 1864, S. 69.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Truppen".[24] Auch ein Freiwilliger der Armée d'Italie, Joseph Logos, bezeichnet die französischen Truppen in einem Brief vom 12. Februar 1799 an seine Eltern als die „Braves Défenseurs de la patrie",[25] während de Vanssay in seinen einige Jahre nach der Kriegsteilnahme verfassten, aber erst Mitte des 19. Jahrhunderts für ein größeres Publikum erschienenen Memoiren seine Dragoner, welche er im napoleonischen Feldzug in Spanien anführte, „ces jeunes et braves dragons"[26] nennt und der Kanonier Bricard in seinem von seinen Enkeln 1891 herausgegebenen Tagebuch über die Revolutions- und Napoleonischen Kriege berichtet, dass „notre cavalerie […] se battit avec courage".[27]

Interessant bei den hier zitierten Beispielen ist, dass gleich, ob es sich um zeitgenössische Quellen des Siebenjährigen Krieges, der Französischen Revolution oder der Napoleonischen Kriege oder aber um in der Retrospektive verfasste und zum Teil ein Jahrhundert nach der eigentlichen Kriegsteilnahme im Kontext des späten 19. Jahrhunderts veröffentlichte Zeugnisse handelt, die heroischen Kampfbeschreibungen und Attribute eine gewissen Kontinuität aufweisen. Hier ist eine Überdauerung der militärisch-heroischen Attribute erkennbar, die sich unabhängig vom jeweiligen Krieg und der militärischen Situation des Kampfeinsatzes über 150 Jahre lang in relativ gleichbleibenden narrativen Heroisierungsstrategien wiederfinden lassen. Das Verhalten von Truppen während der Kampfhandlungen als besonders mutig oder tapfer darzustellen, ist jedoch keine Neuerung in Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts. Schon in mittelalterlichen Chroniken wurde das Verhalten von Rittern im Kampf mit eben diesen Begriffen aufgewertet und heroisiert.[28] Der Ritter als Inbegriff des heroischen Kriegertums gehört zu einer langen Tradition heroischer Präfigurate, die sich im kulturellen Gedächtnis westlich-christlicher Bevölkerung eingeprägt haben. Es ist also eindeutig, warum diese semantischen Aufwertungen des militärischen Kampfverhaltens in den Selbstzeugnissen leicht als heroisch verstanden werden konnten, gerade auch, weil einige Autoren sogar namentlich Bezug auf heroische Figuren vergangener Epochen nehmen. So erwähnt der Soldat der *Garde impériale* und spätere Offizier in der napoleonischen Armee Jean-Baptiste Barrès mehrmals den

---

24 Ernst Friedrich Rudolf von Barsewisch: Von Rossbach bis Freiberg: 1757–1763. Tagebuchblätter eines friderizianischen Fahnenjunkers und Offiziers, Krefeld 1959, S. 39, S. 43.

25 Jean-René Suratteau: Lettre d'un volontaire national de l'armée d'Italie en 1799, in Annales historiques de la Révolution française 262, 1985, S. 554.

26 De Vanssay: Fragements, S. 72.

27 Bricard: Journal, S. 86.

28 Vgl. Christoph Mauntel: Der ambivalente Charakter der Gewalt. Mittelalterliche Perspektiven auf das Beziehungsgeflecht von Gewalt und Heldentum. Vortrag gehalten auf der Tagung *Gewalt und Heldentum*, vom 29. November bis 1. Dezember 2018 an der Universität Freiburg, organisiert vom SFB 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen".

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Chevalier de Bayard,[29] Ursprungsfigur des Heldenbildes des *Ritters ohne Furcht und Tadel* (auf Französisch *chevalier sans peur et sans reproche*).

In manchen Quellen sind die Beschreibungen der Truppeneinsätze derart exzessiv, dass das militärische Kampfgeschehen gleichsam als eine stets heroische Angelegenheit erscheint. Friedrich von Barsewischs Aufzeichnungen über den Siebenjährigen Krieg wären ein Beleg dafür, aber auch die Briefe des *volontaire* Favier strotzen nur so vor heroischer Aufwertung der soldatischen Leistungen.[30] Vor allem aber wird anhand solch positiver Kampfbeschreibungen deutlich gemacht, dass die Soldaten in ihren Leistungen offenbar über das Geforderte hinausgingen; sie erfüllten nicht nur ihre Pflicht bzw. die von ihnen erwarteten Aufgaben, sondern taten dies mit zusätzlichem Engagement. Sogar die innere Haltung der Truppen wird hier mit einer heroisch-kriegerischen Disposition in Verbindung gebracht. Die Soldaten sind dann meistens von „einem guten Geist beseelt" oder bewahren eine innerliche Ruhe („sang-froid") angesichts der vor ihnen liegenden Aufgaben.[31] Die motivierten und einen kühlen Kopf bewahrenden Soldaten lassen ihre positive kriegerische Geisteshaltung erfahrener Militärs in überschwänglichem Einsatz während der Kampfhandlungen zur Geltung kommen, was in den Selbstzeugnissen als heroisches Engagement dargestellt wird.

1.2.2 Die chaotischen Wirren des Schlachtfeldes: Standhaftigkeit und Authentizitätsanspruch

Dass die heroische Beschreibung von Kämpfen und die innere Haltung der Soldaten anhand positiver kriegerischer Attribute so oft in den Selbstzeugnissen vorkommt, lässt sich dadurch erklären, dass dies oftmals nicht nur die einfachste, sondern eventuell auch die einzige Möglichkeit darstellte, den eigenen Kampfeinsatz bzw. den Kampfeinsatz der eigenen Truppen zu heroisieren. Dies hängt

---

29 Der Offizier Barrès berichtet beispielsweise von einem Zwischenstopp des Italienfeldzugs in Abbiategrasso: „C'est là que les Français furent forcés, en 1524, ce qui coûta la vie au Chevalier Bayard." Jean-Baptiste Barrès: Souvenirs d'un officier de la Grande Armée. Publiés par Maurice Barrès son petit-fils, Paris 1922, S. 24.

30 Vgl. L. Duchet (Hg.): Deux volontaires de 1791. Les frères Favier de Montlucon. Journal et lettres publiés d'après des papiers de famille, Montlucon 1909, S. 15, S. 46, S. 55, S. 68, S. 77, S. 92, S. 122.

31 Der Offizier Carl Sachs schreibt über den Russlandfeldzug von 1812: „Am 15.ten [November] stand die Armee vom beßten Geist beseelt schon in aller Früh in Schlachtordnung der Rußischen auf Canonen-Schuß Weite gegen über." Carl Sachs: Erinnerungsblätter eines badischen Soldaten an den russischen Feldzug von 1812 bis 1813, Stuttgart 1987, S. 20. Und auch der Offizier Ernst von Baumbach weiß zu Anfang des gleichen Feldzuges zu berichten: „Die Armee war gut eingeübt und von einem guten Geist beseelt." Ernst von Baumbach: Tage-Buch von 1812, Ludwigsburg 1838, S. 16. Der bereits mehrfach zitierte Offizier de Vanssay erwähnt die kriegerisch-fähige Haltung seiner Dragoner im Kampf: „Mon peloton, composé de ces jeunes et braves dragons [...] donna là de nouvelles preuves de ce sang-froid qui l'avait distingué dans tant de combats." De Vanssay: Fragments, S. 72.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mit den militärischen Taktiken zusammen, die seit dem 18. Jahrhundert in Schlachten angewandt wurden. Zum einen bildeten die Schusswaffen die wichtigste Waffengattung, welche in den Schlachten zum Einsatz kam. Das ritterlich-kriegerische Ideal des Kampfes Mann gegen Mann, in welchem die eigenen überlegenen kämpferischen Fähigkeiten über Sieg oder Niederlage bestimmten, gehörte schon länger der Vergangenheit an.[32] Damit änderten sich auch Vorstellungen des Kriegerisch-Heroischen.

Zum anderen ließ die Lineartaktik, in welcher die Soldaten in geordneten Linien auf die feindlichen Soldatenreihen zumarschierten und in möglichst geordneter Formation in *Volets* ihre Schüsse abgeben sollten, wenig Platz für die Heroisierung der individuellen kämpferischen Fähigkeiten. Diese spielten keine Rolle mehr, oftmals konnten Soldaten nicht einmal erkennen, ob sie den Gegner überhaupt getroffen hatten – nicht zuletzt, weil die Funktionstüchtigkeit frühneuzeitlicher Schusswaffen mehr oder weniger zu wünschen übrigließ.[33] Der Gebrauch der Schusswaffen oder das Ausschalten besonders vieler Feinde konnte somit als hervorragende Qualität des heroischen Kriegertums nur bedingt von Bedeutung sein – zumindest hätten sie in Schlachtenbeschreibungen nur eine bedingte Glaubwürdigkeit gehabt, da die Nachweisbarkeit einer solchen sich als recht schwierig erwiesen hätte.[34]

Wichtiger als die Effektivität im Kampf schien dagegen der unermüdliche Einsatz auf dem Schlachtfeld, das stetige Weitermachen, bis die Schlacht entweder gewonnen war oder aber der Rückzug angetreten wurde. Dass ein solcher Einsatz heroisch anmuten konnte und in den Selbstzeugnissen eben auch eine überschwängliche Aufwertung erfährt, lässt sich leicht erklären, wenn man sich vor Augen führt, welche Überwindung der eigenen Ängste und des Selbsterhaltungstriebes es gekostet haben mag, in der Lineartaktik zu kämpfen. Aufgrund der geringen Schussweite und Treffsicherheit der zeitgenössischen Waffen mussten die Soldaten nicht nur bis auf 100 bis 200 Meter an die gegnerischen Linien heranrücken, bis sie ihre Waffen abfeuern konnten, sondern sie taten es auch unter dem stetigen feindlichen Gewehrfeuer und dem Kugelhagel der Kanonen. Dabei

---

32 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 34–36.

33 Das weiß z. B. der *volontaire* Favier der Ältere in einem Brief an seine Mutter zu berichten: „Il arriva hier un petit malheur à notre avant garde. Un volontaire du 1er bataillon de la Marne s'amusant à raccommoder la pierre de son fusil, le fit partir et perça de part en part la cuisse d'un fourrier du régiment de Deux-Ponts. On va faire des couvre-platines, moïens necessaires pour remédier à de semblables accidens, qui pourroient arriver souvent." Duchet: Deux volontaires, S. 43.

34 So erzählt Ulrich Bräker, dass er inmitten des Gefechtes zwar seinen Einsatz geleistet hätte, jedoch nicht einschätzen könne, wie ausschlaggebend seine Kampfaktionen gewesen seien. „Unsre geborne Preussen und Brandenburger packten die Pandurien wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schrecken bewußt, schoß ich Eines Schiessens fast alle meine 60 Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war, und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles gieng in die Luft." Ulrich Bräker: Der arme Mann im Tockenburg, Zürich 1993, S. 37–40.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Formationen zu halten und in möglichst geordneter Reihenfolge systematisch Schüsse abzugeben, obwohl man damit rechnen musste, selbst jeden Moment niedergeschossen zu werden, scheint große Überwindungskraft und Mut erfordert zu haben.[35] Wie beängstigend diese Kampferfahrungen sein konnten, lässt sich in vielen Selbstzeugnissen nachweisen. Ein Vergleich diverser Quellen aus dem Siebenjährigen Krieg macht dies deutlich: Während in den Aufzeichnungen des adligen Offiziers Friedrich von Barsewisch die Truppen immer mit beherzter Begeisterung kämpfen, erzählt die Autobiographie des gepressten Soldaten und Deserteurs Ulrich Bräkers dagegen von einer ganz anderen Stimmung bei den Truppen, nämlich von einer Todesangst bei selbst den zuvor noch mutigsten Soldaten.[36] Auch der Feldprediger Carl Daniel Küster musste einige Soldaten, die sich während der Schlacht bei Hochkirch 1758 während des Kampfes vor Angst versteckt hatten, mit religiösen Reden zum Weiterkämpfen motivieren.[37] Selbst in Briefen aus dem Siebenjährigen Krieg an Angehörige, die eher selten detailliert vom Kampfgeschehen berichten, finden sich Beschreibungen der überwältigenden Schlachtsituationen, in denen das eigene Leben diesen Gefahren ausgesetzt war und man dennoch weiterhin unhinterfragt seinen Dienst tat.[38] So scheint Angst im Angesicht der Schlacht nicht unbedingt ein Ausschluss des Heroischen zu bedeuten, solange man – und dies tat Ulrich Bräker z. B. nicht – weiterhin auf dem Schlachtfeld blieb und sich am militärischen Geschehen beteiligte.

Die Wahrnehmung einer aussichtslosen Situation wurde zusätzlich durch das Chaos verstärkt, welches auf dem frühneuzeitlichen Schlachtfeld oder bei Belagerung herrschte. Das Getöse der Kanonen und Gewehrfeuer, die schlechte Sicht durch die durch Schusswaffen entstandenen Rauchschwaden und/oder schlechte Wetterbedingungen, durcheinandergeratene Schlachtordnungen und uneinheitliche Uniformierung der Truppen hinterließen bei vielen Soldaten ein Gefühl der Überwältigung, welches sie an die Grenze der militärischen Disziplin

35 Vgl. Möbius: Angst, S. 78; Berkovich: Motivation, S. 57; Hervé Drévillon: L'Individu et la Guerre. Du Chevalier Bayard au Soldat inconnu, Paris 2013, S. 130. Über die katastrophalen Folgen einer solchen Taktik gibt die Schlacht von Fontenoy von 1745 Auskunft, in welcher der französische Offizier Joseph-Charles-Alexandre d'Anterroches den Engländern den ersten Schuss überlies, so dass die erste Linie der französischen Truppen anschließend wehrlos vom *feu roulant* der englischen Linientruppen niedergemäht wurde. Die Standhaftigkeit der französischen Truppen angesichts des Gewehrfeuers stieß anschließend erste Debatten um die Heroisierung einfacher Soldaten an. Ebd., S. 131–132.

36 „Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hosen; in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe, las' man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel' Herzhaftigkeit gleichsneten." Ulrich Bräker: Der arme Mann, S. 28.

37 Vgl. Küster: Bruchstück, S. 37–38, S. 42.

38 Vgl. Hans, Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe. Altpreußischer Kommiss 19, Osnabrück 1982, S. 2–3, S. 4, S. 13, S. 23.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

brachte.[39] Dennoch berichten fast alle Autoren – unabhängig von ihrem militärischen Rang, gerade aber die einfachen Soldaten – dass sie auf dem Schlachtfeld blieben und versuchten, ihren Befehlen so gut es ging Folge zu leisten. So zeichnet der Infanterist Jakob Walter während Napoleons Russlandfeldzug 1812 ein verstörendes Bild einer Schlacht, jedoch bleibt er am Kampfgeschehen und auch am weiteren Feldzug beteiligt:

> Wie Donnerschläge began das Feueren gegen und von dem Feind, die Erde Hüpfte zitternt von Kannonen Feuer, und Kukelregen kreuzten durcheinander […] Nun rikten beide Armen vester gegeneinander und das Mordgeschrei und Feuergeschütter Glich einer Hölle, […] auf meine Kamuraden kante ich keine Acht mehr haben, wusste auch demnach nicht auf welche Art selbe theils umgekomen oder vermisst worden sind, alles Feuerte Schlug auf den Feind loss mit wilder Raserey und man konte sich nicht denken ist man forn mitten oder hinter dem Mittelpungt der Armee.[40]

Auch wenn Walter die Kampfsituation wortwörtlich als Hölle beschreibt und er im Chaos seine Position in der Schlachtformation verliert, scheint er – zumindest nach der schriftlichen Darstellung seiner Erinnerungen – nicht daran zu denken, wegzulaufen oder sich zu verstecken. Er erfüllt trotz der lebensgefährlichen Situation weiterhin den von ihm erwarteten Dienst.[41]

Zwei Beobachtungen sind von Interesse: Erstens finden sich die Beschreibungen des mutigen Verhaltens der Truppen auf dem Schlachtfeld im gesamten Untersuchungszeitraum wieder, sowohl in zeitgenössischen Quellen der drei Kriege als auch in Zeugnissen, die in der Retrospektive und somit teilweise erst Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Genau wie bei der heroischen Bezeichnung der Truppen als *brave* oder *mutig*, findet sich in Bezug auf die Standhaftigkeit eine Kontinuität der heroischen Zuschreibung von Kampfhandlungen und auch der Begrifflichkeiten und Narrative über längeren Zeitraum hinweg.

Zweitens fällt auf, dass die Gewalt bei der Heroisierung von Truppeneinsätzen relativ indirekt dargestellt wird. Es wird eine Schlacht erwähnt, und anschließend berichtet, dass die Truppen „sich mit dem Feind geschlagen haben" und wie sich die Soldaten in diesem Kampf benommen haben (mutig, brav, *avec courage*). Die genaue Ausübung von Gewalt und vor allem die Folgen dieser in Bezug auf die Versehrtheit des Körpers spielen zunächst keine Rolle. Das bedeutet nicht, dass

---

39 Bräker berichtet beispielsweise von der Schlacht um Lobositz 1756 als einem regelrechten Schreckensszenario: „Und nun gieng in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausgieng; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusick, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brülen ihrer Adjutanten, das Zetter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtodten Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte!" Bräker: Der arme Mann, S. 42.

40 Bernhard Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben unter Napoleon. Russlandberichte eines Infanteristen, eines Leutnants, eines Generals, Stuttgart 1987, S. 49–51.

41 Eine Ausnahme bildet hier das Selbstzeugnis von Ulrick Bräker, der frei zugibt, desertiert zu sein. Vgl. Bräker: Der arme Mann, S. 42.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Erwähnungen solcher Folgen in den Selbstzeugnissen nicht vorkommen – ganz im Gegenteil: Detaillierte Berichte über Verletzungen, schwere Verwundungen und Tod finden sich zahlreich im kompletten Untersuchungszeitraum. Das gilt umso mehr, wenn die Verwundungen selbst erlitten wurden. In der allgemeinen Heroisierung des Kampfeinsatzes stehen jedoch andere Phänomene im Vordergrund: Die Beschreibung der situativen Bedingungen (Schlachtenlärm, Geschützfeuer, Lage und Aufstellung der Truppen) sollen zuerst einen Überblick über den Kampf geben und das Verhalten der Armeemitglieder in diesem Austausch von Gewaltaktionen als positiv und legitim hervorheben. Die konkrete Erwähnung der genauen (eigenen) Gewalttat ist entweder für die im nächsten Kapitel behandelten Einzelkämpfe oder die detailliere Momentaufnahme innerhalb des Schlachtgeschehens reserviert, welche eine andere Ebene der Erfahrung anspricht und andere Formeln der Heroisierung ermöglicht.

Zudem kann über eine detaillierte Beschreibung des Kampfes Authentizität hergestellt werden: Eine genaue Darstellung der situativen Gegebenheiten, welche mit den eigenen fünf Sinnen wahrgenommen wurden, kennzeichnet die Beschreibung als Teil des eigenen Erlebnisses und belegt, dass man tatsächlich nicht nur Zeuge und Teilnehmer dieser lebensgefährlichen Situation war, sondern in ihr auch Übermenschliches und damit Heroisches geleistet hat. Dieser Beleg der Authentizität der Erfahrung, welcher durch das präzise Beschreiben des Schlachtgeschehens in den Selbstzeugnissen suggeriert wird, konnte für Veteranen von größerer Bedeutung sein, und zwar, wenn es darum ging, sich als geschichtspolitische Autoritäten in Bezug auf die jeweiligen Kriege zu etablieren. Dies wiederum schien Veteranen ein Anliegen zu sein, wenn ihr Kriegseinsatz und die damit verbundenen Opfer in der Nachkriegszeit von der Öffentlichkeit und der Obrigkeit mit nur geringer Anerkennung oder sogar Ablehnung bedacht wurden. Deutlich wurde dies etwa in Frankreich während der Nachkriegszeit der Napoleonischen Kriege. Nachdem in den Jahren der Restauration sowohl Ludwig XVIII. als auch Karl X. sich nicht nur von der rezenten Vergangenheit distanzierten, sondern eine regelrechte Politik des „oubli officiel" oder auch „silence officiel"[42] fuhren, welche nicht nur reale finanzielle und soziale Nachteile für die Veteranen nach sich zog, sondern ihnen auch einen schlechten Ruf in der Gesellschaft einbrachte,[43] kam es in den 1820er Jahren zu einem regelrechten Boom der napoleonischen Broschürenkultur. Auslöser war der Tod Napoleons 1821, der Anlass gab für das Erscheinen zahlreicher kurzer apologetischer Abhandlungen, längerer Biographien oder biographischer Schriften über den ehemaligen Kaiser. Gerade Veteranen beteiligten sich hier in großer Zahl an den Diskursen um dessen Tod und Kriege und nahmen so eine zentrale Rolle in der geschichtspolitischen Erinnerungskultur der napoleonischen Zeit und Kriege ein. Interessant ist hierbei, dass, obwohl diese Broschüren und Abhandlungen nicht selten

42 Petiteau: Lendemains, S. 99, S. 107, S. 123.
43 Auf diese Folgen wird genauer im nächsten Unterkapitel eingegangen.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anonym verfasst wurden, sich eine bestimmte Chiffre, nämlich der Begriff der *braves*, als Verweis auf die Soldaten Napoleons fand. Der Begriff wurde sowohl als anonyme Bezeichnung für die Autoren in Bildern als auch im Text sehr verbreitet gebraucht und als allgemeine Bezeichnung für die napoleonischen Veteranen verwendet.[44]

Mit dieser Bezeichnung wurde nicht nur die eigene heroische Darstellung vorangetrieben, denn zum einen greift sie doch genau die klassische heroische Kriegerqualität des mutigen Kampfes auf, welche auch in den militärischen Selbstzeugnissen ausführlich bei der Selbst- und Truppenbeschreibung Verwendung findet. Zum anderen erlaubt sie zugleich auch die Herstellung einer Gruppenidentität, die die Mitglieder von den anderen Autoren napoleonischer Broschüren und Abhandlungen unterscheidet. Die so konstruierte Gruppenzugehörigkeit ging nämlich mit einem besonderen Autoritätsanspruch einher, der sich zum einen auf die Teilhabe an der napoleonisch-militärischen Sphäre, sprich den spezifisch militärischen Kriegserfahrungen der napoleonischen Kriege, und zum anderen auf den heroischen Status, welcher durch diese Teilhabe und die Selbstbezeichnungen garantiert wurde, gründete.[45] Die Veteranen-Autoren dieser Broschüren sahen sich als eine besondere Gruppe, die durch ihre Erfahrungen und ihre Beziehung zu Napoleon, aber auch aufgrund ihres eigenen Heldentums eine gewisse Autorität in Bezug auf die Beurteilung seines Heldenstatus und seiner heroischer Taten hatte. Daraus leiteten sie ein Verständnis für die soziale und historische Bedeutung der Figur Napoleons ab, das zivilen Autoren dementsprechend verwehrt blieb.[46]

Es verwundert also nicht, dass Victor Dupuy in seinen Ende der 1840er verfassten Erinnerungen, nachdem er nach einer *revue* durch Napoleon zum *sous-lieutenant* befördert und anschließend einer *compagnie d'élite* der Kavallerie zugewiesen worden war, schreibt:

> les sous-officiers et chasseurs qui en [les campagnies d'élite dans nos régiments de cavalerie] faisaient partie […] étaient choisis dans les autres compagnies des régiments parmi les plus braves et les meilleurs sujets. Lorsque j'en étaie maréchal de logis chef, chargé par mon capitaine de diriger son choix quand il nous survenait des vacances, je n'y avais fait admettre que des hommes dont je connaissais parfaitement la bravoure et la bonne conduite […]. Aussi, passait-elle pour une des meilleures compagnies de l'armée, et justifiait-elle sa réputation![47]

Nicht nur Broschüren über den Tod und das Andenken an Napoleon waren also eine Möglichkeit, sich diesen Autoritätsanspruch zu sichern. Selbstzeugnisse konnten ebenfalls als ein Medium funktionieren, über welches Veteranen sich als privilegierte Diskussionspartner etablieren konnten. Aufgrund ihrer Kriegs-

---

44 Die bisherigen Ausführungen dieses Absatzes folgen Marquart: Héros, S. 47.
45 Vgl. Marquart: Héros, S. 47–48.
46 Vgl. ebd.
47 Victor Dupuy: Souvenirs militaires de Victor Dupuy, Chef d'escadrons de hussards 1794–1816, publiés avec une préface le Général Thoumas, Paris 1892, S. 67.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erfahrungen konnten sie bestimmte historische Begebenheiten der Napoleonischen Kriege genau schildern und erläutern, ihnen wurde wegen der Teilnahme an den Feldzügen – zumindest in Eigeninitiative – der Status der *braves* zugestanden und sie sind zuweilen Napoleon auch selbst begegnet und konnten sich so Urteile über den Verlauf der Feldzüge und die militärischen Entscheidungen des großen Feldherren erlauben.[48] Diese Vorstellung als *Experten* dieses Themas erfolgte jedoch nicht nur aus der eigenen Selbststilisierung, sondern wurde ihnen zuweilen auch von zivilen Akteuren als Fremdzuschreibung angetragen. Dabei wurden die Veteranen-Autoren in Frankreich beispielsweise einerseits zwar als privilegierte Autorengruppe wahrgenommen, andererseits wurde ihnen aber gerade aufgrund ihrer Nähe zu Napoleon und seiner militärischen Sphäre mangelnde Objektivität unterstellt.[49] Die Teilnahme an der Diskussion über die Wertung von Napoleons Heldentum und die Selbstbezeichnung als *braves* bildete für die Veteranen der napoleonischen Kriege in den 1820er Jahren, aber auch in den folgenden Jahrzehnten, nicht nur eine Möglichkeit, sich selbst zu heroisieren, sondern über diese Selbstheroisierung einen Autoritätsanspruch in einem gewissen geschichtspolitischen Bereich einzufordern, in dem ihre Sichtweisen und Deutungen eine privilegierte Stellung einnahmen. Dass dies nicht von allen anderen Mitgliedern der Gesellschaft widerstandslos so akzeptiert wurde, zeigt wieder, wie sehr die heroische Darstellung einer Gruppe oder Person sich in einem Aushandlungsprozess befand.

1.2.3 Überschreiten der körperlichen und psychischen Grenzen und die Wirkungsmacht von Heldenbildern

Die oben aufgeführten Beispiele aus den beiden bisher dargestellten narrativen Mustern sind nicht nur Belege positiver Erfüllung, sondern gleichsam Übererfüllung von Wert- und Verhaltensvorstellungen im Kampfeinsatz. Die Soldaten tun nicht einfach ihren Dienst, sondern tun dies mit äußerster Tapferkeit, einer bewundernswerten inneren Einstellung und angesichts der widrigsten Umstände. Dies stellt eine Form der Grenzüberschreitung dar, die Bröckling im Modell des Tugendhelden zusammenfasst: Sowohl die Normsetzung als auch die

---

48 Neben Victor Dupuy berichtet auch Girod de l'Ain z. B., dass er zwei Mal „avait[t] l'honneur d'adresser la parole au grand Napoléon!" und beschreibt anschließend die zwei Situation detailliert und vor allem die Sorge, die er hatte, einen schlechten Eindruck auf den Kaiser zu machen. Obwohl Girod eine große Begeisterung für Napoleon hegt, hindert ihn das nicht daran, manche seiner militärischen Entscheidungen zu kritisieren und Kommentare, wenn auch verhaltene, über die strategischen Entscheidungen des Kaisers in seine Memoiren einfließen zu lassen. Félix Girod de l'Ain, Général baron de l'Ain: Dix ans de mes souvenirs militaires. De 1805 à 1815, Paris 1873, S. 280–282, S. 320, S. 336–337. Girod de l'Ain ist nicht der einzige Offizier, der sich ein Urteil über Napoleons militärische und politische Entscheidungen erlaubt. So gibt de Vanssay in seinem Selbstzeugnis seine Meinung über die Einsetzung von Napoleons Bruder als König von Spanien wieder. Vgl. de Vanssay: Fragments, S. 60.

49 Vgl. Marquart: Héros, S. 48.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Erfüllung und anschließend das Übertreten dieser festgesetzten Normvorstellungen in einer vorbildhaften und damit nachahmenswerten Funktion überschreiten die erwartbaren Anforderungen, die an die Soldaten gestellt wurden.[50] Der Held, so Niklas Luhmann, ist hier

> die vielleicht eindrucksvollste semantische Form, die in der europäischen Geschichte für moralisch reguliertes Abweichen ausgebildet worden ist [...] Man kann durch Übertreffen der erwartbaren Leistungen beide Wege zugleich begehen: den der Konformität und den der Abweichung: und man braucht dabei weder sich noch anderen etwas verschweigen.[51]

Anhand der vorgestellten Schlachtenberichte wird jedoch auch deutlich, dass die Grenzüberschreitung im soldatischen (Selbst-)Heroisierungsprozess nicht nur in der Übererfüllung von militärischen Erwartungen stattfand, sondern dass es vor allem um die Überschreitung der eigenen körperlichen und psychischen Grenzen ging. Das Ertragen sowie das Ausüben von Gewalt unter widrigsten Bedingungen, welche die Kämpfenden an das eigene Limit brachten, bildeten den Kern der Heroisierung der Kampfhandlungen, da sie eine Übersteigerung der eigenen Fähigkeiten belegten. Während der Schlacht wuchsen die Truppen quasi über sich hinaus. Das, was sie leisteten, entsprach nicht mehr dem geforderten Standard, sondern es sprengte gleichsam den Rahmen des menschenmöglichen Handelns, wie beispielsweise von Barsewisch über seine Truppen im Siebenjährigen Krieg erzählt: „Von 6 Uhr morgens an bis 11 Uhr wurden wir von einer ungeheuren feindlichen Macht unausgesetzt angegriffen. Jeder Soldat hatte 120 Patronen auf demselben Platze verschossen, das überstieg fast alle menschlichen Kräfte."[52] Diese Erwartungen übertreffenden Taten der eigenen Truppen zeigten sich insbesondere dann, wenn es darum ging, den feindlichen Beschuss zu ertragen und nicht nur die Stellung zu halten, sondern zugleich auch erfolgreich zurückzuschlagen. So berichtet von Barsewisch weiter: „Wir ließen uns aber durch diese heftige Canonade nicht irre machen, sondern antworteten tapfer und trieben seinen Angriff auf unsern Flügel gegen Weissenborn herzhaft zurück, so daß derselben keinen Fußbreit Landes gewann."[53] Die Heroisierung erfolgt hier nicht nur durch die bereits besprochenen heroisch-kriegerischen Attribute („tapfer", „herzhaft"), sondern auch durch die Tatsache, dass die Soldaten unter von Barsewisch (und auch er selbst) hier alle Erwartungen und Aufgaben, die an ein erfolgreiches militärisches Regiment gestellt werden – Standhaftigkeit, Verteidigung und Gegenschlag – nicht nur effektiv, sondern auch mit vollem Einsatz und

---

50 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 29–31.

51 Niklas Luhmann: Die Autopoiesis des Bewußtseins, in: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Wiesbaden 2008, S. 55–108, hier: S. 86.

52 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 77. Auch Ernst von Baumbach berichtet, wie bei der Verteidigung einer Stellung das Regiment alle Kugeln verschoss: „Auf dieser Strecke erhielt sich nun das Gefecht den ganzen Nachmittag hindurch mit abwechselndem Erfolg. Einmal sogar waren wir genöthigt, aus Mangel an Munition, die Stellung hinter der Kirche zu verlassen, nahmen sie jedoch schnell wieder." Von Baumbach: Tage-Buch, S. 64.

53 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 162.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einer überzeugenden militärischen Disposition erfüllten. Die von Barsewisch erwähnten Leistungen gehen somit über den Standard militärischer Aktionen hinaus.

Mit der Darstellung übermenschlicher Leistungen erfüllten die Selbstzeugnisse aufs Treffendste die Vorbildfunktion, die heroischen Figuren oftmals zu eigen ist. Sie zeigen nicht nur die Grenzen des menschlichen Handelns und liefern dem Leser der Selbstzeugnisse klare Vergleichspunkte, in welchen er sich widerspiegeln kann, sondern sie überschreiten diese Limitationen, übertreffen sich selbst. Durch diese außergewöhnliche Leistung werden sie besonders, exemplarisch, und gerade einfache Soldaten liefern damit zugleich den Beweis, dass dies auch für einfache Menschen, sprich Personen ohne edle Abstammung, machbar sei. Ihre Selbstzeugnisse und die darin enthaltene heroische Selbstdarstellung gewinnen damit eine erzieherische Funktion, da sie zur Nachahmung anregen konnten. Inwieweit dies mit den Intentionen der Verfasser einherging, kann jedoch nicht immer unbedingt geklärt werden. Während einige Autoren wie der Feldprediger aus dem Siebenjährigen Krieg, Carl Daniel Küster, den Lesern ganz klar das beschriebene Verhalten der Soldaten zur Imitation empfehlen,[54] äußern sich die meisten Soldaten und Offiziere zumindest eher selten explizit über die Vorbildfunktion ihres Selbstzeugnisses, sondern geben meist nur an, dass sie hoffen, ihre Erzählungen würden für ihre Nachkommen und folgende Generationen von praktischem Nutzen sein.

Dennoch lassen die Narrative der übermenschlichen, heroischen Aktionen einfacher Soldaten Fragen nach der Wirkungsmacht von Heldenbildern aufkommen, sowie daran anknüpfend nach der Funktion von heroischen Figuren, ihrer Instrumentalisierung, aber auch nach den Gefahren. Denn heroische Leitbilder erfüllen u. a. eine grundlegende Funktion: Sie bilden Vorbilder, an denen festgemacht werden kann, welche Tugenden und Qualitäten in einer Gesellschaft oder Teilgesellschaft als erstrebens- und wünschenswert gesehen werden. Dadurch werden Verhaltensweisen sowie Norm- und Wertvorstellungen formuliert, die von den Mitgliedern dieser Gesellschaft, dem Publikum der Heldenfiguren, übernommen werden sollen.[55] Dabei ist auffällig, dass das Bedürfnis nach Helden gerade in Krisensituation oder Umbruchsphasen zu steigen scheint, da ein Bedarf an starken Leitfiguren entsteht, charismatische Figuren im Max Weberschen Sinne, die Orientierung geben und Führung anbieten.[56] Dementsprechend können Heldenbilder und heroische Figuren für Regierungen eine Möglichkeit bilden, die Bevölkerung auf die gewünschten Werte einzuschwören, unabhängig davon ob, die außergewöhnlichen Talente und Qualitäten der Heldenfigur eigentlich für die Masse der Bevölkerung nachahmbar sind oder

54 Vgl. Küster: Bruchstücke.
55 Vgl. von den Hoff u. a: Helden, S. 9–12; Sonderforschungsbereich 948: Held, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/hdd1.0.
56 Vgl. von den Hoff u. a.: Helden, S. 9–10; Sonderforschungsbereich 948: Held.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht. Wichtig scheint eher ein Grundgerüst an Werten und Normen, welche durch den Helden verkörpert werden und als Leitfaden für konformes Verhalten dienen. In diesem Sinne haben Heldenfiguren eine ordnungsstiftende Funktion inne, denn zum einen werden die durch sie verkörperten Tugenden und Verhaltensweisen positiv konnotiert, was wiederum diesem impliziten Norm- und Wertesystem entsprechende Handlungen – zumindest in der Theorie – belohnt und abweichendes Verhalten sanktioniert.[57] Zum anderen werden aufgrund der Vorrangstellung des Helden an der Spitze der Gesellschaft und seiner auf positiv konnotierten Merkmalen beruhenden Autorität die von ihm verkörperten Werte und Verhaltensweisen als die erstrebenswertesten Qualitäten und nachahmungswürdigsten Leistungen festgesetzt: Es wird kommuniziert, welche Taten und Tugenden zum Erfolg führen und im weitesten Sinne zur Herrschaft befähigen. Daran kann sich das Publikum orientieren und vergleichen, wodurch Mitgliedern der Gesellschaft klargemacht wird, warum sie nicht an der Spitze stehen (fehlende oder nichterfüllte Tugenden, Qualitäten und Leistungen) bzw. wo genau sie sich im sozialen Hierarchiegefüge einzuordnen haben.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war dies gerade für den Aufbau und die Bewahrung von gesellschaftlichen Hierarchien, insbesondere in Bezug auf den militärischen Bereich, relativ eindeutig: An der Spitze der sozialen Ordnung stand der Adelsstand. In ihrer Rolle als Ritter und Krieger verkörperten Angehörige dieses Standes heroische Merkmale wie Mut, Loyalität, kämpferisches Geschick und Ehrhaftigkeit, die als erstrebenswerte und zur Herrschaft legitimierende Qualitäten betrachtet wurden.[58] Da diese Qualitäten vor allem aber als vererbbar angesehen wurden, konnten Mitglieder der untersten Gesellschaftsschichten diese schwerer für sich reklamieren, selbst wenn sie ein dem Helden-

---

57 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 29–30. Paradoxerweise können Helden aber gerade aufgrund ihres Transgressionspotenzials diese sozialen Grenzen und Normen übertreten. Sie bilden also stets Figuren, die zwischen der Normeinhaltung bzw. Normkonstitution und der Normübertretung oszillieren. Zugleich tritt anhand ihrer außergewöhnlichen Leistungen und ihrer Überschreitung der Grenzen auch klar in Erscheinung, was und wo die Grenzen eigentlich sind. Sie zeigen also durch ihre Transgression oftmals auch erst die Wert- und Normvorstellungen einer Gesellschaft auf.

58 Natürlich sind es nicht nur Heldenqualitäten, die eine Person an sich zur Herrschaft befähigen. Gerade in der Frühen Neuzeit besteht die Legitimität von Macht und Herrschaft aus einem komplexen Gebilde, das an sakrale Elemente wie das Gottesgnadentum ebenso gebunden ist wie an kulturelle Elemente der Tradition, Dynastie und Geschichte. Daneben spielen soziales und symbolisches Kapital eine ausschlaggebende Rolle, wie auch harte Fakten wie die Erblinie oder die finanziellen und politischen Ressourcen. Allerdings können heroische Qualitäten mit diesen Elementen verbunden werden und gerade in Bezug auf die Herrschaftslegitimation und -repräsentation verstärkende Funktionen übernehmen (siehe Asch: Herbst des Helden, S. 36, S. 83 –86), bzw. es bestand eben auch dann ein Problem, wenn die entsprechende Heroisierung in der Symbolpolitik nicht mehr funktionierte. Vgl. ebd., S. 121–122.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ideal entsprechendes Verhalten an den Tag legten und anerkennungswürdige Leistungen vollbrachten.[59]

Gerade im militärischen Kontext wird dies anhand der Stellung der einfachen Soldaten deutlich: Obwohl sie auf dem Schlachtfeld kämpften und ihr Leben und ihre Unversehrtheit für die Kriegsziele des Fürsten riskierten, wurden ihnen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts weder eine tugendhafte Disposition noch militärisch-heroische Qualitäten oder Taten zugestanden. Im Gegenteil, ihr Image war negativ und ihre Stellung in der Gesellschaft prekär. Dies änderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgrund diverser philosophischer, militärischer, politischer und kultureller Entwicklungen, und der einsetzende Prozess der Demokratisierung des Heroischen öffnete auch einfachen Soldaten, oft Mitgliedern der niedrigsten Gesellschaftsschichten, die Möglichkeit, die erstrebenswerten Qualitäten adlig-militärischer Leitbilder in Anspruch zu nehmen.[60] Die in dieser Arbeit bereits mehrmals zitierten Zeugnisse aus dem Siebenjährigen Krieg von Ernst Friedrich von Barsewich und Carl Daniel Küster, die sich beide trotz ihrer höheren Stellungen als adliger Unteroffizier und Feldprediger recht positiv und lobend über die kämpfenden Soldaten äußern, sind hierfür ein klarer Beleg.

Die Vorbildfunktion von Heldenbildern und die Übertragung exklusiver heroischer Charakteristika auf untere militärische Ränge macht jedoch auch schnell das subversive Element von Heroisierungsprozessen deutlich: Mit der Übernahme von Tugenden, Eigenschaften und Leistungen, die eigentlich zu einem gewissen Grad die Führungsposition in der gesellschaftlichen Ordnung rechtfertigen sollen, wird plötzlich auch Nichtadligen eine gewisse Autorität verliehen, die die bestehende Hierarchie in Frage stellen kann. Durch die Aufwertung der Stellung einfacher Soldaten und vor allem die Demokratisierung des Heroischen wurden Militärs selbst unterer Ränge nicht nur zu Vorbildern, sondern riskierten auch, zu Führungsfiguren mit Handlungsmacht zu werden.

Deshalb schien Regierungen daran gelegen zu sein, die heroischen Qualitäten von Soldaten und ihre erbrachten Opfer stärker dem Monarchen oder dem Vaterland zuzuschreiben. So wurde während der Französischen Revolution, die zentral für die Demokratisierung von Heldenbildern war (siehe Kapitel 3), zwar explizit die Idee des freien und zur politischen Partizipation befähigten Bürgersoldaten propagiert, der über alle vormals als adlig-kriegerisch betrachteten Qualitäten verfüge und durchaus befähigt sei, ein Held zu sein, ja sogar heroischer sei als der verhasste Adelstand;[61] doch wurde in der Propaganda auch darauf geachtet, die heroischen Leistungen und Taten der Soldaten immer auf

---

59 Ende des 16. und im 17. Jahrhundert wurde das Wort „heroisch" oder „heroicus" im Sprachgebrauch sogar in bestimmten Kontexten fast gleichbedeutend mit „adlig" gebraucht. Vgl. Ronald G. Asch: „Adel (Frühe Neuzeit)", in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/adel-fnz.

60 Siehe hierzu vor allem Kapitel 3, 5 und 6.

61 Der *Recueil des Actions Civiques et Héroïques* gibt sich sogar Mühe, explizit eher den Mut einfacher Soldaten hervorzuheben als die Offiziere. Vgl. Clarke: Valour, S. 58–61, S. 71.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die *patrie*, die Kriegsziele oder die Ideale der Revolution zu beziehen. In seinem Bericht an die *Convention Nationale* vom 28. September 1793, in welchem Grégoire Henri (1750–1831) den Vorschlag macht, eine Zeitung über die heroischen Taten der französischen Bürger und Bürgerinnen zu gründen, woraus später dann der *Recueil des Actions Civiques et Héroïques des Républicains Français* entsteht, erklärt er die Vorteile einer solchen Sammlung von Tatenberichten:

> Un autre avantage résultant de ce travail, sera de fournir des modèles à nos contemporains, à nos neveux, & de trouver en eux des imitateurs. Semons la vertu, & nous recueillerons des vertus. […] Nous nous sommes demandé quels actes de vertus nous étions chargés de recueillir; la Constitution nous a répondu: ‚Que la République française a remis ce dépôt sous la garde de toutes les vertus. Ainsi, tous les actes de vertu qui dépassent la ligne ordinaire des efforts de l'homme, & qui ont eu pour objet la destruction du despotisme & l'établissement de la liberté liberté, sont le domaine de notre travail, & l'histoire s'en empare.'[62]

Anschließend gibt er Beispiele in seinem Bericht, woraus diese „actes de vertu" genau bestehen sollen, nämlich seien es „acte de patriotisme", eine Tat „[qui] porte le double caractère de l'intrépidité & du civisme" oder auch Handlungen, welche „loyalité", „courage" oder „la fidélité à la patrie"[63] ausdrückten, denn diese seien die Werte, die von der Französischen Republik in ihrer Verfassung geachtet werden. Wenn Grégoire also vorschlägt, dass nun auch die einfachen Soldaten zusammen mit den Generälen in den Tempel des Ruhmes eintreten sollen, aus welchem die feudale Ehre sie früher unverschämterweise hinausgedrängt hätte,[64] dann soll das aber nur unter dem Vorbehalt passieren, dass die Soldaten sich diesen Platz im Tempel des Ruhmes durch tugendhafte Taten im Dienste der Französischen Republik und ihrer Kriegsziele verdienen.

Aus dem Vorschlag von Grégoire geht also klar hervor, dass sich die revolutionäre Regierung bemühte, mittels Heldenbildern die Bevölkerung zum Kriegseinsatz und zum Dienst an der Revolution zu motivieren und dafür auch die einfachen Soldaten und die französischen Bürger insgesamt zu Autoritätsfiguren erheben mochte – insbesondere da die männlichen Bürger nun auch das Wahlrecht besaßen –, doch eben durch eine zielgerichtete Steuerung der heroischen Aufwertung allein in Bezug auf den patriotischen Dienst für die Regierung und das Vaterland. Denn wie gefährlich es werden konnte, wenn militärische Autoritäten wie Feldherren oder Generäle sich auf Basis ihrer Heroisierung, welche durch militärische Erfolge leicht vorangetrieben und breit anerkannt werden konnte, als Herrscherfiguren legitimierten, so ihre Anhängerschaft mobilisierten und sich gegen die aktuelle Regierung stellten, machen die Putschversuche diverser Generäle der Revolution deutlich, bei denen nicht zuletzt Bonaparte Erfolg hatte.

---

62 Henri Grégoire: Rapport sur les moyens de rassembler les matériaux nécessaires à former les annales du civisme, & sur la forme de cet ouvrage. Séance du 28 septembre 1793, S. 3, S. 5.

63 Ebd., S. 5–6.

64 „Autrefois l'honneur féodal repoussait insolemment le soldat du temple de la gloire. il (sic!) doit y entrer sur la même ligne qu'un général." Ebd., S. 4.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Angesichts einer sich – nicht zuletzt durch politisches Kalkül und Instrumentalisierung – verändernden positiven Sicht auf Soldaten während des Siebenjährigen Krieges und dann in extremer Form während der Revolutions- und Befreiungskriege, war es nicht überraschend, dass Militärs in ihren zeitgenössischen Schriften die heroischen Narrative der Obrigkeiten aufgriffen. Doch blieb zustimmende Haltung gegenüber einfachen Soldaten und vor allem den Veteranen der Napoleonischen Kriege im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht kontinuierlich bestehen: Nach dem Krieg entstand für viele der überlebenden Soldaten das Problem, dass ihre Karrieren abrupt beendet wurden und sie ins zivile Leben zurückkehren mussten. Gerade in Frankreich hatte die neue Regierung unter Ludwig XVIII. keinen Bedarf mehr für das riesige Heer Napoleons, doch auch in den deutschen Territorien wurden die Armeen nach den Kriegszügen wieder auf den Normalstand gesetzt, sprich ein großer Teil der Soldaten wurde entlassen. Doch viele Soldaten hatten jahrelang und von jungem Alter an in der Armee gedient, sie waren im Militär sozialisiert worden, ihr Handwerk war das Soldatentum und viele hatten keine anderen Berufsqualifikationen. In das zivile Leben zurückzukehren gestaltete sich für viele nicht so einfach, gerade auch für diejenigen, die im Krieg verwundet worden waren und nun aufgrund ihrer körperlichen Versehrtheit gar nicht im Stande waren, einer Arbeit nachzugehen. Von den Kriegstraumata und posttraumatischen Belastungsstörungen, die als solche zu dieser Zeit noch keinen klar definierten Eingang in den medizinischen oder gesellschaftlichen Diskus gefunden hatten, ganz zu schweigen.[65] Zudem kümmerten sich die jeweiligen Regierungen auch nur im bescheidenen Umfang um ihre Veteranen und die hinterbliebenen Angehörigen. In Preußen mag der König sich nach den Befreiungskriegen zwar intensiv um das Gefallenengedenken gekümmert haben, doch die Fürsorge für die Kriegsheimkehrer und die Witwen und Waisen wurde auf die Bevölkerung abgewälzt. Nicht zuletzt dienten die Gedenk- und Totenfeiern dort auch explizit dem Ziel, Spenden für diese von der Bevölkerung zu sammeln, da ihre soziale und finanzielle Situation weiterhin extrem ungeregelt und prekär blieb.[66] In Bayern wurden die verabschiedeten Soldaten durch einen einmaligen Gnadenakt unterstützt, der aber „vom Wechselspiel zwischen Petition und Gratial“[67] abhängig war, und in Württemberg hatte der König zwar schon während des Krieges Verordnungen erlassen, die sowohl die Kriegsversehrten als auch die Hinterbliebenen absichern sollten, doch war die staatliche Unterstützung an bestimmte Voraussetzungen, wie beispielweise eine Dienstzeit von 25 Jahren, gebunden und konnte so bei weitem nicht von allen Kriegsheimkehrern in Anspruch genommen werden.[68]

---

65 Vgl. Planert: Mythos, S. 622.

66 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 500, S. 505–506.

67 Planert: Mythos, S. 622.

68 Vgl. ebd., S. 622–623. 1801 hatte der württembergische König verfügt, dass Angehörige von Militärs, die unter seiner Regierungszeit dienstuntauglich geworden waren, weiterhin Entlohnung und Lebensmittel erhalten sollten. 1807 wurde diese Regelung zusätzlich ausgeweitet,

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In Frankreich sah die Situation nach den Napoleonischen Kriegen noch schlimmer aus: Nach Kriegsende kehrten mehrere hunderttausende Soldaten in ihre Heimat zurück. Die finanzielle Unterstützung von staatlicher Seite war dabei sehr gering. Nur diejenigen Soldaten im Ruhestand erhielten eine Pension, welche 30 Jahre im Militär gedient oder aber eine Verletzung davongetragen hatten, die entweder zum Verlust des Augenlichtes oder einer Gliedmaße geführt hatte. Zudem war die Pension auch recht bescheiden. Sie sollte nicht als permanentes Einkommen fungieren, so dass die Veteranen keiner Arbeit nachgehen mussten, sondern nur als eine zusätzliche Unterstützung. Nur eine Minorität der Soldaten konnte diese Unterstützung aber überhaupt in Anspruch nehmen und Soldaten, die zwar verletzt, aber nicht erblindet waren oder eine Amputation davongetragen hatten, qualifizierten sich nicht für die Pension.[69] Zudem löste die Bourbonenmonarchie das Heer 1814 größtenteils auf, was auch das Offizierskorps schwer traf: Sie *reinigte* das Korps nicht nur von den Offizieren, welche unter Napoleon Karriere gemacht und zur militärischen und politischen Elite aufgestiegen waren, sondern in der Neuorganisation und -strukturierung der Armee wurde ein großer Teil der Offiziersposten mit aus dem Exil zurückkehrenden royalistischen Militärs besetzt.[70] Die Offiziere, welche nicht in der neuorganisierten Armee eingestellt wurden und sich auch nicht für eine Pension qualifizierten, wurden auf unbestimmte Zeit nach Hause geschickt, wo sie auf freie Stellen warten sollten. Dabei wurden ihnen ein Teil des Gehaltes gekürzt, so dass sich der Name der *demi-soldes* als Bezeichnung für diese Offiziere etablierte.[71]

Am schlimmsten traf es aber die Soldaten und Offiziere, welche den Feldzug von 1815 mitgemacht hatten. Sie bestätigten quasi die Befürchtungen der Restaurationsmonarchie vor den verschwörerischen und umstürzlerischen Tendenzen der Soldaten des Empires und sie wurden fortan als Unterstützer des *usurpateur* wahrgenommen. Die Beförderungen oder Auszeichnungen, welche sie während der *Cent Jours* erhalten hatten, wurden wieder annulliert und am 9. November 1815 erließ die Regierung ein Gesetz, welches es erlaubte, die Pensionen von

---

indem den Witwen von Soldaten und Unteroffizieren eine geringfügige monatliche Unterstützung zugesichert wurde, und ab 1812 wurde ihnen der Lohn ihrer im Krieg gefallenen Männer weiterhin gezahlt. Die Konskriptionsordnung von 1806 versprach zwar die Übernahme der Soldaten in einfache Anstellungen im Staats-, Kommunal- oder Militärdienst, doch galt hier die Regel der 25 tadellosen Dienstjahre. Auch die Aufnahme in das neu gebaute Invalidenhaus für Kriegsgeschädigte war für viele keine Option, da erstens die Plätze auf 200 begrenzt waren und zweitens neben der Zustimmung des Königs entweder eine schwerste Kriegsverletzung oder aber 40 Jahre Dienstzeit vorausgesetzt wurden. Daneben gab es noch das Problem der sogenannten Landinvaliden, also Soldaten, die nach dem Eintritt ihrer Dienstuntauglichkeit mit dem Invalidentraktament aus dem Militär entlassen worden waren. Sie hatten keinen Anspruch auf eine weitere Unterstützung. Vgl. ebd.

69 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen. Petiteau: Lendemains, S. 90–91, S. 94.

70 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 65.

71 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 92.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Soldaten zu streichen, von denen bestätigt werden konnte, dass sie den Namen Napoleons angerufen oder den Ausruf *Vive l'empereur* geäußert hatten.[72]

Aufgrund der finanziellen Notlage sahen sich viele Soldaten von Armut bedroht. Sie fielen ihren Familien zur Last, lebten als Bettler am Rande der Gesellschaft oder schlossen sich in einigen Fällen zu Räuberbanden zusammen.[73] Dementsprechend verwundert es nicht, dass Soldaten nicht nur ein Bedürfnis nach materieller Hilfe hegten, sondern auch nach Anerkennung ihrer geleisteten Dienste – nicht zuletzt, weil letztere eben auch die entsprechende soziale und finanzielle Unterstützung garantieren konnte. Die Heroisierung war hierbei die effektivste Möglichkeit, sich dieser Anerkennung zu vergewissern; dort, wo die Obrigkeit entsprechende Versuche der Heroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer vermissen ließ, begannen die Militärs den Heroisierungsprozess selbst in die Hand zu nehmen. Gerade in deutschen Ländern, in denen die offiziösen Ehrungen und Heroisierungen auf sich warten ließen, begannen sich Veteranen in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Veteranenvereinen zusammenzuschließen. Diese Veteranen- und Soldatenbruderschaften der 1820er Jahre, auch *Bruderbünde* genannt, waren sozial offen und nahmen ehemalige Konskribierte ebenso auf wie Berufssoldaten. Auch stellten sie keine moralischen Ansprüche an ihre Mitglieder, was sie beispielsweise von den späteren durch die württembergische Obrigkeit initiierten Veteranenvereine der 1840er Jahre unterschied.[74] Es ging diesen Bruderschaften vor allem um das Totengedenken und die Erinnerung an die gefallenen Kameraden. Dabei begannen sie schon mit ersten Schritten der Totenehrungen und damit auch der Heroisierung, wie beispielsweise an den ersten Denkmälern der 1820er Jahre sichtbar wird. Zunächst stifteten vor allem in katholischen Gegenden Familien entsprechende schlichte, aber kunstvolle Holztafeln mit den Namen der Gefallenen und Verschollenen der Französischen Kriege, doch bald schlossen sich die Veteranen diesen Praktiken an und begannen ihre Kameraden mit Gedächtnistafeln zu ehren und zu heroisieren.[75]

Seit den 1830er Jahren verbreitete sich dann eine Veteranenbewegung in den deutschen Territorien, in welcher die ehemaligen Soldaten nach sozialer Anerkennung verlangten, was nicht zuletzt in den zahlreichen Festen, Feierlichkeiten und Denkmalstiftungen deutlich wurde.[76] In Baden richteten 1838 die Soldaten sogar eine Petition an den Großherzog, mit der Bitte, allen Kriegsteilnehmern ohne Rangunterschied eine Felddienstauszeichnung zu verleihen. Dies ermutigte die württembergischen Veteranen, welche im selben Frühjahr zu Versammlungen und Festen zusammenkamen.[77] Hier zeigen sich deutliche Forderungen nach Heroisierung von Seiten der Soldaten an die Regierungen, welche zugleich

72 Vgl. ebd., S. 93.
73 Vgl. Planert: Mythos, S. 622.
74 Vgl. ebd., S. 623–624.
75 Vgl. ebd., S. 624–625.
76 Vgl. ebd., S. 630.
77 Vgl. ebd., S. 632–633.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einen obrigkeitlichen Mangel an Anerkennung und Dankbarkeit für die Opfer und die Pflichterfüllung der Militärs erkennen lassen. Dies schien die jeweiligen Regierungen gerade in den Krisenzeiten des Vormärz aufzuschrecken, denn sie reagierten auf die Forderungen der Veteranen mit eigenen Heroisierungsprogrammen, die sie aber zugleich in den Dienst der Herrschaftsstabilisierung stellten und somit auch den heroischen Narrativen und den Deutungsmustern der Soldaten zu entziehen versuchten. So stiftete zum Beispiel der württembergische König, mit der Veteranenbewegung konfrontiert, eine Denkmünze, doch verband er sie explizit mit der württembergischen Monarchie. Zudem wurde die Gründung von Veteranenvereinen gefördert, die durch die Obrigkeiten kontrolliert wurden. Und in Bayern hatte der König 1833 ein Veteranendenkmal für die Soldaten des Russlandfeldzuges gestiftet, doch damit hatte sich für ihn das Thema der Kriegsveteranen erst einmal erledigt: Er wies Petitionen für Veteranenvereine, Ehrenzeichen oder weitere öffentliche Anerkennung ab und verbot 1844 sogar die Gründung weiterer Vereine.[78]

Angesichts der gemischten Reaktionen auf die Forderungen der Veteranen verwundert es nicht, dass diese sich anderer Mittel zu bedienten, um die mangelnde Anerkennung und entsprechende Heroisierung einzufordern oder gar einfach selbst in die Hand zu nehmen. Ein bedeutendes Mittel war hier das Verfassen von Selbstzeugnissen, in welchen die Soldaten sich selbst heroisch darstellen konnten. Dabei griffen sie in ihren Darstellungen auf die heroisch-narrativen Strukturen zurück, die sich nicht zuletzt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts für sie geöffnet hatten: Die Beschreibung als mutige Kämpfer, die standhaft den chaotischen Wirren des Schlachtfeldes trotzten und über ihre eigenen körperlichen und psychischen Grenzen hinausgingen, um dem Vaterland und dem Monarchen/der eigenen Partei zum Sieg zu verhelfen. Für die Obrigkeiten konnte diese in den Selbstzeugnissen enthaltene (Selbst-)heroisierung jedoch ein Risiko darstellen, nämlich dann (wie im folgenden Unterkapitel deutlich wird), wenn die Selbstdarstellungen sich als Gegenentwürfe zur oder Infragestellungen der offiziellen Darstellung präsentierten.

1.3 Umstrittene Gewaltausübung und militärischer Ungehorsam – destabilisierende Funktion von Heldenbildern

Obwohl ein zentrales Element der militärisch-heroischen Darstellung aller militärischen Ränge, konnte die positive Beschreibung von Gewalthandlungen in Selbstzeugnissen problematisch werden, und zwar dann, wenn sie im Rahmen des militärischen Ungehorsams, sprich aufmüpfigem Widerspruch oder gar einer direkten Befehlsverweigerung gegenüber einem höherrangingen Armeemitglied, stattfand. Diese barg nicht nur das Risiko einer extrem negativen Wahrnehmung

78 Vgl. ebd., S. 630.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der betreffenden Soldaten, welche durch ihr Verhalten den Eindruck von Undisziplinierheit, Arroganz und Aggressivität vermitteln konnten, sondern sie rückte auch den Offizier in ein unvorteilhaftes Licht, da er offenbar nicht in der Lage war, seine Truppen zu kontrollieren. Diese Interpretation des Kontrollverlustes auf beiden Seiten der militärischen Befehlskette konnte bei der Leserschaft der Selbstzeugnisse auf unangenehme Weise die brutalen Konfessionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts wie beispielsweise den Dreißigjährigen Krieg ins Gedächtnis rufen, die sich nicht nur durch die Bereitschaft zur kompletten Vernichtung des konfessionellen und politischen Gegners auszeichneten,[79] sondern auch (und u. a. als Konsequenz dieser Auffassung) durch extreme Gewalt gegenüber der Zivilbevölkerung, was in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch durchaus im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerungen präsent war. Genau diese Kriegserfahrungen waren es, aufgrund welcher einfache Soldaten als „sozialer Abschaum", „eine wilde, rohe Meute, die sich aus Gewalttätern und Räubern zusammensetzte und die harte Disziplin und körperliche Strafen benötigte, um halbwegs kontrollierbar und somit auf den Schlachtfeldern von Nutzen zu sein"[80] gesehen wurden. In den Selbstzeugnissen lassen sich dementsprechend diverse Versuche und Methoden beobachten, Fälle von Ungehorsam und das damit verbundene Risiko ausufernder Gewalt mit heroischen Zuschreibungen positiv zu konnotieren.

1.3.1 Militärischer Ungehorsam und das Risiko ausufernder Gewalt

Obwohl militärischer Ungehorsam für Offiziere und Kriegsleitung auf den ersten Blick nicht nur ein unerwünschtes, sondern zuweilen auch ein gefährliches Vorkommnis darstellte, wird er in den Selbstzeugnissen nicht immer negativ beschrieben. Mehrmals berichtet von Barsewisch in seinem Selbstzeugnis aus dem Siebenjährigen Krieg davon, dass die eigenen Soldaten im Gefecht schon fast übereifrig waren: „Unsere beherzten Soldaten hatten nun keine Geduld mehr, sondern liefen mit der größten Bravour und dem gefällten Gewehr auf den Feind zu"[81] und kurz darauf:

> So wie der Fürst Moritz seine Grenadiere hatte aufmarschieren lassen, schrie er zu unsern Soldaten: „Bursche, Ehre genug! Gehet zurück ins zweite Treffen." –Unsere Burschen antworteten aber: „Wir müßten Hundsfötter sein, wann wir nun in das zweite Treffen gingen. Patronen her, Patronen her!"[82]

Die Soldaten ignorieren hier offensiv den direkten Befehl eines vorgesetzten Offiziers, doch dieser vorauseilende (Un-)Gehorsam und Bruch mit der militärischen

---

79 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 104–107.

80 Kelly Minelli: Soldat (Frühe Neuzeit), in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/soldat-fnz; Harari: The Ultimate Experience, S. 160–161; Kuczynski: Der Alltag, S. 68–75.

81 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 39.

82 Ebd., S. 41.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Disziplin wird legitimiert durch die Art und Weise, wie das ungehorsame Verhalten sich äußert und welche Gesinnung ihm zu Grunde liegt: Die Soldaten sind in ihrem Widerspruch mutig und „beherzt" und nicht auf Eigennutz, sondern auf den Sieg und die Ehre ihrer kriegsführenden Partei bedacht. Das Verhalten selbst entspricht dem kriegerisch-heroischen Ideal und wird auch als solches mit den entsprechenden Begriffen beschrieben. Zudem leisten die Soldaten mit ihren Handlungen ihren Dienst an der Sache, weshalb eine Bestrafung bzw. negative Darstellung der Motivation und der Verbundenheit der Truppen mit der kriegsführenden Partei und ihren Kriegszielen eher nicht förderlich wäre. Durch die Heroisierung dieses Regimentes und ihres Verhaltens bleibt ihre Vorbildfunktion für andere Truppen erhalten, denn durch „diese positiv bewertete, zur Nachahmung empfohlene Devianz ermöglichen Heldennarrative normativ zu kommunizieren, dass die Überschreitung von Normen nicht nur wahrscheinlich ist, sondern in bestimmten Situationen auch gefordert sein kann".[83]

Selbst in den Memoiren desillusionierter Kriegsteilnehmer wie dem Soldaten Jakob Walter, welcher den Russlandfeldzug 1812 knapp überstanden hatte, finden sich Erwähnungen der tapferen Einstellung der Soldaten, die gegebenenfalls mit den Befehlen des Vorgesetzten in Konflikt geriet. Als eine Befreiungsaktion, zu welcher sich Walter und andere Soldaten freiwillig gemeldet hatten, nicht zum Erfolg gebracht, sondern frühzeitig abgebrochen werden musste, waren die Soldaten mit den Befehlen ihres Vorgesetzten mehr als unzufrieden und taten dies auch offen kund: „[J]etzt wolte der Leutinant sich mit uns zurikzihen, woriber alle Schimpften und immer noch die Gefangene aus dem Gebirk hollen wollten."[84] Die Soldaten folgten letztendlich doch der Anordnung zum Rückzug, u. a. weil die feindliche Gegenwehr sie heftig unter Beschuss nahm.[85]

Wirft man einen genauen Blick auf die Frage nach Heroisierungsprozessen, wird deutlich, warum die Taten Walters und seiner Kameraden durchaus heroisch anmuten können, selbst wenn sie auf den ersten Blick nur wie aufmüpfige Militärs wirken. Die Heroisierung ist hier das Ergebnis eines Grenzziehungsprozesses, von *boundary work*, an dessen Ende der Held als Effekt hervortritt.[86] Die erste Grenzziehung erfolgt dabei durch die klare Benennung von Walter und den betreffenden Soldaten als Freiwillige. Der Leutnant hatte nach Freiwilligen für eine riskante Rettung gefragt und die betreffenden Personen hatten sich gemeldet.[87] Damit heben sie sich klar von den restlichen Soldaten dieser Truppe ab, die sich nicht bereit erklärt hatten, ihr Leben zusätzlichen Gefahren auszusetzen.

Zweitens unterscheidet sich die Mission von den klassischen soldatischen Aufgaben, welche sich vor allem durch die Aktionen auf dem Schlachtfeld aus-

83 Bröckling: Postheroische Helden, S. 30.
84 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 30.
85 Vgl. ebd.
86 Vgl. Schlechtriemen: Der Held, S. 7.
87 Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 30.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zeichnen. Es ging hier um eine Rettungsmission, darum, Kameraden zu helfen, welche in Gefangenschaft geraten waren. Die Elemente von Hilfeleistung, Rettung und Loyalität zur eigenen Seite werden damit zu weiteren Qualitäten, welche diese kleine Gruppe von Soldaten von der restlichen militärischen Masse trennen, und welche zudem an Charakteristika traditionell ritterlicher Heldenbilder erinnern.[88]

Drittens erfolgt das *boundary work* gegenüber dem Offizier, welcher angesichts der gefährlichen Umstände die Rettungsaktion abbrechen wollte. Die Soldaten weigerten sich, dies zu akzeptieren, wodurch sie entschlossener, standhafter, mutiger und loyaler wirken als ihr Vorgesetzter.[89] Analysiert man den vorgestellten Quellenauszug also mit dem heuristischen Instrument des Grenzziehungsprozesses, treten Jakob Walter und seine Kameraden als Figuren hervor, die von einer heroischen Gesinnung zeugen, auch wenn die Beschreibung ihrer Taten durch traditionell heroisch-kriegerische Attribute erst einmal fehlt.

Die Darstellung der Befehlsverweigerung wird bei Walter noch aufschlussreicher, wenn man sich den Entstehungszeitraum des Selbstzeugnisses vor Augen führt.[90] Denn nach den Befreiungskriegen bemühte sich der württembergische Hof in seiner Erinnerungspolitik um gewisse geschichtspolitische Deutungsmuster. Als Reaktion auf die dortigen Veteranenbewegungen der 1830er Jahre stiftet der württembergische König am 1. Januar 1840 eine Denkmünze für Militärs, die ihre Dienste für „König und Vaterland" geleistet hatten.[91] Diese Münze trug als militärische Auszeichnung zur Heroisierung der Soldaten bei, denn alle Militärs mit gutem Leumund, die im Dienste Württembergs die Napoleonischen Kriege mitgemacht hatten (ob mit oder gegen Napoleon war egal) und dabei einen Kriegsschauplatz betreten oder zumindest die Grenze zum Feindesland überschritten hatten, konnten sich auf die Denkmünze bewerben.[92] Diese eigentlich recht einfachen Bedingungen für den Erwerb stärkten den Prozess der Demokratisierung des Heroischen, indem die Qualitäten des Patriotismus, der Loyalität zum Monarchen und des Dienstethos zelebriert und zugleich für eine

---

88 Siehe hierzu Benjamin Deruelle: Protée en royaume de Fierabras. Formes, fonctions et utilité de l'idéal chevaleresque pour la noblesse de France à la Renaissance, in: Benjamin Deruelle / Arnaud Guinier (Hg.): La construction du militaire. Cultures et identités combattantes en Europe de la guerre de Cents Ans à l'entre-deux-guerres, Paris 2017, S. 243–262.

89 Interessant ist hier, sich den Autor nochmals genau vor Augen zu führen. Walter Jakob schreibt aus der Perspektive des einfachen Soldaten, der mit den Befehlen seines Vorgesetzten hadert. Ein Offizier hätte vielleicht dagegen die Unübersichtlichkeit und Aussichtslosigkeit der Lage hervorgehoben, welche eine Gefangennahme weiterer Soldaten seines Regimentes zur Folge gehabt hätte. Die Grenzziehung wäre hier anhand der Fähigkeiten des Offiziers, die Lage genau abzuwägen, einen kühlen Kopf zu bewahren und die logischen Entscheidungen in Bezug auf das größere Ganze zu treffen, erfolgt, was ihn von den hitzigen, kurzsichtigen einfachen Soldaten unterschieden hätte.

90 Die Quelle entstand vermutlich in den 1840er oder frühen 1850er Jahren. Walters Sohn nimmt das unveröffentlichte Manuskript 1858 mit nach Amerika.

91 Vgl. Planert: Mythos, S. 634–635.

92 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

große Anzahl an Militärs geöffnet wurden, ohne dass besondere Leistungen oder Heldentaten als Ausdruck dieser inneren heroischen Gesinnung vorausgesetzt wurden.

Doch war diese Heroisierung der Soldaten in Württemberg stark an die Monarchie gebunden, denn die Gedenkmünze wurde am Geburtstag des Königs verliehen. So wurde das 25-jährige Jubiläum des Kriegsendes direkt mit der Person des Königs in Verbindung gebracht. Zugleich wurde mit der Bedingung des guten Leumunds (Soldaten durften während der Friedens- und Kriegszeit nicht straffällig geworden sein) auf das Ansehen des Monarchen und des Königsreiches geachtet, da die Träger der Medaille durch diese Verbindung als direkte Repräsentanten von beiden wirkten und keine Übertragung eines die Monarchie symbolisierenden Gegenstandes auf einen *Unwürdigen* stattfinden sollte.[93] So wurden die Heroisierung und Ehrung der Militärs durch einen von der Obrigkeit bestimmten Normierungsprozess gelenkt, die einen bestimmten Verhaltenskodex und Tugendkanon vorgab und die Veteranen darauf einschwor. Gerade in den unruhigen Zeiten des Vormärz ein für die Monarchie nicht zu unterschätzender Vorteil, denn die Loyalität der Veteranen, deren Ehre nun von der Erfüllung dieser Verhaltensmuster abhing, wurde so noch stärker an die Monarchie gebunden und sie verkörperten das ideale Bild des treuen, braven Untertanen. Und tatsächlich blieben die Veteranenvereine während der Revolution 1848/49 unauffällig, so dass hier eine reale Wirkung der symbolhaften Verhaltensanforderungen und Normgerüste zu verzeichnen ist.[94]

Dies wurde auch dadurch deutlich, dass die Medaille im Rahmen eines Veteranenfestes verliehen wurde, das von dem örtlichen Veteranenverein organisiert werden sollte. Da es aber nicht in jeder Ortschaft einen solchen Verein gab, wurden sie auf mehr oder minder starken Druck von Seiten der Obrigkeit ins Leben gerufen.[95] Diese Beteiligung staatlicher Herrschaftsträger an der Erinnerungskultur der Veteranen macht deutlich, dass die Monarchie sich um eine Förderung von staatskonformem Verhalten bemühte, insbesondere da – wie bei der Verleihung der Denkmünze – auch die Mitgliedschaft in diesen Veteranenvereinen einen unbescholtenen Ruf voraussetzte. Zudem trat bei den jährlichen Erinnerungsfeiern das Gedenken an die Gefallenen und die Napoleonischen Kriege an sich in den Hintergrund. Dafür stand nun der Stiftungstag der Denkmünze am Geburtstag des Königs im Mittelpunkt. Die Heroisierung der Soldaten wurde also nicht nur explizit am Monarchen festgemacht, sondern sie erfolgte auch im Rahmen einer „Domestizierung" der ehemaligen Kriegsteilnehmer, deren staats-

93 Vgl. Planert: Mythos, S. 634–635.

94 Die Ausführungen aus diesem Absatz folgen Planert: Mythos, S. 634–635. Diese Staatsnähe hatte aber wiederum zur Folge, dass die Veteranenversammlungen während der Revolution von 1848/49 an einigen Orten nicht mehr von liberal denkenden Vereinsmitgliedern besucht wurden.

95 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf ebd., S. 636–637.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

konformes Verhalten und Treue zur Monarchie als ausschlaggebende Voraussetzungen für die heroische Ehrung etabliert wurden.[96]

Die heroische Schilderung von Walters Auflehnung gegen seinen militärischen Vorgesetzten zur Rettung seiner Kameraden wirkt also eher wie ein Gegenwurf zu den Heroisierungsstrategien der Württembergischen Monarchie. Sie verwundert jedoch nur bedingt, da Walter am Anfang, als er 1806/07 eingezogen wurde, wohl nicht ungerne Soldat war, doch im Laufe des Russlandfeldzuges zunehmend zu einem desillusionierten Kriegsteilnehmer wurde. Zudem verhinderte die Heroisierungsstrategie des württembergischen Hofes, trotz der recht demokratischen Öffnung der Heroisierung, das Hervorheben einzelner herausragender Leistungen und Beiträge der individuellen Soldaten. Denn durch die Ausrichtung der Erinnerungspolitik auf die Monarchie wurde im Laufe der Jahre der Einsatz der Soldaten in den Hintergrund gedrängt. Selbstzeugnisse wie das von Jakob Walter können als ein Versuch gesehen werden, angesichts einer Gedenkpolitik, die das Heroische der Soldaten verdrängte und keinen Platz ließ für die Heroisierung vor allem nicht-monarchiekonformer ehemaliger Kriegsteilnehmer, durch die Erwähnung eigener Heldentaten und damit eben auch der als rechtmäßig, weil heroisch empfundenen Aufmüpfigkeit die eigene Beteiligung am Krieg hochzuhalten. Der Grenzziehungsprozess des Heroischen wurde also auch dadurch wirksam, dass er eine Abgrenzung von den *domestizierten* Heldenbildern der Monarchie und der normierten Heroisierungsschablone erlaubte, so dass sich vielfältige militärisch-heroische Leitbilder für einfache Soldaten herauskristallisieren konnten.

Die Aufwertung von Gewalthandlungen mittels heroischer Narrative lässt sich in den Quellen insbesondere auch dann beobachten, wenn die Gewalt eigentlich zu extrem wird und die Grenzen einer normierten, kontrollierten Gewaltausübung überschreitet. Friedrich von Barsewisch erzählt aus dem Siebenjährigen Krieg beispielsweise, wie der Feind „in größter Unordnung durch die Mulde nach Weigmannsdorf gegen den Rats Wald zurückgetrieben [wird], und unsere Tapferen gaben ihnen ein so honorables Geleite, daß das ganze Feld bis nach Weigmannsdorf wie übersäet von kaiserlicher Cavallerie aussah".[97] Eine riesige Menge an Leichen und Verletzten als Ergebnis des intensiven Einsatzes der eigenen Soldaten wird hier nicht nur extrem positiv mit „tapfer" und „ehrenvoll" beschrieben, sondern unterscheidet sich von anderen Selbstzeugnissen auch dadurch, dass die Folgen der Gewalt – Tote und Verletzte – direkte Erwähnung finden. In den meisten untersuchten Quellen wird nur von dem beherzten Einsatz der Truppen berichtet. Was dieser Einsatz logischerweise hervorbringt, nämlich Kriegsopfer, wird zuerst verschwiegen und auf die spätere Berichterstattung nach dem Kampf verschoben. Dann wird die Wahrnehmung der tausenden toten und verwundeten Soldaten, sowohl feindlicher als auch verbündeter, eher als erschre-

96 Vgl. Planert: Mythos, S. 636–637.
97 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 160.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ckend und überwältigend beschrieben.[98] Der Kampfeinsatz und die Folgen desselben werden sonst oftmals getrennt voneinander erwähnt. Dass dies bei dem Auszug aus von Barsewischs Tagebuchaufzeichnungen nicht der Fall ist, wirft ein neues Licht auf die heroische Darstellung von extremer Gewaltausübung.

Bei den in diesem Kapitel beschriebenen Heroisierungsstrategien tritt eine interessante Beobachtung zu Tage: Es existiert in der Darstellung der Gewalthandlungen der Militärs offenbar eine Diskrepanz zwischen den rein soldatisch-militärischen Leitbildern und den angestrebten Heldenbildern. Während die soldatischen Leitbilder einem klaren militärischen Kodex folgen, welcher durch militärische Verordnungen und Regelwerke bestimmt ist, greift die Heroisierung über diese Wertvorstellungen hinaus. In dem Moment, in dem die strengen und rigiden Regelungen des militärischen Dienstes gewisse Handlungen und Taten nicht mehr problemlos zulassen, greifen die Autoren der Selbstzeugnisse auf heroische Deutungsmuster zurück, um die Erweiterung des militärischen Handlungsspielraumes zu rechtfertigen. Sowohl in der eigenen heroischen Selbstzuschreibung wie z. B. bei Walter Jakob als auch in der Fremdzuschreibung, wie sie von Barsewisch für seine Truppen vornimmt, wird deutlich, dass die exzeptionellen Leistungen der Soldaten, die über die geforderte Pflichterfüllung hinausgehen, gerade in ihrem Brechen der militärischen Ordnung erst eine heroische Qualität bekommen. Dieser transgressive Charakter bildet ein weiteres Element der militärisch-heroischen Disposition. Er erlaubt es dem Helden, sich über die Regeln zu stellen, die für die anderen gelten. Der militärische Held kann Dinge tun, die dem normalen Militär verwehrt bleiben: Die Moral des Helden ist nicht die Moral des Militärs.[99] Dadurch wird der Held aber zugleich zum Störenfried, zu einer Gefahr für die soziale Ordnung. Denn durch das Übertreten der sozialen, und diesem Fall auch militärischen Regeln riskieren die Heldenfiguren, das soziale Gefüge zu destabilisieren. Dieses „Oszillieren zwischen Normsetzung, Norm(über)erfüllung und Normbruch“[100] vermindert jedoch nicht unbedingt

---

98 In fast allen Selbstzeugnissen sind die Autoren von den Leichen und Verwundeten nach einer Schlacht verstört. So z. B. bei Wesemann, der über die Schlacht bei Moksau 1812 berichtet: „Denn am diesseitigen Abhange lagen einige tausend getödete und verwundete Franzosen, während an der anderen Seite Haufen liegengebliebene Rußen sich erhoben, und überall, wohin man nur blickte, besonders bei den berühmten Redouten […] erneuerte sich dieser schaudernde Anblick.“ Heinrich Wesemann: Kanonier des Kaisers: Kriegstagebuch des Heinrich Wesemann 1808-1814, Köln 1971, S. 35. Und der Freiwillige Jäger Lietzmann schreibt über die Wahlstatt von Leipzig 1813: „Heiliger Gott, wie sieht es hier aus! An einer gesprengten Brücke liegen die Leichen in Haufen übereinander. Und hier, am Tore! Zerschossene Bäume, zertrümmerte Geschütze und Munitionswagen, Menschen- und Pferdeleiber im wirren, blutigen Knäuel. Ich hatte ja schon Schlachtfelder gesehen; aber dies war zu viel, zu viel! Ein Gefühl von Übelkeit packte mich, ich glaubte mich einer Ohnmacht nahe. Zum Glück ging es gleich vorüber.“ Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 81.

99 Bröckling beschreibt den Helden, der die Grenzen der sozialen Ordnung verletzt, als *outlaw*. Er zeichnet sich dadurch aus, dass er keinem Gesetz gehorcht außer dem eigenen. Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 29–30.

100 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Geltung und Legitimität von Normen. Denn die von den Autoren der Selbstzeugnisse gewählten Darstellungsformen und narrativen Strategien erlauben es, ihre militärische Devianz positiv zu konnotieren, indem sie zeigen, dass eine Überschreitung der Normen und Regeln in manchen Situationen erforderlich sein kann. Selbst da, wo ein Regelverstoß aus sozialer und militärischer Sicht unerwünscht ist, anderen gewöhnlichen Soldaten in der Regel sogar als schweres Vergehen angelastet werden kann, verstärkt er für den Militärhelden eher das Ansehen. Der Held „verkörpert die Ausnahme, welche die Geltung der Regel bekräftigt, und agiert stellvertretend das aus, wovon seine Verehrer träumen, was diesen aber versagt bleibt“[101] und trennt dadurch militärisches Heldentum von der einfachen militärischen Pflicht.

Dabei bleibt das Spannungsfeld zwischen Norm(über)erfüllung und Normbruch des Heroischen bei der Beschreibung von kriegerischen Gewaltdarstellungen in den Selbstzeugnissen für die Autoren stets eine zu bedenkende Messlatte, wie ein Bespiel aus den 1817 verfassten und 1864 veröffentlichten Memoiren von de Vanssay belegt. Nachdem die französischen Infanteristen während der Feldzüge auf der Iberischen Halbinsel von den feindlichen Truppen vernichtend geschlagen wurden, reagierte die französische Kavallerie mit extremer Härte, um ihre Kameraden zu rächen:

> [...] des dispositions mieux concertées prouvèrent aux ennemis que, défaits, nous n'étions pas vaincus: quelles que fussent leurs masses, quelqu'imposant que fût leur nombre, nos dragons reprirent courage, animés du désir de venger leurs malheureux camarades; à peine les dispositions furent-elles ordonnées que nous enlevâmes une charge peut-être sans exemple, et nous culbutâmes tout ce qui se présenta. L'horrible tableau des souffrances de nos malheureux dragons trouva son imitation dans les représailles exercées par leurs camarades; ils ne firent pas de prisonniers, et passèrent au fil de l'épée tous ceux qui leur tombèrent entre les mains; jamais pareil carnage n'avait frappé ma vue; je frémis encore à ce sanglant récit; la nuit seule arrêta leurs bras vengeurs, et, par une prompte retraite, les ennemis évitèrent un plus long carnage.[102]

Der Autor unternimmt einige Versuche, die Attacke der Kavallerie zu heroisieren, indem er das Leiden der Kameraden beschreibt, welches zu Recht den Zorn der Soldaten entfacht hätte. Auch die Erwähnung ihres Mutes und der Exzeptionalität des Angriffes lehnen an heroisch-kriegerische Qualitäten an. Doch es wird schnell deutlich, dass die Gewaltausübung sich zu sehr in einen Exzess steigert, um noch unhinterfragt eine heroische Darstellung möglich zu machen. Die Grenzüberschreitung von Helden in Bezug auf Gewalt bedarf auch immer des Elements der Kontrolle. Heroische Gewaltausübung kann extrem sein, doch sie muss es sein, weil sie genau so gewollt ist und muss jederzeit beendet werden können. Der Zorn darf sich nicht zum Furor steigern, dies unterschiedet den kriegerischen Helden vom Berserker.[103] Aus dem Bericht von de Vanssay

---

101 Ebd., S. 29–30.
102 De Vanssay: Fragments, S. 24–25.
103 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 32.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geht klar hervor, dass die Reiter die Kontrolle über ihre Emotionen verlieren, in ihrem Zorn und ihren Rachegelüsten aufgehen und der militärische Kampf zu einem Blutbad, einem Gemetzel ausartet. Nur der Einbruch der Nacht stoppt die Kavallerie in ihrem Blutrausch, das Beenden der Gewalt erfolgt also durch einen äußeren Faktor und nicht durch die Soldaten selbst. Ein solcher Kontrollverlust, welcher jedwede Zurückhaltung und Möglichkeiten der Gnade und des Mitleides verhindert, stand den zeitgenössischen aufgeklärten, zivilisierten Wertvorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts gegenüber, was eine eindeutige Heroisierung dieser Gewalttat unmöglich machte. Gerade auch für den Autor de Vanssay, für welchen als Mitglied der adligen Oberschicht Selbstkontrolle, Zurückhaltung und Exzessvermeidung Teil des ständischen Ehrverständnisses waren, musste eine heroische Aufwertung dieses zügellosen Angriffes nicht nur unglaubwürdig, sondern sogar anstößig wirken. Aus diesem Grund scheint er sich auch ausführlich von der Gewaltaktion zu distanzieren: Obwohl er selbst Teil der Attacke war, lehnt er die Vorgehensweise der Soldaten und das Ausmaß der Gewalt ab, indem er sie mit sehr negativ konnotierten Begriffen („carnage", „sanglant") beschreibt. Zudem erklärt er, wie schockiert er über das Beobachtete gewesen sei und dass es ihn nicht nur in diesem Moment verstört habe, sondern dass ihm auch noch Jahre nach den Geschehnissen die bloße Erinnerung daran nahegehe.[104]

Dabei fällt auf, dass die von de Vanssay angeführten Heroisierungsnarrative bzw. -grenzen in einem Entwicklungszeitraum von mehreren Jahrzehnten trotz oder gerade wegen eines veränderten politisch-bellizistischen Hintergrundes wohl eine gewisse Überzeugung beibehielten. Denn auch wenn de Vanssay seine Erfahrungen bereits 1817 zu Papier bringt, werden sie erst in der zweiten Jahrhunderthälfte, 1864, von der Druckerei der Gebrüder Daupeley einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht. Die Herausgeber erwähnen, dass der der mittlerweile 79-jährige Autor 1863 den Wunsch hegte, seinen Nachfahren und ehemaligen Waffenbrüdern seine Aufzeichnungen zu präsentieren. Zur Zeit der Veröffentlichung der Fragmente, also zur Zeit der Herrschaft Napoleons III. in den 1850er und frühen 1860er Jahren, stilisierten Anhänger des Bonapartismus die Kriege der französischen Nation als Förderung des aufgeklärten, universellen Fortschritts. Gerade im Kontext der französischen Nationalkriege in Afrika und Asien wurde auf eine national-religiöse Aufladung zurückgegriffen, die die französischen Soldaten in ihrer „Rolle eines Märtyrers und Heiligen im Kampf zwischen christlicher Zivilisation und islamischer Barbarei"[105] als „Verkörperung religiöser und zivilisatorischer Werte"[106] darstellte. Im Krimkrieg 1856 wurde ebenfalls an die zivilisatorische Mission der französischen Nation

104 Vgl. de Vanssay: Fragments, S. 25.
105 Leonhard: Bellizismus, S. 520.
106 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

appelliert, die sich im Verhalten der Armee niederschlage[107] und der italienische Krieg von 1859 fand eine Deutung als Revitalisierung der seit 1789 immer wieder aktualisierten Verpflichtung Frankreichs, die emanzipatorischen Bestrebungen der europäischen Völker zu unterstützen.[108] Auch die begeisterten französischen Reaktionen auf den polnischen Aufstand von 1863 lassen sich gemäß diesem Deutungsmuster Frankreichs als Verkörperung von Freiheit und nationaler Selbstbestimmung und seiner daraus abgeleiteten Kriegsbereitschaft lesen.[109] Angesichts solcher Deutung der französischen Kriegsbestrebung als Motor des Fortschritts, der Zivilisation und der Befreiung durch die Anhänger des Regimes verwundert es nicht, dass in den veröffentlichten Memoiren eines ehemaligen Offiziers der napoleonischen Streitkräfte und Mitglieds einer alten französischen Adelsfamilie für die „héros des temps modernes",[110] wie sie im Vorwort betitelt werden, exzessive Gewalt durch französische Soldaten abgelehnt wird. Eine Zustimmung zu diesen Taten hätte den Überzeugungen der zivilisatorisch-emanzipatorischen Aufgabe Frankreichs, der christlichen Wertepräsentation durch die französischen Soldaten und dem Teil des regimenahen bellizistischen Diskurses, welchem der Autor in den 1860er Jahren als Mitglied des Adelsstandes wohl am nächsten gestanden hat, widersprochen. Dementsprechend ergibt es Sinn, dass der Autor oder die Herausgeber die kritischen Passagen in Bezug auf die Gewaltdarstellungen auch um die Jahrhundertmitte herum in dieser Form im veröffentlichten Selbstzeugnis wiedergaben, denn sie entsprachen den politischen und bellizistischen Auffassungen der antizipierten Leserschaft. So ist festzuhalten, dass eine Legitimation von ausufernder Gewalt trotz der antizipierten Grenz- und Normüberschreitung heroischer Figuren sowohl am Anfang als auch in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Heroisierung von Militärs erschwerte, auch wenn die politisch-militärischen Diskurse zum Zeitpunkt der Verfassung und der Veröffentlichung jeweils andere waren.

1.3.2 Ideologisierung und Gewaltbereitschaft – Gewalt gegen feindliche Truppen

In der Forschung wurde oft die Annahme vertreten, dass ideologisch geführte Kriege wie z. B. die Kriege der Französischen Revolution mit verbissenerem Kampfeinsatz bzw. mit mehr Eifer geführt worden seien. Bis heute wird die Schlacht von Valmy vom 20. September 1792 als Sieg der französischen Freiwilligenbataillone gegen die doppelt so starken und zu dieser Zeit als beste Armee geltenden preußischen

107 Eine Deutung, die sich in vielen Reaktionen der Zeit fand. Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 527.
108 Auch wenn der Krieg gegen das katholische Österreich und das Papsttum innenpolitisch bei den katholischen Kräften in Frankreich auf wenig Begeisterung traf. Vgl. ebd., S. 531.
109 Vgl. ebd., S. 538.
110 De Vanssay: Fragments, Avant-Propos.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Truppen quasi zur Legende stilisiert.[111] Doch auch Zeitgenossen war die Symbolkraft des Gefechtes bewusst und sie instrumentalisierten es als Beleg für die Überlegenheit der patriotischen Tugend der französischen Soldaten und damit zum Beweis der Richtigkeit der politischen Ideologie der Revolution.[112] Dieser patriotische Eifer wurde dabei nicht nur als treibende Motivation für die Leistungen der Soldaten auf dem Schlachtfeld dargestellt, sondern er erkläre auch, warum die französischen *volontaires* mit einer größeren Brutalität und Gewaltbereitschaft vorgingen.

Anhand der untersuchten Selbstzeugnisse wird jedoch deutlich, dass – zumindest die Kämpfe auf dem Schlachtfeld betreffend – auch frühere und nachfolgende Schlachten von Freiwilligen und auch von regulären Truppen mit ähnlicher Intensität geführt wurden. Auch für andere Kriege gibt es Erzählungen von intensiven Kämpfen zwischen Truppen, die bis aufs Äußerste und mit besonderer Hartnäckigkeit vorgegangen sind. So berichtet der österreichische Offizier Jacob de Gogniazo aus dem Siebenjährigen Krieg über die Schlacht von Hochkirch 1758, dass die Soldaten in der Dunkelheit so nah aneinander heranrückten, dass sie sich an die Helme fassen mussten, um zu erkennen, ob sie einen Gegner oder einen Verbündeten vor sich hatten. Im Falle eines Feindes begann dann ein intensives Ringen und Niederstechen, bei dem weder die eine noch die andere Seite nachließ, bevor der Gegner am Boden war.[113] Und der französische Offiziers Antoine Marie de Malvin, Comte de Montazet, welcher als *chargé des affaires militaires à la cour de Vienne* an den österreichischen Feldzügen des Siebenjährigen Krieges teilnahm, schreibt in einem Brief vom 6. September 1758 über die eigenen Truppen: „Ils se sont battus comme des enragés et que les Prussiens ont perdu immensément de monde."[114] Auch während der Napoleoni-

---

111 Eine konservative französische Zeitung spricht noch 1957 über die Schlacht von Valmy: „Le nom de Valmy a dans nos cœurs une résonnance jeune et, à nos yeux, comme une couleur de printemps et d'aurore. Il évoque des colonnes de volontaires dépénaillés courant, au chant de la Marseillaise, à l'assaut de plus vieilles troupes d'Europe et les culbutant par la seule vertu d'un patriotisme irrésistible." Georges Roux: L'énigme de Valmy, in: Écrits de Paris, November 1957, S. 37. Vgl. Roger Dufraisse: Valmy: Une victoire, une légende, une énigme, in: Francia 17, 1990, S. 95–118.

112 Vgl. Dufraisse: Valmy.

113 Vgl. Jacob de Gognazio: Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessanten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preußen, während der Regierung des Großen Königs der Preußen Friedrichs des Zweyten mit historischen Anmerkungen gewidmet den könglich preußischen Veteranen von dem Verfasser des freymüthigen Beytrags zur Geschichte des östreichischen Militär-Dienstes, Breslau. 4 Bde., 1788–1791, hier Bd. 3, S. 41.

114 AAE CP, Autriche 269, fol. 237r-240r, fol. 239r (Archives du Ministère des Affaires Étrangères, Correspondance politique). Die eigentlichen Korrespondenzen von Montazet befinden sich im Kriegsarchiv in Vienne: SHD/Gr, A 1: 3433-3446, 3471-3472, 3477-3479, 3481-3489, 3500, 3506, 3511-3512, 3516-3526, 3550, 3555-3565, 3586-3591, 3609, 3611-3615. Vgl. Sven Externbrink: „Que l'homme est cruel et méchant!" Wahrnehmung von Krieg und Gewalt durch französische Offiziere im Siebenjährigen Krieg, in: Historische Mitteilungen 18, 2005, S. 45–57, hier S. 48.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schen Kriege wird erbittert auf den Gegner eingeschlagen, wie Jakob Walter aus dem Russlandfeldzug erzählt: „ […] alles Feuerte Schlug auf den Feind loss mit wilder Raserey."[115]

Gerade auch in Gegenden, in welchen die Feinde in früheren Feldzügen mit äußerster Gewalt gegen die Bevölkerung vorgegangen waren – die Plünderungen und Vergewaltigungen der französischen Truppen in den ostdeutschen Gebieten während der Koalitionskriege und die anschließende Härte der preußischen Truppen gegen die Franzosen wären hier ein Beispiel – oder die Bevölkerung sich aktiv gegen die feindlichen Truppen wehrte, wie beispielsweise während des spanischen Feldzuges Napoleons 1809, kam es, wie das im vorherigen Unterkapitel zitierte Beispiel aus de Vanssays Memoiren belegt,[116] vermehrt zu Vergeltungsaktionen zwischen den kämpfenden Truppen, aber auch der Soldaten gegen Zivilisten, die eine Eskalation der Gewalt nach sich ziehen konnten.[117]

Die Darstellungen von verbissenen Kämpfen der vor- und nachrevolutionären Kriege bedeuten jedoch nicht, dass es während der Revolutionskriege nicht dennoch zu außergewöhnlichen Gewalthandlungen und teilweise auch zu Gewaltexzessen kam. Dies wird nämlich in zeitgenössischen Quellen, allen voran Briefen, deutlich. Vor allem in den Briefen von *volontaires* der Französischen Revolution gibt es durchaus Erwähnungen radikalisierter Gewalthandlungen, insbesondere dann, wenn sie mit den ideologischen Kriegszielen der Revolution begründet wurden. So schreibt der Leutnant Gilbert Camus am 27. Juli 1794 an seinen Vater:

> Nous batons les esclaves can relache. […] Nous zavons fait le siège d'ipre, nous somme antré dedan tambour batant et mèche alumé. Nous leure [den österreichischen Truppen] pris an même tent prais de vingt ville, nous ne somme pas contant, nous voulons les écharpé tous et coupé leur cout. Vive la République! Nous ne périrons jamais.[118]

Camus berichtet hier nicht nur ungeschönt von der Gewaltbereitschaft der französischen Soldaten, sondern verbindet die Brutalität auch mit seinem Patriotismus für die Französische Republik. Die Einnahme der Städte befriedigte offenbar nicht den Eifer und Siegeswillen der Truppen. Erst der Tod aller feindlichen Soldaten gereiche der Republik zu Ehren. Dabei sollten die Gegner nicht einfach nur getötet werden, sondern ihr Tod mit äußerster Brutalität, durch „écharpé" und „coupé leur cout" herbeigeführt werden. Durch den Ausruf „Vive la République" und die Vergewisserung der Unbesiegbarkeit der französischen Truppen wird zugleich die Effektivität der Franzosen in den Schlachten und Kämpfen an ihrem Patriotismus und ihrer Brutalität und Gewaltbereitschaft festgemacht.

---

115 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 49.

116 Vgl. de Vanssay: Fragments, S. 24–25.

117 Siehe hierzu Charles J. Esdaile: Fighting Napoleon. Guerrillas, Bandits & Adventurers in Spain, 1808–1814, New Haven 2004, und Ronald Fraser: Napoleon's Cursed War. Spanish Popular Resistance in the Peninsular War, 1808–1814, Brooklyn 2008.

118 René Bouscayrol (Hg.): Cent lettres de soldats de l'an II. Préface de Jean Tulard, Paris 1987, S. 45.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Doch richteten sich diese Brutalität und Gewaltbereitschaft nicht nur gegen feindliche Truppen, sondern vor allem auch gegen die Zivilbevölkerung. So berichtet der Freiwillige Colin Lepreux der Ältere stellvertretend für die ganze Gruppe von Freiwilligen seines Regimentes in einem Brief vom 5. Januar 1794 an die *Société populaire de Saint-Jean de Losne* von dem kontinuierlichen Einsatz der Guillotine in Straßburg:

> La ville de Strasbourg va divinement; la guillotine est toujours en activité; elle doit jouer aujourd'hui. Ah! si vous saviez quel effet elle produit dans cette commune! Elle fait plus que des miracles; dans un jour, elle convertit plus de monde que tous les saints (ci-devants) du soi-disant Paradis.[119]

Der Soldat erzählt hier mit relativer Begeisterung und nicht ohne Spott von einem Gewaltakt gegen die Zivilbevölkerung und davon, wie diese sich daraufhin zu den Idealen der Revolution bekannte, ohne kritisch zu reflektieren, dass die Androhung des Todes durch das öffentliche Köpfen die Menschen ‚bekehrt' hatte. Es scheint ihm gleich zu sein, dass es sich hier vermutlich um unehrliche Bekundungen handelt oder er sieht sich zumindest nicht in der Pflicht und Position, die Methoden und Befehle der Regierung zu hinterfragen.

Natürlich muss man bedenken, an wen Lepreux den Brief adressiert. Eine *Société populaire* war ein politischer Akteur der Revolution, es verwundert also nicht, dass Lepreux sich des entsprechenden Revolutionsvokabulars bedient und die Handlungen der Regierung positiv bespricht. Solche Briefe an die politischen Clubs oder städtischen Räte in den Jahren 1793 und 1794 hatten eher einen semi-offiziellen Charakter und wurden von adressierten Autoritäten einer größeren Öffentlichkeit vorgelesen, um die Dankbarkeit der Bevölkerung für die Verteidigung der *patrie en danger* heraufzubeschwören und die eigenen politischen Entscheidungen zu rechtfertigen. Während der *Terreur* wurden solche Briefe mit den entsprechenden Begrifflichkeiten und im Sprachstil der Revolution sogar regelrecht erwartet.[120] So auch Lepreux' über zwei Seiten langer Brief, der eher den Charakter eines Berichtes hat und überfüllt ist mit der ideologisch-pathetischen Sprache der Revolutionsagenda. Zudem sollten Lepreux und die anderen *volontaires* seines Bataillons einen Auftrag der *Société populaire* unterstützen, welche wiederum diese Anordnung direkt von der *Convention Nationale* bezog, und die sogenannten „propagandistes"[121] aus Straßburg zu vertreiben. Die *volontaires* waren also nicht nur aus rein militärischen Gründen in der Stadt, sondern auch um eine ‚Säuberungsaktion' durchzuführen, über deren erfolgreiche Ausführung der Autor an die entsprechenden Auftraggeber Rückmeldung gibt. Auch

---

119 Ernest, Picard (Hg.): Au service de la Nation. Lettres de volontaires (1792–1798). Recueillies et publiés par le Colonel Ernest Picard, Paris 1914, S. 35.

120 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 83.

121 „Les propagandistes ou propagandaires étaient venus du voisinage pour ‚franciliser' l'Alsace, ‚démuscadiner' le club [la société populaire de Saint-Juste de Losne], déraciner le fanatisme et implanter le culte de la Raison." Arthur Chuquet: Les Guerres de la Révolution, Hoche et la lutte pour l'Alsace, Paris 1893, S. 34.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weiß man nicht genau, warum ausgerechnet Lepreux an die *Société* schreibt und nicht jemand anders aus der Truppe. Eventuell war er derjenige, der am besten (oder als Einziger) schreiben konnte, oder aber er war schlicht ein wirklich überzeugter Anhänger der Ideologie der Französischen Revolution und ihrer extremen Methoden der politisch-ideologischen Bekehrung. Fakt ist, dass zumindest in seinem Brief die extreme Gewalt gegen die Zivilbevölkerung positiv beschrieben wird. Daraus kann nicht unbedingt geschlossen werden, dass jeder Soldat der Französischen Revolution ein fanatischer Ausüber von Gewalt gegen militärische Gegner und Andersdenkende war, doch es macht deutlich, dass Gewalteskalationen in zeitgenössischen Schriften nicht verschwiegen werden mussten.

Ist diese ausgeprägte Gewalt oder zumindest die Bereitschaft zur intensiveren Gewaltanwendung also Teil eines neuen militärischen Heldenbildes bzw. eine neue heroische Qualität eines sich im Wandel befindenden soldatischen Leitbildes? Konsultiert man andere Quellen dieser Zeit, wie z. B. Liedtexte, lässt sich dieser Eindruck leicht gewinnen. Im bekanntesten Lied der Französischen Revolution, der *Marseillaise*, finden sich verschärfte Bilder eines Kämpfers, der nicht davor zurückschreckt Blut, zu vergießen, selbst das von Zivilisten:[122] „Entendez-vous dans les campagnes / Mugir ces féroces soldats? / Ils viennent jusque dans vos bras / Égorger vos fils, vos compagnes."[123] Die Liedstrophe wirkt auf den ersten Blick ausgesprochen radikal und bedrohlich. Vor allem wird mit der Erwähnung von „gloire" und der Beschreibung der französischen Soldaten in anderen Strophen als „fiers guerriers" und sogar explizit als „jeunes héros"[124] das brutale Vorgehen als Teil eines heroischen Kampfverhaltens bestimmt, welche die *freien* französischen Soldaten von den Söldnern und unterdrückten Soldaten der monarchischen Heere unterschied. Doch findet sich etwas später auch eine Stelle, in der zur Gnade und zum Verständnis für die feindlichen Truppen aufgerufen wird. Sie seien nicht der Feind, sondern ihre despotischen Herren, die sie zum Kampf gegen Frankreich zwängen: „Français, en guerriers magnanimes, / Portez ou retenez vos coups! / Epargnez ces tristes victimes, / A regret s'armant contre nous."[125]

Das Bild, das die *Marseillaise* von den französischen Soldaten vermittelt, ist also ein ambivalentes: Einerseits sind die Truppen bereit, ohne Wenn und Aber jedermann niederzumetzeln und genau dies bildet auch ein zentrales Element ihres heroischen Charakters und ihrer heroisch-militärischen Leistungen, ander-

---

122 Bilder und Darstellungen von Blut waren in Kriegs- und Soldatenliedern nicht unbedingt neu. Schon im Siebenjährigen Krieg lassen sich solche finden und auch in späteren Kriegen bleiben sie in Kriegsliedern vorhanden. Allerdings sind sie selten so drastisch wie in der Marseillaise. Hier lässt sich doch ein neuer Ton von Gewaltbereitschaft erkennen.

123 Text der Marseillaise vom 25. April 1792 auf der offiziellen Internetseite der Présidence de la République français: www.elysee.fr/la-presidence/la-marseillaise-de-rouget-de-lisle.

124 Strophe 1: „Allons enfants de la Patrie / Le jour de gloire est arrivé", Strophe 3: „Quoi! Ces phalanges mercenaires / Terrasseraient nos fiers guerriers" und Strophe: „Tout est soldat pour vous combattre / S'ils tombent nos jeunes héros / La terre en produit de nouveaux". Ebd.

125 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

seits empfinden sie Mitleid mit den gegnerischen Soldaten und können sich aufgrund ihrer Großmütigkeit zurückhalten. Der entscheidende Punkt scheint zu sein, ob die Zivilisten reumütige Opfer ihrer Fürsten sind oder sich aus freien Stücken heraus den Soldaten der Französischen Revolution widersetzen. Dies unterstreicht nochmals den Charakter der inneren ideologischen Überzeugung des militärischen Helden der Französischen Revolution: Jemand, der den revolutionären Idealen entgegensteht, ist ein Feind und verdient es zu sterben. Jemand, der zum Kampf gegen Frankreich gezwungen wird, aber den revolutionären Ideen und Werten eigentlich zustimmt bzw. sich zu ihnen bekehren lässt und vielleicht sogar auf Rettung durch die französischen Truppen hofft, kann mit dem Wohlwollen der Soldaten rechnen. Dieses Schwarz-Weiß-Denken stellt eine Radikalisierung des militärischen Heldenbildes dar, das nicht zuletzt auch Ausdruck der zeitgenössischen politisch-kulturellen Umstände war. In einem ideologischen Krieg, geführt von einer Regierung, die zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Periode der *Terreur* einleitete, kann dies jedoch nicht verwundern.

Diese bisher so nicht ausgedrückte Bereitschaft zur exzessiven Gewaltanwendung, wie sie teilweise in Briefen der Französischen Revolution zu finden ist, unterscheidet sich von Gewaltdarstellungen in Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges. Die Tatsache, dass die Militärs im Kampf gezwungen waren, Gewalt auszuüben und zu erfahren, wurde hier zum Teil noch mit Schrecken und Ablehnung kommentiert. So z. B. in den Briefen des französischen Offiziers Antoine-Rigobert Mopinot de la Chapotte an seine Mätresse über die Schlacht bei Lutterberg am 10. Oktober 1758:

> Dans cette dernière Bataille, j'ai couru plus de dangers que dans toutes les guerres que j'ai faites; que je me suis trouvé plusieurs fois seul, attaqué par plusieurs, que j'ai été obligé, pour la première fois que je sers d'abandonner le commandement pour tuer ceux qui s'étaient acharnés sur moi. Que l'homme est cruel et méchant! Tout ce qui s'est passé dans cette bataille est horrible; quel spectacle de voir autour de soi quinze escadrons couverts de sang s'applaudir de leur cruauté.[126]

Nicht nur, dass das Töten von feindlichen Soldaten für Mopinot als störende Handlung wahrgenommen wird, die ihn von seiner eigentlichen Pflicht – dem Ausführen des Kommandos – abhält, der Angriff der Gegner und die Schlacht an sich werden als grausame und unbarmherzige Unmenschlichkeit dargestellt, die schrecklich mitanzusehen sei. Mopinot scheint sich in seiner Aussage, auch wenn er auf dem Schlachtfeld weiterhin ohne Bedenken seine militärische Pflicht erfüllt hatte, eher den pazifistischen Tönen der Aufklärer anzunähern, welche im

[126] Jean Lemoine (Hg.): Sous Louis le bien aimé. Correspondance amoureuse et militaire d'un officier pendant la Guerre de Sept Ans (1757–1763), Paris 1905, S. 249. Neben Schrecken und Ablehnung wurde die Gewalt in Selbstzeugnissen, vor allem Briefen, gerade von Offizieren oft nüchtern kommentiert. Vgl. Externbrink: Que l'homme, S. 51–53. Daneben spielt die bereits angesprochene „Sprachlosigkeit" eine Rolle, die es gerade Soldaten schwermachte, das Erlebte in Worte zu fassen. Vgl. Möbius: Von Jast, S. 14–16, S. 20–23.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

18. Jahrhundert die Schrecken des Krieges anprangerten.[127] Dies mag zum Teil Mopinots Herkunft und Stand geschuldet sein: Als adliger Offizier verfügte er über eine gewisse Bildung, war sich der zeitgenössischen Diskurse zum Thema Krieg wohl durchaus bewusst und vertrat das heroische Leitbild des aufgeklärten, zurückhaltenden und strategisch sowie administrativ versierten Offiziers, der sich durch den sorgsamen Umgang mit militärischen Ressourcen und den ihm anvertrauten Menschenleben hervortat.[128] Doch zeigt es auch, wie sehr sich die Gewaltbereitschaft und die Einstellung zur Gewalt ab den ideologisch geführten Kriegen der Französischen Revolution änderten. Der Unterschied zu Briefen der *volontaires* wie beispielsweise Camus oder Lepreux könnte größer nicht sein.

Einen weiteren bedeutenden Unterschied zwischen den Selbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges und der Französischen Revolution bilden die Äußerungen über den Willen, bis zum Äußersten, ja bis zum Tode zu kämpfen, und zwar für die Erhaltung und Verteidigung der jeweils im Krieg propagierten Werte.[129] Die hier erfahrene Ideologisierung und später auch Nationalisierung des Krieges seit der Französischen Revolution war ein Grund für die verstärkt ausgedrückte Identifizierung mit den Kriegszielen der Regierung, was sich nicht zuletzt in einer radikaleren Sprache in Bezug auf die eigene Kampfesmotivation niederschlug. Beliebte Identifikationsangebote waren hier vor allem *das Vaterland* bzw. *la patrie*, *die Freiheit* oder *die Befreiung vom Joch des Tyrannen*. So hält Favier der Ältere vor dem Aufbruch der Freiwilligen am 29. September 1791 eine kurze Rede für die Berufssoldaten und Eingezogenen der Regimenter aus Montluçon, welche die Soldaten für ihren Einsatz lobte:

> A ce moment nos tyrans se montrent, leur rage se rallume, ils veulent nous forcer à reprendre nos fers. La patrie alarmée nous demande du secours, nous volons lui offrir nos bras, nous volons exterminer des monstres que l'enfer en couroux vomit sur la terre pour le malheur des peuples; nous allons nous défendre nous mêmes, nos parents, nos propriétés [...].[130]

Und der Freiwillige Antoine Marsin[131] schreibt am 29. Dezember 1794 an seinen Vater: „Mais toutes les peines sont oubliées et l'étendard de la tyrannie vient de s'abaisser devant le drapeau tricolore."[132] Auch der Tambourmajor Vidal, seit dem 15. September 1792 Freiwilliger bei der Armee, betont in einem Brief vom 6. Januar 1795 an seinen Vater die innere Überzeugung und die damit einhergehende Kampfesmotivation und -leistung der französischen Truppen:

---

127 Siehe z. B. in Voltaires Roman *Candide, ou l'optimisme* (1759), welcher unter den Offizieren durchaus eine große Leserschaft hatte. Externbrink: Que l'homme, S. 44–45.

128 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 88. Tatsächlich verfasst Mopinot noch während des Krieges Memoranden, in denen er Maßnahmen vorschlug, um die Missstände in der Armee zu beheben, die er teils selbst miterlebt hatte. Externbrink: Que l'homme, S. 55.

129 Eine Ausnahme stellt hier eventuell der Brief des Unteroffiziers Liebler dar, auf den später im Kapitel noch eingegangen wird. Siehe Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 16.

130 Duchet (Hg.): Deux volontaires, S. 14. Die Rede wurde zudem gedruckt.

131 Er hatte sich am 16. September 1792 als Freiwilliger für die Armee gemeldet.

132 Picard (Hg.): Lettres, S. 65.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> [I]l fallait chasser les hordes autrichiennes des hauteurs qui dominent cette ville [die Stadt Luxemburg]. Les soldats républicains ont deployé dans cette circonstance cette valeur, cette opiniâtreé et cette circonstance si dignes d'un soldat qui combat pour sa Patrie.[133]

Die teils sehr pathetische Sprache und die verwendeten Topoi und Formulierungen erinnern stark an die in der Propaganda benutzten sprachlichen Figuren und Bilder und es erstaunt, wie extrem diese Begriffe in den Briefen vor allem der Freiwilligen der Französischen Revolution Verwendung finden. Selbst in sonst relativ nüchtern gehaltenen Berichten findet sich doch die eine oder andere Formulierung in Bezug auf das Vaterland, die Revolution oder die Republik. Inwieweit die in den Schriften aufgeführte Motivation also wirklich den Wunsch oder die Vorstellung der Autoren beschreibt, kann gerade bei schriftlichen Quellen nicht mehr rekonstruiert werden. Fakt ist aber, dass zumindest in der Darstellung des literarischen Ichs, des fiktionalen Ichs,[134] diese innere Überzeugung in Erscheinung tritt. Vor allem wird deutlich, dass der Patriotismus sich stärker als zuvor zu einer heroisch-militärischen Qualität entwickelte. Zwar waren patriotische Gefühle keine genuin neue Erfindung der Französischen Revolution, und gerade in Frankreich hatte sich während des Siebenjährigen Krieges ein bellizistischer Diskurs entwickelt, welcher den Patriotismus der *citoyens* zu einem notwendigen Kriterium der Kriegsführung erhob,[135] doch es war die Französische Revolution, welche dem Patriotismus als heroische Qualität für alle Soldaten zum umfassenden Durchbruch verhalf: Die patriotische Überzeugung, die Hingabe für die *patrie* und/oder die Revolution wurden explizit verbunden mit den kämpferischen Fähigkeiten und dem Durchhaltevermögen der Soldaten, sprich mit Kernmerkmalen traditioneller militärischer Heldenbilder. Somit kristallisieren sich die Identifikation mit den Kriegszielen und der Ideologie der Regierung, aber auch der damit einhergehende patriotische Eifer und die Gewaltbereitschaft während der Französischen Revolution als tragende Elemente der heroisch-militärischen Leitbilder heraus, die zudem für alle Soldaten offen waren.[136]

Die Französische Revolution war jedoch nicht der einzige Krieg, in welchem die Soldaten angeblich mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft agierten. Die patriotische Aufladung des bellizistischen Diskurses führte auch in einigen deutschen Staaten, insbesondere nach 1812/13 zu einer erhöhten Gewaltbereitschaft, die mit religiösen Suggestionen und einer umfassenden medialen Verbreitung einherging.[137] Dabei griff die preußische Militärelite schon vor der Niederlage von 1806 auf die Deutungsmuster der Französischen Revolution zurück und hob

---

133 Duchet (Hg.): Deux volontaires, S. 68.

134 Siehe hierzu Frank Zippel: Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität, in: Simone Winko u. a. (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen, Berlin 2009, S. 285–314.

135 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 126–129. Siehe auch Kapitel 3 dieser Arbeit.

136 Siehe hierzu Kapitel 3.

137 Die folgenden Ausführungen in diesem Absatz stützen sich auf Leonhard: Bellizismus, S. 239–248.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

als Grund für die französischen Siege die patriotisch-nationale Einstellung der Truppen hervor: Das Wertesystem der Revolution, welches die Opferbereitschaft mit der republikanischen Verfassung verband, habe sich zwangsläufig in einer nach außen gerichteten Aggressivität geäußert. Während die deutschen Staaten die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu diesem Zeitpunkt noch als Einfallstor für revolutionäres Gedankengut und revolutionäre Praktiken fürchteten, kam es in Preußen dennoch zur Umsetzung umfassender Reformpläne, die die Soldaten als Bürger mit der Nation enger identifizieren und Preußen so Frankreich militärisch ebenbürtig machen sollten, wobei eine Überwindung der ständischen Distinktionen im Militär noch nicht erreicht werden konnte. Dies hätte eine umfassende Infragestellung der preußischen Gesellschaftsordnung bedeutet, so dass sich die Militärreformen erst einmal hauptsächlich an die Mitglieder des Bürgertums richteten, und versuchten ihnen den Militärdienst schmackhafter zu machen.

Die Vorbereitung des österreichischen Feldzuges im Zusammenhang mit den spanischen Aufständen 1808 beförderte dann in Deutschland die Diskurse um einen sogenannten Volkskrieg, die schon den Zusammenhang zwischen Verteidigungspflicht und bürgerlichem Partizipationsanspruch, welcher dem Nationsentwurf zugrunde lag, antizipierten und schlussendlich mit dem Aufruf *An mein Volk* von Friedrich Wilhelm III. 1813 gerade bei jungen Mitgliedern des Bürgertums große Wellen schlugen.[138] Der Begriff des Volkskrieges wertete das Volk bellizistisch zu einem „nationalen Kampfverband"[139] auf. Zusätzlich wurde in der Propaganda auf religiös konnotierte Symboliken und Motive zurückgegriffen, was nicht zuletzt das Leitbild des Opfers für das Vaterlands appellativ propagierte. Diese Sakralisierung und die bellizistische Verknüpfung legitimierten die gesteigerte Gewaltbereitschaft der deutschen Nation als „Kampfgemeinschaft im Krieg gegen Frankreich"[140] u. a. auch, weil der Dualismus der Selbst- und Feindbilder in dem religiösen Deutungsrahmen von Flugblättern, Liedern, Pamphleten und Predigten emotional extrem gesteigert wurde.

Die Kriegsdeutungen der Propaganda schlugen sich auch in den zeitgenössischen Selbstzeugnissen nieder. So schreibt ein Freund von Friedrich Förster ihm in einem Brief von 1813:

> [D]as Volk wird zu den Waffen gerufen; es gilt, für Altar und Heerd zu fechten; nicht wie bei Jena, für Zopf- und Kamaschenthum, sondern, wie bei den Thermopylen und Marathon, für Vaterland und Freiheit. […] Lange genug haben wir Deutsche mit der Feder philosophirt; nun wird es Zeit, daß wir unsre Zuflucht nehmen, und mit Pulver und Blei unsre Demonstrationen machen.[141]

138 Die folgenden Ausführungen folgen Leonhard: Bellizismus, S. 249–268.
139 Ebd., S. 256.
140 Ebd., S. 260.
141 Förster: Erinnerungen, S. 13.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Und Theodor Körner lehnt ein mögliches Friedensabkommen mit Napoleon ab, denn ein solcher Frieden sei die größte Schmach und nur „durch einen ehrenvollen Kampf können wir zur Ruhe gelangen."[142] Tatsächlich sieht er im Kampf gegen Frankreich eine heilige Pflicht:

> Alles geht mit so freiem, stolzen Muthe dem großen Kampf für's Vaterland entgegen; Alles drängt sich, zuerst für die heilige Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte: Sieg oder Tod, bekommt eine neue heilige Bedeutung.[143]

Diese Vorstellung des Blutopfers für die Nation und das Vaterland greift auch ein gewisser Wilhelm in einem Brief vom 5. April 1813 an Friedrich Förster auf: „Wonach die deutsche Erde lang gedürstet, Blut, Blut für das Vaterland ist geflossen; so mancher brave Kamerad ist gefallen, aber wir sind Sieger geblieben, und wer nur diesen Trost noch erlebte, der starb mit freudigem Muthe."[144] Diese Überzeugungen, für die Befreiung des Vaterlandes bis zum Äußersten zu gehen, konnten auch schnell in Gewalt umschlagen. So berichtet ein Kamerad von Förster in einem Brief (1813) von dem Aufstand der Stadtbevölkerung gegen die französischen Besatzungstruppen:

> Unterdessen wurde die Menge immer verwegener; der Maurergeselle und einige andere Wortführer schrien laut: man müsse alle Franzosen todtschlagen, und mit den Generalen müsse man den Anfang machen. Seine Rede wurde mit dem größten Beifall aufgenommen, und das Volk zog nun vor den Brühl'schen Pallast. [145]

Erst spät in der Nacht konnte der Aufstand aufgelöst werden und einige Handwerker, Arbeiter und der „brave Maurergeselle" wurden verhaftet. Darüber ist der Briefschreiber äußerst entrüstet und es verstärkt seinen Entschluss, sich dem Lützowschen Freikorps anzuschließen.[146] Natürlich muss beachtet werden, dass all die hier zitierten Quellen von jungen Bürgerlichen und späteren Mitgliedern der Freiwilligenregimenter verfasst wurden. Die patriotische Propaganda und der darin verbreitete Aufruf zur Gewaltbereitschaft wurden von dieser Gruppe besonders begeistert aufgenommen, gehörten sie doch zum direkten Umkreis der patriotischen bildungsbürgerlichen Intellektuellen wie Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn. Was jedoch auffällt, ist die narrativ hergestellte Verbindung zwischen der Gewaltbereitschaft und dem sakralen Opfer für das Vaterland. So wird die aggressive Gewalt gleichsam heroisch und nicht verurteilenswert. Durch die Verbindung mit antiken heroischen Präfigurationen („Thermopylen und Marathon") wird dieses Narrativ noch zusätzlich verstärkt. Die Darstellung der Kriegsmotivation und des Kriegseinsatzes mittels Rückgriffen auf ältere heroische Deutungsmuster und zeitgenössische politisch-patriotische

142 Ebd., S., 20.
143 Ebd., S. 40.
144 Ebd., S. 59.
145 Förster: Erinnerungen, S. 32.
146 Vgl. ebd., S. 32–33.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Symbolsprache lässt so die Gewalt- und Opferbereitschaft zu entscheidenden Merkmalen der heroischen (Selbst-)Darstellung der Befreiungskriege werden.

Die hier aus den Soldatenbriefen zitierten Gewaltexzesse bzw. die erwähnte Bereitschaft zu Gewalthandlungen im Namen des Vaterlandes und der *patrie* lassen sich jedoch eher selten in einer direkten Beschreibung in den retrospektiv verfassten Selbstzeugnissen finden. Das scheint nicht wirklich zu überraschen, bedenkt man das schon diskutierte Problem der Legitimität von Gewalt. Die Rechtfertigung von exzessiven Gewalthandlungen blieb problematisch, selbst wenn sie durch Wünsche nach Vergeltung und durch wiedergutzumachendes Unrecht begründet wurden. Eine der exzessiven Gewalt zugeneigte *Der Zweck heiligt die Mittel*-Gesinnung mag während der radikalsten Jahre der *Terreur* vertretbar gewesen sein. Doch da die meisten Selbstzeugnisse aus der Retrospektive verfasst wurden, einige Jahre bis Jahrzehnte nach der Französischen Revolution und/oder den Befreiungskriegen und somit während eines zeitlich anderen kulturellen und normativen Kontextes, ist es gut möglich, dass vielen Autoren eine Erwähnung der Gewalteskalationen in ihren Lebenszeugnissen und Memoiren unangebracht erschien.[147] Dabei ist es nicht so, dass die Kriegsdeutungen in den öffentlichen Diskursen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts nicht auch zuweilen pathetische und emotionalisierende Anleihen mit sich gezogen hätten. So hatte die Rheinkrise in Deutschland nicht nur zur Zuspitzung antifranzösischer Feindbilder geführt,[148] sondern in den 1840er ließ sich im bürgerlichen Diskurs ein national-aggressiver Bellizismus beobachten, der auf der einen Seite die politische Freiheitsidee hochhielt, auf der anderen Seite nationale Aggressionen im Namen des zivilisatorischen Fortschritts forderte. Dieses radikalisierte Verständnis von Krieg, vorgetragen in einem offensiv artikulierten Bellizismus, verstärkte sich nach 1850 umso mehr,[149] was nicht zuletzt in der öffentlichen Meinung zum italienischen Krieg 1859 sichtbar wurde: Mit „erhöhter Emotionalisierung und deutlich national-diskurslicher Färbung“[150] wurde der Konflikt in den Zeitungen diskutiert.[151] Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 konnte man ebenfalls eine starke emotionale Aufgeladenheit bei der Kommentierung der zeitgenössischen Ereignisse beobachten: Das nationale Pathos angesichts der Emser-Affäre und die Rechtfertigungen der deutschen Gewaltentaten gegen die Franctireurs, welche die Zeitungen wiederrum als Verbrecher, die den Tod verdient hätten, stilisierten,[152] waren nur einige Beispiele für die emotional und pathetisch geführten Deutungen im Rahmen des deutsch-französischen Konfliktes. Aber gerade,

147 Eine Ausnahme stellt hier die Gewalt gegen die indigenen Bevölkerungen in Kolonialgebieten und in den Kolonialkriegen dar. Eine Ausweitung des Untersuchungsortes auf die nichteuropäischen Kriegsschauplätze kann in dieser Arbeit jedoch nicht geleistet werden.

148 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 433.

149 Vlg. ebd., S. 434, S. 454.

150 Leonhard: Bellizismus, S. 579.

151 Vgl. ebd.

152 Vgl. Becker: Bilder, S. 234–237, S. 241–242.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weil die Franctireurs mit solchen Mühen als Tiere, Mörder und Verbrecher dargestellt wurden, um die Gewalttaten gegen sie zu relativieren und zu legitimieren,[153] wird deutlich, dass extreme Gewalt gegen den Feind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zumindest auf deutscher Seite nicht einfach so mehr darstellbar und damit heroisierbar war.

Ähnliches lässt sich auch in Frankreich beobachten: Obwohl in den 1850er und 1860er Jahren die Regierung von Napoleon III. eine ausgeprägte Gewaltbereitschaft nach außen demonstrierte, um eine neue dominantere Stellung für Frankreich im europäischen Machtgefüge aufzubauen, postulierte diese Politik unter dem Leitsatz *l'empire c'est la paix* eine Garantie des innenpolitischen Friedens.[154] Dabei blieb auch die Selbstvergewisserung der französischen Nation als *peuple guerrier* in den verschiedenen politischen Lagern ein wichtiger Anknüpfungspunkt,[155] und vor allem für die republikanische Position bildeten seit den 1850er Jahren in den Diskursen rund um die Heeresreform die *volontaires* von 1792 einen zentralen Bezugspunkt.[156] Dieser Diskurs verstärkte sich dann während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 vor allem nach der Schlacht von Sedan und ging einher mit einer Radikalisierung der Sprache: Rückgriffe auf die Gewalt- und Opferbereitschaft der Freiwilligen der Revolution inklusive Rechtfertigung für einen Bürgerkrieg waren im Sprachduktus der Aufständischen der Pariser Kommune zentral.[157] Doch sowohl für das Bürgertum als auch für die Konservativen riefen diese Narrative sowie die Situation an sich eher das Trauma der *Terreur* und der Erhebungen von 1848/49 wieder hervor, so dass sich hier klare Gegenreaktionen mit bewussten Versuchen der Dekonstruktion des Mythos um die *volontaires* bildeten.[158] Höchst leidenschaftliche und damit auch zu Gewaltexzessen bereite Soldaten, die auch vor einem Bürgerkriegsszenario nicht zurückschreckten, waren also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kein allgemein gesellschaftlich akzeptiertes Leitbild mehr, sondern wurden von den nicht zuletzt politisch, wirtschaftlich und kulturell recht einflussreichen Gesellschaftsschichten mit Vorbehalt, wenn nicht sogar Kritik bedacht. So schien die Akzeptanz der Darstellung von Gewaltexzessen gegen feindliche Truppen auch in Frankreich im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht mehr einfach so darstellbar gewesen zu sein, denn nicht nur in den in der ersten Hälfte und Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts retrospektiv verfassten Selbstzeugnissen finden sich selten solch exzessive Beschreibungen wie in den Briefen der *volontaires*. Auch in den Revolutions- und napoleonischen Zeugnissen, die nach dem Krieg 1870/71 veröffentlicht wurden, welcher zu einer Verhärtung antideutscher Feindbilder geführt und nach dem das Motiv der *revanche* für die territorialen

153 Vgl. ebd., S. 234–237.
154 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 508, S. 726–727.
155 Vgl. ebd., S. 728.
156 Vgl. ebd., S. 539–542.
157 Vgl. ebd., S. 550–555.
158 Vgl. ebd., S. 555–556, S. 559.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verluste in Elsaß-Lothringen in diversen gesellschaftlich-kulturellen Bereichen bis hin zur Schulerziehung Einzug erhalten hatte,[159] sind die Gewaltnarrative weniger grenzenlos als zu den Hochzeiten der *Terreur*.

1.3.3 Illegitime Gewalt? Gewalt gegen Zivilisten

Die Gewaltausübung gegen feindliche Truppen bedurfte selten einer Rechtfertigung und erlaubte – zumindest solange sie sich im Rahmen eines militärischen Norm- und Regelwerkes bewegte – die Heroisierung sowohl ganzer Truppen und Regimenter als auch einzelner Militärangehöriger. Selbst bei militärischem Ungehorsam konnte eine Heroisierung der Gewalt noch erfolgen, wenn sie sich ‚aus den richtigen Gründen' gegen die feindliche Armee wendete. Hier konnte sie sogar ein probates Mittel darstellen, um das eigentlich fragwürdige und moralisch uneindeutige Verhalten der Soldaten zu rechtfertigen. Es verhielt sich jedoch anders, wenn die Gewalt durch Militärs sich gegen unbeteiligte Einwohner wendete. Seit den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges bemühten sich Militärtheoretiker und -reformer im 17. und 18. Jahrhundert um die Entwicklung einer schadensbegrenzenden Kriegsführung. Die Idee der gezähmten Bellona, die Militärtaktiken der Kabinettskriege sowie pazifistisches Gedankengut *avant la lettre* aus den unterschiedlichen Strömungen der Aufklärung vertraten – zumindest in der Theorie – eine Form des Krieges, bei welcher die Zivilbevölkerung möglichst verschont bleiben sollte.[160]

Bei Übergriffen auf die Zivilbevölkerung durch Soldaten handelte es sich also um Norm- und Regelverletzungen, um Verstöße gegen militärische Gesetze und Verordnungen, die abgesehen von den Hochzeiten der *Terreur* eine nicht legitime Anwendung von Gewalt bildeten und ein Problem darstellten, welches sich bis in unsere heutige Zeit zieht. Soziologen und Historiker haben unterschiedliche Erklärungsmuster für die immer wieder stattfindenden gewalttätigen Übergriffe von Soldaten gegen Zivilisten formuliert. So erscheint die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung oft als Gruppenphänomen: Gewalttätige Übergriffe auf Zivilisten können hierbei als Ritus funktionieren, um die Zugehörigkeit des Einzelnen zur Gruppe zu demonstrieren. Der einzelne Soldat möchte nicht als Schwächling oder Feigling gelten, eine Nichtbeteiligung am Gewaltakt kann von den Kameraden zudem als unsozialer Akt gesehen werden und ein gegenseiti-

159 Vgl. ebd., S. 743. Es entstand sogar das Genre der Revanche-Literatur.

160 In der Realität traf dies natürlich nicht zu. Der kleine Krieg, Einsatz von Partisanen sowie die Belagerung und Eroberung von Städten schadeten der Zivilbevölkerung durchaus. Auch die Einquartierung erfolgte nicht immer ohne Probleme, da zum einen die Einwohner dadurch wirtschaftlichen Schaden erlitten und es zum anderen durchaus zu gewalttätigen Übergriffen von Soldaten auf ihre Wirte kam. Daneben war auch das Fouragieren für die Einwohner gefährlich, da sie hier ebenfalls ihre Lebensmittel und andere Gegenstände verloren und vor allem das Fouragieren nicht selten an Raub grenzte und die Soldaten mit Gewalt nach entsprechenden Gütern suchten bzw. diese einforderten.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ges Aufschaukeln spitzt die Situation oftmals zusätzlich zu.[161] Eine übersteigerte Loyalität und Solidarität zur Truppe oder Einheit gewinnt hier die Überhand über die Verbundenheit zu den militärischen Norm- und Wertvorstellungen und der Eigendefinition über ein moralisch-militärisches Leitbild.

Dieses Fehlverhalten von Soldaten tritt also meistens dann auf, wenn das militärische Ethos und der Ehrenkodex verloren gehen und/oder die militärische Disziplin versagt. Wenn die Verstöße gegen die militärische Ordnung keine Strafen nach sich zogen, ja sogar von Vorgesetzten gebilligt wurden, konnte das brutale Vorgehen der Soldaten zuweilen eher als Empfehlung denn als Makel gesehen werden, wie es zum Beispiel für einige Elitetruppen der SS der Fall war. Somit konnten die illegitime Gewaltausübung und eine überhöhte Aggressivität sogar zum Teil des soldatischen Identitätsbildes werden.[162] Jedoch ließen sich solche soldatischen Leitbilder vor allem in faschistischen und totalitären Regimen finden. In einer Epoche, welche von christlichen Wertvorstellungen und den pazifistischen Ideen der Aufklärung dominiert war, stellte der Einsatz übermäßiger Gewalt, vor allem gegen Unbeteiligte, ein grobes soldatisches Fehlverhalten dar und stand damit auch der militärischen Heroisierung entgegen.[163] Dennoch gehörten solche Vorfälle zum militärischen Alltag und gerade in Feldzügen, in denen die Versorgung der Truppen unzureichend gesichert war, beteiligten sich die viele Soldaten an Übergriffen auf die Zivilbevölkerung, ob nun im Feindesland oder gar in ihrer eigenen Heimat. Dies bildete ein zentrales Problem für die heroische Selbstdarstellung in militärischen Selbstzeugnissen. Denn aufgrund der Häufigkeit der Vorkommnisse und der Berichterstattung in Zeitungen, Flugblättern und Zeitschriften würde das Verschweigen der Übergriffe in Tagebüchern, Memoiren und Autobiographien wenig glaubwürdig erscheinen. Eine historische Untersuchung dieser Quellen steht also vor der Frage, wie Soldaten und Offiziere mit der illegitimen Gewaltanwendung in ihren Selbstdarstellungen umgegangen sind. Wie stellen die Autoren von Selbstzeugnissen die von ihnen

---

161 Vgl. Winfried Speitkamp: Gewaltgemeinschaften, in: Christian Gudehus / Michaela Christ (Hg.): Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2013, S. 184–190 und Kümmel / Klein: Gewalt, S. 225–228.

162 Vgl. Kümmel / Klein: Gewalt im Militär, S. 226–227.

163 Eine Ausnahme stellen hier Kolonialkriege oder Truppeneinsätze in kolonialen oder nichteuropäischen Schauplätzen dar. Siehe hierzu Warren R. Hofstra (Hg.): Cultures in Conflict. The Seven Years' War in North America, Lanham 2007. Für die Frühe Neuzeit siehe Christian Büschges: Gewaltsame Kulturkontakte. Massaker in der spanischen Eroberung Mexikos, in: Claudia Ulbrich, Claudia u. a. (Hg.): Gewalt in der Frühen Neuzeit Berlin 2005, S. 59–72, und Martin Krieger: Massaker und koloniale Staatsgewalt in Indien, in: Claudia Ulbrich u. a. (Hg.): Gewalt in der Frühen Neuzeit, Berlin 2005, S. 73–81. Für die späteren Jahrhunderte siehe Susanne Kuß: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalationen von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 2012, und Elisabeth Hutter: „Was werden wir alles erzählen aus diesem Affenland!" Die Schutztruppe als prekäres heroisches Kollektiv in Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest,* in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen, Special Issue 7: Heroische Kollektive. Zwischen Norm und Exzeptionalität, 2019, S. 29–37. DOI: DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2019/HK/04:

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ausgeübte Gewalt dar? Erscheint sie in ihren Augen legitim und wenn ja, welche Argumente benutzen sie, um sie zu rechtfertigen? Damit Gewalt heroisierbar wird, bedarf sie einer Legitimation. Das gilt umso mehr, wenn sie aus moralischer und rechtlicher Sicht – und bei Übergriffen auf die Zivilbevölkerung ist dies genau der Fall – verurteilbar ist.

In den untersuchten militärischen Selbstzeugnissen entwickeln die Autoren unterschiedliche Strategien, um die Gewalt gegen Einwohner zu beschreiben, welche sich grob in drei Narrative einteilen lassen. In diesem Unterkapitel soll die Frage im Zentrum stehen, wie die eigentlich illegitime Gewalt in die militärischen Heldenkonzepte passt, die von soldatischen Autoren in ihren Selbstzeugnissen benutzt werden.

Der Soldat als Retter

In der ersten narrativen Strategie bietet die illegitime Gewaltausübung gegen die zivilen Einwohner dem Soldaten die Möglichkeit, sich als Retter hervorzutun und die Bewohner vor Gewalt zu schützen. So berichtet der Kavallerist und Mitglied des Freiwilligenregimentes der Lützowschen Reiter Ludwig von Mühlenfels in seinen 1861 in der bürgerlich-liberalen Zeitung *Die Grenzboten* erschienenen Memoiren (das genaue Verfassungsdatum ist nicht bekannt) von einem Übergriff zweier Kosaken auf ein Bauernhaus auf dem Rückzug von Plauen nach Weida im Juni 1813. Die Bäuerin sei auf den jungen Militär zugelaufen gekommen und hätte ihn inständig um Hilfe gebeten, da zwei Kosaken dabei gewesen wären, ihre Tochter zu misshandeln und ihr Haus zu plündern. Ohne zu zögern, übergab von Mühlenfels ihr sein Pferd und eilte der jungen Frau zur Hilfe: „Ich erblickte denn auch zwei Kosakenpferde vor der Thüre des Bauernhauses angebunden, aus welcher mir Wehklagen entgegenschallte. Ich übergab der Frau mein Pferd zum Halten und eilte mit blankem Säbel in's Haus."[164] Auch wenn sich herausstellte, dass die Tochter nicht wirklich in Gefahr war, sondern versuchte, die Kosaken am Plündern zu hindern, vertrieb von Mühlenfels die beiden Russen, indem er ihnen mit der flachen Klinge seines Säbels einige feste Hiebe auf die Köpfe erteilte. Vor dem Haus kam es anschließend noch zu einer Rangelei, da die Kosaken versuchten, den Retter mit der Lanze zu erstechen, er wiederum seine Pistole auf die beiden Russen abfeuerte, sie aber verfehlte.

Der Soldat war hier also nicht selbst an dem gewalttätigen Übergriff auf die Einwohner beteiligt. Ganz im Gegenteil: Er verurteilte die Tat seiner Verbündeten scharf und eilte ohne zu zögern den Bewohnern zu Hilfe. Damit wurde er zum Retter der wehrlosen Unbeteiligten und erfüllte das militärische Heldenideal des Beschützers der Bevölkerung. Er stellte die Unversehrtheit der Zivi-

[164] Ludwig von Mühlenfels: Ein Lützow'scher Reiter, in: Die Grenzboten, 1861, S. 481–500, hier S. 493.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

listen und die Einhaltung der militärischen Verordnungen vor die Loyalität zu seinen Verbündeten. Seine Gewaltausübung gegen diese war zudem gerechtfertigt, da er als Verteidiger von Recht und Ordnung auftrat. Die Kosaken begingen ein Verbrechen, in seiner Anzeige beim zuständigen Kommandanten beschrieb er die beiden sogar als „Übelthäter". Es war seine soldatische Pflicht, gegen eine solche illegitime Gewaltausübung seiner Verbündeten vorzugehen. Dabei wurde seine eigene Gewaltanwendung dadurch gerechtfertigt, dass er die beiden Kosaken nur mit der flachen Klinge attackierte, sie also bloß bestrafte und nicht gleich tötete. Erst als sie sein Leben durch den Lanzenangriff bedrohten, zückte er die Pistole, um einen eventuell tödlichen Schuss abzugeben. Das militärische Heldenkonzept ist hier eindeutig: Von Mühlenfels verhält sich nicht nur mutig und ritterlich, da er wie selbstverständlich sich allein zwei Gegnern entgegenstellt, er wird dadurch auch zum Beschützer und Retter. Zudem wahrt er den soldatischen Wertekodex, indem er seine Pflicht erfüllt und nur mit einer im vorgesehenen Rahmen gerechtfertigten Gewaltanwendung gegen die Delinquenten vorgeht.

Auch der Offizier Carl Sachs kommt während des Russlandfeldzuges Anwohnern zu Hilfe, die gerade von Soldaten ausgeraubt werden. Er berichtet in seinen Tagebuchblättern, dass er

> in einem Sträßchen einen Lärmen [hörte]; ich eilte hin und fand einige Soldaten, die aus einem Hause eine Kiste schleppten während die Eigenthümer Mann, Frau und mehrere Kinder auf den Knien baten, sie ihnen zu laßen. Auf meinem Zuruf liefen die Soldaten davon; ich half den Leuten die Kiste wieder in das Hauß bringen, und zeigte durch Pantominen, sie sollten die hinter der Thüre befindliche Holzbeuge abraumen, ein Loch graben und die Kiste hinein senken, dann das Holz wieder darauf setzen. Als sie mit dem letzteren anfingen, wollte ich fort, konnte aber kaum wegkommen, weil die Leute durch Niederfallen auf die Kniee und küßen meiner Füße nach ihrer Landes Sitte mir danken wollten.[165]

Er befiehlt den Soldaten nicht nur, den Bewohnern ihre Habseligkeiten zu lassen, sondern hilft diesen anschließend mit seinen Vorschlägen, die Wertgegenstände besser zu verstecken. Die Dankbarkeit der Zivilisten ist in der Darstellung auch nicht zu übersehen. Sie mag vielleicht aus einem westeuropäischen Kontext des 21. Jahrhunderts übertrieben wirken und die Authentizität dieser Erzählung etwas in Frage stellen, doch gibt es auch andere Offiziere, die von diesen Dankbarkeitsbezeugungen der polnischen Bevölkerung berichten. So zum Beispiel Ernst von Baumbach, der jedoch anfügt, ihm sei diese Landessitte recht unangenehm gewesen.[166] Carl Sachs hat sich in seiner Erzählung über illegitime Gewalthandlung zwar nicht so tatkräftig hervorgetan wie der Kavallerist von Mühlenfels, doch auch er tritt als Retter in Erscheinung, indem er seine Autorität, Klugheit und Hilfsbereitschaft nutzt, um Zivilisten vor Plünderung zu schützen und wieder Ordnung herzustellen. Damit erfüllt er die heroisch-militärischen Qualitäten eines gebildeten, aufgeklärten Offiziers des 19. Jahrhunderts.

---

165 Sachs: Erinnerungsblätter, S. 23.
166 Von Baumbach: Tage-Buch, S 25.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Stellten die eben genannten Beispiele des Ludwig von Mühlenfels und des Offiziers Carl Sachs einen Fall dar, in welchem sich die Militärs klar gegen den gewalttätigen Übergriff auf die Zivilbevölkerung aussprechen, finden sich auch Erzählungen, in denen Soldaten zugeben, Gewalt gegen Einwohner ausgeübt zu haben. In diesen Fällen geht es anschließend darum, überzeugende Argumente für den Übergriff zu finden, damit die heroische Selbstdarstellung erhalten bleiben kann. Dies passiert am häufigsten durch die negative Beschreibung der Einwohner. Während zwar nur einige wenige Autoren von geplanten oder verübten Mordversuchen ihrer Wirtsleute berichten,[167] äußern sich jedoch fast alle Soldaten in ihren Selbstzeugnissen mindestens einmal negativ darüber, dass sie von den Bewohnern, bei denen sie einquartiert waren, nicht ausreichend mit Lebensmitteln versorgt wurden, obwohl es denen von der Heeresleitung befohlen worden war.

So berichtet ein sächsischer Artillerist in seinem Tagebuch von 1806, dass bei der Heimkehr der sächsischen Truppen diese zwar mit Vivatrufen empfangen worden waren und die meisten seiner Kameraden „von ihren Wirthen als brave Landleute alle gut aufgenommen“[168] wurden, nur ihn

> nebst 12. Mann traf das unglückliche Loos bey einem alten geizigen Filz von Bauer einquartiert zu werden, der ob er gleich selbst Soldat gewesen war, doch nicht wißen wollte, was für eine Behandlung denenselben gebührt. So ließ er uns z. B. auf das Abendbrod warten, bis wir es mehrermal gefordert hatten, und sollte er wo uns nöthig war mehr herzuschaffen so entschuldigte er sich beständig damit, daß die Preußen alles mitgenommen hätten, doch durfte man nur gerade zu mit Prügel drohen, so fand sich alles, was man verlangt.[169]

In solchen Fällen schien es den Soldaten keineswegs ungerechtfertigt, den Zivilisten Gewalt anzudrohen. Denn durch ihre Handlungen wurden die zivilen Einwohner zu Feinden, die eine Gefahr für die Soldaten darstellten. Auch wenn die vage Vermutung eines Mordanschlages oder die unzureichende Versorgung mit Lebensmitteln nicht ausreichend für eine Gewaltausübung erscheinen mögen, so geben sich die Autoren doch Mühe, die Bewohner hinreichend als Antagonisten darzustellen. Damit waren diese keine Unbeteiligten mehr, sondern wurden zu Gegnern, gegen die der Kampf und damit die Gewaltanwendung gerechtfertigt waren.

So stellt der sächsische Artillerist klar, dass sich der geizige Wirt nicht nur gänzlich unpatriotisch verhielt, indem er – im Gegensatz zu seinen braven Landsleuten – den militärischen Helden nicht die angemessene Behandlung zukommen

---

167 Vgl. GStAPK, IV HA, Rep. 15. B, Nr. 7, Zu At. 18/19 – V- Bl. 6, S. 594, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815.

168 GStAPK, IV. HA, Rep. 15. B, Nr. 4, S. 50, Tagebuch des Artilleristen C.H.B. vom Sächsischen Armeekorps aus dem Feldzug 1806.

169 GStAPK, IV. HA, Rep. 15. B, Nr. 4, S. 50, Tagebuch des Artilleristen C.H.B. vom Sächsischen Armeekorps aus dem Feldzug 1806.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ließ, sondern auch gegen den militärischen Ehrenkodex verstieß, da er als ehemaliger Soldat loyal auf die Bedürfnisse seiner Nachfolger hätte eingehen müssen. Dadurch verhielt er sich geradezu verräterisch in Bezug auf die Solidarität zwischen Militärangehörigen, die sich durch ihre Kriegserfahrung – zu der auch die mangelnde Versorgung zählte – quasi als verschworene Gemeinschaft von den Zivilisten abgrenzten.

Besonders viele Einträge über Gewalt gegen Zivilisten finden sich bei Jakob Walter, dem Soldaten des Russlandfeldzuges, der seine Memoiren Ende der 1840er oder Anfang der 1850er verfasst hat. Wobei Walter bei jeder Erwähnung – zumindest seiner Meinung nach – gute Gründe für die Ausschreitungen anführt. Die öffentliche Bestrafung eines Dorfschmiedes mit so heftigen Prügeln, bis er „als halb Tod nicht mehr lautgeben“[170] konnte, was eigentlich an Folter grenzte und welche der bestrafende Leutnant sogar lachend vollzog, wurde damit erklärt, dass der betreffende Dorfschmied ein Spion gewesen sei, der die gegnerischen preußischen Truppen über die Stärke und Manöver der bayerischen und württembergischen Regimenter informiert hatte.[171] Diese Zurschaustellung öffentlicher Gewalt gegen Zivilisten schien für die Armeemitglieder legitim zu sein, da dieser Schmied sich durch seine Handlungen ganz klar als militärischer Gegner und Gefahr für die Armee positioniert hatte. Zudem konnte eine solche Bestrafung auch gleich zur Abschreckung für die anderen Dorfbewohner dienen, die vielleicht ebenfalls an Kollaboration mit den Preußen gedacht hatten.

Dieses Verhalten steht im starken Kontrast zu einer anderen Episode aus Walters Aufzeichnungen, in denen er einen anderen Soldaten beschuldigt, unnötig gewaltsam gegen seinen Hauswirt vorgegangen zu sein:

> In dieser Stadt begab es sich in meinem Quartier das ein Kamurat den Hauswirth nötigen wolte zum Singen, was aber derselbe die ganze nacht auf dem Ofenbanksizend mit weinen entgegnet hatte, da dieser Mann nicht wegen Traurigkeit Singen konte so wolte der Soldat Hummel ihn beängstigen, nahm seyn Gewehr, spante den Hanen, und ging loss, die Kugel war an meiner u: einem andern Soldaten Seite verbei und blieb in der Wand eingegangen, dieses wolte ich anführen um die damals verwildete Soldaten darzustellen.[172]

In der hier dargestellten Szene unterscheidet sich Walters Auffassung in Bezug auf Gewalt gegen Zivilisten: Im Gegensatz zur Behandlung des Schmiedes schien ihm das Verhalten der Soldaten hier höchst unangebracht und er führt die Szene als Beweis für die Verrohung der eigenen Truppen an. Im Gegensatz zum Schmied war der Hauswirt nämlich keine Bedrohung für die Soldaten, sondern ein gewöhnlicher Bürger, der wenn überhaupt eher den Schutz der Militärs oder zumindest ihr Mitleid verdient hatte.

Diese Episode bleibt jedoch nicht die einzige Situation in Walters Bericht, in der die Militärs Einwohner bedrohen. Je weiter der Russlandfeldzug fortschritt

170 Hildebrand (Hg.) Drei Schwaben, S. 14.
171 Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 14.
172 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 14.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und je katastrophaler die Versorgungssituation der Truppen wurde, desto ungenierter erzählt Walter von den Plünderungen der Dörfer und Städte, selbst wenn diese von den vorgesetzten Offizieren auf das Strengste verboten wurden:

> Überdies beklagten sich die Einwohner von der Stadt bei unsern Kronprinzen worauf Befehl kam, der erste Soldat so aus dem Lager geht werde erschossen, ich traf jedoch noch zu rechter Zeit zurik ein, der Ernst unseres Kronprinzen wahr so hoh gestiegen, das Er mit dem Pistol vor die Frond ritt und mehreren Soldaten den Schuss auf die Brust hielt wo man glauben musste mehrere werden Erschossen werden, allein die Noth nichts zu essen zu haben mag der Einhalt gewesen sein.[173]

Nicht nur, dass die Soldaten hier die Bevölkerung eines alliierten Landes beraubten, sie taten dies sogar unter dem Risiko der Todesstrafe durch einen der obersten Befehlshaber der Armee. Diese Darstellung wirft ein schlechtes Licht auf die Disziplin der Truppen. Dennoch gibt Walter offen zu, zu den plündernden Soldaten gehört zu haben und nur deshalb nicht bestraft worden zu sein, weil er es geschafft hatte, rechtzeitig zum Lager zurückzukehren. Die recht undisziplinierten Handlungen des Militärs rechtfertigt Walter jedoch mit dem großen Hunger und dem Leid, welche die Truppen erdulden mussten. Diese seien so groß gewesen, dass den Soldaten eigentlich nichts anderes übrigblieb, als sich dieses illegitimen Gewaltmittels zu bedienen:

> Niemand hatte was zu Essen, dan man sich in der Noth alles erlauben muss so konte hier das ohne hin schon Ausgeblintere Stadtchen nicht unbesucht bleiben, alle Soldaten liefen nach Wasser, Esswaren, und so wurde auch den Einwohnern das Versteke an Vorrath aufgefunden und in das Lager gebracht obgleich es Polnisch und Freundesland war.[174]

Die illegitime Gewaltanwendung wird hier auf die äußeren Umstände geschoben, die keine anderen Aktionen zuließen. Walter und die anderen Soldaten befanden sich in einer solchen Notsituation, dass Raub und Plünderung die einzigen Handlungsmöglichkeiten blieben. Dies schien auch der Militärführung klar gewesen zu sein, da es im Endeffekt dann doch keine Konsequenzen, zumindest keine tödlichen, für die Soldaten gab.

Während Walter zu Anfang noch etwas zurückhaltender und kritischer über das Benehmen der Soldaten gegenüber den zivilen Bevölkerungen gesprochen hat – er spricht klar von „grosser Unortnung unter dem Militär",[175] die nur durch einen „strengen Befehl"[176] beendet werden konnte, so dass „das Eigenthum der Bürger gesichert [wurde]"[177] – teilt er hier offen mit, selbst an den Aktionen gegen die Bürger und ihr Eigentum beteiligt gewesen zu sein. Die Notlage macht die dargestellte illegitime Gewalt rechtfertigbar und schafft sogar Möglichkeiten, diese Form von Gewalttaten positiv umzudeuten. So beschreibt Wal-

173 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 39–41.
174 Ebd., S. 40.
175 Ebd., S. 31.
176 Ebd.
177 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ter seine nächsten Übergriffe teilweise sogar als besondere Leistung, da es ihm durch Klugheit und Aufmerksamkeit gelungen war, etliche Lebensmittel und sogar ein Pferd zu erbeuten, was ihm und seinen Kameraden für einige Tage das Überleben sicherte.[178] Diese positive Aufwertung der eigenen Gewalthandlung wird umso stärker, als die Truppen nach Russland, also in das Feindesland vordrangen, da hier die militärischen Normen und Gesetzgebungen die Requisition weniger streng regulierten. Zusätzlich bedient sich Walter des gleichen Narrativs, das auch schon der sächsische Artillerist benutzte: Er schiebt die Schuld auf die Einwohner und stellt sie als Gegenspieler der verzweifelten Soldaten dar. So erklärt er in seinen Aufzeichnungen:

> Wir sagen das wir Lebensmittel verlangen zur Arme, erhalten wir sie gutwillig so unterbleibt die Gewalt. Jener trug es dem Ort vor, und die Antwort war nichts, nun mussten 2. und 2. Man alle mal ein Haus vornehmen und durchsuchen, ich nahm nebst einen Kamuraden mein Geschäft vor.[179]

Selbst gegen eine schwangere Frau gehen die Soldaten gewaltsam vor, wenn auch, wie Walter betont, mit Zurückhaltung:

> [A]ls wir die Thüre einstossten kam die Frau so schwanger war, wie rassent gesprungen, und wolte uns herausreissen, welche wir jedoch mit schonenten Stössen zurikbrachten. [...] Dieses unternehmen führte ich dessentwegen an, um die Art der russischen Unterthanen könen zu lehnen. Hätten Sie die Einfache Abschischt gutwillig beseitigt, so weren viele Hausgerethe unvertorben geblieben, dan es mussten, um etwas zu fünden Fussböden und Gebälk aufgehoben und alles Verdekte umgekehrt werden.[180]

Trotz der illegitimen Gewaltanwendung versucht Walter Jakob die Handlungen der Soldaten nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch als weniger norm- und regelwidrig darzustellen. Die Soldaten hätten sich bei ihrer Plünderung durchaus zivilisiert verhalten und waren sogar bemüht, den Bewohnern ohne Schaden die ‚freiwillige' Übergabe von Lebensmitteln zu ermöglichen. Die Requisition sei eben auch nur nötig gewesen, weil die Soldaten selbst am Notleiden und Verhungern waren. Es seien die Anwohner gewesen, die sich hier falsch benommen und so die Gewalt der Soldaten über sich gebracht hätten. Hätten sie kooperiert und den Soldaten diese einfache Bitte um Lebensmittel erfüllt, wäre niemand und nichts zu Schaden gekommen. Die von ihm erzählten Episoden seien der klare Beweis nicht für das Fehlverhalten der Soldaten, sondern für das der russischen Zivilisten. Dass die Soldaten relativ schnell zur Gewalt bereit waren, in ihrem gewalttätigen Vorgehen recht organisiert, sprich eingeübt gewesen sind (Walter bezeichnet es als „sein Geschäft", das jeweils „2. und 2. Mann" durchführten) und sogar gegen die wehrlosesten Zivilisten (nicht nur Frauen an sich, sondern sogar eine schwangere Frau) vorgingen, scheint die Darstellung doch etwas weniger überzeugend zu gestalten.

---

178 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 44–45, S. 47.
179 Ebd., S. 46.
180 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das dritte Narrativ wird vor allem von Offizieren verwendet. Sie wehren sich gegen Anschuldigungen, ihre Soldaten oder gar sie selbst hätten sich an einer Plünderei beteiligt. Entweder widersprechen sie den Vorwürfen direkt und behaupten, bei den ihnen unterstehenden Truppen sei dies nicht vorgekommen. Es gäbe nicht einmal überzeugende Beweise für die Anschuldigungen, was sich auch darin äußere, dass niemand bei ihnen Klage oder eine Beschwerde eingereicht hätte.[181] Oder sie relativieren die Bezichtigungen, indem sie die Erlebnisse aus ihrer Sicht schildern und dabei betonen, dass die Vorfälle nicht annähernd so schlimm gewesen seien, wie ihnen vorgeworfen würde. Dabei stellen sie sich selbst als positives Beispiel heraus. So erzählt Leutnant Wilhelm von König in seinen Memoiren aus dem Jahr 1863, wie er, trotz seiner vorliegenden Befehle, einer ihn hilflos anflehenden Bäuerin ihre bereits von der Armee beschlagnahmte Kuh zurückgab. Sein Erbarmen gegenüber der Frau hinterließ bei den Einwohnern und den Edelleuten des Dorfes so viel Eindruck, dass diese bei der Rückkehr der württembergischen Armee vom Feldzug nach dem Offizier fragten, der beim Hinmarsch einer armen verzweifelten Frau ihre Kuh zurückgegeben und ihr auch noch einige Taler geschenkt hatte.[182]

Außerdem berichtet er von einem Vorfall mit einem polnischen Edelmann, den er zwang, seine Stiefel an seinen Unteroffizier abzutreten. Dies fand er völlig gerechtfertigt, da der betreffende Soldat nur noch kaputtes Schuhwerk trug. Das Wohlergehen seiner Soldaten stand für ihn hier ganz klar im Vordergrund, auch wenn das Reglement für das Beschlagnahmen solcher Nutzgegenstände sich in einer Grauzone bewegte. Um dem Vorwurf des unmoralischen oder unmenschlichen Handelns entgegenzuwirken, erzählt er in seinen Aufzeichnungen wenige Seiten später, wie ihn eine adlige Dame mit ihrem Kind aufsuchte, um sich darüber zu beschweren, dass ein anderes Regiment sie ausgeplündert hätte. Bestürzt stellte er fest, dass einige Soldaten dem Kind die Stiefel weggenommen hatten, woraufhin er erklärt, er selbst hätte zwar einem Edelmann die Stiefel abnehmen lassen, aber er würde natürlich niemals einem Kind die Schuhe wegnehmen.[183]

Die Anschuldigung der Plünderung stellte für das heroische Selbstbild der Offiziere in mehrfacher Weise ein Problem dar: Laut Militärverordnung gab es bei der Proviantbeschaffung für die Truppen strenge Regeln. Nur die von der Heeresleitung vorgeschrieben Güter durften beschlagnahmt werden. Dabei sollten die Truppen natürlich auch möglichst human vorgehen. Die Mitnahme anderer Gegenstände kam Diebstahl gleich und wurde nicht selten mit Arrest oder in schweren Fällen sogar Hinrichtung bestraft. Offiziere, die ein solches Verhalten

[181] Vgl. Sachs: Erinnerungsblätter, S. 28.
[182] Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 109–111.
[183] Vgl. ebd., S. 131–132.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zuließen, machten sich mitschuldig.[184] Der Verstoß gegen die Militärverordnung bedeutete für sie – neben der Bestrafung – einen persönlichen Ehrverlust. Undisziplinierte Truppen ließen erkennen, dass der Offizier seine Leute nicht unter Kontrolle hatte und waren damit Ausdruck seiner Unfähigkeit und mangelnden Autorität. Dies stand dem heroischen Leitbild des aufgeklärten Militärführers entgegen. Das Gleiche galt für die Vorwürfe des eigenen unmoralischen und gesetzeswidrigen Handelns. Dementsprechend verwundern die narrativen Strategien der Relativierung und Zurückweisung in den Selbstzeugnissen auch nicht.

Genau wie exzessive Gewalt gegen feindliche Truppen wird die Erwähnung der Gewalt gegen Zivilisten umso problematischer, wenn sie Jahrzehnte nach dem Kriegseinsatz in der Retrospektive verfasst werden. Wilhelm von König beispielsweise verfasst seine Erinnerungen im Alter von 70 Jahren, im Jahr 1863, 50 Jahre nach Kriegsteilnahme und auf Bitten seiner Familie hin. Dementsprechend war die Familie und die Nachkommenschaft auch das erste anvisierte Lesepublikum. Dass von König sich trotz seiner Versicherung, er wolle

> daher die Offenheit, die, soviel ich glaube, mich charakterisiert, nirgends verleugnen und daher auch nicht verschweigen, was ich jetzt am Ende meines Lebenslaufes vielleicht lieber mit Stillschweigen überginge, weil der Mann von 70 Jahren änders fühlt, denkt und handelt als ein Jüngling von 18 Jahren,[185]

sich nicht in einem allzu schlechten Licht präsentieren möchte, das sowohl seinem militärischen Ansehen und damit auch dem seiner adligen Familie schaden könne, ist anzunehmen. Dementsprechend verwundern weder seine Relativierungsversuche noch die heroisch-ehrhafte Darstellung seines eigenen Verhaltens. Auch der historische Kontext, vor dem von König seine Memoiren, verfasst, könnte eine Erklärung für die von ihm verwendeten narrativen Strategien sein. Denn 1863, im Vorfeld des Deutsch-Dänischen Krieges, hatten sich die Regierungen von Preußen und Österreich darauf geeinigt, eine Einhegung des Krieges anzustreben und den Krieg gegen die dänischen Truppen als klassischen Kabinettskrieg zu führen.[186] Die europäische Politik hatte seit dem Wiener Kongress 1815 doch mit Schrecken auf die enthegten Revolutions- und Napoleonischen Kriege mit ihrer in den Kabinettskriegen so nicht gekannten Brutalität zurückgeschaut, mit dem Ziel, einen Volkskrieg in Zukunft mit allen Mitteln zu verhindern.[187] Obwohl Preußen und Österreich den Kabinettkrieg vor allem auch aus dem Grund, einen großen Staatenkrieg zu unterbinden, führen wollten, da dieser zu einem Nationalkrieg ausarten und sich nicht zuletzt zu einem nationalrevolutionären Bürgerkrieg inklusive innenpolitischer Spannungen und Gefahr für die politische Ordnung von ganz Deutschland entwickeln konnte,[188] schwingen

184 Vgl. ebd., S. 117–120.
185 Ebd., S. 95.
186 Vgl. Becker: Bilder, S. 110.
187 Vgl. ebd., S. 87.
188 Vgl. ebd., S. 110.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bei der Beschwörung eines Kabinettkrieges eben auch die Charakteristika des vorrangig adligen Offizierskorps sowie die mögliche Vermeidung einer Beteiligung und Einbeziehung der Bevölkerung in das Kriegsgeschehen mit. Es verwundert also nicht, dass von König, der auch als Süddeutscher als Adliger wohl eher dem konservativen Lager in den bellizistischen Diskursen zugewandt war, narrative Strategien benutzt, die seine Handlungen als Offizier gegenüber der Zivilbevölkerung als zurückhaltend, schützend und Gewalt einhegend beschreiben. Damit entsprach seine heroisch-militärische Darstellung der kriegerischen Idealvorstellung der monarchisch-konservativen Regierungen, nämlich der des adligen Offiziers, der sich in einem eingehegten Kabinettkrieg um die Schonung der Bevölkerung bemüht. Selbst in späteren, hochemotional aufgeladenen Konflikten wie dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 konnte Gewalt gegen die Zivilbevölkerung (und sei es auch die Bevölkerung des Erbfeindes Frankreich) nicht einfach so dargestellt werden. Obwohl es zu stetigen Requirierungen der deutschen Soldaten und Übergriffe auf die französische Bevölkerung kam, wurden die Überfälle sowohl in den öffentlichen Diskursen als auch in den Selbstzeugnissen der Soldaten aus dem Deutsch-Französischen Krieg unter Rückgriff auf die Verteilung von Bons und dem angeblichen Respekt der deutschen Soldaten vor dem Eigentumsrechts relativiert.[189] Denn gerade das Verschonen der Zivilbevölkerung wurde als Charakteristikum einer modernen, sauberen Kriegsführung gesehen: Der Krieg erfolge nur durch den Schlagabtausch zwischen zwei Armeen, das in Mitleidenschaftziehen der Zivilbevölkerung war Ausdruck eines Zeitalters der Barbarei, das mit den Errungenschaften des neuen Kriegs- und Völkerrechts überwunden sei.[190] Gerade für die deutsche Seite, die sich über ihre angeblich zivilisierte und moderne Kriegsführung im öffentlichen Diskurs von den hinterhältigen Taktiken des französischen Gegners mit seinen Franctireurs abzugrenzen versuchte,[191] waren Übergriffe auf dieZivilbevölkerung durch Soldaten also auch Ende des 19. Jahrhunderts nicht wirklich heroisierbar.

Eine Ausnahme von diesem Muster der narrativen Strategien der Relativierung und Zurückweisung stellt der württembergische Offizier Ernst von Baumbach dar. In seinen Aufzeichnungen zum Russlandfeldzug 1812/13 von 1838 gesteht er ohne Umschweife, es hätte sehr viel illegale Plünderung und Raub gegeben. An den Übergriffen sei aber die oberste Militärführung, sprich Napoleon, schuld gewesen, der in diesem Feldzug durch falsche Maßreglungen und ohne die nötige und richtige Vorbereitung die Versorgung der Truppen unzureichend abgesichert hätte. Seine Fehlentscheidungen hätten zu katastrophalen Versorgungsengpässen geführt, in denen den Truppen keine andere Wahl blieb, als gewaltsam Lebensmittel von der polnischen und russischen Bevölkerung zu

189 Vgl. ebd., S. 255–256.
190 Vgl. ebd., S. 254.
191 Vgl. ebd. S. 234–237, S. 254–255.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

akquirieren. Selbst als es noch eine halbwegs geordnete und geregelte Requisition gegeben hatte, zeigten sich erste Missbräuche:

> Bei dieser harten, vom Kaiser selbst angeordneten Maßregel konnte es nicht ausbleiben, daß sich Mißbräuche einschlichen. Hohe und Mindere erlaubten sich Erpreßungen aller Art. Bei der gewaltsamen Wegnahme von Lebensmitteln kamen auch Plünderungen und Betrügereien vor. Die Vorspannbauern wurden geplagt und oft absichtlich nicht entlassen, um sie zur Verzweiflung zu bringen, wo sie dann oft alles im Stich ließen und wegliefen, wodurch die Wagen und Pferde Eigenthum des Regimentes wurden und durch Soldaten bedient werden mußten, was die Disziplin gefährdete und den Stand der streitbaren Mannschaft verminderte.[192]

Der hier angeprangerte Zustand wird noch schlimmer, als die Armee in Russland einmarschiert und die Versorgungslinien vollends zusammenbrechen:

> Die Requisition erfolgten ohne systematische Anordnung von den höhern Behörden; ein Jeder nahm wo er etwas fand. Daß dabei viele Mißbräuche und Unordnungen vorkamen, auch manches mit fortgeführt wurde, was gerade nicht zum Lebensunterhalt nöthig war, läßt sich denken; ebenso daß dadurch die Disziplin der Truppen auf eine sehr fühlbare Weise leiden mußte. Diesem Übelstand ließ sich aber nicht abhelfen: leben mußten wir u. Vorsorge war keine getroffen; es blieb also nichts übrig, als in das Requisitonswesen möglicherweise einige Ordnung zu bringen. […] Die Offiziere lebten, vom General abwärts, von der Industrie des Soldaten, es konnte daher auch nicht ausbleiben, daß bei Excessen oft durch die Finger gesehen wurde. Von den requirirten Lebensmitteln erhielten natürlich die höheren Offiziere das beste, und doch glaubte Mancher, daß ihm sein gebührender Antheil vorenthalten werde.[193]

Die Aufzeichnungen von Ernst von Baumbach werden hier so ausführlich zitiert, da sie in ihrer Form für das untersuchte Quellenkorpus recht ungewöhnlich sind. Nicht nur, dass der Offizier von Baumbach die württembergischen Truppen während ihrer Feldzüge in Schlesien in den Jahren 1806 und 1807 scharf kritisiert und ihr Verhalten dort „recht schlecht“[194] und „abscheulich“[195] nennt, er äußerst sich auch extrem negativ über das Verhalten der Truppen während des Russlandfeldzuges, einem Feldzug, an dem er selbst als Offizier teilgenommen und Soldaten angeführt hat. Dabei ist von besonderem Interesse, dass er nicht nur die Soldaten anprangert, sondern dass seine Vorwürfe sich vornehmlich an die Offiziere richten. Diese hätten sehr von den illegitimen Gewaltaktionen der Soldaten profitiert und deswegen auch, selbst bei Gewaltexzessen, die Soldaten nicht gemaßregelt, sondern ihr Verhalten gegen die Zivilbevölkerung ignoriert und toleriert. Damit stehen die Aussagen von Baumbachs in starkem Kontrast zu den Relativierungs- und Abstreitungsversuchen in den Selbstzeugnissen anderer Offiziere. Baumbachs Anschuldigungen sind eine regelrechte Anklage gegen gleichgestellte Kameraden und Vorgesetzte, auch wenn er erwähnt, dass sich die

192 Von Baumbach: Tage-Buch, S. 26.
193 Von Baumbach: Tage-Buch, S. 37–38.
194 Ebd., S. 22.
195 Ebd., 23.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Situation aufgrund der Notlage der Armee wohl nicht hätte vermeiden lassen. Dennoch überrascht diese fast schon brutal zu nennende Ehrlichkeit, bedenkt man, dass von Baumbach damit nicht nur Mitglieder seines eigenen sozialen Standes angreift und eventuell verärgern könnte, sondern dass er selbst ein Offizier dieser Truppen gewesen war und sich damit in ein höchst fragwürdiges Licht rückt.

Diese ungewöhnliche Selbstdarstellung lässt sich eventuell damit erklären, dass die Aufzeichnungen eigentlich nur für seine Nachkommen und nicht für ein größeres Publikum bestimmt waren.[196] Des Weiteren fügt er an den Bericht über militärische Ausschweifungen an, dass er von seinem Vorgesetzten Arrest erhalten habe, weil dieser überzeugt gewesen sei, von Baumbach hätte ihm Anteile der Requisition vorenthalten. Dies sei der einzige Arrest seiner militärischen Karriere gewesen und dieser sei ihm ungerechtfertigterweise erteilt worden, denn er hätte nicht nur seinem Vorgesetzten keine Anteile vorenthalten, sondern sich nicht einmal an den Gewalthandlungen gegen die russische Bevölkerung beteiligt. Von Baumbach benutzt also den Bericht über die katastrophalen und gewalttätigen Zustände bei der Requisition, um sich selbst als tugendhaft abzugrenzen. Dennoch bleibt ein recht unverhohlener Angriff auf die anderen Mitglieder der Militärführung und die eigenen Truppen, was dieses Schriftzeugnis als besonders im Quellenkorpus hervorhebt.

Auf den ersten Blick könnte man annehmen, dass die teilweise Unterscheidung von militärischen und heroischen Leitbildern wie bei der Befehlsverweigerung und dem Gewaltexzess gegen feindliche Truppen auch bei der Darstellung der Gewalt gegen die Zivilbevölkerung als Rechtfertigungsmuster angewendet würde. Auch wenn die illegitime Gewalthandlung gegen Zivilisten gegen den militärischen Ehrenkodex und die militärischen Verordnungen verstößt, für die heroische Moral wäre sie vielleicht vertretbar gewesen, da sie in verschiedenen Situationen als notwendig erschien. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die illegitime Gewalt gegen Zivilisten widerspricht zu sehr den zeitgenössischen moralischen Wertvorstellungen und stellt einen zu starken Bruch mit den militärischen Normen- und Regelwerken dar, um als Teil eines heroischen Handlungsmusters glaubhaft dargestellt werden zu können. Die Transgressivität des Helden kann als heroische Qualität nicht unbegrenzt zum Tragen kommen, nicht jeder Regelverstoß kann positiv konnotiert und unkritisch rezipiert werden. Soldatische Leitbilder und militärische Heldenfigurationen sind nicht komplett voneinander getrennt, sondern dicht miteinander verwoben. Zwar scheint der militärische Held im Gegensatz zum einfachen Militär in manchen Bereichen einen größeren Handlungsspielraum zu haben, ja eventuell wird der Militärheld erst durch diesen erweiterten Handlungsspielraum konstruiert, doch eine komplette Loslösung von gesellschaftlichen, kulturellen und militärischen Normvorstellungen war nicht denkbar. Dies gilt umso mehr, bedenkt man, dass einige der hier zitierten

[196] Vgl. ebd., S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Selbstzeugnisse nicht nur für die eigene Familie, sondern auch für ein größeres Publikum aufbereitet wurden. Offensichtlich war den Autoren der Selbstzeugnisse bewusst, dass die Interpretationsgemeinschaft ihre Handlungen trotz narrativer Überformung nicht als heroisch angenommen hätte. Die Leserschaft war immerhin teilweise selbst Teil der Zivilbevölkerung und hatte Erfahrungen mit der Gewalt von durchziehenden oder einquartierten Soldaten gemacht. Deshalb konnten die Geschehnisse wohl nicht in den Selbstzeugnissen verschwiegen werden, eine schamlose Heroisierung derselben hätte dem Erwartungshorizont des Publikums jedoch wohl eher nicht entsprochen.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2. Exzeptionalität, Individualität und heroisches Kollektiv

Anhand der im ersten Kapitel untersuchten heroischen Narrative in Bezug auf die Gewalt- und Kampfeinsätze fiel auf, dass, während die Militärs sich bei den Rechtfertigungsstrategien individuell hervorhoben, um sich von den illegalen Gewaltanwendungen der Truppen abzugrenzen, der legale Gewalteinsatz auf dem Schlachtfeld und die entsprechende Heroisierung der Kampfhandlungen dagegen oftmals auf eine ganze Gruppe von Soldaten bezogen wurde. Dies deutet auf eine Problemstellung der heroisch-militärischen Darstellung hin, die auf dem Spannungsfeld zwischen der Wirksamkeit des Militärs als Einheit und der Exzeptionalität und dem damit stark individuellen Charakter heroischer Figuren beruht. Dieses Verhältnis von Außergewöhnlichkeit individueller Leistungen und kollektiver Heroisierung soll in diesem Kapitel genauer untersucht werden.

2.1 Exzeptionalität und heroische Kollektive

Exzeptionalität ist ein bedeutendes Merkmal des Heroischen. Ein Held muss sich von der Masse abheben, von den Nichthelden, den gewöhnlichen Menschen. Es ist seine Seltenheit, die ihm den herausgehobenen Status verleiht, denn wenn alle Helden sind, verliert die Zuschreibung des Heroischen ihre distinktive Kraft: Heldentum unterliegt „einer symbolischen Ökonomie der Verknappung".[1] Die Außerordentlichkeit des Heroen konstruiert seinen Wert, sie verhindert eine Inflation des heroischen Symbolcharakters und der damit verbundenen Vorbildfunktion.[2] Dies weist bereits auf ein Dilemma der heroischen Figur hin: Damit sie als Leitbild dienen kann, müssen ihre Taten oder zumindest ihre Tugenden auch für die Gewöhnlichen erreichbar sein. Wie außergewöhnlich dürfen sie also sein? Bedeutet heroisch nur überdurchschnittlich oder gar unvergleichbar? Selbst wenn Helden Übermenschliches leisten, müssen sie doch in der Sphäre des Normal-Menschlichen verankert bleiben.[3] Sie nehmen eine Zwischenposition zwischen dem Gewöhnlichen und dem Göttlichen ein, zwischen dem Möglichen und dem Unerreichbaren. Dadurch wechseln sie ständig zwischen Alterität und Ähnlichkeit zu ihrem Publikum, ihrer Verehrergemeinde: Um seine Vorbildfunktion zu erfüllen, muss der Held sich von den anderen unterscheiden,

1 Bröckling: Postheroische Helden, S. 23.
2 Vgl. ebd, S. 2.; Jean-Jacques Rousseau: „Über die Tugend des Helden" (1751), in: Zeitschrift für Kulturphilosophie 3.1, 2009, S. 117–128, hier S. 119.
3 Beispielsweise müssen sie sterben können. Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 25–26.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

doch damit diese sich wiederum mit ihm identifizieren und ihn nachahmen können, darf der Unterschied zwischen ihnen nicht zu gravierend sein.[4]

Diese Disposition des Heroisch-Exzeptionellen lässt eine Problematik des militärischen Helden bzw. der Heroisierung von Militärs erahnen. Im vorangegangenen Kapitel wurde dargelegt, welche narrativen Strukturen in Selbstzeugnissen genutzt wurden, um kämpfende Truppen zu heroisieren. Der Fokus lag auf der Heroisierung ganzer Regimenter oder einzelner Truppenverbände, auf einer Mehrzahl von Soldaten, denen als Gruppe diverse heroische Attribute und Taten zugeschrieben wurden. Gerade die Exzeptionalität von Heldenfiguren scheint jedoch eine Eigenschaft zu sein, die ihre Konstituierung als Einzelfiguren voraussetzt. Erst die Unterscheidung dieser herausragenden Einzelnen von der namenlosen Masse lässt sie als „Verkörperung des Außeralltäglichen"[5] hervortreten und die gewöhnlichen Menschen überstrahlen. Dies wird jedoch schwierig, wenn gleichzeitig einer ganzen Gruppe die gleichen heroischen Qualitäten attribuiert werden. Für die Heraushebung des Einzelnen scheint in dieser Zuschreibung kein Platz zu sein. Heldenfiguren stehen demnach in einem Spannungsverhältnis zu Kollektiven. Im Gegensatz zu einem Heldenkollektiv, welches nach der analytischen Kategorisierung des Islamwissenschaftlers Olmo Gölz aus einem Zusammenschluss bereits heroisierter Einzelfiguren besteht[6] (wie beispielsweise die Superhelden der Film- und Comicreihe *The Avengers*), bedingen sich heroische Kollektive gerade dadurch, dass die persönlichen Identitäten der Mitglieder hinter die Gruppenidentität des Kollektivs zurückgestellt werden. Die in den Selbstzeugnissen dargestellten kämpfenden Truppen bildeten demnach heroische Kollektive, in denen die Gesamtheit der Mitglieder heroisiert wird. Dabei wird jedoch nicht vorausgesetzt, dass die einzelnen Soldaten komplett gleich oder gar individuell nicht mehr identifizierbar sind.[7] Es ist aber ihre Einheit, durch welche sie heroisiert werden.

Zudem werden gerade heroische Kollektive verstärkt mit einer bestimmten Tat assoziiert, das Zusammendenken des entsprechenden Kollektivs mit der spe-

---

4 Vgl. ebd., S. 25–26. Helden sind Figuren, die stets etwas größer sind als die restlichen Menschen. Doch Größe bildet stets einen relativen Wert. Aus diesem Grund bedarf es Kontrastfiguren, an denen die Helden sich selbst und andere sie messen können. Es braucht die Gegenüberstellung. Deshalb bedingt die Heroisierung einer Figur sogleich die Normalität und Mediokrität der Anderen, des Publikums, das zu der Heldenfigur hinaufschauen und sie bewundern soll.

5 Vera Marstaller u. a.: Heroische Kollektive zwischen Norm und Exzeptionalität. Editorial, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen. Special Issue 7: Heroische Kollektive. Zwischen Norm und Exzeptionalität, 2019, S. 1–3, hier S. 1. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2019/HK/01.

6 Vgl. Olmo Gölz: Helden und Viele. Typologische Überlegungen zum kollektiven Sog des Heroischen. Implikationen aus der Analyse des revolutionären Iran, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen. Special Issue 7: Heroische Kollektive. Zwischen Norm und Exzeptionalität, 2019, S. 7–20, hier S. 10. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2019/HK/02.

7 Vgl. Gölz: Helden und Viele, S. 12.

https://doi.org/10.5771/9783967401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zifischen Tat ist quasi die Voraussetzung für die Heroisierung.[8] „Das heroische Kollektiv existiert somit *vor* der Tat, *durch* die Tat und *wegen* der Tat, mit der es assoziiert wird."[9] Für die in den Selbstzeugnissen dargestellten militärisch-heroischen Kollektive sind diese (Helden-)Taten das mutige Kämpfen in der Schlacht oder das tapfere Standhalten in einem unübersichtlichen, prekären Schlachtgeschehen. Über diese kollektiven Handlungen bzw. Taten lässt sich stärker noch als über die „dauerhafte Implementierung eines Kollektivsubjektes" ein symbolischer Körper schaffen, in welchem die Soldaten zwar als einheitliches Ganzes gefasst werden, die „Fiktion des Einzelnen" jedoch enthalten bleibt.[10] Das spiegelt sich auch in den untersuchten Quellen wider. Nicht selten wird in den Selbstzeugnissen von Gesprächen zwischen einer ganzen Gruppe von Soldaten oder gar eines gesamten Regimentes mit einem als klar definierte Einzelperson auftretenden Offizier berichtet, in welchen die Soldaten unisono auf Fragen antworten. In den Darstellungen wirkt es dann so, als käme die Antwort quasi gleichzeitig aus allen Mündern der Anwesenden, als wären sie eine einzelne Person. Das bereits unter Kapitel 1 aufgeführte Beispiel des Austausches zwischen Fürst Moritz und den preußischen Soldaten („Unsere Burschen antworteten aber: ‚Wir müßen Hundsfötter sein, wann wir nun in das zweite Treffen gingen. Patronen her, Patronen her!'"[11]) wäre hier ein Beispiel, in welchem ein Offizier (von Barsewisch) über das Verhalten seiner Soldaten berichtet und sie über ihre Handlungen als heroisches Kollektiv auftreten lässt. Doch auch einfache Soldaten benutzen ähnliche Erzählstrategien, um die Verkörperung der Soldaten als Einheit klar zu umreißen. Dies funktioniert über das Pronomen ‚wir' bzw. *nous*, das nicht nur benutzt wird, um direkte Kampfhandlungen zu beschreiben,[12] sondern auch, um als einheitliches Subjekt in Sprechakten zu fungieren. So schreibt der Soldat Barthel Linck in einem Brief vom 3. Oktober 1756: „Der König kam auch fragte, wie wir geschlafen hätten, worauf wir zu Antwort gaben: ‚Wie Ihro Majestät auch auf der Erde.'"[13]

Warum Soldaten sich bei ihrer heroischen Selbstdarstellung dem anonymisierten, vereinheitlichenden ‚wir' unterordnen, lässt sich durch das Verhältnis zwischen dem heroischen Kollektiv und der Heldentat erklären: Anhand der Heroisierung des Kollektives wird gleichsam ein Anspruch an die Gruppe formuliert, ihren Status als Ganzheit zu erhalten, indem jeder seiner ihm zugeschriebenen Aufgabe – im Falle der Soldaten die (Über-)Erfüllung ihrer militärischen

8 Vgl. ebd., S. 13.
9 Ebd.
10 Ebd.
11 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 41.
12 Um nur ein paar Beispiele von hunderten aufzuführen: Bricard: Journal, S. 42–43. „Nous restâmes deux brigades en bataille sur le camp où nous nous étions battus toute la journée; nous passâmes la nuit la plus affreuse." Und ebd., S. 45: „Nos troupes étaient dans le bois en tirailleurs et, avec nous pièces, nous tirions tantôt à boulet, tantôt à mitraille, à travers le bois, dans la direction où nous supposions le plus d'ennemis."
13 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 12.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Profession – nachkommt. So entsteht eine Aufforderung zur (Helden-)Tat, die wiederum auch das Individuum als Mitglied dieses Kollektives betrifft. Somit wird dem Einzelnen die Pflicht auferlegt, seinen Beitrag im Kollektiv zu leisten, um dessen heroischen Status zu erhalten.[14] Das Verhältnis des Individuums zum heroischen Kollektiv bleibt dabei nicht nur eine rein einseitig untergeordnete Position, denn das heroische Kollektiv bietet auch jedem seiner Mitglieder die Chance einer möglichen Heroisierung. Auch wenn die Taten des Einzelnen in den Taten des Kollektives untergehen bzw. unidentifizierbar bleiben und somit als austauschbar erscheinen, als Teil der heroischen Gruppe wird dem Individuum ein Fragment des Heroischen zuteil, mit welchem er sich schmücken und sich selbst als außergewöhnlich darstellen kann.[15]

Dies erklärt, warum Soldaten sich überhaupt mittels ihrer Funktion und ihrer Teilhabe in heroischen Kollektiven heroisieren, obschon die tradierte Form des militärischen Heldentums gerade in der Frühen Neuzeit noch auf der durch ihre Exzeptionalität hervorstechenden und sich im klassischen ritterlichen Zweikampf bewährenden Einzelfigur,[16] wie sie nicht zuletzt in Form des adligen Offiziers und charismatischen Heerführers zu finden ist, beruhte. Gerade in einer Institution wie dem Militär, in welchem die Vereinheitlichung individueller Charakteristika durch einheitliche Uniformen, Ausrüstung, Bewaffnung und eingeübte Bewegungsabläufe in Drill und Kampfformationen für die Erfüllung seiner Funktion ein ausschlaggebendes Element darstellt,[17] bot die Teilhabe und Mitwirkung am heroischen Kollektiv gerade einfachen Soldaten die Möglichkeit einer heroischen Selbstdarstellung, die ihnen unter den traditionellen, adligen Leitbildern des 18. Jahrhunderts eventuell nicht gegeben wäre.

Hier lässt sich ein Wandel tradierter militärischer Heroisierungsformen erkennen, welcher nicht zuletzt durch den sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verändernden Status einfacher Soldaten erklärbar ist. Denn zum einen führten die erschreckenden Kriegserfahrungen der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts und

---

14 Vgl. Gölz: Helden und Viele, S. 13.

15 Vgl. ebd., S. 13–14.

16 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 35–36. So z. B. die Heroisierung von Henrich IV. als *roi connétable,* bei dessen heroischen Darstellungen regelmäßig betont wurde, dass er notfalls bereits sei, sich im Zweikampf mit seinem Gegner auch für sein Land und die gerechte Sache zu opfern. Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 36. Allerdings entsprach der Zweikampf auch schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr wirklich der Realität des frühneuzeitlichen Schlachtfeldes.

17 Gerade das Militär ist eine Institution, die eigentlich darauf ausgelegt ist, so wenig Individualität wie möglich bei den Soldaten bestehen zu lassen. In seiner administrativen Praxis begünstigt es die Dialektik zwischen Bestätigung der Singularität und der Zugehörigkeit zur Gruppe, zum Militär. Beispiele hierfür sind die *contrôle des troupes,* die in Frankreich 1716 eingeführt wurden. Diese Listen führen den Namen sowie eine kurze Beschreibung des Aussehens des Soldaten, damit er – auch im Falle einer Desertation – identifiziert werden kann Vgl. Drévillon: L'individu, S. 117. Zugleich ist einer der ersten Prozesse, die ein neuer Rekrut durchlaufen muss, die Uniformierung, bei welcher er Kleidung, Ausrüstung und Haarschnitt erhält, die ihn für das Training funktionsfähig machen und durch die er in Zukunft leicht als Soldat erkennbar ist. Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 214–215.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zum anderen hauptsächlich die Ruhmessucht und die Kriegslüsternheit Ludwigs XIV. vor allem in den französischen militärisch-aufklärerischen Diskursen schon im frühen 18. Jahrhundert zu einer Ablehnung der sogenannten Fürstenkriege, die nur der Vermehrung der expansiv-dynastischen Ansprüche und der Reputation des Monarchen dienten.[18] Damit geriet auch der traditionelle kriegerische Heros, welcher stark mit der Selbstverherrlichung der Monarchie verbunden war, in Kritik und es wurden vermehrt Stimmen laut, die das heroische Kriegerbild an den Kampf für einen höheren Zweck und nicht bloß an den Ruhm des Fürsten zu binden versuchten.[19] Dementsprechend entwickelten französische Aufklärer die Idee eines Krieges, in dem der *soldat-citoyen* für gerechte und sittlich höherwertige Ziele wie Freiheit und Vaterland kämpfte und sich nicht bloß den ständisch-feudalen Prinzipien folgend den Monarchen unterwerfen sollte.[20] Der *soldat-citoyen* stand so auch den stehenden Heeren und Söldnertruppen der Monarchie gegenüber, welche als despotisches Mittel zur Unterdrückung der Freiheit wahrgenommen wurden. Manche Aufklärer wie der Militär und Philosoph Jean-François de Saint-Lambert (1716–1803) sahen die aus solchen Kriegen hervorgehende Vaterlandsliebe und patriotische Opferbereitschaft sogar als Teil eines moralischen Erziehungsprozesses.[21]

Vor dem Hintergrund des Siebenjährigen Krieges entwickelte sich so eine ideologische und vitalistische Kriegslehre, die auf der Grundlage von Tugendbildung und freiheitlicher Verfassung beruhte und dem Krieg damit gleichsam ein höherwertiges moralisches Ziel gab.[22] Dadurch erhielt der Krieg einen zusätzlichen Nutzen: Er förderte für die Nation vitale und wichtige Tugenden[23] wie die *vertus guerrières,* welche für die Verteidigung der Freiheit als genauso wichtig erachtet

---

18 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 111 und Asch: Herbst des Helden, S. 119.

19 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 119. Prominente Stimmen war hier u. a. Fénelon und der Abbé de Saint-Pierre.

20 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 111. So zum Beispiel in Voltaires Eloge auf die 1741 gefallenen Offiziere. In solchen Überlegungen ließ sich ein patriotisches Bürgerideal erkennen.

21 Vgl. ebd., S. 114.

22 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 113. Diese vitalistische Kriegslehre entstammt der Ideologie einer aufgeklärten Tugendlehre: Sie war einem zivilisatorischen Fortschrittsideal verpflichtet, das die naturrechtlich verankerte Freiheit in den Mittelpunkt stellte. Aus diesem Grund lehnte sie auch die Söldnerheere der absolutistischen Herrscher sowie die Militarisierung von Staat und Gesellschaft nach dem preußisch-friderizianischem Vorbild ab. Stattdessen favorisierte sie die Modelle des Bürgersoldaten, die vor allem in Frankreich und in der Schweiz diskutiert wurden. Die Form des *soldat-citoyen* unterschied sich jedoch in den beiden Ländern. In der Schweiz fand sich eher die Idee eines demokratischen Modelles, das sich an der Vorstellung des bewaffneten Volkes nach antik-republikanischem Vorbild orientierte. In Frankreich dagegen wurde argumentiert, erst der Waffendienst garantiere gewisse soziale und rechtliche Privilegien, eine Argumentationslinie, die nicht zuletzt die Position der Aristokratie gegenüber dem Monarchen stärkte. Am Ende stand damit die Überlegung, dass der Charakter des Krieges sich wandele und dynastische Konflikte so ein Ende nehmen würden. Die pazifistisch-aufklärerische Idee des Endes aller Kriege in Europa durch Handel, Gewerbe und Verkehr wurde dagegen nicht mehr vertreten. Ebd., S. 114.

23 Diese Ideen entwickelte sich an Anlehnung an Montesquieu. Siehe ebd., S. 14.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wurden wie für die Verhinderung des Niederganges eines an zu viel Luxus und Frieden gewöhnten Volkes und für eine mögliche Identifikation des *citoyen* mit dem Gemeinwesen.[24] So fand eine semantische Verschiebung statt, welche den Siebenjährigen Krieg vielleicht als ersten der französischen Kriege nunmehr nicht nur als Krieg eines Fürsten gegen einen anderen Fürsten, sondern als Krieg der französischen Nation gegen eine andere Nation darstellte[25] und in welcher die Idee des tugendhaften *soldat-citoyen* eine essentielle Rolle einnahm. Diese neue Idee des Bürgersoldaten, die mit Autoren wie Jakob Heinrich von Lilienfeld (1716–1785) um die Jahrhundertmitte auch in die deutsche Aufklärung Einzug hielten, verband Staatsbürgerschaft und Militärdienst, wodurch ein neues Licht nicht nur auf den Kriegsdienst, sondern auch auf den Soldatenstand an sich geworfen wurde.[26] Obwohl die Idee des Bürgerheeres, in dem Soldaten bereitwillig für ihr Vaterland kämpften und stürben, in Frankreich erst während der Französischen Revolution und auf deutscher bzw. preußischer Seite sogar erst nach der katastrophalen Doppelniederlage von 1806/07 in Jena und Auerstedt realisiert wurde, fanden auch schon vor 1789 nicht nur militärisch-bellizistische, sondern auch allgemeinere philosophische und literarische Überlegungen der Aufklärung Eingang in diverse Heeres- und Militärreformen. Hier spielten vor allem zwei Ideenströme eine entscheidende Rolle: Erstens das Bildungsideal, nach welchem selbst die untersten sozialen Stände nicht nur ihre Fähigkeiten, sondern ihr gesamtes Dasein durch Bildung verbessern konnten. Und zweitens die Auffassungen des *sensationism,* denen zufolge wahre Erkenntnisse allein aus überwältigenden Sinneseindrücken – und die Erfahrungen des Krieges zählten zu solchen allemal dazu – gewonnen werden konnten. Diese Einflüsse führten nicht nur zu einer nachhaltigen Änderung der Militärtaktiken (es entstanden kleinere, beweglichere Einheiten, denn den Soldaten sollte mehr Verantwortung und eigenmächtiges Handeln im Kampf zugestanden werden), sondern werteten die einfachen Soldaten und ihren Kriegseinsatz auf.[27] Erst durch diese diskursgeschichtlichen Entwicklungen wurde die heroische (Selbst-)Darstellung als heroisches Kollektiv *militärische Truppe* in den Selbstzeugnissen von Militärs überhaupt glaubwürdig.

---

24 Vgl. ebd., S. 113–114.

25 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 126.

26 Siehe hierzu Lynn: Guerre; Peter Blastenbrei: „Literaten und Soldaten. Die Militärkritik der deutschen Aufklärung. Teil 1, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 6.2, 2002, S. 125–138; Peter Blastenbrei: Literaten und Soldaten. Die Militärkritik der deutschen Aufklärung. Teil 2, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 7.1, 2003, S. 27–40; Thomas Hippler: Citizens, Soldiers and National Armies. Military Service in France and Germany, 1789–1830, London 2008; Wolfgang Kruse: Bürger und Soldaten. Die Entstehung des modernen Militarismus in der Französischen Revolution, in: Jansen, Christian (Hg.): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich, Essen 2004, S. 47–67, hier S. 49–50. Zudem wendeten sich die Militärtheoretiker stärker der menschlichen Psyche zu: So lenkten sie ihren Fokus auf die Fragen nach der Motivation der Soldaten und damit ihre Umwandlung in effektivere Kämpfer. Pichichero: Le Soldat.

27 Vgl. Minelli: Soldat.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Während die Selbstdarstellung als Mitglied eines heroischen Kollektivs zwar in Selbstzeugnissen aller untersuchten Epochen auftaucht, scheint es einfachen Soldaten aus den Napoleonischen Kriegen nicht mehr auszureichen, sich in ihrer heroischen Selbstdarstellung nur als Mitglied eines heroischen Kollektivs zu betrachten. Auch wenn es in früheren Selbstzeugnissen durchaus auch vorkommt, vor allem bei denen von adligen Offizieren, bemühen sich vermehrt die Autoren der späteren Koalitionskriege, in ihren Memoiren und Autobiographien ihre Beteiligung am Kriegsgeschehen, aber auch ihre Taten abseits der großen Schlachten hervorzuheben. Dies lässt den Versuch erkennen, sich abseits des heroischen Kollektives der Truppe oder des Regimentes als heroische Einzelfigur zu etablieren und somit an die Vorstellung tradierter militärischer Heldenfiguren anzuknüpfen, was nicht zuletzt mit der weiteren Entwicklung soldatischer Leitbilder zusammenhing. Die Aufwertung einfacher Soldaten und ihres Kriegseinsatzes erhielt mit der Französischen Revolution und ihrer Ideologisierung des Krieges eine neue Dimension. Während der Napoleonischen Kriege wurde sie anhand von militärischen Belohnungen und Auszeichnungen wie der *Légion d'honneur* auf französischer und dem Eisernen Kreuz auf deutscher Seite quasi institutionalisiert (siehe das folgende Unterkapitel).[28] So wurden Soldaten nicht mehr, wie noch im 17. und teilweise zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als der *soziale Abschaum* der Gesellschaft gesehen, sondern sie wurden in den bellizistischen Diskursen zu heroischen Kämpfern für die Verteidigung der Freiheit und des Vaterlandes und spielten eine essentielle Rolle bei der Nationsbildung.[29] In den folgenden Kapiteln werden die Versuche der heroischen Einzeldarstellungen in den Selbstzeugnissen im Zusammenhang mit diesen historischen Entwicklungen untersucht.

2.2 Individuelles Heldentum und außergewöhnliche Leistungen

Auch wenn die Zuordnung zu einem heroischen Kollektiv gerade den einfachen Soldaten Möglichkeiten zur (Selbst-)Heroisierung eröffnete, schien bei den Militärs dennoch das Verlangen vorgeherrscht zu haben, sich nicht nur als individuelle Personen mit eigenen Erfahrungswerten zu präsentieren, um so ihre Wahrheit zu erzählen, sondern sich auch klar als eine auf der Grundlage eigener, identifizierbarer Leistungen heroisierbare Figur darzustellen. Dafür griffen sie auf drei narrative Strategien zurück: die Erzählung von Einzelkämpfen, die Betonung ihrer Abenteuer sowie den Verweis auf Orden und Auszeichnungen.

---

28 Siehe Wolfgang Kruse: Revolutionary France and the Meanings of Levée en Masse, in: Roger Chickering / Stig Förster (Hg.): War in an Age of Revolution, 1775–1815, Cambridge 2010, S. 299–312; Kruse: Bürger, S. 47–67, Hughes: Forging, S. 60–69, 71; Hagemann: Mannlicher Muth; Karen Hagemann: National Symbols and the Politics of Memory: The Prussian Iron Cross of 1813, its Cultural Context and its Aftermath, in: Alan Forrest u. a. (Hg.): War Memories. The Revolutionary and Napoleonic Wars in Modern European Culture, Basingstoke 2013, S. 215–241.

29 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 180.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.2.1 Einzelkämpfe

Die Darstellung von Einzelkämpfen findet sich auf zwei Arten in den Selbstzeugnissen: als Beschreibung der eigenen Kämpfe durch die Autoren selbst und in Fom von Berichten über die außergewöhnlichen Leistungen von Kameraden und Armeemitgliedern.

Selbstbeschreibung durch Soldaten und Unteroffiziere

Neben den Beschreibungen der Kampfeinsätze der eigenen Truppen bzw. der eigenen Teilnahme an der Schlacht als Teil eines militärischen Kollektivs haben einige Militärs Situationen erlebt, in denen sie sich durch Einzelkämpfe bzw. durch den alleinigen Einsatz hervorheben konnten. Diese Handlungen gingen nicht unbedingt mit besonderer Anerkennung durch die Zeitgenossen oder gar einer Auszeichnung oder Belohnung einher, da sie oft im Durcheinander des Kriegsgeschehens unbemerkt blieben. Gerade deshalb scheint es den Autoren der Selbstzeugnisse wichtig zu sein, sie in ihren Tagebüchern, Autobiographien und Memoiren zu erwähnen. Wie bereits erwähnt, sind es vor allem Soldaten der Napoleonischen Kriege, die ihre Einzelkämpfe detailliert schildern. So berichtet der Soldat Büttner in seinen schriftlichen Erinnerungen von 1823 von einem intensiven Kampf, den er und ein paar seiner Kameraden abseits von der Armee erlebten. Die betreffende Episode ist sehr ausführlich und detailreich geschildert. Allerdings endet der Kampf wenig erfolgreich mit der Gefangennahme Büttners und der anderen Soldaten:

> Ich wurde […] bei Moskau mit einer Patrolle von 5 Mann von einem weit überlegenen Trupp Kosacken überfallen, und nach tapferer unermüdeter Gegenwehr wäre es mir vielleicht dennoch gelungen mich durchzuhauen, wenn nicht durch das allzuheftige Eindringen und Stürmen der Kosacken meine wenige Mannschaft von mir getrennt worden wäre, wodurch ich mich augenblicklich von 4 Kosacken umringt sah. Getrennt von meinen Soldaten hib ich mich ohne eine Gefahr zu achten, mit diesen Purchen eine geraume Zeit herum, ohne daß dieselben mir auf den Leib kamen, aber als sie sich den Vortheil ihrer langen Lanzen […] bedienten, und auch einer dieser mich, umringenden Kosacken troz aller Gegenwehr mit der Lanze auf das rechte Schulterbein schlug, so daß mir sogleich der rechte Arm kraftlos herab sank, da war guter Rath theuer, aber dennoch war bei mir noch nicht der Gedanke zum Ergeben gekommen. Ich wandte vielmehr mein Pferd sogleich rechts, sprengte durch 2 Kosacken durch, sah eben, wie 2 meiner Leute hart von dem übrigen Kosackenhaufen bedrängt wurden, und gleichwohl doch herzhaft auf sie loshieben. Ich säumte nicht, mit meiner linken Hand, da die Rechte ganz kraftlos war, noch der Pistole zu greifen, um bei meinem Heransprengen sogleich einen von den Kosacken herunter zu schießen.[30]

Obwohl der Kampf hier verloren wird, lässt sich anhand von Büttners Darstellung dennoch eine Heroisierung seiner selbst und seiner Aktionen wahrnehmen.

---

[30] Büttner: Beschreibung der Schicksale und Leiden des ehemaligen Korporals Büttner, jetzt Aufschlags Untereinnehmers in Nennsling, während seiner 19 monatlichen Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813, o.O. 1823, S. 3–4.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

So benutzt er typische militärisch-heroische Attribute („tapfere unermüdete Gegenwehr"), um klarzumachen, dass er seine Pflicht nicht nur mit dem erwartbaren, sondern mit darüber hinausgehendem Einsatz erfüllt hat. Dabei hebt er mehrmals seinen eigenen Mut hervor, denn obwohl er sich einer überlegenen Anzahl an Feinden gegenübersieht (vier zu eins), kämpft er unerschrocken und ohne auf die eigene Versehrtheit zu achten, erfolgreich eine ganze Weile gegen diese. Erst die äußeren Umstände, auf die er keinen Einfluss nehmen kann, nämlich die überlegenen Waffen seiner Gegner, führen so sehr zu seiner Bedrängnis, dass die Chance auf einen Sieg nicht mehr gewährleistet ist. Doch selbst in dieser ausweglosen Situation gibt er nicht auf und es gelingt ihm durch eine geschickte und kluge Handlung, sich sogar kurzzeitig wieder einen Vorteil zu verschaffen. Als er dann seinen bedrängten Kameraden trotz seiner eigenen Verletzung zu Hilfe eilen will, wird er schlussendlich doch von den Gegnern niedergerungen.[31]

Büttners Beschreibung seines Kampfes erfüllt alle Merkmale des heroischen Kriegertums, welche im vorangegangenen Kapitel besprochen wurden: Mutiges, außergewöhnliches Handeln im Kampf, Überschreiten des Erwartbaren und der eigenen Grenzen, Rettung und Hilfeleistung für seine Kameraden. Seine (Selbst-) Heroisierung scheint hier von zusätzlicher Wichtigkeit zu sein, da, wie bereits erwähnt, der Kampf zu seiner Gefangennahme führt, in welcher er den restlichen Feldzug von 1812/13 verbringen wird. Er nimmt also nicht an weiteren Kämpfen teil und in der Gefangenschaft tun sich keine weiteren Möglichkeiten zu einer klassischen militärischen Heldentat auf. So scheint es ihm vermutlich deshalb besonders wichtig, aufzuzeigen, dass erstens der einzig geleistete Kampfeinsatz mit besonderem Eifer erbracht wurde und er sich in ihm auch hervorgetan hat. Zweitens kommen Niederlage und Gefangennahme in seiner Darstellung nicht aufgrund seines eigenen Handelns zustande; er tut alles in seiner Macht und darüber hinaus Stehende, um ihnen zu entgehen. Im Endeffekt besiegen ihn die widrigen Umstände.

Büttner ist nicht der einzige Soldat, der von seinen heroischen Einzelkämpfen berichtet. Auch Jakob Walter erzählt in seinen unveröffentlichten, um die zweite Jahrhunderthälfte herum verfassten Aufzeichnungen ausführlich von einem Kampf, den er auf dem Vorposten mit drei anderen Soldaten erlebt hat:

> [J]eder feuerte wie er seine Stellung nehmen konte, stelte sich alles hinter das Bleichaus und verteitigten sich, ich aber um sicherer auf den Man halten zu könen, sprang in ein vorwertgsgelegene Bleichhitte von Bretter gebaut, von ausen gieng eine Stiege hinauf und auf diese Stelte ich mich und legte mein Gewehr auf das Gelehnter auf wo ich auf jeden Mann halten konte, unter der Zeit als ich meine 60. Baronen biss auf etliche 20. verfeuert hatte, gieng es immer wie ein langsamer Kieselregen auf meine Hitte zu und der Feund kam zu nah an mich.[32]

31 Vgl. ebd., S. 3–4.
32 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 28.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der Einsatz auf dem Vorposten erlaubt es Walter, seine Aktionen detaillierter zu beschreiben, als dies in der Schlacht im Truppenverbund der Fall gewesen wäre. Der Vorposten bestand nur aus vier Mann, dementsprechend waren die Aktionen im Kampf deutlich übersichtlicher als in den chaotischen Schlachtzuständen, wie er sie nicht zuletzt selbst beschreibt.[33] Zudem gab es keine klaren Anweisungen für die eigentlichen Kampfhandlungen. Während die Soldaten im Schlachtgeschehen in bestimmten Formationen und Manövern kämpfen mussten und ihre Bewegungen von den Befehlen der Offiziere und Adjutanten gelenkt wurden, waren die Soldaten auf dem Vorposten auf sich allein gestellt. Hier galt es durch eigene Überlegungen und selbstbestimmte Kampfhandlungen die gestellten Aufgaben zu erfüllen und/oder das eigene Überleben zu sichern. Dies ermöglichte es den Soldaten, sich selbst durch besonders gerissene Aktionen hervorzutun und die eigene Leistung relativ einfach hervorzuheben. Genau dies tut Walter in der hier zitierten Quellenstelle: Angesichts des anrückenden Feindes entschied er sich, sich eine bessere Schussposition zu suchen, um möglichst viele Gegner mit erhöhter Präzision ausschalten zu können. Das gelang ihm auch, und zwar mit Erfolg, denn er verschoss einen Großteil seiner Munition. Erst als eine zu große Zahl von Feinden zu nahe an ihn heranrückte, zog er sich zurück. Analysiert man diese Episode aus Walters Tagebuch anhand des Grenzziehungsprozesses, tritt abermals relativ deutlich die eigene Heroisierung als Ergebnis hervor: Nicht nur, dass Walter sich von den anderen Soldaten des Vorpostens durch seine besonders klug gewählte Stellung unterscheidet, was seine Kampfhandlungen effektiver erscheinen lässt, sondern er übertrifft auch das erwartbare Ergebnis seines Einsatzes, indem er besonders viele Gegner trifft und zwei Drittel seiner Patronen verbraucht. Durch diese Selbstdarstellung tritt er als besonders kluger, effektiver und fähiger Kämpfer in Erscheinung, was genau den heroischen Leitbildern der zeitgenössischen militärischen Vorstellungen entsprach.

Doch nicht nur Einzelkämpfe werden in Selbstzeugnissen gesondert hervorgehoben. Auch andere militärische Leistungen und Aufgaben, bei denen sich die Soldaten hervorgetan haben, werden ausführlich beschrieben. Der Freiwillige Jäger und spätere Leutnant der sogenannten Totenkopfhusaren Friedrich Lietzmann erzählt in seinen um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum verfassten Erinnerungen, wie er sich freiwillig zur Erfüllung eines wichtigen und gefährlichen Einsatzes gemeldet habe. Es ging um das Niederbrennen einer Stadtbrücke, was den heranrückenden französischen Truppen den Weg abschneiden sollte:

> ‚Ich [der vorgesetzte Major] brauche nur zwei Mann. Freiwillige vor!' Ich und noch ein Jäger waren die ersten zu Pferde. Er instruierte uns, dass wir alles daran setzen müßten, die Brücke wieder in Brand zu setzen; wir dürften nicht eher fortreiten, und wenn wir dabei gefangen werden sollten...[34]

[33] Vgl. ebd., S. 49.
[34] Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 28.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Stadtbewohner haben sich jedoch um die Brücke versammelt und versuchen, ihr Abbrennen zu verhindern. Lietzmann gerät daraufhin in einem Streit mit der Menschenmenge, weigert sich jedoch, von seinem Auftrag abzulassen. Einer der Anwohner mit „preußischem Herz“[35] stellt sich dann auf seine Seite und überredet die anderen, die Brücke abzubrennen, zum Schutz vor den Franzosen. Lietzmann kann seinen Auftrag erfüllen und entkommt nur knapp den französischen Truppen, welche, zum Teil durch einen anderen Stadteingang kommend, bereits in die Stadt eindringen. Für Lietzmann ist ganz klar, dass seine Leistungen, die seiner Meinung nach nicht nur für den Feldzug von großer Wichtigkeit gewesen, sondern auch unter besonderem Einsatz seiner eigenen Sicherheit erfolgt seien, Anerkennung von Seiten der Militärführung verdient gehabt hätten. Genau dies wird ihm aber verwehrt, worüber er sich in seinen Aufzeichnungen erbost:

> Als wir endlich zu unsrer Eskadron zurückkamen, war die Patrouille schon auseinandergegangen. Bei der Schwadron war aber gar keine Rede von den Heldentaten, die wir verrichtet zu haben glaubten. Leutnant Müller hätte doch beim Rittmeister unser Erwähnung tun können; kein Gedanke daran! Müller war von den Husaren, und es war ihm wahrscheinlich nicht recht gewesen, daß wir Jäger, und nicht Husaren, auf den Ruf des Majors als Freiwillige vorgesprengt waren. Aber meine Kameraden von den Jäger vergaßen mich nicht; zu meiner unaussprechlichen Freude wählten sie mich bald darauf zum Gefreiten.[36]

Lietzmann bezeichnet sich hier nicht nur explizit als Held („Heldentaten“), sondern empört sich auch darüber, dass dies offenbar von seinem Vorgesetzten so nicht wahrgenommen wurde. Nicht nur geht Lietzmann also davon aus, dass seine Aktionen den typischen Anforderungen heroischen Handelns gerecht geworden seien – er hat sich freiwillig für das Erfüllen eines gefährlichen, wichtigen Auftrages gemeldet, den er auch mit der nötigen Standhaftigkeit trotz Widerständen gemeistert hat –, sondern er erwartet auch, dass er die dafür vorgesehene Belohnung erhält. Als dies nicht eintritt, ist er nicht nur wütend, sondern schiebt die fehlende Heroisierung durch die militärischen Autoritäten auf den Neid, sprich die niedere Gesinnung, seines direkten Vorgesetzten; gerade so, als suche er nach einer Rechtfertigung bzw. Erklärung für seinen fehlenden offiziellen heroischen Status. Hier lassen sich nicht nur Lietzmanns Wunsch und Erwartungshaltung in Bezug auf das Heroische erkennen, sondern auch in Bezug auf die Reaktion des Publikums, welches seine Memoiren lesen soll. Der Verweis auf die Anerkennung durch seine Kameraden wird als Beleg angeführt, dass die fehlende Heroisierung seiner Einzelaktion tatsächlich unerklärlich sei, zumindest, wenn man sich die Rahmenbedingungen des militärischen Heldentums vor Augen führe. Lietzmann hätte alle Erwartungen diesbezüglich erfüllt, die Erhebung zum Heldenstatus sei an den personenbezogenen Umständen eines missgünstigen Vorgesetzten gescheitert.

---

35 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 28.
36 Ebd., S. 29.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hier wird deutlich, dass die Heroisierung von Militärangehörigen und ihren Taten keinem eindeutigen Schema unterlag, sondern zwischen verschiedenen Personenkreisen ausgehandelt werden musste. Dies schien umso mehr der Fall zu sein, wenn es um die eigene heroische Selbstdarstellung ging, bei der sich das eigene Bedürfnis nach Heldenstatus mit den dafür notwendigen Bedingungen und der Anerkennung durch die militärische Obrigkeit messen musste. Es wird erkennbar, dass die Soldaten durchaus gewissen Erwartungshaltungen in Bezug auf heroisch-militärisches Handeln ausgesetzt waren, welche sie in ihrer Darstellung beeinflussten.

Das von Lietzmann in der Retrospektive, nach dem Kriegseinsatz, verfasste Selbstzeugnis scheint hierbei besonders stark von der Erinnerungskultur der Befreiungskriege und den damit verbundenen Zuschreibungsmustern soldatischer Haltung und Aktionen der Freiwilligenregimenter geprägt zu sein. Denn die Erinnerung an die Befreiungskriege wurde in der Nachkriegszeit immer wieder intensiv von Literaten und Historikern wachgehalten, sie schufen ein bestimmtes Bild dieser Zeit. Es erlaubte gerade im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 Vertretern des Bürgertums, zu denen Lietzmann sozial und kulturell gesehen gehörte, problemlos an Deutungsmuster anzuknüpfen, um entsprechende historische Allegorien zwischen dem Konflikt von 1813–1815 und 1870/71 herzustellen.[37] Dabei war hilfreich, dass der schwelende Konflikt mit dem Erbfeind Frankreich bis zum Ausbruch des Krieges 1870/71 immer wieder in diversen Krisen zu eskalieren drohte und damit ständig auch Überlegungen zur Natur des Krieges, zu seiner Bedeutung und Funktion sowie entsprechende Erwartungshaltungen – insbesondere die Idee des „großen Nationalkrieges", der nach innen hin die Einheit der Nation herstellen, nach außen hin den Erbfeind auf seinen Platz verweisen sollte – wachhielt und aktualisierte.[38] So z. B. in der Rheinkrise 1840, welche dem bürgerlich-liberalen Lager nicht nur Anlass gab, antifranzösische Feindbilder zu verschärfen, sondern auch einen „national-aggressiven Bellizismus unter bürgerlichen Vorzeichen"[39] zu formulieren oder auch die Luxemburgkrise 1867, die die Spannungen zwischen Preußen und Frankreich nochmal verschärfte.[40] Seit der Mitte der 1850er Jahre existierten somit bellizistische Deutungsmuster, inklusive Topoi und Stereotypen, die 1870 „eine sinnhafte Einordnung des Konfliktes" erlaubten und eine Kontinuität von bildungsbürgerlichen Nationsentwürfen und Fortschrittserwartungen schufen – auch wenn die gesteigerten Kriegserfahrungen der vorausgegangen Jahrzehnte die Suggestions- und Wirkungskraft verändert hatten.[41]

Die so „schon seit langem vorbereitete Deutungskultur"[42] ermöglichte ohne Probleme eine breite Akzeptanz für die im bürgerlichen Kriegsdiskurs verwen-

37 Vgl. Becker: Bilder, S. 310.
38 Vgl. ebd., S. 292.
39 Leonhard: Bellizismus, S. 434.
40 Becker: Bilder, S. 292.
41 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 622–623.
42 Becker: Bilder, S. 292.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

deten historischen Allegorien zu den narrativ hochstilisierten Ereignissen von 1813–1815: Es handle sich um den gleichen Gegner (Frankreich mit einem napoleonischen Kaiser), ein unterjochtes Volk stehe auf, um sich gegen einen Unterdrücker und Friedensstörer zu wehren, es herrsche ein Moment der nationalen Einigung und nicht zuletzt sei der heroische Einsatz der Landwehr und der Freiwilligenverbände von Bedeutung.[43] Auch die Tatsache, dass die Zeitzeugen des Kampfes gegen Napoleon I., sprich die Eltern, Groß- und Urgroßeltern der Zeitgenossen von 1870, noch lebten und somit das Gedächtnis um die Befreiungskriege noch virulent war, vereinfachte die Annahme und Wiedergabe der Bilder.

Zudem wurden die Befreiungskriege und vor allem die Freiwilligenregimenter im Laufe des 19. Jahrhunderts auf deutscher Seite für die Mobilisierung der zukünftigen Generationen herangezogen. Vor allem in Romanen und Schulbüchern wurde ab den 1850ern das Lützowsche Korps als ideales heroisches Kollektiv von patriotischen Kriegern präsentiert, welches Kindern und Jugendlichen als Vorbild dienen und sie für den zukünftigen Kriegsdienst motivieren sollte.[44] Diese Vermittlung eines „jugendlich-mannhafte[n] Heldentum[s]" wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Jugendverbänden wie dem *Wandervogel* und in der Jugendliteratur und in Zeitschriften vermittelt.[45] Hauptsächlich im Kaiserreich wurde dann eine große Menge an patriotischen Kinder- und Jugendbüchern produziert, welche die militärischen Helden der Befreiungskriege oder des Deutsch-Französischen Krieges zum Inhalt hatten.[46] Diese halb-offiziösen Veröffentlichungen, die zwar nicht unbedingt direkt von der Regierung herausgegeben wurden aber dennoch die Verhaltens-, Norm- und Heroisierungsmuster der Obrigkeiten wiedergaben, trugen so indirekt zur (patriotischen) Erziehung der jungen männlichen Bevölkerung bei, die auf lange Sicht die Mentalität der neuen Generation von Soldaten prägen und vor allem auch dem Zweck der Kriegsmobilisierung dienen sollte.[47]

Es ist nicht ganz klar, wann genau Lietzmann seine Erinnerungen zu Papier bringt, doch in einer Fußnote berichtet er von einem Erlebnis 60 Jahre nach der Beteiligung an den Befreiungskriegen.[48] Er verfasst sein Zeugnis also genau in der oben beschriebenen politischen und kulturellen Atmosphäre, in welcher die Erinnerung an die Befreiungskriege und ihre Teilnehmer in den bellizistischen Diskursen unterschiedlicher politischer Lager nicht nur hochgehalten, sondern sowohl für die Deutung diverser Konflikte sowie für die Mobilisierung und Motivation eines erneut bevorstehenden Deutsch-Französischen Krieges instrumentalisiert wurden – einem kulturpolitischen Kontext, in dem er und seine

43 Vgl. ebd., S. 308–309.
44 Vgl. Schultz: Mit Gott, S. 324–325. Siehe z. B. von Berndt: Das illustrirte Soldatenbuch.
45 Vgl. Frevert: Herren, S. 334–335.
46 Vgl. ebd., S. 338.
47 Vgl. Frevert: Herren, S. 334–335.
48 Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 152.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kameraden der Freiwilligenregimenter als Vorreiter der heroischen Kämpfer für König, Vaterland und, je nach politischem Lager, für die deutsche Nation gegen den Erbfeind Frankreich galten, ein Erbe und Kampf, welche die neuen Generationen nun fortführen würden. Es verwundert also nicht, dass er in einem solchen Klima beim Niederschreiben seiner Erlebnisse nicht nachvollziehen kann, warum seine damaligen Taten nicht entsprechend gewürdigt wurden, denn nach den vorherrschenden Interpretamenten des zeitgenössischen politisch-kulturellen Klimas hätten diese Taten zweifellos, ja sogar selbstverständlich als heroisch gelten müssen. Vor der zeitgenössischen Leserschaft Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts erhält Lietzmann nun die Chance, die gewünschte Heroisierung für seine Taten einzufordern. Er trägt mit seinem Selbstzeugnis damit nicht nur zu seiner eigenen Heroisierung bei, sondern auch in Form einer diverse heroisch-militärische Narrative aufgreifenden Quelle zum aktuellen historisch-politischen Diskurs der zeitgenössischen Debatten und Deutungsmuster rund um den Deutsch-Französischen Krieg und darüber hinaus.

Beschreibung durch die Offiziere und Unteroffiziere

Neben der Darstellung der eigenen Einzelkämpfe finden sich in den Selbstzeugnissen immer wieder Erwähnungen von Soldaten oder Offizieren, die durch hervorragende Leistung oder herausragende Taten im Schlachtgeschehen oder abseits davon aufgefallen sind – selbst wenn der Autor die beschriebene Aktion gar nicht selbst miterlebt hatte oder der erwähnte Militär nicht einmal zum eigenen Regiment gehörte. Dies war sogar schon in Berichten zum Siebenjährigen Krieg der Fall, wie das Zeugnis von Barsewischs belegt: „Bei diesem detachirten Corps begab sich eine außerordentliche heroische Tat eines preußisches Husaren Cornet vom Zieten'schen Regiment names von Quernheim",[49] berichtet von Barsewisch und erzählt dann ausführlich über eine Seite lang, wie dieser Cornet aufgrund seiner „vortrefflichen Disposition und Bravour"[50] einen gegnerischen Offizier, welcher mit vier Kanonen und 1800 Soldaten ein Schloss besetzt hatte, ohne Kampf zur Kapitulation zwang.[51] Der betreffende Offizier wird hier nicht nur ganz klar als Held benannt („eine außerordentlich heroische Tat") und mit positiven militärisch-kriegerischen Attributen aufgewertet, sondern seine Leistung wird auch detailliert und breit erzählt, so dass die Exemplarität dieser Leistung erkennbar wird.

Auch in Selbstzeugnissen der folgenden Kriege finden sich heroische Beschreibungen von Soldaten durch Offiziere. Der Offizier Ernst von Baumbach berichtet 1838 in seinen Memoiren z. B. von einer Heldentat eines Soldaten, der ihm und einem anderen Offizier das Leben rettete:

49 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 45.
50 Ebd., S. 46.
51 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Während wir in der Schanze lagen, um uns einigermaßen vor dem heftigen Kanonenfeuer zu schützen, gab ein Soldat des Regimentes einen Beweis von seltener Geistesgegenwart und Muth: eine über die Brüstung herabrollende Granade blieb neben dem Hauptmann von Löffler und mir liegen; die Gefahr war groß und dringend, da sprang dieser Soldat auf, packte die brennende Granade und warf sie über die Brüstung, wo sie gleich darauf platzte. Ich bedauere den Namen dieses braven Soldaten vergessen zu haben. Er wurde zur goldnen Verdienstmedaille eingegeben, kam aber um, bevor ihm die Freude über diese wohlverdiente Auszeichnung werden konnte.[52]

Die Tat des Soldaten wird nicht nur in höchsten Tönen gelobt und mit den entsprechenden Begriffen unterlegt („Muth", „Geistesgegenwart" und „brav"), sondern von Baumbach macht auch deutlich, wie gefährlich die Situation gewesen sei („die Gefahr war groß und dringend"). An der Heldenhaftigkeit des Soldaten wird kein Zweifel gelassen, insbesondere da er für diese Aktion mit der goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde.

Der Totenkopfhusar Lietzmann erzählt in seinen in der zweiten Jahrhunderthälfte verfassten Erinnerungen dagegen von dem gewitzten Einsatz eines freiwilligen Jägers, also eines Soldaten und nicht eines Offiziers:

> Auf die merkwürdigste Weise tat sich aber der freiwillige Jäger Busse hervor. […] Busse stieß unterwegs auf mehrere feindliche Trupps und schloß aus deren Zustand, daß die Franzosen geschlagen sein müßten. Nach dem Dunkelwerden entdeckte er in einem Gehölz nahe der Straße eine biwakierende größere Abteilung französischer Infanterie. Er faßte den Plan, sie gefangen zu nehmen und brachte es unter Anwendung einer Kriegslist, indem er nämlich Kommandos für ein fingiertes Regiment abgab, wirklich dahin, daß die Abteilung die Waffen wegwarf und sich ihm ergab. Er bewachte sie die Nacht hindurch und erkannte beim Hellwerden, daß er an 200 Mann gefangengenommen hatte![53]

Bezeichnenderweise schildert Lietzmann, der ansonsten in seinem Selbstzeugnis mit einer überschwänglichen patriotisch-pathetischen Sprache erzählt und mit der Verwendung von heroisch-militärischen Attributen recht großzügig umgeht, die Tat des Jägers Busse zwar, ohne sie aber lexikalisch als heroisch hervorzuheben. Eventuell passte die Anwendung einer „Kriegslist" nicht so ganz zu Lietzmanns Verständnis einer militärischen Heldentat, da sie nicht auf dem traditionellen ehrlichen Kampf Mann gegen Mann unter Einsatz des eigenen Lebens beruhte. Dennoch scheint die Aktion zumindest aufgrund ihres Ergebnisses für Lietzmann erwähnenswert genug. Für andere Zeitgenossen von Lietzmann schien sie auf jeden Fall einen heroischen Charakter zu besitzen, denn „General v. Bülow nannte die Tat in einem Parolebefehl ‚die gelungenste Unternehmung von allen im III. Armeekorps vorgekommenen Beweisen von Mut und Entschlossenheit'".[54]

---

52 Von Baumbach: Tage-Buch, S. 112–113.

53 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 77–78.

54 Ebd., S. 78. Diese Anmerkung wurde vom Herausgeber des Lietzmannschen Selbstzeugnisses angeführt und erweckt somit den Eindruck, dass die Aktion auch noch Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Schriften Lietzmanns für ein größeres Lesepublikum aufbereitet und herausgegeben wurden, als eine außergewöhnliche Tat wahrgenommen werden konnte.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Erwähnung solcher heroischen Einzeltaten anderer Armeeangehöriger findet sich also sowohl in den Schriften von Offizieren als auch von einfachen Soldaten von der Mitte des 18. bis ins späte 19. Jahrhundert wieder. Es bleibt die Frage, warum diese exemplarischen Leistungen Anderer Eingang in die Selbstzeugnisse gefunden haben. Da sie anderen Regimentern angehörten, fiel die Leistung dieser Helden kaum positiv auf den erzählenden Offizier zurück – es handelte sich ja nicht um ein Mitglied seiner Truppen, die er durch seine guten Führungsqualitäten zu heroischen Taten inspiriert haben könnte. Das Gleiche gilt für die einfachen Soldaten: Die bloße Zugehörigkeit zur gleichen Armee scheint auf den ersten Blick für eine Identifizierung mit dem heroischen Kameraden nicht auszureichen, bedenkt man die Rivalitäten einzelner Regimenter untereinander und die Tatsache, dass sie – je nach Armee und Zeitpunkt des Krieges mit wechselnden Allianzen – nicht einmal zum gleichen Herkunftsland gehören mussten. Dennoch scheinen gerade in Bezug auf das Heroische eine gewisse Loyalität und Verbindung zum Militär stattzufinden, die eine Identifizierung über den eigenen Wirkungskreis hinaus ermöglichten. Dies schien gerade bei Armeemitgliedern der Fall gewesen zu sein, die sich bewusst für eine Karriere im Militär entschieden hatten, sprich bei Adligen und auch bei Offizieren, welche aus unteren gesellschaftlichen Schichten zu ihrem Rang aufgestiegen waren, und natürlich den Freiwilligen, welchen gerade auch in der Erinnerungskultur nach den Kriegen oft eine besondere symbolische Bedeutung zugesprochen wurde. Hier scheinen ein gewisses Standesbewusstsein und Stolz – bei adligen Offizieren in Bezug auf die gesellschaftliche Herkunft und Position, bei Offizieren nichtadliger Herkunft ein militärisch-professionelles Bewusstsein – zur Verbindung und Identifizierung beigetragen zu haben.

Von Bedeutung könnte auch ein gewisser Vollständigkeitsanspruch gewesen sein, gerade bei der Niederschrift von Autobiographien, Memoiren und der Aufarbeitung von Tagebüchern Jahrzehnte nach der Kriegsteilnahme. In diesen Fällen geben die Verfasser der Selbstzeugnisse oftmals an, dass sie sich bei der Arbeit an ihrem Werk auf Bücher, Berichte und andere veröffentlichte Selbstzeugnisse gestützt hätten, um Lücken in ihren Aufzeichnungen zu schließen und einen möglichst guten Überblick über die damaligen Ereignisse zu geben.[55] Regimentsgeschichten wurden ebenfalls konsultiert, was sich auch in der Darstellungsform der Selbstzeugnisse niederschlägt: Die Auflistung der verdienten Auszeichnungen und Orden des Regimentes sowie die namentliche Nennung einzelner Regimentsmitglieder, welche sich durch besondere Leistungen hervor-

[55] Einige Autoren erwähnen auch direkt, auf welche Bücher und anderen Autoren sie sich beziehen. Wilhelm von Koenig beispielsweise kritisiert den unmilitärischen Charakter der Memoiren seines Kameraden Leutnant Schlaich und an anderer Stelle verweist er auf die 1820 erschienen *Tagebüchern aus den zehn Feldzügen der Württemberger*. Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 105–106, S. 116.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

getan hatten, waren Bestandteil dieser literarischen Gattung.[56] So findet sich in den *Ruhmesblättern aus der Geschichte des Infanterie-Regimentes Freiherr von Sparr* zu den Befreiungskriegen 1813–1815 folgender Eintrag: „Einer der bravsten der braven Kameraden war der Füsilier Wagner der 9. Kompagnie. Bei der Einnahme von Arnheim hat er nach der Erstürmung des Fan-Tores den französischen Brigadegeneral St. Marie gefangen genommen."[57] Es folgt eine ganze Seite lang die Beschreibung dieser Leistung, sowie anschließend auf der nächsten Seite die Schilderung einer weiteren herausragenden Tat desselben Füsiliers.[58] Die Orientierung an Regimentsgeschichten, um eine möglichst militärische Art der Aufzeichnung zu hinterlassen, was z. B. Autoren wie dem Offizier Wilhelm von König ein eindeutiges Anliegen war,[59] scheint also durchaus Einfluss auf die Erwähnung von heroischen Einzelleistungen verbündeter Armeeangehöriger gehabt zu haben. Der Einfluss von offiziösen Schriften, ihrer Darstellungen und Narrative sowie auch von anderen literarischen Gattungen ist dabei keine Einzelerscheinung für die Befreiungskriege. So konnte der Historiker Frank Becker nachweisen, wie im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 Definitionen von Krieg, Topoi zur Mobilmachung sowie historische Analogien aus der bürgerlichen Presse, aus Festreden und Kriegsbüchern in den Briefen, Tagebüchern und Memoiren von Soldaten aufgegriffen wurden.[60] Eine ähnliche Vorgehensweise bei Autoren der Befreiungskriege, vor allem bei denen, die ihre Erinnerungen Mitte des 19. Jahrhunderts zu Papier bringen, verwundert also nicht, scheint dies doch zu den zeitgenössischen literarischen Gepflogenheiten gehört zu haben.

Heroische Einzeltaten – Individualität im Rahmen von Mobilisierungsstrategien und memory politics?

Die hier aufgeführten Beispiele der Einzeldarstellung gerade von einfachen Soldaten seit dem Siebenjährigen Krieg bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts – sei es, wie im vorherigen Unterkapitel gezeigt, durch Selbstdarstellung oder durch Beschreibungen von Offizieren – korreliert mit einer zunehmenden Bedeutung der Individualität der einfachen Soldaten. Die bereits besprochene Aufwertung der einfachen militärischen Ränge seit dem Siebenjährigen Krieg gewann wäh-

---

56 Vgl. Frank Zielsdorf: Weil so viele daran Antheil genommen… Die preußischen Regimentsgeschichten von 1767 als Beispiel militärischer Erinnerungskultur, in: Carl Horst / Ute Planert (Hg.): Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen, Göttingen 2012, S. 245–262.

57 C. Schröder: Ruhmesblätter aus der Geschichte des Infanterie-Regiments Freiherr von Sparr, 3. Westfälisches Nr. 16., Dortmund, um 1880, S. 9.

58 Ebd., S. 9–10.

59 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 105–106. Von Koenig macht sich über seinen Kameraden Leutnant Schlaich lustig, der seine Memoiren in Form eines Briefromanes verfasst hat. Er bezeichnet sie als „unmilitärisches und fades Geschreibsle" und „poetisch, von Schiller gespiekte […] Gedanken und Phantasien".

60 Vgl. Becker: Bilder, S. 256, S. 270, S. 313.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rend der Französischen Revolution rapide an Schwung. Die Ideologisierung des Kriegs war nur eine der Bedingungen für die Erhöhung des soldatischen Ansehens. Die *levée en masse* von 1793 ließ das französische Heer auf eine Million Soldaten anwachsen und aus dieser gestiegenen Masse entstand das Bedürfnis nach neuen Motivationsstrategien, um die riesige Anzahl an neuen Rekruten aus unterschiedlichsten Ständen für den Kampf zu begeistern.[61] Dabei wurden nicht mehr die (adligen) Offizier, sondern vor allem die einfachen (Bürger-)Soldaten und ihre für die *patrie* und die revolutionären Werte gebrachten Opfer in den Vordergrund gestellt (siehe Kapitel 3).[62] Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch der Aufstieg einzelner prominenter Heldenfiguren wie dem französischem Soldaten und Offizier Théophile Malo Corret de La Tour d'Auvergne. Der *Premier Grenadier de la République* war durch seinen herausragenden Mut, seine Bescheidenheit und seinen wiederholten Einsatz in diversen Kriegen sogar über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt, wie der deutsche Jäger Lietzmann in seinen Memoiren berichtet: „Eine Jeanne d'Arc hatten wir meines Willens nicht in unsrer Mitte, wohl aber einen Latour d'Auvergne. Das war der Hauptmann Petri v. Hartenfels."[63]

Ein regelrechter Heldenkult entstand auch um den jungen Trommler François Joseph Bara. Sein junges Alter (er war mit vierzehn Jahren in den Militärdienst eingetreten, was eigentlich zu jung war) und sein von Robespierre zum Symbol des revolutionären Widerstandes stilisierter Tod[64] ließen ihn praktisch zu einer heroischen Legende werden, die auf deutscher Seite in Person des Freiwilligen Jägers der Befreiungskriege Theodor Körner ihren Gegenpart fand.[65] Die so entstandenen Heldenfiguren aus den nichtadligen Gesellschaftsschichten mögen auf den ersten Blick wie von den Obrigkeiten kalkuliert konstruierte und für die Bevölkerungen zur Nachahmung anregende Orientierungsbilder erscheinen,[66] doch sind sie auch Symptome einer stetig voranschreitenden Entanonymisierung einfacher Soldaten. Das von den Generälen der Französischen Revolution begonnene und unter Napoleon institutionalisierte Auszeichnungs-, Belohnungs- und Beförderungssystem verstärkte diesen Prozess.[67] Und auf deutscher bzw. preußischer Seite fand ein vergleichbarer Wandel während der Befreiungs-

61 Siehe Kruse: Levée en Masse; Wolfgang: Bürger, S. 47–67.
62 Vgl. Clarke: Valour, S. 58, S. 71.
63 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 40; siehe auch Hughes: Forging, S. 86–88.
64 Bara weigerte sich, Mitgliedern der Chouannerie die zwei Pferde zu überlassen, woraufhin er von diesen getötet wurde. Der Feind hatte ihm vorher die Chance gegeben, sein Leben mit dem Ausruf „Vive le roi" zu retten, stattdessen aber hatte Bara „Vive la République" gerufen, wodurch er schließlich den Tod fand. Vgl. Rachel Jaeglé: Bara. Un enfant de Palaiseau entré dans l'Histoire, in: Serge Bianchi u. a. (Hg.): Héros et héroïnes de la Révolution française, Paris 2012, S. 333–342.
65 Vgl. Schilling: Kriegshelden, S. 126–167 und Justus H. Ulbricht: Körner reloaded oder: Helden sterben nie?, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 65.4, 2013, S. 339–356.
66 Siehe hierzu Kapitel 3.2.
67 Vgl. Minelli: Soldat; Hughes: Forging, S. 60–69. Prominentes Beispiel hierfür bildet die *Légion d'honneur.* Siehe hierzu Kapitel 2.2.2.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kriege mit den für einfache Soldaten errichteten Denkmälern, den an Kirchenwänden angebrachten Gedenktafeln mit den Namen der gefallen Soldaten sowie der militärischen Auszeichnung des Eisernen Kreuzes statt. Die so vermittelten, zumindest theoretisch offenen Aufstiegschancen und die Belohnungen für herausragende Leistungen implizierten, dass nicht nur namhafte Offiziere, sondern auch jeder einfache Soldat zum Ruhm und Sieg seiner Kriegspartei beitragen konnte.[68] Diese Entwicklungen lassen sich auch in der heroischen (Selbst-)Darstellung der Militärs beobachten. In unterschiedlichen Maßen entweder direkt von den militärisch-diskursiven Veränderungen inspiriert oder unbewusst durch das Zeitgeschehen und die in Zeitungen, Pamphleten und *Ordres du jours* verbreiteten Bilder beeinflusst, versuchten die Autoren der Selbstzeugnisse ihre individuellen Leistungen gemäß den kursierenden heroischen Leitbildern hervorzuheben. Dies war umso mehr der Fall, wenn die Zeugnisse nach den entsprechenden Kriegen aus der Retrospektive verfasst wurden, denn im Laufe des 19. Jahrhunderts änderten sich die Einstellung zu den Veteranen der Revolutions- und Befreiungskriege und die vorherrschende Erinnerungskultur. In Frankreich wurde gerade in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ein die Veteranen diskreditierendes Programm verfolgt. Die Regierung der Restauration löste nicht nur größere Teile der napoleonischen Armee auf, sondern stand diesen Soldaten auch misstrauisch und ablehnend gegenüber. Die Herrschaftsrepräsentation versuchte sich von den symbolischen Bildern des Empire und der Revolution zu distanzieren, indem Ludwig XVIII. sich im Vergleich mit Napoleon explizit als Friedensbringer und -wahrer inszenierte. Durch den Bruch mit der revolutionären und napoleonischen Vergangenheit versuchte man, an eine ungebrochene Kontinuität der Bourbonendynastie anzuknüpfen.[69] Dementsprechend schienen die Veteranen der rezenten Kriege wenig geeignet, um als Vorbilder und vor allem Repräsentanten der restaurierten Monarchie zu dienen und die neuen Soldaten für die neuen Kriege auf diese einzuschwören. Dazu kamen realpolitische Befürchtungen seitens der Regierung vor Komplotten und Verschwörungen durch die ehemaligen Soldaten und Offiziere Napoleons, die eine öffentliche Distanzierung zu den ehemals als Helden gefeierten *défenseurs de la patrie* verstärkte.[70]

Und auch wenn die Julimonarchie zwar begann, sich die Revolutions- und vor allem die Empirevergangenheit intensiv für die eigene Herrscherinszenierung zunutze zu machen, sah sie keine strategische Veränderung in Bezug auf die Aufstellung der französischen Armee vor: Die Idee der Restaurationsregierung, dass ein kleines, aber professionelles Heer die beste militärtaktische Lösung sei, wurde auch unter Louis-Philippe beibehalten. Eine zusätzliche Mobilisierung wurde nicht für nötig gehalten, dementsprechend diente die Erinnerung und Heroi-

68 Vgl. Hughes: Forging, S. 71; Hagemann: Iron Cross, S. 215–241.
69 Vgl. Marquart: Héros, S. 74–90
70 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 87–89.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sierung der Soldaten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege verstärkt der Herrschaftsstabilisierung und -legitimation und weniger der Kriegsmobilisierung.[71] Im Gegenteil, der Idee der Vaterlandsverteidiger, die sich aus allen Kreisen der Bevölkerung speisten und mit patriotischem Eifer und aus persönlicher, emotionaler Überzeugung in den Krieg zogen, standen die Obrigkeiten mittlerweile skeptisch gegenüber.[72] Dies verstärkte sich noch, als während der Unruhen von 1848 die Armee gegen die Bevölkerung eingesetzt wurde, um die Aufstände niederzuschlagen. Für die Aufständischen wurde die Armee so zu einem Instrument der Unterdrückung, doch da in Paris ein Teil der Soldaten desertiert war und sich den Straßenkämpfern angeschlossen hatte, stand auch die Regierung der Armee nun noch kritischer und misstrauischer gegenüber. Zu einem Mittel geworden, dass nicht so sehr dem Kampf gegen Frankreichs Feinde im Ausland diente, sondern dem Herstellen und Wahren der öffentlichen Ordnung – notfalls auch mit gnadenloser Gewalt gegen die eigene Bevölkerung – ließ das Militär zu einem wenig überzeugenden Symbol der obrigkeitlichen Herrschaft werden, welches sich nur schlecht zur Mobilisierung der Bevölkerung eignete.[73]

Angesichts eines solchen kulturpolitischen Klimas verwundert es nicht, dass sich Veteranen in ihren Selbstzeugnissen um eine Selbstheroisierung bemühten, die ihre Rolle im Kollektiv der heroischen Truppe, aber auch ihre individuellen Leistungen für die Nachkommen und die breite Öffentlichkeit sichtbar machen wollten. Für viele Veteranen stellten die Memoiren eine Möglichkeit dar, nicht nur ihre Sicht der Dinge zu erzählen, sondern auch Sachverhalte richtigzustellen, die ihrer Meinung nach in diesem wechselnden politischen Klima und aufgrund der Ungerechtigkeiten, die ihnen von Seiten der Obrigkeit wiederfuhren, bisher falsch dargestellt oder absichtlich unterschlagen worden waren.[74] Vor allem aber schien es eine Gelegenheit, endlich die gesellschaftliche Anerkennung einzufordern, die ihnen bisher verwehrt geblieben war. Dass sie deshalb in ihren Ausführungen nicht unbedingt immer nüchtern oder neutral blieben, ist nachvollziehbar.[75] Einige militärische Autoren betonen ihren Missmut angesichts des Umgangs mit den Veteranen und der nicht erfolgten Wertschätzung ihrer Taten ganz deutlich in ihren Memoiren. So z. B. in den Schlusszeilen von Victor Dupuys Memoiren, die er im hohen Alter, vermutlich nach seinem Eintritt in den Ruhestand 1846, verfasste (er starb 1857):

> Elle parlera encore, l'historie, de ces glorieux enfants de l'immortelle armée, qui ne trouvant en France qu'une injuste persécution, portèrent leur énergie dans des contrés lointaines et

71 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 98–99.
72 Die Autoritäten lehnten das Bild des Soldaten als idealem Verteidiger von Freiheit, Säkularismus und Gleichheit der Bürger nicht nur ab, sie übernahmen sogar zusehends wieder die Auffassungen des 18. Jahrhunderts, nach der Soldaten als brutale, unkultivierte und sogar kriminelle Typen galten, die mordeten, plünderten und vergewaltigten. Vgl. S. 91–92.
73 Dieser Absatz bezieht sich auf Forrest: The Legacy, S. 98–100.
74 Vgl. ebd., S. 74–76.
75 Vgl. ebd., S. 75–76.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> par la bravoure, les talents qu'ils déployèrent, y mirent en honneur le nom français. Pour moi, comme la plupart de ceux, qui, restés à leurs corps, y maintinrent jusqu'à la fin, la plus sévère discipline, conservèrent au gouvernement nouveau, des armes, des chevaux en bon état, je fus récompensé par la plus complète disgrâce; par une humiliante surveillance; des vexations, des piqûres d'épingles journalières…[76]

Dupuy kreidet hier offensichtlich die Reaktionen der Bourbonenmonarchie an, welche ihm nicht nur die Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste zum Ruhme Frankreichs, sondern auch für seine anschließende Disziplin und Hilfsbereitschaft angesichts des Regierungswechsels verwehrte. Mehr noch, er geht auf die ungerechten Verfolgungen und Überwachungen durch die Obrigkeit ein und auf die Wahrnehmung durch die Bevölkerung, welche den Veteranen gegenüber dadurch negativ eingestellt war. Nicht nur, dass das Verhalten der Monarchie ihm damit Probleme bereitete, er fühlte sich vor allem durch den schlechten Umgang entehrt. Die Reaktion der Öffentlichkeit und der Regierung gegenüber den Kriegsheimkehrern kam einer Demütigung gleich, welche ihre militärische Ehre mit Füßen trat und angesichts der Leistungen, der Talente und der heroischen Qualitäten der Soldaten in keiner Weise angebracht war.

Bedenkt man also das politische und kulturelle Klima der Nachkriegszeit und die soziale und finanzielle Situation, in welcher die Veteranen sich befanden, so wird klar, warum die französischen Autoren, deren Schriftzeugnisse in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstanden, sich bemühten, sich über diverse narrative Strategien selbst heroisch darzustellen.

Auf deutscher Seite war der Umgang mit den Veteranen durch die monarchisch-konservativen Obrigkeiten in der Nachkriegszeit nicht so ablehnend, doch verfolgten die Regierungen mit ihren *memory politics* durchaus eigene Ziele. So konnte Karen Hagemann in ihrer Studie zu den Befreiungskriegen in Preußen nachweisen, dass Totenehrungen und Kriegsgedenken in das Zentrum eines „patriotisch nationalen Heldenkultes" rückten und dass Friedrich Wilhelm III. und seine Regierung diesen Heldenkult nutzten, um die offizielle Lesart des Krieges von 1813–1815 als Befreiungskrieg voranzutreiben.[77] Hierfür wurde ein ganzes propagandistisches Programm entworfen, welches die Erinnerungskultur und das kulturelle Gedächtnis der Nachkriegszeit entscheidend prägend sollte. Kernelement dieses Programmes waren drei Feste bzw. öffentliche Rituale, welche das Erinnern an die Befreiungskriege fest mit der Person des Monarchen verbinden sollten. Eines dieser Feste war hierbei ein „Friedens-Dank-Fest", welches am 18. Januar 1816 zusammen mit der Feier des Krönungs- und Ordensfestes stattfand.[78] Schon das Datum – der Termin des alljährlich begangenen Krönungsfestes – reihte das Fest und damit auch die Erinnerung an die Befreiungskriege ganz klar in eine preußisch-monarchische Deutungsformel ein, die den preußi-

[76] Dupuy: Souvenirs, S. 311.
[77] Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 497–498.
[78] Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Hagemann: Mannlicher Muth, S. 498–500.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schen König als „als siegreiche[n] und heldenhafte[n] Heerführer und tapfere[n] Landesvater“[79] etablierte und die Heroisierung der Soldaten und ihrer erbrachten Opfer in direkten Bezug zum Verdienst des Monarchen setzte. Denn es war der Held Friedrich Wilhelm III., welchem im Endeffekt nicht nur für den erfolgreichen Verlauf des Feldzuges und somit auch der Befreiung Preußens gedankt wurde, sondern er war es auch, der über die Vergabe der Orden und Ehrzeichen für die Soldaten entschied – deren Träger während des Festes mit Eiche oder Lorbeer bekränzt wurden und bei den Feierlichkeiten einen Ehrenplatz einnahmen – und der über deren Heroisierung durch den Beschluss und die Organisation des offiziellen Festaktes bestimmte.[80] Während das Friedens-Dank-Fest in der preußischen Residenz als offizieller Staatsakt begangen wurde, nahm es ansonsten eher den Charakter „eines ständeübergreifenden Volksfestes mit preußisch-monarchischer Ausrichtung“ an, welches als preußisch-monarchischer Gegenentwurf zum Nationalfest gedacht war und dessen Funktion u. a. die Aufrechterhaltung der Erinnerung an Heldentaten der preußischen Soldaten und damit auch das Bewahren der patriotischen Haltung und der Wehrbereitschaft in der Bevölkerung war.[81] Denn den gefallenen Soldaten wurde nicht nur für ihre erbrachten Opfer gedankt, sondern sie wurden damit auch zu Vorbildern erhoben, deren Gesinnung und Taten von den Überlebenden und den künftigen Generationen nachgeahmt werden sollten. Die Heroisierung der Soldaten war damit die ultimative Sinnstiftung, deren Legitimation sich explizit in der Dankbarkeit der Überlebenden – die Feierlichkeit hieß immerhin Friedens-Dank-Fest – manifestierte. Zugleich wurde sie jedoch auf die Heroisierung des Monarchen selbst ausgerichtet, womit eine gezielte, für die Obrigkeit vorteilhafte Interpretation der Kriegsereignisse in der Erinnerungskultur propagiert wurde.

Über die offiziellen Feierlichkeiten der Nachkriegszeit und die Heroisierung der Gefallenen durch die Regierungen erfolgte mit dieser so angebotenen Sinnstiftung an die Bevölkerung also zugleich auch eine (Um-)Deutung der geschichtlichen Ereignisse in einem pro-monarchischen und pro-preußischen Narrativ. Dies erlaubte eine effektive (Re-)Konstruktion der Geschichte, eine Form von *memory politics,* die sich so nicht nur in Preußen fand. Die Deutung der Kriegsjahre 1813–1815 als Befreiungskriege brauchte gerade im Süden Deutschlands, in den ehemaligen Rheinbundstaaten mit ihrer wechselvollen politischen Vergangenheit, „viel Konstruktionsarbeit mit viel Umdeutung und Reinterpretation,

79 Ebd., S. 498.

80 Dies wurde auch in den Liedern und Gedichten deutlich, welche zu Ehren des Königs anlässlich des Friedensfestes verfasst wurden. Der darin enthaltene Dank richtete sich an Gott, den König und das von ihm geführte „Heldenheer der Preußen“. Und auch die aufgestellten Büsten und Bilder des Königs, an denen weiß gekleidete Jungfrauen Blumen oder Eichenkränze niederlegten und anschließend selbstverfasste Lieder und Gedichte vortrugen, unterstrichen die Ausrichtung auf den Monarchen. Vgl. ebd, S. 498, S. 499–500.

81 Vgl. ebd., S. 498, S. 499–501.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zielgerichtetem Erinnern und absichtsvollem Vergessen".[82] Gerade am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden hierfür von Seiten der Regierungen erinnerungspolitische Strategien angewandt, die über die Heroisierung der gefallenen Soldaten genau diese geschichtspolitische Konstruktionsarbeit leisten sollten. So nutzte z. B. auch die bayerische Monarchie, ähnlich wie in Preußen, die Heroisierung der Soldaten anhand eines zum 20. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 aufgestellten Veteranendenkmals, welches das patriotische Opfer der Soldaten und ihre Leistungen für die Befreiung des Vaterlandes während des Russlandfeldzuges darstellt,[83] um eine „Eigengeschichte" zu konstruieren, welche den historischen Fakten eigentlich entgegensteht.[84] Denn Bayern hatte während des Russlandfeldzuges 1812 noch auf der Seite Frankreichs gekämpft. Die *memory politics,* die hier betrieben wurden, instrumentalisierten gezielt die heroische Darstellung der Militärs, um einen linearen Geschichtsverlauf zu etablieren, welcher als Narrativ für bestimmte Formen der Mobilisierung herangezogen werden konnte. So wurde die Treue der Soldaten zur Monarchie besonders hervorgehoben und die geleisteten Opfer wurden als höchster Ausdruck patriotischer Loyalität gedeutet, welcher zukünftigen Generationen zum Vorbild gereichen sollte. Gerade in der krisenhaften Zeit des Vormärz konnte so die Treue der Armee, ja des Volkes, zum bayerischen König symbolisiert werden.[85] Durch die Umdeutung des katastrophalen Russlandfeldzuges zu einem Teil der Befreiungskriege und damit zu einem moralischen Sieg[86] wurde zudem die Legitimität des Feldzuges wiederhergestellt. Die Instrumentalisierung des Heroischen wurde hier von der Obrigkeit also klar als ein stabilisierendes Element benutzt, welches der Gesellschaft die königlichen Entscheidungen der Vergangenheit als gerechtfertigt verkaufen und zugleich die Rolle der monarchischen Obrigkeit in der Geschichte als möglichst positiv für die Bevölkerung hervorheben sollte. Die Sinnstiftung, die damit angeboten wurde, erfolgt ähnlich wie in Preußen, allerdings nicht nur über die Heroisierung des Königs, sondern auch über die Heroisierung seiner (gefallenen) Truppen, die ihm – zumindest laut von der Obrigkeit geschaffener Erinnerungspraxis – bedingungslos gefolgt seien.

Vergleicht man die verschiedenen Formen der Erinnerungspolitik einzelner deutscher Staaten – die in Kapitel 1 erwähnte Gedenkmünze, die den Veteranen vom württembergischen Hof gestiftet wurde, kann hier ebenfalls dazugezählt werden – in deren Zentrum die Heroisierung der einfachen Soldaten stand, fällt auf, dass sich die symbolischen Praktiken zwar unterschieden, doch die heroische Darstellung der Gefallenen und Veteranen durch die Obrigkeit einem bestimmten Ziel dienten: der Instrumentalisierung des Heroischen in der histo-

82 Planert: Mythos, S. 620.
83 Vgl. ebd., S. 628–629.
84 Vgl. ebd., S. 628.
85 Vgl. ebd., S. 629.
86 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rischen Erinnerung zum Zwecke der Staatsintegration.[87] Gerade in den Zeiten des Vormärz bestand das Bedürfnis, aus den Erinnerungen an die Napoleonischen Kriege einen Traditionsstrang zu bilden, welcher auf die aktuellen politischen Erfordernisse zugeschnitten war und eine entsprechende Deutung der Ereignisse zugunsten der jeweiligen Monarchien und ihrer Herrscher ermöglichte. Die Heroisierung der Soldaten erlaubte dabei eine geschichtspolitische Konstruktion, welche nicht nur die Beteiligung der jeweiligen Staaten an den Napoleonischen Kriegen auf eine deutsch-nationale Linie ausrichtete – unabhängig davon, wann die Obrigkeit sich entschieden hatte, sich gegen Napoleon zu stellen –, sondern auch diese Eigengeschichte auf die Figur des Monarchen zuzuspitzen. Damit fungierte die Heroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer als Mittel der Herrschaftsstabilisierung, welches die Herrschaft des aktuellen Monarchen in den *Mythos der Befreiungskriege* einband und des Weiteren als Mittel der Institutionalisierung und Integration der nach dem Krieg gewonnenen neuen Gebiete diente. Vor allem in Württemberg, wo sich das Kernland um ein Drittel vergrößerte, hatten die neuen Territorien den Anschluss an das Königreich nicht unbedingt ohne Widerstand aufgenommen.[88] Die Heroisierung der Veteranen und Gefallenen im Rahmen der auf die Obrigkeit zugeschnittenen Erinnerungskultur sollte helfen, die aktuelle Herrschaft zu bestätigen und zu legitimieren. Diese Mischung aus Geschichtserinnerung und Aktualisierung, welche durch die Denkmal- und Medaillenstiftungen, jährlichen Feste und Feiern erfolgte, an denen neben den Veteranen und Hinterbliebenen Mitglieder aller sozialen Stände, Vertreter unterschiedlichster Berufsgruppen und politische Repräsentanten verschiedener Regionen teilnahmen,[89] wies der Heroisierung von Militärs eine Schnittstelle im Anerkennungsprozess der Herrschaft zu. Die (symbolische) Legitimation der königlichen Macht erfolgte durch den Verweis auf die heroisierte Vergangenheit.

Dabei wurden zunehmend die Schattenseiten der Kriege, wie beispielsweise das Leid des Russlandfeldzuges 1812 und die teils katastrophale Versorgung, ausgelöst durch schlechte Planung, ausgeblendet. Diese Tendenz nahm vor allem ab den 1850er Jahren zu und zeigt sich beispielsweise in den literarischen Darstellungen der Kriegsfreiwilligen der Napoleonischen Zeit. Während in früheren Romanen der Nachkriegszeit noch die breite Vielfalt der Erzählungen dominiert hatte – die Protagonisten waren Freiwillige unterschiedlicher sozialer und regionaler Herkunft mit diversen Motiven für den Kriegsdienst, positive Kriegsereignisse wurden ebenso berichtet wie Verwundungen, das Schlachtenchaos oder der Tod von Kameraden –, fand ab 1850 in den sogenannten „vaterländischen Romanen", die rund um die fünfzigjährigen Jubiläen der Befreiungskriege erschienen,

87 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Planert: Mythos, S. 621, S. 627, S. 635–633, S. 638–641.
88 Vgl. ebd., S. 638–641.
89 Vgl. Planert: Mythos, S. 636–639.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine Verdichtung und Reduktion auf den Topos des Freiwilligen der Befreiungskriege statt, der im Freikorps diente. Vor allem das Lützowsche Freikorps wurde zunehmend in den Mittelpunkt gestellt und seine Mitglieder glorifiziert. Die Motivation der bürgerlichen Lützower Reiter, für den preußischen König und das Vaterland zu kämpfen, wurde zum höchsten heroischen Gut qualifiziert. Negative Kriegserfahrungen oder andere Beweggründe für die Kriegsteilnahme wurden ausgeblendet. Diese Verengung und Stereotypisierung der Kriegsteilnehmer der Befreiungskriege verstärkte sich in den Jahren zwischen 1850 und den 1870er Jahren. Sie wurden in unterschiedlichen Medien in die nationalliberale, kleindeutsche Traditionsstiftung integriert, weshalb ihre soziale und regionale Herkunft in den literarischen Darstellungen zwar wieder erweitert wurde, doch die Freiwilligkeit der Kriegsteilnahme allein dem Lützowschen Korps zugestandenen wurde.[90]

Deshalb verwundert es auch auf deutscher Seite nicht, dass gerade auch Veteranen der unteren sozialen Schichten irgendwann zur Feder griffen, um ihre Sicht auf die Geschehnisse zu schildern und dafür zu sorgen, dass ihre heroischen Taten nicht in Vergessenheit gerieten. Dabei setzten sie sich zuweilen auch kritisch mit der monarchischen Erinnerungskultur auseinander. Der bayerische Soldat Joseph Deifel stellt im Vorwort beispielsweise deutlich heraus, dass er seine Erinnerungen schriftlich festhält, da es

> noch nicht viel über 60 Jahr seit dem Ausbruch der französischen Revolution, und den darauf folgenden kriegerischen Feldzügen [her ist], und doch werden schon heuntzutag die Begebenheiten so schief und kontre erzählt, von der jetzt bestehenden niedern Menschenklasse. Denn keine richtige Beschreibung kommt nicht an solche, und die Tradition verliert sich in unrichtige Auswüchse. Auch in höheren Ständen, wo man glaubt, es richtig zu haben, gilt bald jenen bald diesen die Gunst.[91]

Er kritisiert also in seinen Memoiren, welche er wohl Ende der 1850er Jahre verfasste, dass die Erinnerung an die *wahren* Ereignisse mittlerweile durch Umdeutungen sowohl aus den unteren als auch den höheren Gesellschaftsschichten verfälscht würde und dass er es deshalb als ehemaliger Teilnehmer des Russlandfeldzuges als seine Pflicht ansehe, „manchen unrichtigen Diskurs […] richtiger [zu]schlichten."[92] Anschließend kritisiert er in seiner Erzählung nicht nur gewisse Missstände im Militär (insbesondere die schlechte Versorgung, das Nichtbezahlen der Soldaten und die Prügelstrafe),[93] sondern auch die Entschei-

---

90 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Schultz: Mit Gott, S. 324–325.

91 Deifel: Mit Napoleon, S. 31.

92 Ebd.

93 Ebd, S. 39: „wir waren alle so verrissen, dahs sich ein jeder schämte, in seine Heimat zu gehen; die Muntur kommt so hart an, nicht einmal das Nothwendige. Wir armen Soldaten sind zu bedauern: Kein Geld, kein Muntur, oft kein Brot, wo nicht Quartier; alles war leer, doch nicht ohne unsere Ehr. […] Es heißt zum ersten Mal, es sei kein Geld da." Und über die Prügelstrafe: „Es soll genug sein über den damaligen Stock, keine andre Auszeichnung haben damals die Unteroffiziere nicht als den Stock; der Haselstock verkommt oft im Feld, aber der Spanische

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dung der bayerischen Regierung, mit Napoleon nach Russland zu ziehen und bayerische Soldaten für die Kriegsziele Frankreichs zu opfern: „Uralte baierische Ehre muß zu Staub und Aschen werden hier in dem öden wilden kalten Norden. Und durch wem? (sic!) Ich sage: durch den Stolz und Herrschsucht fremder Nation."[94] Hier findet sich keine Spur des geschichtspolitischen Narrativs der bayerischen Monarchie, welche den Russlandfeldzug als eine vorgezogene Etappe des Befreiungskriege 1813–1815 in der Erinnerungs- und Gedenkkultur darstellte. Im Gegenteil, Deifel betont ausdrücklich, dass die Teilnahme Bayerns am Russlandfeldzug und der Tod so vieler bayerischer Soldaten der Unterordnung unter Frankreich geschuldet waren. Dass der desillusionierte Kriegsteilnehmer Deifel die Kriegsziele der Regierung kritisiert, da sie sich auf Seiten Frankreichs gestellt und damit den Tod zahlreicher bayerischer Soldaten für die Ziele Napoleons herbeigeführt hatte, heißt aber nicht, dass er sich nicht auch um eine heroische Darstellung seiner selbst und seiner Kameraden bemüht. Er beansprucht beispielsweise heroische Qualitäten wie Patriotismus, Dienstbereitschaft und Selbstopfer für sich,[95] doch gilt sein Einsatz mehr dem Vaterland als dem Monarchen.

Das Verfassen von Selbstzeugnissen diente Veteranen also auch als Gelegenheit, sich mit der offiziösen Erinnerungspolitik auseinanderzusetzen. Dabei boten die *memory politics* der Regierungen ihnen einerseits die Möglichkeit, sich auf positiv konnotierte und von der monarchischen Obrigkeit anerkannte heroische Topoi und Geschichtsdeutungen zu stützen, um sich in das heroische Kollektiv der Veteranen einzureihen. Andererseits konnten die militärischen Autoren sich auch kritisch mit diesen Umdeutungen und Darstellungen auseinandersetzen, um sich von diesem Kollektiv der durch die Regierung heroisierten Veteranen abzugrenzen und so ihre individuellen Erzählungen hervorzuheben. Dabei schien es gerade für die (Selbst-)Heroisierung auch von Vorteil zu sein, sich gegen die offiziellen Narrative und geschichtlichen Deutungen zu stellen, da erst so die Individualität greifbar wurde und damit die heroischen Einzeltaten betont werden konnten – gerade wenn diese eventuell nicht den vorherrschenden, offiziell anerkannten heroisch-militärischen Normen entsprach. Solch ein Zeugnis mochte in einer Zeit, in der eine Flut von Memoiren, Autobiographien oder sonstigen Schriften zu den Napoleonischen Kriegen erschien, unter Umständen stärker herausstechen als eine die *memory politics* der Obrigkeit bejahende Nacherzählung offizieller Deutungen.

Diese Selbstzeugnisse bargen für die Obrigkeiten jedoch zugleich auch eine Gefahr, denn Heldenfiguren besitzen automatisch eine gewisse Autorität. Ihre

---

Besenstiel, der war ihr ganzes Eigenthum. Ich weiß nur zu gut, dahs es sehr strafbare Soldaten gibt, soll man dazu denn immerwährend den Stock brauchen, den nicht einmal die Russen haben. O Abscheulichkeit!" Ebd., S. 81.

94 Ebd., S. 55.

95 Siehe hierzu das Unterkapitel 3.2.

https://doi.org/10.5771/9783967401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

moralische Überlegenheit, ihre außergewöhnlichen Leistungen und ihre Opfer, die sie für die Gesellschaft erbracht haben, ihr Einsatz und die Tatsache, dass sie gesellschaftlich erwünschte, anzustrebende Werte und Tugenden verkörpern, machen sie nicht nur zu idealen Vorbildern, sondern verleihen ihnen auch Handlungsmacht. Dadurch, dass sie von der Gesellschaft selbst aufgewertet und an deren Spitze gestellt werden, werden sie zu Führungsfiguren auf der höchsten sozialen Ebene. Durch diese Positionierung im gesellschaftlichen Hierarchiegefüge, die durch ihre Ehrung und die Bewunderung ihrer Taten seitens der Bevölkerung erfolgt, übergibt die Gesellschaft ihnen automatisch einen Autoritätsanspruch in verschiedensten Bereichen der Entscheidungsfindung – sei es bei moralischen Fragen, sozialen Norm- und Verhaltensweisen bis hin zu (geschichtlichen) Deutungen und Interpretationen von Ereignissen und Begebenheiten und damit auch politischen und militärischen Diskussionen. Mag dies für traditionelle Heldenfiguren wie Fürsten, Generäle oder Feldherren in der Regel zumindest sozial gesehen nicht besonders problematisch gewesen sein, da sich diese Helden sowieso aus den höchsten gesellschaftlichen Kreisen rekrutierten,[96] hatte die fortschreitende Demokratisierung des militärischen Heldentums seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (siehe hierzu vor allem auch Kapitel 3) nun auch Mitgliedern aus den unteren Ständen die Möglichkeit gegeben, sich über die Heroisierung einen gewissen gesellschaftlichen und politischen Autoritätsanspruch zu sichern. Dadurch, dass sie zu Helden erklärt wurden, nahmen sie automatisch eine höhere Position im gesellschaftlichen Getriebe ein, ihre Stellung in der Hierarchie wurde durch die Anerkennung und Wertschätzung ihrer Qualitäten und Leistungen aufgewertet. Damit konnten sie auch die damit einhergehende autoritative Stellung in Bezug auf Deutungs- und Handlungsmuster angesichts von historischen, politischen und sozialen Fragen einnehmen. Das Heroische und vor allem die Demokratisierung des Heroischen enthielt somit ein deutlich destabilisierendes Element.

Dieses wurde zusätzlich verstärkt, wenn sich die narrativen Strategien der Selbstheroisierung in den Selbstzeugnissen zum einen klar gegen die offizielle Erinnerungspolitik und damit geschichtspolitische Deutung stellten und/oder zum anderen eine klare subversive Qualität besaßen. So beispielsweise die in Kapitel 1 untersuchten Darstellungen des militärischen Ungehorsams und der Befehlsverweigerung aus augenscheinlich höheren Zwecken: Die Aufmüpfigkeit gegenüber Offizieren oder das Ignorieren ihrer Befehle, um Kameraden zu retten oder angesichts auswegloser Situationen weiterzukämpfen, zeugten nicht nur von Ablehnung der militärischen Ordnung und Hierarchie, sondern ließen diesen Widerstand auch gleichsam heroisch erscheinen, da der militärische Ungehorsam hier für das Eintreten moralisch überlegener Gründe (Retten von Kameraden) oder den bedingungslosen heroisch-patriotischen Einsatz (Weiterkämpfen selbst angesichts der Niederlage) stand. Wurden solche heroischen

96 Vgl. Asch: Adel (Frühe Neuzeit).

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Darstellungen zu vorbildlichen Handlungsanleitungen erhoben, riskierten sie, zusammen mit der in den Heldenbildern sowieso schon erhaltenen Eigenschaft des Transgressiven, die Leser zum Überschreiten von Regeln zu motivieren. Oder aber sie konnten ihnen zumindest als Orientierungspunkt dienen und eine legitime Rechtfertigrundlage für etwaige Handlungen liefern, welche die soziale Ordnung störten. Gerade für das Militär, welches eine auf Disziplin, strenge Hierarchie und Gehorsam ausgerichtete Institution bildete und welches von den Regierungen Anfang des 19. Jahrhunderts zunehmend als Ordnungsinstrument bei gesellschaftlichen Unruhen eingesetzt wurde,[97] waren solche Entwürfe heroischen Verhaltens riskant. Es verwundert deshalb nicht, dass während der 1848er Revolutionen die Regierungen sich bemühten, die Soldaten und neuen Rekruten auf die Monarchien einzuschwören und ihre Einsätze gegen die Aufstände der Bevölkerung zu einer patriotischen Handlung umzudeuten, die der Wahrung von Freiheit und Ordnung und damit dem eigentlichen Wohl der Bevölkerung diene.[98] Wie gefährlich es nämlich für die Obrigkeit werden konnte, wenn sich die Soldaten zum Aufstand gegen die Herrschaft entschieden, machte die Revolutionsarmee bestehend aus aufständischen badischen Soldaten im Mai 1849 deutlich.[99]

Obwohl sich die militärischen Autoren der hier untersuchten Selbstzeugnisse aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher selten zum Vormärz oder den 1848/49er Revolutionen äußern, konnten ihre Strategien der subversiven Heroisierung teilweise dennoch eine mögliche Projektionsfläche für die Revolutionäre von 1848/49 bieten, was sich u. a. in demokratischen und republikanischen Flugblättern zeigte, in denen an den Patriotismus der Soldaten appelliert und zur Befreiung des Vaterlands von den verräterischen Fürsten aufgerufen wurde.[100] Ob sich die Verfasser beim Rückgriff auf diese Eigenschaften zur Motivation der Soldaten, für ihre Sache zu kämpfen, auf die Selbstzeugnisse oder doch wohl eher auf die Propaganda bzw. die offizielle Geschichtsdeutung stützten, kann hier nicht geklärt werden. Allerdings scheint es nicht unwahrscheinlich, dass sich der eine oder andere Flugblattverfasser an den veröffentlichten militärischen Memoiren orientierte und sich Anregung verschaffte, bedenkt man den bereits erwähnten boomenden Literaturmarkt für solche Werke in den 1820er, 1830er und 1840er Jahren.

In einer Zeit also, in welcher verschiedenste Bevölkerungsgruppen und politische Gruppierungen die Regierungen und ihren politischen Kurs kritisierten und Forderungen nach politischen und sozialen Veränderungen mehr als laut wurden,[101] schien es den Monarchien ein unbedingtes Anliegen, die Entstehung

---

97 Vgl. Sabrina Müller: Soldaten in der deutschen Revolution von 1848/49, Paderborn 1999, S. 43–45, S. 67–79.
98 Vgl. ebd., S. 60–61, S. 79–84, S. 101–104.
99 Vgl. ebd., S. 98–103, S. 258–274.
100 Vgl. ebd., S. 104–112.
101 Vgl. Fahrmeir: Europa, S. 55–69, S. 82–94.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Helden aus diesen Bevölkerungskreisen entweder zu verhindern oder diese Heldenfiguren zumindest klar in ein die eigene Herrschaft stabilisierendes Narrativ einzuspannen und ihre Heroisierung explizit symbolisch und realpolitisch an die eigene Machtstellung zu binden. Die eigentümliche Dynamik, welche die Frage nach der Kriegserinnerung in Süddeutschland in den 1830er Jahren einnahm, lässt sich eben auch damit erklären, dass die Obrigkeiten, beunruhigt durch den politischen Dissens des Vormärz, nicht nur „die Symbolkraft der historischen Erinnerung im Sinne der Staatsintegration“[102] nutzen wollten, sondern dass auch ganz klar über die bestimmte und gelenkte Heroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer in dieser Erinnerungspolitik die Gefahren unterbunden werden sollten, welche eine nicht regulierte und dem eigenen Deutungssystem widersprechende (Eigen-)Heroisierung der Militärs mit sich bringen konnte, gerade auch, weil damit ein gewisser Autoritätsanspruch auf der geschichtspolitischen Deutungsebene für die Veteranen einherging. Dass die Symbol- bzw. Erinnerungspolitik der Regierung durchaus ihre Grenzen haben konnte und von der Bevölkerung nicht immer anstandslos angenommen wurde, zeigt der Umgang mit dem Zeichen des Ewigen Friedens, einem von der bayerischen Monarchie gestifteten Ehrenzeichen für die Kriegsteilnehmer der Napoleonischen Kriege, das mit einer finanziellen Vergütung einherging. Es wurde vielerorts auf recht indifferente Weise an die Soldaten verteilt oder aber gar von den zuständigen lokalen Behörden gar nicht erst vergeben. Auch wurde es zuweilen offenbar mit Spott bedacht, wie der Soldat Deifel in seinem Jahrzehnte nach Kriegsteilnahme verfassten Selbstzeugnis berichtet:

> „Bisher sah niemand bey [einem] Baiern ein Zeichen des Ewigen Friedens. […] Als sie [Kameraden von Deifel] aber dem Atvokaten Geld geben sollten, dahs sie ihr Guthaben richtig erhalten haben und sich darüber weigerten, mit recht – so warf der Landrichter ihnen das Zeichen des Ewigen Friedens hin. So wurden die Ehrwürdigen Zeichen des schwer errungenen Ewigen Friedens auf dem Land in villen Orten vertheilt. Ich kenne vill Spötter. […] Ein Vetter, der war Kutscher beim Herrn Landrichter, er war auch Kürassier. Der sagt: ‚Warum hast du kein Kreuz anhängen? So wart’ ein wenig, ich will dir gleich eines anhängen, es sind solche genug da.‘ Vielleicht hat er es gar im Pferd Stall gehabt – ich hab ihn nicht gefragt – er hängt es mir an. […] Ville tragen das Ehrzeichen bis häutigen Tag. Sie wissen nicht warum, oder welche Bedeut es hat oder woher es kommt. Es heißt halt: ‚Hab auch die franzhösischen Feldzüge mitgemacht, hätt’ auch noch was gut von den Zulagen, die uns versprochen sind worden.‘“ [103]

Neben der Kritik an den offiziellen wie offiziösen Geschichtsdeutungen und damit verbundenen militärischen Heldennarrativen finden sich jedoch noch andere narrative Strategien in den Selbstzeugnissen, um die individuellen Leistungen und den eigenen heroischen Status darzustellen. Eine davon ist die Erwähnung von Orden und Auszeichnungen, eine andere das Einflechten von

---

[102] Planert: Mythos, S. 627.
[103] Deifel: Mit Napoleon, S. 147–148. Einige haben das Ehrzeichen wohl auch verkauft. Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kleinen Abenteuern in die Erzählung. Beide werden in den folgenden Unterkapiteln genauer untersucht.

2.2.2 Orden und Auszeichnungen

Die im vorherigen Unterkapitel kurz angerissenen militärischen Orden und Auszeichnungen entwickelten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einem elementaren Bestandteil der militärischen (Erinnerungs-)Kultur, sondern wurden auch Teil eines militärischen Heldenkultes, welcher vor allem in Preußen eine zentrale Rolle im kulturellen Nationsbildungsprozess und schließlich in ganz Deutschland einnahm.[104] Der Grundstein dafür wurde allerdings in Frankreich gelegt. Die Französische Revolution veränderte das militärische Belohnungssystem und die damit verbundenen Vorstellungen von Ehre fundamental. Das System der adligen Auszeichnungen wurde beseitigt, doch der neuen französischen Regierung war nicht daran gelegen, militärische Ehrungen komplett abzuschaffen.[105] Vor allem aber sahen die Generäle der Französischen Revolution ihre Chance, ihre Truppen durch Beförderungen und Belohnungen stärker an sich zu binden. Besonders Bonaparte beherrschte diese Kunst zur Vollendung.[106] So förderte er die Motivation und Treue seiner Soldaten durch zusätzliche Formen der militärischen Heroisierung, die sich in individuellen Auszeichnungen für seine Truppen zeigten – etwa durch die *Légion d'honneur*, welche er 1802 als Erster Konsul etablierte. Die Legion, sprich eine Organisation, in der ein jeder Soldat durch militärischen Mut, aber auch Zivilpersonen durch ihre Verdienste Mitglied werden konnten, stellte die höchste Auszeichnung in Frankreich dar. Jeder konnte durch seine Leistungen und Verdienste Mitglied werden, unabhängig von seinem gesellschaftlichen Stand und seiner Religion. Dies unterschied die *Légion d'honneur* grundlegend von den militärischen Auszeichnungen des *Ancien Régime*. Nach Napoleons Kaiserkrönung wurde die *Légion d'honneur* dann 1804 zu einem Verdienstorden, der für alle die heroischen Taten seines Trägers sichtbar machte und in vielen anderen europäischen Ländern die Reformierung der militärischen Auszeichnungssysteme inspirierte.[107]

Diese hohe Symbolkraft des napoleonischen Verdienstordens spiegelt sich auch in den Selbstzeugnissen der Soldaten wider. Der Leutnant Pierre-François-Joseph-Marie de Marbotin berichtet am 10. Juli 1809 in einem Brief an seine Mutter: „Vous avez vu, vraisemblablement dans les journaux qu'il [General Boudet] a été nommé grand-croix de la Légion d'honneur."[108] Obwohl seine Mutter

104 Vgl. Hagemann: Iron Cross, S. 229.
105 Vgl. ebd., S. 218.
106 Vgl. Hughes: Forging, S. 60.
107 Vgl. Hagemann: Iron Cross, S. 218; ebd., S. 60–69.
108 Marbotin: Deux lettres de 1809 du lieutenant de Marbotin à sa mère, in: Carnet de la Sabretache, 1909, S. 517–520, hier S. 518.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die entsprechenden Nachrichten durchaus der Zeitung hätte entnehmen können, schien die Auszeichnung eines Generals mit der *Légion d'honneur* de Marbotin wichtig genug, um sie in seinem kurzen Brief zu erwähnen. Dies scheint ein Hinweis auf die Wirkung und das Interesse zu sein, welche diese Auszeichnung nicht nur bei den Militärs, sondern auch der französischen Bevölkerung hervorrief. Aber auch noch Jahrzehnte nach der Einführung der *Légion d'honneur* behielt die Auszeichnung ihre Bedeutung bei. So erwähnt der Hauptmann Denis-Charles Parquin in seinen Anfang der 1840er verfassten Memoiren an einer Vielzahl von Stellen Militärs, die mit der *Légion d'honneur* ausgezeichnet wurden, u. a. sich selbst.[109] Auch der Hauptmann Jean-Roche Coignet, der seine Erinnerungen im Alter von über 70 Jahren zwischen 1848 und 1850 nach dem Tod seiner Frau festhält, berichtet seitenlang über die Zeremonie, bei der ihm das Kreuz der *Légion d'honneur* verliehen wurde, gibt jedes Detail wieder – von der Aufstellung der Ausgezeichneten im *Dôme des Invalides* über die Ankunft des Ersten Konsuls auf seinem mit einem goldenen Harnisch ausgestattenen Pferd bis hin zu den Positionen, welche dieser und seine Frau Joséphine in der Kapelle einnahmen. Auch gibt er den genauen Wortwechsel zwischen ihm und Bonaparte bei der Verleihung wieder:

> Je me présente droit comme un piquet devant le Consul, qui me dit que j'étais un brave défenseur de la patrie et que j'en avais donné des preuves. A ces mots: ‚Accepte la croix de ton Consul', je retire ma main droite qui était collée contre mon bonnet à poil, et je prends ma croix par le ruban.[110]

Nicht nur, dass die *Légion d'honneur* hier deutlich als Ehrenzeichen dargestellt wird, was anhand der pompösen, bedeutungsschwangeren Zeremonie und der militärisch-disziplinierten Haltung Coignets während der Verleihung deutlich wird, sondern es werden mit der Verleihung auch explizit die heroischen Qualitäten von Coignet hervorgehoben, die mit den Worten „brave" und „défenseur de la patrie" evoziert werden. Dass die heroische Bezeichnung auch noch vom heroischen Feldherren Bonaparte direkt ausgesprochen wird, verstärkt ihre Gültigkeit und Legitimität. Nicht nur die Auszeichnung selbst, sondern auch der Akt der Verleihung lässt die *Légion d'honneur* so zum erkennbaren Ausdruck von heroischen Leistungen und einer heroisch-militärischen Disposition des Trägers werden.

Doch war es nicht nur die symbolische Bedeutung des militärischen Heldentums, welche der *Légion d'honneur* zu ihrer Popularität verhalf, es waren auch konkretere, *handfestere* Folgen. Zum einen ging mit den Auszeichnungen eine finanzielle Belohnung einher, wie z. B. ein jährlicher Ehrensold der *Légion d'hon-*

---

[109] Vgl. Dennis-Charles Parquin: Souvenirs militaires du commandant Parquin. Édition pour la jeunesse, Paris 1897, S. 17, 20, 61, 69, 103, 104, 143, 157, 162, 164, 202, 260.

[110] Jean-Roch Coignet: Les cahiers du capitaine Coignet (1799-1815), publiés par Lorédan Larchey d'après le manuscript original, Paris 1883, S. 146.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

neur, welcher für einfache *Légionnaires* 250 Franc betrug.[111] Auch Auszeichnungen in den deutschen Staaten wurden zum Teil mit dem Bezug einer staatlichen Pension verbunden, wie beispielsweise die Goldene Militärverdienstmedaille in Württemberg, die seit 1808 von einem lebenslangen Ehrensold begleitet wurde.[112] Zum anderen wurden mit den Auszeichnungen wie der *Légion d'honneur* zugleich auch Hoffnungen auf einen militärischen Aufstieg und die damit verbundenen materiellen Vorteile geweckt. Durch die Belohnung herausragender Leistungen und mutiger Taten forderte Napoleon von seinen Soldaten, sich durch *actions d'éclats* auszuzeichnen. Damit verbunden waren – zumindest theoretisch – freie Aufstiegschancen und eine entsprechende militärische Karriere („Jeder Soldat trägt den Marschallstab im Tornister").[113] De Marbotin z. B. war schon im jungen Alter von gerade einmal 19 Jahren von Napoleon zum Leutnant ernannt worden.[114] Allerdings entstammte er einem Adelsgeschlecht und schon sein Vater war ein Kapitän der königlichen Marine gewesen. Zudem absolvierte er eine militärische Ausbildung in der *École speciale militaire de Fontainebleau*, in welcher er schon seine ersten Dienstgrade erwarb.[115] Sein rascher militärischer Aufstieg scheint also eher dem tradierten adligen Werdegang zu entsprechen und weniger neue demokratisch-militärische Strukturen widerzuspiegeln. Doch gab es auch Fälle, in denen Soldaten genau von diesen neuen Veränderungen profitierten. So z. B. der Kaufmannsohn Denis-Charles Parquin, der zum Hauptmann des 2. Jägerregimentes der kaiserlichen Garde aufstieg und in den hohen Adelsstand einheiratete, und vor allem der General und zur *noblesse d'Empire* erhobene Louis-Joseph Lahure.[116]

Gerade für französische Veteranen, die ihre Selbstzeugnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum verfassten, hatte die Erwähnung der Auszeichnung jedoch noch eine zusätzliche Funktion: Sie erlaubte das Einfordern der Heroisierung, die ihnen in den Jahren der Nachkriegszeit verwehrt geblieben war. Wie bereits erwähnt, waren die Jahre der Restauration geprägt von Misstrauen und Ablehnung gegenüber den ehemaligen Kriegsteilnehmern der Revolutions- und Napoleonischen Kriege. Mit ihrer Politik des „oubli officiel" oder auch „silence

---

111 Der jährliche Ehrensold wird auch heute noch mit der Auszeichnung ausgezahlt, allerdings hat er nur noch einen rein symbolischen Charakter, da seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der Inflationsausgleich unterblieb und auch die Umstellungen auf die neuen Währungen Nouveau Franc und Euro den Nominalwert verringerten. Ein Chevalier der Légion d'honneur (der Name Légionnaire wurde 1808 auf Chevalier geändert) erhält heutzutage als Ehrensold um die 6 Euro.

112 Vgl. Planert: Mythos, S. 623.

113 Vgl. Minelli: Soldat.

114 „Je t'annoncerai aussi, ma bonne maman, persuadé que cela te fera plaisir, que l'Empereur, par décision du 30 juin, m'a nommé lieutenant." Marbotin: Deux lettres, S. 518–519.

115 Vgl. ebd., S. 519.

116 Vgl. Parquin: Souvenirs; Louis-Joseph Lahure: Souvenirs de la vie militaire du lieutenant-général Baron L.-J. Lahure, 1787–1815, publiés par son petit-fils le Baron P. Lahure, avec une introduction par M. Paul Duplan, Paris 1895.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

officiel“[117] schädigten Ludwig XVIII. und Karl X. den gesellschaftlichen Status der Veteranen nachweislich und brachten sie in prekäre finanzielle Situationen. Während sowohl die Französische Revolution als auch das napoleonische Regime intensiv daran gearbeitet hatten, die Soldaten nicht nur als Musterbeispiele von Männlichkeit und Patriotismus zu etablieren, sondern sie ebenso zu idealen Heldenbildern aufzuwerten, verfolgte die Restaurationsmonarchie in der unmittelbaren Nachkriegszeit die genau gegenteilige Strategie. Sie verbannte die Veteranen dieser Kriege quasi aus der Erinnerungskultur: Es gab weder Gedenkfeiern noch Denkmäler,[118] von einer Heroisierung also ganz zu schweigen. Sogar das kollektive Erinnern und Gedenken durch die Soldaten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege wurden verboten.[119]

Tatsächlich schien die Regierung angesichts ihrer extremen Vorsicht und Furcht vor Verschwörungen und Umsturzversuchen durch ehemalige napoleonische Soldaten und Offiziere bemüht, eine Heroisierung dieser zu verhindern. Nicht zuletzt der Feldzug der *Cents Jours* 1815 hatte der Monarchie vor Augen geführt, wie gefährlich und wie systemdestabilisierend die Anerkennung und die Aufwertung der sozialen und symbolischen Stellung von Militärs sein konnte. Den ehemaligen Kriegsteilnehmern diese Grundlage zu entziehen, konnte ihr dementsprechend als kluger Schachzug erscheinen, um die eigene Herrschaft zu sichern, bedenkt man insbesondere die appellative Kraft von Heldenbildern und die Autoritätsansprüche, welche von ihnen ausgehen konnten. Für die geschichtspolitische Umdeutung der rezenten Vergangenheit und die damit einhergehende Herrschaftsstabilisierung beschloss die Restaurationsmonarchie also, sich so weit wie möglich von den heroischen Leistungen der Soldaten zu distanzieren und deren heroischen Status insgesamt zu untergraben bzw. dem Vergessen preiszugeben.

Während Ludwig XVIII. und auch Karl X. die Soldaten ignorierten bzw. sich sogar bemühten, diese in einem negativen Licht darzustellen und die Bevölkerung gegen sie einzunehmen, schlug die Julimonarchie eine andere Richtung ein. Louis-Philippe präsentierte sich nicht nur als Bürgerkönig, sondern griff explizit auf die revolutionäre und napoleonische Vergangenheit zurück, um seine Herrschaft zu inszenieren und zu legitimieren. Dabei spielten auch die Veteranen dieser Zeit eine nicht zu unterschätzende Rolle. So ließ er 1836 den unter Napoleon begonnen *Arc de Triomphe* fertigstellen und einweihen. Damit stellte

---

117 Petiteau: Lendemains, S. 99, S. 107, S. 123.

118 Vgl. ebd., S. 119. Tatsächlich wurden Gedenkfeiern von der Regierung organsiert, aber nur für die Opfer der Terreur, u. a. die Königsfamilie und die Opfer von Quiberon. Vgl ebd. Der einzig offizielle *lieu de mémoire* der Napoleonischen Kriege war die Colonne de Vendôme, doch diese war schon während der Zeit des Empire errichtet worden und erhielt keine namentlichen Erwähnungen der gefallenen Soldaten. Zudem hatte die Restaurationsmonarchie die Statue von Napoleon auf der Spitze der Colonne entfernen lassen. Obwohl die Regierung es untersagt hatte, versammelten sich doch regelmäßig Gruppen von Menschen, hauptsächlich von Veteranen, zum Gedenken an der Colonne. Vgl. ebd., S. 123–124.

119 Vgl. ebd., S, 123.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Louis-Philippe sich nicht nur in die direkte Tradition von Napoleon und der Erfolge des Empire, sondern zog auch die Soldaten bzw. ihre Heroisierung als Mittel dieser Traditionsbildung heran. So trägt der Triumphbogen ein 1833 in Auftrag gegebenes Relief auf der Ostfassade, welches den Auszug der Freiwilligen von 1792 zeigt,[120] inklusive heroisierender Bildformen wie dem Rückgriff auf antike Kriegerdarstellungen, dynamische Posen und entschlossene Gesichter, die Begleitung durch das Genie des Krieges sowie das Evozieren der *Marseillaise*. Eingereiht in die geschichtliche Fortführung der Napoleonischen Kriege, welche durch die anderen Reliefs dargestellt werden, wird über die heroischen Soldaten der Revolution eine geschichtspolitische Traditionslinie bis zu Louis-Philippe geknüpft, die seine Herrschaft in diese heroische Epoche Frankreichs einreiht und ihr dadurch Legitimität verleiht.

Ein weiterer ausschlaggebender Inszenierungsmoment für Louis-Philippe war die *Retour des Cendres* 1840, ein umfassendes symbolpolitisches Programm, welches die Rückführung von Napoleons Gebeinen nach Paris nicht nur anstieß, sondern auch begleitete. Doch gerade dieser symbolische Akt der Herrschaftslegitimation sollte zeigen, wie ambivalent und problematisch die Heroisierung von Soldaten im Rahmen der monarchisch-orléanistischen Symbolpolitik werden konnte. Während die *Retour des Cendres* gerade angesichts von Unruhen, Streiks und Protesten der Pariser Arbeiter als ein Mittel dienen sollte, die persönliche Macht des Königs als patriotischer und nationaler Herrscher zu festigen,[121] da sowohl die Regierung als auch die Presse das Unterfangen als eine patriotische Tat, ja sogar als eine nationale Aufgabe und Pflicht beschrieben und sich Louis-Philippe so abermals in die Nachfolge nicht nur des ruhmreichen napoleonischen Erben, sondern auch der Französischen Revolution stellen konnte,[122] wurde das Unternehmen in den darauf folgenden Wochen zu einem nicht unproblematischen Ereignis.

Neben innen- und außenpolitischen Spannungen waren es vor allem die bonapartistischen Putschversuche im August 1840, welche dazu führten, dass die Regierung der Rückführung der Gebeine nun eher verhalten gegenüberstand. Sie befürchtete eine mögliche aufrührerische Wirkung, die von der Heldenfigur Napoleon ausgehen und die umstürzlerische politische Stimmung im Land noch zusätzlich anfachen könnte. Sie sah sich jedoch gezwungen, die Rückführung zu Ende zu bringen, doch tat das erstens mit wenig Enthusiasmus und zweitens, indem der breiteren Öffentlichkeit möglichst wenig Raum für die Teilhabe an der *Retour des Cendres* und damit für spontane oder geplante widerständische Aktionen gegeben wurde.[123]

---

120 Das Relief heißt eigentlich *Le Départ des volontaires de 1792*, wird aber auch *La Marseillaise* genannt. Vgl. J. Thierry / G. Coulon: Notice historique sur l'arc de triomphe de l'Étoile, Paris 1837, S. 4.

121 Vgl. Marquart: Héros, S. 333.

122 Vgl. ebd., S. 334–335.

123 Vgl. Marquart: Héros, S. 343.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dass die Angst der monarchisch-orléanistischen Regierung von der appellativen Kraft der Heldenfigur Napoleons gerechtfertigt gewesen war, zeigte sich schnell. Die symbolische Inszenierung der Monarchie biss sich bei der *Retour des Cendres* nämlich mit der Repräsentation der Veteranen, welchen in den Augen der Öffentlichkeit eine gehobene Position bei den Feierlichkeiten zukam. Nicht nur während der sich gerade noch im legalen Rahmen bewegenden volksfestartigen Feierlichkeiten, welche die Expedition des Leichnams entlang der Seine begleiteten, erhielten die Veteranen offizielle Ehrenplätze,[124] auch während der Begräbnisfeier in Paris nahmen die ehemaligen Soldaten und Offiziere Napoleons eine besondere Stellung ein. Als einfache Veteranen der kaiserlichen Garde marschierte eine Abordnung beispielsweise beim Zug zum Invalidendom direkt neben dem Leichenwagen. Doch auch im Publikum hielt sich eine große Zahl ehemaliger Militärs der napoleonischen Armee auf. Sie trugen ihre Uniformen aus den vergangenen Kriegen und wurden von der Masse mit Beifall bedacht.[125] Dabei erfolgte gerade auch in der Presseberichterstattung eine Heroisierung dieser Veteranen, die sich trotz ihrer Verstümmelungen und Behinderungen auf die Straße gekämpft hätten, um der Rückkehr ihres Kaisers und Feldherren beizuwohnen. Von der Zeitung *Le Constitutionnel* wurden sie sogar als „le plus bel ornement" der Feierlichkeiten deklariert[126] und ihr Ausharren und Warten in der Kälte auf den Leichenzug wurde fast schon als heroische Tat anerkannt. Die Heroisierung der Soldaten wurde in direkten Vergleich zur offiziellen Erinnerungs- und Symbolpolitik der Regierung gesetzt, wobei letztere in der Wahrnehmung und Deutung der Presse und Öffentlichkeit den Kürzeren zog. Die Veteranen wurden als die zentralen Akteure der Gedenkfeier wahrgenommen, „zur Personifikation des eigentlichen Charakters der Rückkehr Napoleons"[127] und nicht die aufgesetzt und pompös wirkende Inszenierung der orleanistischen Monarchie.[128]

Die herrschaftsstabilisierende Funktion der Erinnerungskultur wurde hier klar durch die Heroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer untergraben. Der Versuch der Regierung, die napoleonische Erinnerung für die eigene geschichtspolitische Umdeutung und Traditionsstiftung zu nutzen, um so die eigene Herrschaft zu legitimieren, war im direkten Vergleich mit den heroisch anmutenden Invaliden und Veteranen, welche als Sinnbild einer wahren napoleonischen Erfahrung wahrgenommen wurden, gescheitert, da sie unauthentisch und aufgesetzt wirkte. Anstatt die Veteranen besser in die politisch-sinnstiftende Inszenierung der *Retour des Cendres* einzubinden, hatte die Regierung sie und auch ihre Heroisierung aus Angst vor politischen Spannungen und Ausschreitungen

124 Vgl. ebd., S. 352–353.
125 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 258.
126 Le Constituionnel. Journal du commerce, politique et littérature, 16. Dezember 1840 (Nr. 548), S. 2.
127 Marquart: Héros, S. 359.
128 Vgl., S. 359–360.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in die symbolhafte Erinnerungs- und Geschichtskonstruktion möglichst wenig einbinden wollen. Genau dies offenbarte sich aber anschließend als Problem, da die geschichtspolitische Deutung der Regierung von der Bevölkerung und Öffentlichkeit dadurch offenbar nicht angenommen wurde. Dies macht wiederum deutlich, wie risikoreich und destabilisierend die Heroisierung bzw. die Nicht-Heroisierung von Militärs sein konnte. Das zeigt sich auch daran, dass die Regierung angesichts der zunehmenden privat organisierten Gedenkfeiern von Veteranen an Jubiläumsdaten wie dem 15. August oder dem 5. Mai langsam unruhig wurde und ab 1845 das Tragen der Uniformen des Empire verbot.[129]

Genau zu diesem Zeitpunkt verfasst Denis-Charles Parquin seine Erinnerungen, allerdings im Gefängnis. Denn als treuer Anhänger Louis-Napoléons, des späteren Kaisers Napoleon III., hatte er sowohl 1836 und eben auch 1840 an einer Initiative teilgenommen, eine Militärbewegung für diesen anzuzetteln. Dafür wurde er zu 20 Jahren Arrest verurteilt.[130] Angesichts des politischen Klima, sprich einer Regierung, die zwar versuchte, ihre Legitimation über die revolutionäre und napoleonische Vergangenheit herzustellen, aber die eben in den Augen von Veteranen wie Parquin eben doch nicht das wahre bzw. rechtmäßige napoleonische Erbe repräsentierte, muss es Parquin mehr als gerechtfertigt erschienen sein, seine heroischen Taten, die seiner ehemaligen Kameraden und Mitstreiter sowie die Erinnerungen an die glorreiche Zeit des Empire zu Papier zu bringen und sich als Mitglied der *Légion d'honneur* als einer der Besten dieses Erbes zu präsentieren. Sein Selbstzeugnis ist nicht nur eine Forderung nach Heroisierung, sondern auch eine Rechtfertigung für seine politischen (und umstürzlerischen) Taten in der Nachkriegszeit.

Während der Regierung Louis-Philippes wandelte sich also die Wahrnehmung der Soldaten der Revolution und der Napoleonischen Kriege. Wurde ihnen davor hauptsächlich Misstrauen und Ablehnung entgegengebracht, führte die Symbolpolitik der Julimonarchie und ihr Anknüpfen an die Vergangenheit der Revolution und des Empire zur Herrscherinszenierung zu einer Rehabilitation des Rufes der Militärs dieser Zeit. Aus den *brigands de la Loire* und den bonapartistischen *conspirateurs* wurden wieder Männer, welche Respekt verdient hatten, weil sie dem Vaterland nicht nur gedient, sondern für seine Verteidigung und seinen Ruhm auch Opfer erbracht hatten[131] – auch wenn die Julimonarchie der symbolischen Sprengkraft der Heroisierung der napoleonischen Veteranen mit Vorsicht begegnete.

Vor solch einem politischen und kulturellen Kontext scheint auch die Erwähnung von Orden in den Memoiren des Hauptmanns Coignet einleuchtend. Als Soldat bäuerlicher Herkunft und nach dem Krieg als *demi-solde* finanziell nicht gerade gut aufgestellt, verfasst er seine Memoiren in einer Epoche, in der die

[129] Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 258–259.
[130] Er stirbt 1845 an einer Herzschwäche. Vgl. Parquin: Souvenirs, S.7.
[131] Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 266.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Regierung nach jahrelangem Misstrauen vorsichtige Versuche einer Reetablierung für die napoleonischen Veteranen unternahm, die aber von der Bevölkerung und der Öffentlichkeit sehr begrüßt wurden. Als die öffentliche Meinung und Stimmung wieder zugunsten der *braves* umschlug und offizielle Heroisierungsunternehmungen sich in Umsetzung befanden, verfasste Coignet Ende seines Lebens seine Erinnerungen und es ist nicht auszuschließen, dass er von der zeitgenössischen, vorteilhaften Stimmung profitierte, um seine Heroisierung über sein Selbstzeugnis einzufordern. So gibt er zwar an, seine Memoiren nach dem Tod seiner Frau in Angriff genommen zu haben, da ihn keine andere Beschäftigung von seiner Trauer ablenken konnte, doch verkaufte er anschließend Exemplare des Selbstzeugnisses an Gäste eines Cafés, das er regelmäßig aufsuchte.[132] Neben einer jahrzehntelang auf sich warten lassenden Heroisierung und Anerkennung seiner Dienste und Leistungen konnte er auch einen kleinen finanziellen Vorteil aus dem Verfassen des Selbstzeugnisses ziehen.

Die vorsichtige Reheroisierung der Veteranen unter der konstitutionellen Monarchie Louis-Philippes blieb jedoch nicht die ausschlaggebendste Veränderung und vor allem politische Instrumentalisierung des heroischen Status der ehemaligen Soldaten. Während unter Louis-Philippe die Heroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer noch eher ambivalent verlief und im Endeffekt immer mit einer gewissen Vorsicht und auch Furcht vor einer zu prominenten heroischen Darstellung dieser einherging, war es Napoleon III., welcher die Heroisierung der Soldaten als Möglichkeit der eigenen Herrschaftsbildung voll akzeptierte. Schon während seiner Präsidentschaft betonte Louis-Napoléon die schlechte soziale und finanzielle Situation, in welcher die ehemaligen Soldaten sich befanden, und ordnete diverse Maßnahmen an, um diese zu unterstützen.[133] Vor allem aber kümmerte er sich auch um die symbolische Aufwertung der Veteranen in

---

132 Vgl. Coignet: Les Cahiers, S. XI-XII.

133 Bei den ersten Reisen seiner Präsidentschaft in die Departements verteilte Louis-Napoléon *brevets de pensions* oder *brevets de secours ponctuels.* Und in einem Dekret vom 9. und 11. Februar 1852 garantierte er eine jährliche Hilfe für die ärmsten Veteranen. Doch plante er auch eine systematische Hilfe für die Veteranen wie die Umsetzung des Testamentes Napoleons I. 1853 fasst er den Beschluss, aus eigener Tasche eine Pension an die ehemaligen Soldaten der Revolution und des Empire zu zahlen, die als *nécessiteux* galten. Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 100–101. Zudem wurden weitere Pensionen an ältere Soldaten gezahlt, wie bspw. Achtzigjährige, welche eine Dienstzeit von 20 Jahren aufweisen konnten und 6 oder mehr Verletzungen davongetragen hatten (maximale Pension) oder Sechzigjährige, welche eine Dienstzeit von 8-12 Jahren aufwiesen und eine Verletzung davongetragen hatten (minimale Pension). Vgl. ebd., S. 101. Dies deckte zwar noch bei Weitem nicht alle Veteranen finanziell ab, doch war es zumindest eine Verbesserung im Vergleich zu den Regierungen davor. Was blieb, war die Favorisierung einer langen Dienstzeit und schlimmen Verletzungen sowie die Abhängigkeit von Bürgermeistern und lokalen Autoritäten, welche die Bedürftigkeit der Veteranen bestätigen sollten. Erst 1869 wurde ein Gesetz erlassen, welches eine Pension für ehemalige Unteroffiziere und Soldaten der ersten Republik und des Empire vorsah, allerdings nur wenn sie mindestens zwei Jahre gedient hatten, zwei Feldzüge mitgemacht hatten oder eine schwere Verletzung erlitten hatten, welche verhinderte hatte, dass der Veteran ausreichend persönliche finanzielle Ressourcen nach dem Krieg erwerben konnte. Vgl. ebd., S. 103.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Gesellschaft – was nicht verwunderte, stützte er sich doch explizit auf seinen Großonkel und die ruhmreiche Vergangenheit des Empire, um seine Herrschaft zu legitimieren. Dabei benutzte er eben auch Orden und Auszeichnungen.

So stiftete er mit dem Dekret vom 12. August 1857, vermutlich inspiriert von der Medaille, welche Königin Viktoria den Kämpfern von 1794–1815 widmete, die Sankt–Helena–Medaille für alle Soldaten der Kriege der Französischen Revolution und des Empire.[134] Vom September 1857 bis zum Juni des nächsten Jahres wurden 390 000 Medaillen in prachtvollen Zeremonien verteilt. Durch diesen Akt sollte nicht nur die Dankbarkeit und Anerkennung der Nation für die geleisteten Dienste der Veteranen zum Ausdruck gebracht werden, sondern auch impliziert werden, dass der Staat eine gewisse Fürsorge für diese zeigte. Allerdings war die Medaille rein symbolischer Natur: Eine finanzielle Kompensation war nicht daran gebunden.[135] Vor allem aber wurden die Soldaten durch die Verleihung der Medaille heroisiert, denn nicht nur wurde ihr Patriotismus hervorgehoben, sondern auch die Treue zu Frankreich und seinen Regierungen (auch der aktuellen) sowie ihre Opfer- und Dienstbereitschaft – heroisch-militärische Qualitäten von Offizieren als auch von Soldaten (siehe hierzu Kapitel 3). Die Heroisierung der ehemaligen Kämpfer war zudem sehr demokratisch: Alle Militärs konnten sich auf die Medaille bewerben, sie brauchten nur nachzuweisen, dass sie den Militärdienst in der fraglichen Zeit absolviert hatten.[136] Doch war diese Heroisierung der ehemaligen Kämpfer nicht ohne klare Funktion für Napoleon III. Indem er die Soldaten Napoleons I. heroisierte und ihre Leistungen anerkannte, schuf er eine direkte Traditionslinie zu der ruhmreichen Vergangenheit seines Vorfahren, welche eine geschichtspolitische Legitimation der aktuellen Regierung etablierte.

Die prominente Rolle, welche die Regierung Napoleons III. Auszeichnungen bei der Heroisierung einfacher Soldaten zumaß, schuf für Veteranen, die ihre Memoiren und Autobiographien in den 1850er Jahren verfassten bzw. veröffentlichten, einen entsprechenden kulturellen Hintergrund für die Selbstheroisierung über militärische Orden in ihren Selbstzeugnissen. Denn in einer offiziellen

134 Vgl. ebd., S. 102–103.

135 Vgl. ebd.

136 Vgl. ebd. Allerdings hatte Natalie Petiteau zurecht betont, dass dies einige Veteranen durchaus vor Probleme stellte, da nicht alle die nötigen Papiere hatten aus dem Krieg retten können bzw. sie nach mehreren Jahrzehnten noch besaßen. Für viele begann deshalb ein langer Behördengang, dessen Erfolg u. a. von der Schreibfähigkeit, dem Bildungsniveau und der Unterstützung der lokalen Politik wie z. B. den Bürgermeistern abhing. Ebd. Dennoch bedeutete die Helenamedaille für die Veteranen, dass ihre geleisteten Dienste und Opfer endlich anerkannt wurden. Sie kreierte ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören, was zusätzlich durch die Feste und Feierlichkeiten verstärkt wurde, welche die Verleihung der Medaille begleiteten. Die Veteranen konnten nun endlich ihre militärische Identität, ihre Erinnerungen und ihre Beteiligung an den historischen Ereignissen dieser für Frankreich so ruhmvollen Epoche offen deklarieren und bezeugen. Gerade deshalb scheint auch ein reges Bedürfnis bei den Veteranen vorgeherrscht zu haben, die Medaille einzufordern, egal wie langwierig und schwierig die behördlichen Prozesse sein konnten. Vgl. ebd., S. 310–312.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Erinnerungskultur, in der die heroischen Kämpfer der Napoleonischen Kriege gleichsam zur Herrschaftslegitimation herangezogen wurden, konnten die Autoren und die Verleger der Selbstzeugnisse davon ausgehen, dass die (Selbst-)Heroisierung der Ersteren anhand ähnlicher Mittel, wie die aktuelle Regierung sie mit Rückgriff auf die Vergangenheit verwendete, beim Lesepublikum auf positive Resonanz stoßen würde. Vor allem wird deutlich, dass militärische Auszeichnungen und Orden nicht nur zur Zeit der Kriege selbst, sondern auch in der Nachkriegszeit und in geschichtspolitischen Deutungen der Kriege für die Heroisierung gerade einfacher Soldaten eine entsprechende Bedeutung hatten.

Doch nicht nur in französischen, sondern auch in deutschen Selbstzeugnissen zeigt sich, welch starken Eindruck die neuen militärischen Auszeichnungen wie die *Légion d'honneur* auf die Zeitgenossen ausübten. Der Freiwillige Jäger Lietzmann berichtet Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem Selbstzeugnis von der folgenden Begebenheit: „Ein Oberjäger von den Garde-Dragonern machte Aufsehen; er trug eine schöne silberne Schärpe und am Gefäße seines Säbels, mit einer Schnur befestigt, den französischen Orden der Ehrenlegion."[137] Lietzmann spricht ihn auf die Auszeichnungen an und der Oberjäger macht sich die Mühe, ihm ein Pergament zu zeigen (welches er offenbar die ganze Zeit bei sich trägt), aus dem hervorgeht, dass er in der Schlacht von Bautzen Sir Charles Stewart, welcher sich damals als britischer Militärattaché bei der Preußischen Armee befand, aus einem feindlichen Karree befreit habe. Die britische Regierung hatte ihm dafür die silberne Ehrenschärpe und einen Ehrensold auf Lebensdauer von täglich einem Dukaten verliehen. Lietzmann ist von dieser „Heldentat"[138] so beeindruckt, dass er den Oberjäger, dem er am Anfang recht misstrauisch gegenübersteht, plötzlich „mit ganz anderen Augen"[139] betrachtet. Er beschreibt den Oberjäger trotz seiner Pockennarben als „ausdrucksvoll und kriegerisch"[140] und erwähnt auch, dass er diesem im Verlauf des Feldzugs noch einmal begegnet und er bei der nächsten Begegnung mittlerweile sogar das Eiserne Kreuz und den russischen St. Georgsorden trägt. Der Oberjäger ist jedoch wütend, dass man ihn trotz all seiner Auszeichnungen noch nicht zum Offizier gemacht hat.[141]

An diesem Auszug der Lietzmannischen Memoiren lassen sich einige interessante Beobachtungen in Bezug auf militärische Orden und Heldentum festmachen: Erstens wird deutlich, welchen wichtigen Bestandteil Orden und Auszeichnungen im militärischen Heldentum einnehmen. Sie sind quasi das sichtbar gewordene Exzeptionelle, die Materialisierung außergewöhnlicher Leistungen und Ausdruck einer besonderen militärischen Gesinnung. Sie zeigen, dass der Ausgezeichnete Hervorragendes vollbracht hat, dass er mehr getan

137 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 51. Die *Légion d'honneur* hatte der Oberjäger einem besiegten feindlichen französischen Oberst abgenommen.
138 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 51.
139 Ebd.
140 Ebd.
141 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hat als nur das Nötigste seiner militärischen Pflicht, als das Erwartbare. Dementsprechend distinguieren sie den Ordensträger von anderen Militärs, heben ihn von der Masse der Gewöhnlichen ab und fordern die entsprechende Verehrung und Bewunderung ein. Zweitens lassen Orden und Auszeichnungen als Zeichen des Verdienstes den Helden auf den ersten Blick erkennen. Sie erfüllen somit eine visuelle Erzählfunktion, die durch ihre symbolisch-heroische Codierung das Publikum bzw. die Menschen, die mit Trägern der Auszeichnung in Kontakt treten, über den gesellschaftlichen Stellenwert, die tugendhafte Gesinnung sowie die Bedeutsamkeit der Taten des Ausgezeichneten informiert. Dementsprechend nehmen sie eine entscheidende Funktion in der militärisch-heroischen Ästhetik ein. Und drittens wird klar, dass die Auszeichnungen und Orden gewisse Erwartungen bei Militärs in Bezug auf ihre Karriere weckten. Die Aufstiegschancen für nichtadlige Militärs erwiesen sich jedoch in der Realität, gerade auf preußischer Seite, als nicht so handfest, wie sie die Regierung propagierte. Auch wenn es für Soldaten niedriger Ränge und einfacher sozialer Herkunft möglich wurde, mit einer Verdienstmedaille für ihre Leistungen ausgezeichnet zu werden, so war daran nicht unbedingt eine Beförderung oder ein militärischer Aufstieg gebunden. Damit überstieg die Symbolkraft der neuen Orden ihre Auswirkungen auf die sozial-militärische Realität.[142]

Diese Symbolkraft der Auszeichnungen darf jedoch nicht unterschätzt werden. Zwar waren die Orden und Verdienstmedaillen nicht unbedingt immer mit einer erfolgreichen militärischen Karriere verknüpft, doch gerade innerhalb des Militärs konnten sie durchaus Einfluss auf das interne Machtgefüge und den Umgang der Soldaten untereinander haben. Nachdem Lietzmann selbst einen Verdienstorden (das Eiserne Kreuz) erhalten hatte, berichtet er von einem Vorfall mit einem belgischen Hauptmann. Nachdem besagter Hauptmann Lietzmann und einem Kameraden, der ebenfalls das Eiserne Kreuz trug, ein Fuhrwerk verweigert und Lietzmann nach dessen Ansicht recht respektlos behandelt hatte (der Hauptmann weigerte sich, Lietzmann zu siezen, obwohl dieser ihn mehrmals dazu aufforderte und ihm das Du verbot), verliert Lietzmann die Kontrolle, zückt seinen Säbel und greift den Hauptmann an. Der Hauptmann kann gerade noch ausweichen und Lietzmann erwartet dafür eine schwere Strafe, höchstwahrscheinlich sogar die Hinrichtung. Als die gesamte Geschichte dann dem deutschen Oberst vorgetragen wird und sich herausstellt, dass sowohl Lietzmann als auch sein Kamerad das Eiserne Kreuz tragen, wird dagegen der belgische Hauptmann vom Oberst zurechtgewiesen und dieser entschuldigt sich zudem ausführlich beim Autor für sein Verhalten. Ihm sei nicht bewusst gewesen, dass er und

[142] Lietzmann selbst ist ein Beleg dafür. Er wurde im Laufe seines Feldzuges mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, ihm gelang jedoch nicht der Aufstieg über den Rang eines aggregierten Sekondleutnant hinaus.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sein Kamerad „*gardes d'honneur*" seien.[143] Die Auszeichnung für die erbrachten Heldentaten beeinflusst hier in begrenztem Maße die militärinterne Hierarchie. Nicht nur, dass das Eiserne Kreuz seinem Träger von anderen Militärs Respekt und eine gewisse Unterwerfung einfordert, es bewahrt Lietzmann auch vor einer schweren Bestrafung, die ihm sein extremes militärisches Fehlverhalten und sein emotionaler Kontrollverlust sonst eingebracht hätten. Diese Privilegien wären einem Soldaten ohne die entsprechende Auszeichnung wohl verwehrt geblieben. So beeinflusste der Orden also durchaus den hierarchisch-militärischen Stand seines Trägers und hatte reelle Auswirkungen auf die Ereignisse.

Ähnliche Erfahrungen macht auch der mit der *Légion d'honneur* ausgezeichnete Franzose Coignet. Nach dem Erhalt des Kreuzes wird klar, welche repräsentative Funktion und Symbolkraft von der Auszeichnung ausgehen: Nicht nur, dass seine vorgesetzten Offiziere ihm noch während der Zeremonie herzlich gratulieren,[144] sobald Coignet den *Dôme* mit der Medaille an der Brust verlässt, wird er von einer Schar von Zivilisten umringt, welche die *Légion d'honneur* begutachten wollen. Vor allem die Frauen zeigen reges Interesse: „Les belles dames qui pouvaient m'approcher, pour tocher à ma croix, me demandaient la permission de m'embrasser."[145] Auch die Mitglieder seines Regimentes, die Coignet anschließend trifft, überhäufen ihn mit Glückwünschen und als er an seiner Kaserne ankommt, präsentiert der Wachposten das Gewehr. Coignet, zu diesem Zeitpunkt noch Unteroffizier, schaut sich verblüfft nach Offizieren um, denen die militärische Ehrbezeugung mit der Waffe gelten soll, nur um vom Wachposten aufgeklärt zu werden, dass dieser die Anweisung habe, „de porter les armes aux légionnaires."[146] Die Ehrbezeugungen nehmen für Coignet kein Ende, denn abends informiert ihn der Wirt eines Cafés darüber, dass die Mitglieder der *Légion d'honneur* bei ihm gratis speisen und trinken dürfen. Die anderen Gäste des Lokals beginnen daraufhin, auf das Wohl von Coignet und eines ebenfalls ausgezeichneten Leutnants zu trinken und die beiden Militärs zu feiern und zum Schluss muss Coignet zugeben: „Que cette soirée fut belle pour moi qui n'avais jamais rien vu de pareil!"[147] Das Tragen der *Légion d'honneur* brachte Coignet offenbar bedeutende Anerkennung von Militärs und Zivilisten zugleich ein, und der Heldenstatus, den sie nicht nur voraussetzte, sondern für alle anderen offensichtlich machte, ließ ihm eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft und in der

143 Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 105. „‚Nun, ich wollte Ihnen nur sagen, Sie sind zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen' – Damit entfernte er sich, der gute, brave Wachtmeister und wartete keine Antwort von mir ab." Ebd., S. 47.

144 „Ils [seine Vorgesetzten *colonel* Lepreux und *commandan*t Merle] m'embrassèrent tous les deux au milieu de tout ce corps d'officiers, et je sortis du dôme." Coignet: Les Cahiers, S. 147. Coignet war als erster in der Zeremonie ausgezeichnet worden, noch vor den Offizieren und als „premier décoré" nimmt er eine noch ehrenvollere Position unter den Ausgezeichneten ein. Vgl. ebd, S. 149.

145 Ebd., S. 147.

146 Ebd.

147 Ebd., S. 148–149.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Armee zuteilwerden, die sich durch symbolische Gesten wie durch reale Vorteile zeigte.

Der Symbolcharakter dieser neuen demokratischeren Auszeichnungen war aber nicht nur ein Zeichen für die heroische Disposition ihres Trägers und seinen daran anknüpfenden gesellschaftlichen Stellenwert. Er enthielt vor allem auch das Versprechen, die tradierten Strukturen der Ständegesellschaft aufzubrechen, welche nicht zuletzt im Militär mit seinen rigiden Ordnungsstrukturen und Hierarchien stark repräsentiert waren. Dies galt vor allem für das preußische Militär, wo erst die Niederlagen von Jena und Auerstedt 1806/07 zu umfassenderen Reformen geführt hatten.[148] Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen am 17. März 1813 – die Freiwilligen Jäger machten danach acht Prozent und die Landwehr 46 Prozent aller Soldaten der preußischen Armee aus – bedurfte es, ähnlich wie in Frankreich nach der *levée en masse* 1793, neuer militärischer Heroisierungsstrategien, die nationaler und demokratischer waren, um die wehrpflichtigen Heere zu motivieren. Mit der Schaffung der Ehrenmedaille des Eisernen Kreuzes am 24. Dezember 1813 versuchte der preußische König Friedrich Wilhelm III., solche heroisch-militärischen Deutungsmuster zu etablieren. Das Eiserne Kreuz war der erste militärische Orden in den deutschsprachigen Regionen, welcher jedem Soldaten, unabhängig von seinem sozialen Stand, seiner Herkunft und seinem militärischen Rang, verliehen werden konnte. Er wurde nur während der Kriegszeit verliehen und andere bereits existierende Auszeichnungen wie der *Orden Pour le Mérite* sowie der Rote und der Schwarze Adlerorden wurden für die Dauer der Befreiungskriege ausgesetzt, um diese Prinzipien der Gleichstellung nicht zu verletzten.[149] Dies wurde auch von den Zeitgenossen so wahrgenommen, wie einem Brief des Freiwilligen Jägers Theodor Körner an seinen Freund Friedrich Förster vom 18. März 1813 entnommen werden kann:

> […] die Stiftungsurkunde des eisernen Kreuzes, eines Ordens, der einzig und allein für Auszeichnung in diesem Kriege gestiftet worden ist; während alle anderen Orden aufgehoben worden sind. Der alte Unterschied, wo man dem tapferen Grenadier eine bleierne Münze, und dem feigen Hofjunker einen goldenen Stern gab, hat aufgehört; bei dem eisernen Kreuze wird nicht gefragt: wie viel Ahnen zählst Du? sondern: hast Du dich brav gehalten? Das ist ein Prinzip, aus dem eine neue Gestaltung der ganzen bürgerlichen Ordnung hervorgehen kann.[150]

---

148 August von Gneisenau, Carl von Clausewitz und andere Offiziere halfen Scharnhorst bei der Reorganisation des Heeres und der Umsetzung der Militärreformen. Ein Schwerpunkt wurde dabei auf die Öffnung des Offizierskorps für Mitglieder des Bürgertums gelegt, um so den Militärdienst für das Bürgertum schmackhafter zu machen. Scharnhorst befürwortete zudem das Konzept der *levée en masse* für das preußische Heer, um die begrenzte preußische Armee zu verstärken. Die Schaffung der Landwehr fällt ebenfalls in diesen Bereich. Auch die Militärjustiz wurde reformiert und beispielsweise die Prügelstrafe abgeschafft. Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 246–247.

149 Vgl. Hagemann: Iron Cross, S. 218, S. 224–228.

150 Förster: Erinnerungen, S. 40.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aus diesem Brief geht deutlich hervor, dass dem Eisernen Kreuz nicht nur eine symbolische Bedeutung in Bezug auf die Demokratisierung militärischen Heldentums zugestanden wurde, sondern es wurden auch ganz konkrete Vorstellungen von gesellschaftlich-politischem Wandel daran festgemacht, den Friedrich Wilhelm III. nicht zuletzt 1813 auch durch die angedeuteten Möglichkeiten der politischen Partizipation zumindest vage in Aussicht gestellt hatte. Das Eiserne Kreuz könnte von den Zeitgenossen als erste Umsetzung dieser politisch-sozialen Veränderung gedeutet worden sein. Gerade für Theodor Körner, welcher zum patriotisch-nationalen Kreis von Friedrich Ludwig Jahn und Friedrich Friesen gehörte und selbst durch seine Lieder und Gedichte die patriotische Idee des Kampfes und des Todes für das deutsche Vaterland verbreitete, schien die Vorstellung einer neuen, durch wahren Heldenmut und Leistungen bestimmten militärischen Ordnung absolut nachvollziehbar und glaubhaft zu sein. Die Militärreformen Scharnhorsts hatten ja gerade auch darauf abgezielt, das Bürgertum für den Kriegseinsatz zu begeistern. Neben der Gründung des freiwilligen Jägerbataillons mit seinen selbstgewählten Offizieren, der Abschaffung der Prügelstrafen und der zumindest theoretischen Öffnung des preußischen Offizierskorps für Nichtadlige schienen die Aussicht auf militärischen Ruhm für jedermann und die entsprechend verdienten materiellen Ehrungen ein weiteres wichtiges Element in der Umdeutung der heroisch-militärischen Darstellungen, welches eine gewisse Anziehung vor allem auf bürgerliche Soldaten auszuüben schien. Denn durch die so entwickelte Demokratisierung des Heroischen bildet das nun überständische militärische Heldentum oder zumindest seine Darstellung sowie vor allem seine spätere Funktion in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts die Basis für die Aushandlung weiterer sozialpolitischer Forderungen.

Mit der Schaffung des Eisernen Kreuzes etablierte Friedrich Wilhelm III. ein ganzes Rahmenprogramm für einen neuen patriotisch-nationalen Heldenkult.[151] Denn von Anfang an wurde die Auszeichnung für *memory politics* vereinnahmt. Karin Hagemann unterschied in einer Studie zum Eisernen Kreuz hierbei zwei unterschiedliche Interpretationsstränge der Medaille: eine monarchisch und regional-patriotische sowie eine frühliberale und deutschnationale. Erstere wurde vorrangig von der preußischen Regierung, dem Militär und den protestantischen Kirchen vertreten und sah das Eiserne Kreuz als Ausdruck militärischer Ehre, offen für jeden tugendhaften und mutigen Soldaten und allen voran verliehen durch den preußischen Monarchen als Zeichen seiner Anerkennung für militärischen Edelmut, Treue zur Krone und zum preußischen Vaterland sowie einen starken christlichen Glauben. Die zweite Interpretation vertrat dagegen eine frühliberale deutschnationale Auffassung in Bezug auf das Eiserne Kreuz und verband es weniger mit dem Dienst an der Krone und der Person des Monarchen als vielmehr mit dem Dienst an der Nation und dem deutschen Vaterland. Somit wurde der Orden auch mit den Gedanken der Freiheit

[151] Die Ausführungen folgen Hagemann: Iron Cross, S. 226.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Freiheitsliebe in Verbindung gebracht. Dieses Deutungsmuster der militärischen Auszeichnung wurde vor allem von der frühliberalen Presse verbreitet und unterschied sich von der monarchisch-regionalpatriotischen Variante durch die Ausweitung des regionalen Rahmens (Deutschland und nicht nur Preußen) sowie durch die vorrangige Motivation hinter den ausgezeichneten Heldentaten (Liebe zur Freiheit und zu ganz Deutschland und nicht bloß Hingabe für König und Territorialstaat).[152]

Die Erinnerungskultur um die Befreiungskriege wurde noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark von der regional-patriotischen, monarchischen Interpretation des Eisernen Kreuzes dominiert, nicht zuletzt, weil die preußische Monarchie sie eifrig vorantrieb. Doch gerade diese intensive Erinnerungsarbeit sorgte eben auch dafür, dass das Eiserne Kreuz als zentrales Symbol der Befreiungskriege in die öffentliche Erinnerung einging. Auch wenn das Element der Freiheitsliebe im Laufe des 19. Jahrhunderts, insbesondere in Gedichten, Liedern und Romanen der Deutschen Einigungskriege, stetig abnahm, so blieb das Eiserne Kreuz dennoch ein Symbol eines demokratischen militärischen Heldentums.[153] Sein andauernder Einfluss wurde zusätzlich durch die Entwicklung eines ganzen Repertoires an Ritualen und Zeremonien verstärkt, welche um die Verleihung des Eisernen Kreuzes und die Ehrung seiner lebenden und bereits gefallen Träger kreisten. So entstand die Tradition eines Heldenkultes, der während der Befreiungskriege dabei helfen sollte, einen patriotischen Eifer für den Kampf, die Verteidigung und das Opfer für das Vaterland zu generieren, indem sie das militärische Heldentum universalisierte. Denn zum ersten Mal wurden auf deutscher Seite alle gefallenen Soldaten in die Gedenkfeiern miteinbezogen und individuell gewürdigt, unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Stand und ihrem militärischen Dienstgrad. Nach den Kriegen diente der Heldenkult als Sinnstiftungsangebot für Familien und Angehörige der Gefallen, um sie in ihrer Trauer zu unterstützen und den Opfertod und die Heldentat der Verstorbenen in Gedenken zu halten.[154] Die symbolische Kraft dieser „Heldentradition" um das Eiserne Kreuz wurde durch kontinuierliche Referenzen in Liedern, Predigten und schriftlichen Erzeugnissen in der Erinnerungskultur wachgehalten, und für die folgenden Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder erfolgreich instrumentalisiert und den veränderten Kriegszielen und Motivationsgründen angepasst.[155] So wurde z. B. für den Deutsch-Französischen Krieg 1870 die Stiftung des Eisernen Kreuzes wieder erneuert. Wilhelm I. wählte mit Bedacht als Termin

---

152 Vgl. Hagemann: Iron Cross, S. 223–224.

153 Vgl. ebd., S. 230–231, S. 234.

154 Vgl. ebd., S. 228–229: „The three main functions of these ceremonies were to offer symbolic thanks for God's blessing, to honour the returning war heroes, and to promote a long-lasting commemoration of the ‚heroic era' of the wars. Recalling the sacrifices and achievements of friends, neighbours and family gave concrete expression to the associated call to citizens' future willingness to make sacrifices and defend the fatherland."

155 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Wiedereinführung den Todestag von Luise von Preußen. Die historische Analogie, die die preußische Regierung mit der Wiedereinführung des Ordens von 1813 für die Deutungskultur des neuen Krieges heranziehen wollte, wurde doppelt verstärkt durch die Anknüpfung an den Luisenmythos: Der 19. Juli 1870 wurde so der Auftakt für die symbolische Fortsetzung der Befreiungskriege von 1813–1815.[156]

Es ist also nicht verwunderlich, dass Orden und Auszeichnungen in den Selbstzeugnissen von Soldaten aller Ränge auftauchen und das im gesamten Zeitraum des 19. Jahrhunderts, wie beispielsweise in den Memoiren des Freiwilligen Lietzmann, der seine Erinnerungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfasst hat. Die Auszeichnungen waren nicht nur ein offensichtlicher und für alle verständlicher Ausdruck des Heldentums ihrer Träger, sondern als zentraler Teil einer jahrzehntelangen Erinnerungskultur spielten sie auch eine zentrale Rolle im Kampf um die Deutungshoheit der Kriegsmotivation, Pflichterfüllung und Sinnstiftung. Daraus konnten sich auch etwaige Ansprüche an aktuelle politische, soziale und kulturelle Forderungen ableiten, die mit der Autorität des Heldenstatus gerechtfertigt wurde. Dies war vor allem für das Bürgertum, zu dem auch Lietzmann gehörte, von Bedeutung, da sich in der bildungsbürgerlichen Kriegsdeutung der späteren Kriege ein deutlicher Versuch manifestierte, den positiven Einfluss des Bürgertums auf das Kriegsgeschehen hervorzuheben – auch wenn sich dies nicht unbedingt mit der Realität deckte. So wurde die Schlacht bei Düppel im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 kurzum in liberalen Zeitungen wie der Kölnischen Zeitung als Leistung der bürgerlichen Artillerie beschrieben, da diese Waffengattung mit einem relativ hohen Anteil von bürgerlichen Offizieren durchsetzt war.[157] Hatte das bürgerliche Lager sich zwar weder mit der preußischen Heeresverfassung, der *Junkerarmee* der konservativen Führung oder der preußischen Regierung an sich einverstanden gezeigt, sprang man doch im Laufe des Krieges auf den preußischen Siegeszug auf, um die militärischen Erfolge nicht allein dem innenpolitischen Gegner zu überlassen.[158] Und im preußisch-österreichischen Krieg 1866, bei Kriegsausbruch im bürgerlich-liberalen Lager als *Bruderkrieg* ausgesprochen unpopulär,[159] wurde im Anschluss an den raschen preußischen Sieg – wohl vor allem aus Angst, die Regierung könne aufgrund der außenpolitischen Erfolge weitere Maßnahmen gegen die Opposition ergreifen[160] – der Versuch unternommen, die bürgerliche Beteiligung hineinzukonstruieren. In liberalen Zeitungen wurde deshalb der Anteil des Volkes am Sieg unter Verweis auf den Anteil des Volkes in der preußischen Armee betont – insbesondere mit Blick auf den herausragenden Einfluss des Bildungsbürgertums und seiner Moti-

156 Vgl. Becker: Bilder, S. 312. Für die Einführung des Eisernen Kreuzes war 1813 der 10. März, der Geburtstag der bereits 1810 verstorbenen Königin Luise, gewählt worden.
157 Vgl. ebd., S. 127.
158 Vgl. ebd., S. 120–122, S. 124.
159 Vgl. ebd., S. 136–137, S. 140–141.
160 Vgl. ebd., S. 149.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vation, Bildung, Sinnstiftung und Disziplin auf die gesamte preußische Armee.[161] Diese Argumentation fand auch im Deutsch-Französischen Krieg einige Jahre später Verwendung, indem das deutsche Heer als eine Armee der Gebildeten mit all den Vorzügen des Bildungsbürgertums beschrieben wurde – nur dieses Mal schon direkt am Anfang des Krieges.[162]

Für bürgerliche Autoren wie Lietzmann, die ihre Selbstzeugnisse in diesem Zeitraum verfassten, reiht sich die Selbstheroisierung anhand des Eisernen Kreuzes also in die zeitgenössischen Kriegsdeutungen ihrer soziokulturellen Gesellschaftsschicht ein. Die Ursprünge des Einflusses des Bürgertums auf das Kriegsgeschehen waren in der Erinnerungskultur mit dem Eintritt der Freiwilligenregimenter auf das Jahr 1813 gelegt worden und die Mitwirkung der Bürgerlichen an den preußischen bzw. deutschen Siegen wurde nun unter diversen, sich verändernden Argumentationen in den darauffolgenden Kriegen immer wieder hervorgehoben. Dabei kam dem Eisernen Kreuz als Auftakt der Demokratisierung der heroisch-militärischen Leistungen und damit quasi Anerkennung der Mitwirkung eben auch bürgerlicher Militärs am Kriegsausgang in den Kriegsdeutungen des 19. Jahrhunderts eine besondere Bedeutung zu, vor allem, weil es 1870 ein *Revival* erlebte. Lietzmanns narrative Heroisierungsstrategien folgten mit der Erwähnung seiner Auszeichnung also genau dem Erwartungshorizont eines bürgerlichen Lesepublikums.

Allerdings bargen die Orden und Auszeichnungen auch erste Herausforderungen der Demokratisierung des Heroischen, die paradoxerweise gerade durch die Zugänglichkeit und Offenheit der neuen militärischen Auszeichnungen vorangetrieben und sichtbar gemacht wurden: nämlich das Risiko der Inflation. Denn während das Eiserne Kreuz 1813–1815 noch etwas sparsam verteilt wurde – in diesem Zeitraum wurden fast 700 Eiserne Kreuze der ersten Klasse und ungefähr 8.500 Kreuze der zweiten Klasse verteilt, mit zusätzlich 7.000 Anwärtern[163] – war die Zahl der Mitglieder der *Légion d'honneur* umfangreicher. Coignet berichte z. B., dass mit ihm „dix-huit cents [sous-officiers et soldats] dans la garde"[164] ausgezeichnet wurden und nach dem Frieden von Tilsit vergab Napoleon 200 Medaillen an das I. Korps, 320 an das III. Korps, 320 an das IV. Korps, 200 an das V. Korps, 320 an das VI. Korps und 150 Medaillen an das VIII. Korps. Diese Auszeichnungen wurden auf die Offiziere und Soldaten verteilt, wobei die Militärführung der jeweiligen Korps darüber konsultiert wurde, welche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sich für die Auszeichnung eigneten und die Antworten mit entsprechenden Namenslisten wurden dann an Napoleon zur

161 Vgl. Becker: Bilder, S. 149–152.
162 Vgl. ebd., S. 191–192, S. 200.
163 Vgl. Frank Wernitz: Das Eiserne Kreuz 1813 – 1870 – 1914. Geschichte und Bedeutung einer Auszeichnung, in: Ansgar Reiß (Hg.): Kataloge des Bayerischen Armeemuseums Ingolstadt, Bd. 11, Wien 2013, S. 206.
164 Coignet: Les cahiers, S. 145.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Absegnung geschickt.[165] 1815 gab es insgesamt 35.000 Mitglieder der *Légion,* wovon ein Großteil Militärs waren und nur jeder Fünfzehnte ein Träger aus dem zivilen Bereich.[166] Diese 35.000 Mitglieder waren jedoch nur die noch lebenden Träger der Auszeichnung, die Toten sind in dieser Zahl nicht mitgerechnet. Die Anzahl der Ordensträger insgesamt war also noch deutlich höher und stellt im Vergleich zur gesamten Armee doch keinen zu unterschätzenden Prozentanteil dar.[167] Für eine Auszeichnung bzw. Mitgliedschaft, welche für außergewöhnliche Leistungen vergeben wurde, lässt diese hohe Zahl Fragen in Bezug auf das Maß an Außergewöhnlichkeit aufkommen, welche als Voraussetzung für den Erhalt der Auszeichnung galt.

Dementsprechend wirkt sie auch als Mittel der (Selbst-)Heroisierung ambivalent. Zwar hatte sie, das haben die Quellenauszüge gezeigt, für die Zeitgenossen durchaus einen symbolischen Wert und verlieh den Ausgezeichneten einen besonderen Stellenwert sowohl im Militär als auch in der Gesellschaft, doch macht sie auch die Gefahr der Öffnung des Heroischen für alle militärischen Ränge deutlich: Die Hürden, die genommen werden mussten, um auf eine heroische (Selbst-)Darstellung zurückgreifen zu können, wurden offenbar herabgesetzt, und es war nicht klar, bis wie weit nach unten sie noch verlegt werden würden – was schlussendlich in der Massenheroisierung aller auf dem Schlachtfeld Gefallenen in Denkmälern und Gedenkfeiern der Nachkriegszeit deutlich zum Tragen kam (siehe hierzu Kapitel 3). Dies machte die militärische Heroisierung zwar egalitärer, doch zugleich begann damit schon Anfang des 19. Jahrhunderts eine Aushöhlung des Konzeptes, welche irgendwann in der völligen Inflation der heroischen Darstellung von Militärs während der NS-Zeit endete.[168] Für die Autoren der Selbstzeugnisse blieben die Auszeichnungen und Orden zwar noch ein legitimes Mittel, um sich von den anderen Militärs abzugrenzen, ihre Individualität hervorzuheben und auf die durch die Auszeichnungen symbolisierten heroischen Qualitäten bei ihrer eigenen Darstellung zurückzugreifen. Doch konnten sie eben gerade aufgrund ihrer Häufigkeit nicht die einzigen narrativen Strategien der (Selbst-)Heroisierung bleiben. Dementsprechend finden sich in den Selbstzeugnissen noch andere stilistische Erzählelemente, welche die Individualität und damit die Heroisierbarkeit der Autoren hervorhoben. Eines davon war die Erwähnung von persönlichen Erlebnissen und Abenteuern, welche Möglichkeiten zur Selbstheroisierung boten.

---

165 Vgl. Hughes: Forging, S. 63.

166 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 52. Siehe auch Claude Ducourtial: Introduction, in: NAPOLÉON et la légion d'honneur. Numéro spécial de La Cohorte, Paris 1968.

167 Im Jahr 2020 gab es insgesamt um die 92.000 Mitglieder der *Légion d'honneur* und insgesamt wurde die Auszeichnung seit ihrer Einführung fast eine Million Mal verliehen. Siehe hierzu die offizielle Internetseite der Légion: www.legiondhonneur.fr/fr/les-decores (zuletzt aufgerufen am 22. April 2020).

168 Vgl. Frevert: Herren, S. 342.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Orden, Auszeichnungen und die namentliche Erwähnung auf Gedenktafeln waren Ausdruck einer stetig voranschreitenden Individualisierung einfacher Soldaten, welche sich gleichzeitig in einem Spannungsverhältnis zur Problematik der Inflation des Heroischen bewegte. Einen weiteren Faktor, welcher die Entwicklung der Individualisierung jedoch deutlich bestärkte, bildeten die Selbstzeugnisse an sich. Das Niederschreiben und Festhalten von persönlichen Erfahrungen ist der auffällige Ausdruck sowohl des Bewusstwerdens individueller Kriegserlebnisse als auch des Bedürfnisses, diese Erlebnisse mit der Umwelt zu teilen und den eigenen Kriegseinsatz von der Gesellschaft anerkennen und wertschätzen zu lassen. Dabei scheint den Militärs klar zu sein, dass, auch wenn sich im Laufe des 18. Jahrhunderts ein zunehmendes Interesse an den Kriegsberichten einfacher Soldaten in der Bevölkerung entwickelte, die eigentlichen Kriegserfahrungen denen anderer Militärs stark ähnelten. Selbst der Russlandfeldzug, der in der Qualität und im Ausmaß seines Schreckens eine bisher noch nie dagewesene Dimension erreicht hatte und viele Soldaten, die ansonsten ihre Erfahrungen wohl nicht festgehalten hätten, dazu anregte, ihre traumatischen Erinnerungen zu Papier zu bringen,[169] hielt für die meisten Soldaten doch vergleichbare Leiden und Erfahrungen parat.

So scheint es den Autoren von Autobiographien und Memoiren also auch ein Bedürfnis, ihren Kriegserlebnissen eine persönliche Note zu geben und ihre Selbstzeugnisse sowohl zu personalisieren als auch interessanter für etwaige Leser zu gestalten. Viele von ihnen erwähnen in ihren Selbstzeugnissen Episoden, in welchen ihnen besondere oder interessante Erlebnisse widerfahren sind – Dinge, die sich offenbar oder zumindest ihrer Ansicht nach von den typischen und üblichen Geschehnissen des Militärdienstes und eines Feldzuges unterschieden. Solche Episoden führen sie nicht nur ausgiebiger aus als zuweilen andere Erlebnisse ihrer Feldzugteilnahme, sie benennen sie auch als „Erlebnis“ oder „Abentheuer“.[170] Solche ‚Erlebnisse‘ spielen in den Selbstzeugnissen oft eine wichtige Rolle: Sie ereignen sich meist ohne Zeugen, abseits vom großen Heer bei Erfüllung bestimmter Spezialaufgaben.

So findet sich in Joseph Deifels Selbstzeugnis, verfasst um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum, „eine besondere Geschichte, die [er] sehr genau erzählen möchte“[171] – nämlich verläuft er sich während eines Marsches und kommt zu einer Bergschlucht, wo er Zuflucht in einem alleinstehenden Haus findet. Nachdem er fast von den dortigen Wachhunden angegriffen worden ist, fällt ihm als nächstes hinter der Tür ein „Totenkörper [auf], zerfleischt mit Blut untermengt,

169 Vgl. Wesemann: Kanonier, S. 5–6.
170 Zum Beispiel ebd., S. 30.
171 Deifel: Mit Napoleon, S. 117.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ohne Kopf, einem Menschenkörper ähnlich".[172] Durch die Strapazen des Marsches und halb verhungert bricht er jedoch bewusstlos zusammen und obwohl die Besitzer des Hauses sich anschließend um ihn kümmern, ist er die ganze Zeit über wegen des toten, gehäuteten Körpers beunruhigt: „aber der Totenkörper war mir in Herz und Kopf, und ein Aug war meistens dorthin gerichtet. […] Ich schlaf ruhig ein, aber meine Träume waren fürchterlich. Bald werde ich zerhackt, bald enthauptet, bald gehängt, oder sonst ein grausames Gemetzel stellt es mir vor."[173] Obwohl sich seine Sorgen nachher als unbegründet herausstellen – bei dem Leichnam handelt es sich nicht um einen Menschen, sondern um einen Bären, welcher von den Hausbewohnern getötet worden war – stellt er dieses Erlebnis, welches er abseits von seinen Kameraden erlebte, als spannendes und gefahrvolles Abenteuer dar, welches in seiner narrativen Erzählstruktur als Auftakt für eine besondere, heroische Episode konstruiert wird. So befindet Deifel sich angeblich in größter Gefahr, die über die übliche Gefährdung eines Feldzuges hinausgeht: Immerhin wird er zuerst fast von aggressiven Hunden angefallen und glaubt anschließend, dass er im Haus nicht nur von Mördern, sondern von besonders brutalen und gewalttätigen Mördern festsitzt. Und aufgrund seiner körperlichen Verfassung ist er zuerst in einer unterlegenen Position, welche die Gefahr zusätzlich verstärkt, da er sich nicht richtig verteidigen kann. Der Leser erwartet hier entweder einen geschickten Fluchtversuch oder einen heroischen Kampf um das eigene Leben. Dass sich das Ganze dann als relativ harmloses Missverständnis auflöst, tut der spannenden Erzählstruktur zunächst keinen Abbruch. Auch verhindert es nicht, dass Deifel hier ein interessantes und sehr individuelles Erlebnis präsentieren konnte, welches ihm erlaubt, seine Kriegserfahrung von der Anderer abzugrenzen und dabei sogar auf literarische Narrative von heroischen Abenteuergeschichten zurückzugreifen.

Tatsächlich unterscheiden sich diese individuellen Erlebnisse von Selbstzeugnis zu Selbstzeugnis stark voneinander, doch wird der Inhalt – im Gegensatz zu dem von Deifel – nicht immer unbedingt der Ankündigung oder dem Begriff des Abenteuers gerecht. Einige dieser individuellen Erlebnisse wirken zuweilen sogar recht banal, wie die des Kanoniers Heinrich Wesemann, der an den Napoleonischen Kriegen teilnahm (der Verfassungszeitpunkt des Zeugnisses ist nicht näher bestimmt). Zum einen benennt er die Requisition, also das Beschaffen von Lebensmitteln und anderen Gegenständen bei Einwohnern, als Abenteuer, an welchem die meisten Soldaten gerne teilnahmen: „Und in einem Abentheuer, wo man so viel zu erleben rechnen durfte, reizt den Soldaten jeder Zug, der abentheuerlich zu werden verspricht."[174] Natürlich können diese Beschaffungsaktionen in Städten und Dörfern für jeden Soldaten anders verlaufen und offenbar wussten die Soldaten nie, was sie erwartete. Doch im Endeffekt handelt es sich

172 Ebd., S. 118.
173 Ebd. S. 118–119.
174 Wesemann: Kanonier, S. 28.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

um eine Kriegserfahrung, die eben doch fast alle Militärs und vor allem Soldaten machten. Das hindert Wesemann jedoch nicht hier von „ernsten Abentheuern“[175] zu sprechen: Er und seine Kameraden entkommen beim Beutemachen einer Gruppe polnischer Bauern nur mit knapper Not. Doch beschreibt Wesemann dieses Ereignis und die stattfindende Rangelei in einem spannenden Erzählstil samt direktem Dialog, einem zügigen Erzähltempo und mit detaillierten Beschreibungen, die die Gefahr der Situation verdeutlichen sollen. Dabei muteten diese Beschreibungen recht heroisch an, denn angesichts der drohenden Gefahr der „mit Knüppeln bewaffneten Bauern“, die zwischen den Hecken hervorstürzen, halten sich die Kanoniere „tapfer“ und nur ein „harter Kampf“ mit „Pistolenschüßen und Säbelhieben“ führt zur Rettung der Gruppe.[176] Während Wesemann sich bei der Kampfbeschreibung auf die topischen Begriffe heldenhaften Kampfgeschehens stützt, begegnet er dem Problem der illegalen Gewaltanwendung gegen Zivilisten, indem er das Beutemachen auf die Gier des Korporals zurückführt und diesem auch nach dem erfolgreichen Bestehen desAbenteuers erklärt, er werde sich nicht wieder von ihm zum Furagieren einspannen lassen.[177] Mutet das erste Erlebnis recht lebensgefährlich an, wirkt das zweite, „mehr spaßhafte[ ]“[178] Abenteuer dagegen eher banal: Es geht um einen misslungen Fischfang, der für Wesemann und seine beteiligten Kameraden anschließend zu einer Art Insider-Witz wird, welchen der Autor nun mit dem Leser teilt.[179]

Während es auf den ersten Blick verständlich scheint, dass Wesemann sein erstes Abenteuer so ausführlich in seinem Selbstzeugnis darlegt – immerhin rückt die spannende, heroische Kampfeserfahrung ihn hier doch in ein recht positives Licht –, verwundert die Bedeutung, die er einem misslungenen Fischfangversuch in seinen Erinnerungen beimisst, doch etwas. Ein genauer Blick lässt jedoch eine narrative Strategie erkennen, die durchaus plausibel macht, warum Autoren wie Wesemann solche banal wirkenden Erlebnisse besonders in ihren Selbstzeugnissen hervorheben: Erstens wirken die Berichte dadurch authentischer. Solche Erlebnisse, die zwar nicht unbedingt spannend, militärisch bedeutsam oder gar heroisch anmuten, unterscheiden sich jedoch von der gewöhnlichen Kriegserfahrung, bestehend aus Märschen, Schlachtteilnahmen und sogar Verletzungen, die tausende Militärs früherer, gegenwärtiger und späterer Feldzüge dieser Epoche ebenfalls so gemacht haben. Die eingeschobenen Abenteuer, selbst das eines misslungenen Fischfangs, belegen quasi, dass es sich hier um die wahrhaften Erinnerungen des Autors handelt und er seinen Bericht nicht aus anderen Selbstzeugnissen, bekannten und nicht bekannten, kopiert. Gerade wenn ein Autor seine Memoiren veröffentlichte und das zu einem Zeit-

175 Ebd., S. 30.
176 Ebd., S. 29–30.
177 Vgl. ebd., S. 29–30.
178 Ebd., S. 30.
179 Vgl. ebd., S. 31.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

punkt, als das Interesse an Kriegsberichten der Napoleonischen Kriege geradezu boomte, konnte er so den Vorwurf vermeiden, seine Erfahrungen seien nicht authentisch und bloße Nachahmungen bereits publizierter Autobiographien. Das scheint gerade in Frankreich ab den 1820er Jahren nötig gewesen zu sein, denn nach Napoleons Tod 1821 entwickelte sich laut Alan Forrest das sporadische Erscheinen von Memoiren zum Kaiserreich und zur Französischen Revolution zu einem regelrechten Strom.[180] Dabei fanden die Memoiren einen regen Anklang bei der Leserschaft.[181] Der Boom verstärkte sich noch in den 1830er Jahren unter der Julimonarchie, da sich zu diesem Zeitpunkt – teils durch die Regierung selbst angestoßen – die Legende um Napoleon verstärkt verbreitete und radikalisierte.[182] Vor allem die Veteranen beteiligten sich rege an diesem neuen öffentlichen Interesse an Napoleon und seiner Zeit, was angesichts des Schweigens und des Misstrauens von offizieller Seite in den ersten Nachkriegsjahren nicht verwundert. Einige Generäle und Politiker stellten sogar Schreiber ein, welche die Memoiren für sie verfassen sollten, wiederum andere verkauften ihren Namen an Verleger, die begierig waren, den Boom zu nutzen und neue Entdeckungen und Einsichten über die Epoche zu publizieren. Einige Veteranen übergaben den Verlegern auch einfach ihre Notizbücher, mit der Erlaubnis, damit zu verfahren, wie es ihnen beliebte. Wo es kein entsprechendes Selbstzeugnis wie ein Tagebuch oder ein Notizbuch gab, wurden ganze Kapitel einfach erfunden, es entstanden sogar komplette Fälschungen von Memoiren, die von Personen stammten, die es gar nicht gab.[183]

Tatsächlich schien es vielen Autoren, sowohl auf deutscher als auch französischer Seite, deshalb ein wichtiges Anliegen, zu betonen, dass das von ihnen Geschilderte der Wahrheit entsprach. So schreibt der Feldwebel Joseph Schrafel 1835 in seinem Vorwort: „Ferner muß ich mich, lieber Leser, gegen Dich verwahren, daß Du nicht denken mögest, ich hätte einen abentheuerlichen, poetisch ausgeschmückten Roman schreiben wollen. Was du lesen wirst, hat kein anderes Verdienst, als das, der strengsten Wahrheit“[184] und der Sergeant Adrien Bourgogne betont am Schluss seines Textes über seine Teilnahme am Russlandfeldzug: „Les faits que j'ai racontés paraitront incroyables et parfois invraisemblables. Mais qu'on ne s'imagine pas que j'ajoute quelque chose qui ne soit vrai et que je veuille embellir mon récit pour le rendre intéressant.“[185] Dabei schien

180 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 74.
181 Neben Memoiren stieg auch das Interesse an Briefen, so dass zu dieser Zeit auch die ersten Briefsammlungen von Veteranen entstanden. Vgl. ebd., S. 80.
182 Vgl. ebd., S. 73.
183 Vgl. Forrest: The Legacy, S. 74.
184 Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S. IV.
185 Adrien Bourgogne: Mémoires du sergent Bourgogne (1812–1813), Paris 1910, S. 351-355.es, S. 350. Es ist nicht ganz klar, wann Bourgogne seine Erinnerungen verfasst. Als er 1813 in Russland in Gefangenschaft gerät, beginnt er Notizen zu machen, auf die er sich später, zusammen mit Briefen, die er im Laufe des Feldzuges an seine Mutter geschickt hat, beim Verfassen seiner Memoiren stützt. Da er aber immer wieder mit der Unglaublichkeit seiner Erlebnisse konfron-

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Autoren zuweilen auch klar zu sein, dass ihre Erinnerungen nicht unbedingt einen weiteren Beitrag zu den bereits bekannten Fakten der Ereignisse lieferten. So bemüht sich Schrafel in seinem Vorwort um Bescheidenheit: „Glaube aber nicht, lieber Leser, daß ich mich darum für historisch wichtig halte, oder eine Nebenabsicht mit der Herausgabe meiner Schicksale verbinde. […] Auch eine strategisch genaue Kriegsschichte erwarte nicht von mir, lieber Leser." [186] Doch dies sei auch nicht der Grund, warum sie ihre Erlebnisse zu Papier brächten. Vielmehr ging es darum, eine weitere Sicht auf die Dinge zu präsentieren – eine wahre Sicht, welche auf den authentischen Erfahrungen eines Kriegsteilnehmers beruhte und die sie für die Zeitgenossen als lehr- und hilfreich erachteten:

> Ich will blos das, was ich meinen Freunden erzählt habe, nun auch meinen lieben Mitbürgern erzählen, die als Kinder eines Landes, und als Unterthanen eines Königs ja auch meine Freunde sind. Auch hoffe ich, die Schilderung meiner Kriegserlebnisse werde bei denen, die sie mit erlebt haben, anziehende Erinnerungen wecken, bei denen aber, die sie nicht mit erlebt haben, einen nützlichen Eindruck hervorbringen, weil fremde Erfahrungen im Glück, wie im Unglück immer lehrreich sind.[187]

So stellen die Autoren ihre individuellen Berichte nicht unbedingt immer als Konkurrenz zu den offiziellen Darstellungen auf, doch fordern sie Anerkennung für ihre persönliche Geschichte und damit für ihre Deutung der Ereignisse. Oder wie der Hauptmann Coignet es 1850 am Ende seiner Memoiren ausdrückt:

> Ma mémoire est bien affaiblie; ce n'est past l'historie des autres que j'ai écrite, c'est la mienne, avec toute la sincérité d'un soldat qui a fait son devoir et qui écrit sans passion. Voilà ma devise: l'honneur est mon guide.! […] Je termine mes souvenirs le 1er juillet 1850. Fait par moi. Jean-Roch Coignet.[188]

Mehr noch: Bei der Veröffentlichung ihrer Selbstzeugnisse war den Autoren wohl nicht nur daran gelegen, ihre individuelle, authentische Erfahrung zu schildern, sondern auch zu belegen, dass die in den Schriftzeugnissen erwähnten individuellen Heldentaten sich auch in der Realität so zugetragen habe. Um sich von den erfundenen Berichten abzugrenzen, hängten sie den Selbstzeugnissen als Beweis nicht nur ihres militärischen Standes, sondern auch ihrer herausra-

---

tiert wird, trifft er sich regelmäßig mit ehemaligen Kameraden, um sich selbst zu bestätigen, dass die Dinge sich auch wirklich so zugetragen haben, wie sie in seinen Erinnerungen und seinen Notizen und Briefen vorkommen. Er gibt am Schluss seiner Memoiren eine ganze Liste mit Zeugen an, eben jene Kameraden, mit denen er sich ausgetauscht hat. Er merkt in seiner Fußnote an, dass er 1835 „mettais mes Mémoires en ordre" (S. 351). Allerdings erwähnt er auf der gleichen Seite in einer Fußnote auch, dass einer seiner Kameraden 1856 verstorben ist. Erste Auszüge seiner Memoiren sind bereits 1857, allerdings stark redaktionell bearbeitet in der Zeitschrift L'Écho de la Frontière erschienen (S. IX, XI). Entweder hat er also ab 1835 an seinen Memoiren gesessen und sie erst 1856/57 vollendet oder aber in den 1830ern den Text verfasst und dann nur noch – eventuell, weil er wusste, dass eine Veröffentlichung bevorstand – 1856/57 einige Anmerkungen hinzugefügt. Er starb 1867.

186 Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S.III-IV.

187 Ebd.

188 Coignet: Les cahiers, S. 466.

https://doi.org/10.5771/9783967401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

genden Leistungen und ihres unfehlbaren Charakters diverse Dokumente über ihren militärischen Werdegang an. So finden sich Bestätigungen ihrer Marschrouten, Zertifikate und Urkunden über Beförderungen und Verleihungen von Auszeichnungen oder auch Briefe ihrer Vorgesetzten, welche den Einsatz, den Diensteifer oder die erbrachten Leistungen der Autoren loben. In den Memoiren des Offiziers de Vanssay beispielsweise befinden sich gleich mehrere Zertifikate. So bestätigt ein 1830 ausgestelltes Zertifikat vom Grafen de Quélen, Oberst des 15. Jägerregimentes, dass für de Vanssay das Kreuz der *Légion d'honneur* durch seinen Vorgesetzten angefragt worden sei. Ein weiteres, mehrere Seiten langes Zertifikat, ausgestellt von eben diesem Vorgesetzten, Generalleutnant de Sparre, bestätigt de Vanssays militärische Laufbahn und beschreibt detailliert einige seiner ruhmreichsten Taten auf dem Schlachtfeld und während des Feldzuges. Und ein drittes, unterschrieben von Generalleutnant und früherem *ministre au département de la guerre* de la Tour-Maubourg attestiert ihm eine „conduite brillante" während seiner gesamten Dienstzeit.[189] In den Memoiren des Kanoniers Bricards findet sich dagegen ein *Certificat de Services*, sowie mehrere Bescheinigungen über seine Beförderungen,[190] und der Sergeant Adrien Bourgogne führt sogar eine mehrseitige Liste mit Zeugen an, die seine Geschichte und Erlebnisse bestätigen können.[191] Ob diese Dokumente immer von den Autoren selbst beigelegt wurden oder ob sich die Herausgeber darum bemüht hatten, kann nicht immer eindeutig geklärt werden. Die beigefügten Dokumente konnten aber nicht nur der Heroisierung dienen, da sie offensichtlich die außergewöhnliche Disposition und Taten hervorhoben und durch militärische Autoritäten bestätigten, sondern sie garantierten auch die Authentizität des im Selbstzeugnis Erzählten. Die Beteuerung nicht nur der Authentizität, sondern auch des ehren- und verdienstvollen Charakters, sei es durch entsprechende Nachweise und Zertifikate oder aber die Beteuerung, die Ehre und das militärische Pflichtgefühl seien führende Richtlinien beim Verfassen der Memoiren gewesen, konnte eine weitere Möglichkeit für ehemalige Kriegsteilnehmer darstellen, sich als Autoritäten auf dem Gebiet dieser Kriege zu etablieren und, wie schon in Kapitel 1 beschrieben, gerade auch in Zeiten mangelnder Anerkennung darüber die fehlende Heroisierung durch die Gesellschaft und die Obrigkeiten einzufordern.

Zweitens geht die Authentizität oftmals auch mit einer stärkeren Individualität einher. Durch diese persönlichen Erlebnisse, wie einfach sie auch erscheinen mögen, hebt sich die eigene Erzählung von denen der anderen ab. Der Autor kann so aus der Masse der tausenden gesichtslosen Soldaten hervortreten, und zwar nicht, weil ihm von der Obrigkeit eine Medaille verliehen wurde oder er nach

189 Die Zertifikate, welche de Vanssay selbst angehängt hat (er hat sogar ein paar Anmerkungen an bestimmten Stellen eingefügt), wurden offenbar dem Kriegsministerium vorgelegt, um die noch nicht ausgestellte Medaille der *Légoin d'honneur* für de Vanssay anzufordern. Vgl. de Vanssay: Fragments, S. 91–98.

190 Vgl. Bricard: Journal, S. 488–492

191 Vgl. Bourgogne: Mémoires, S. 351–355.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

seinem Tod auf einem Gedenkstein erwähnt wird, sondern weil er durch seine Erinnerungen selbst aktiv einen Beitrag zur Aufhebung seiner Entpersonalisierung in der Geschichte dieser Kriege leistet. Er muss nicht passiv darauf warten, dass ihm der verdiente Platz in der Erinnerungskultur zugeteilt wird, sondern er selbst entschließt sich, durch die Niederschrift seiner persönlichen Erfahrungen als individuelle Figur in der Erinnerungskultur aufzutauchen und einen eigenen Beitrag dazu zu leisten, dass sein Name sowie seine Leistungen von den nachfolgenden Generationen nicht vergessen werden. Die heroische (Selbst-)Darstellung wird so von der anonymen, fast schon systematischen und abstrakten Ebene, die durch die sich anbahnende Inflation der militärischen Heroisierung in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts vor allem von Seiten der Autoritäten befördert wird, auf eine als Einzelperson identifizierbare Figur zurückgeführt. Somit befördern die Autoren der Selbstzeugnisse durch die authentische Gestaltung ihrer Erinnerungen und Erlebnisse die eigene Heroisierung in den folgenden Jahrzehnten der Nachkriegszeit.

Des Weiteren hilft die durch die personalisierten Abenteuer und Erlebnisse stärker hervortretende Individualität dem Publikum, eine Verbindung mit dem Autor aufzubauen. Der Bericht erscheint persönlicher, authentischer und erlaubt deshalb eine Identifizierung der Leser mit dem Verfasser. Es wird deutlich, dass sie hier nicht einen standardisierten Bericht über bedeutsame Kriege lesen, sondern dass hinter dieser Erzählung ein Mensch mit Gefühlen und Gedanken steht, der diese Feldzüge aus erster Hand miterlebt hat. Der Leser erfährt die Geschichte dieser Kriege aus der Sicht dieses Soldaten und die sehr individuellen Erlebnisse und Abenteuer schaffen gerade durch ihre teilweise Alltäglichkeit und Banalität eine stärkere Überzeugungskraft des Textes und Nähe zum Verfasser. Die Nachvollziehbarkeit der Kriegserfahrungen durch das Publikum wird eventuell durch die einfachen Erlebnisse des Feldzuges stärker gewährleistet als durch die Berichte über die Massenschlachten, das Töten von Gegnern und das Ertragen von unbeschreiblichem Elend. Letztere sind, abgesehen von den Lesern, die ebenfalls Kriegsveteranen sind, der Lebenswelt des Publikums oftmals so völlig fremd, dass die Identifizierung mit dem Autor schwerfallen kann. Der durch die banalen, jedoch persönlichen Erlebnisse hergestellte Wiedererkennungswert der Kriegserfahrung sorgt dagegen für größere Empathie und auch Akzeptanz für weniger ruhmreiche oder gar als verbrecherisch aufgefasste Taten oder auch das beschriebene Leid. Gerade letzteres spielt bei diversen narrativen Strategien der Selbstheroisierung eine entscheidende Rolle (siehe Kapitel 3). Das Herstellen von Nähe zum Publikum, indem man sich als möglichst authentische Person mit wenigstens im Teil nachvollziehbaren Kriegserfahrungen und mit menschlichen Charakterzügen und Fähigkeiten präsentiert, kann also helfen, die eigene (Selbst-)Heroisierung besser zu verkaufen. Das Publikum mag gerade bei einfachen Soldaten, die eben keine durch unerreichbare hohe Geburt, politisch-militärische Position und unnachahmbare, geniale Talente konstituierten

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heldenfiguren darstellten, eher eine heroische (Selbst-)Darstellung einer ‚normalen' Person akzeptieren, mit der es sich identifizieren konnte.

Dies mag auch erklären, warum Autoren von Situationen berichten, in denen sie eher schlecht dastehen. Wesemann erzählt neben seinen „Abentheuern" auch von zwei „Streichen",[192] die er spielte und die alles andere als schmeichelhaft für seine Selbstdarstellung sind. So zündete er, ohne nachzudenken und wohl aus bloßer Neugier, auf dem Boden ausgelaufenes Schießpulver an, was zum Glück ohne Folgen blieb.[193] Bei einem anderen Streich versuchte er, sich einen Hahn fürs Abendessen zu schießen. Sein Gewehr hatte jedoch eine Fehlzündung und aus Versehen traf seine Kugel fast den vorbeireitenden König. Er wurde gefasst und die ganze Situation hätte eigentlich schlimm für ihn enden können, doch aufgrund von glücklichen Umständen kam er ungeschoren davon.[194] Diese Darstellungen seines Charakters und seiner Handlungen werfen kein gutes Licht auf ihn. Sie zeugen von Unvorsichtigkeit, Fahrlässigkeit sowie Mangel an militärischem Verständnis und Disziplin – sprich Charaktereigenschaften, die weder dem idealen soldatischen Leitbild entsprechen noch heroisch wirken. Er selbst führt seine Taten auf seine Jugend zurück und nennt sie selbst unbesonnen und unbedacht.[195]

Auch Felix Giron de l'Ain berichtet in seinen in den 1850ern oder 1860ern verfassten Memoiren von „aventures, qu'il faut bien que je raconte, quoiqu'elles ne soient guère à mon honneur",[196] die im Kern darin bestehen, dass er angetrunken von seinem Pferd fiel und anschließend bei seinem Gastgeber, einem deutschen Baron, auftauchte, und zwar „d'une manière fort peu recommandable: couvert de boue des pieds à la tête et tellement honteux de mon état", so dass er es vorzog, seine Offiziersabzeichen zu verdecken, um seinem Militärstand weitere Peinlichkeiten zu ersparen.[197] Genau wie beim einfachen Soldaten Wesemann trägt die Erwähnung dieser *aventure* nicht wirklich zur heroisch-positiven Selbstdarstellung des adligen Offiziers Girod bei, doch wirken die Texte durch die Erwähnung dieser Zwischenfälle authentischer. Das Geschilderte wirkt persönlicher und vor allem ehrlich. Denn ein Autor, der selbst solche Taten, die wenig Positives über seine Disposition vermuten lassen, nicht verschweigt, wird sich – so zumindest der Anschein – wohl auch in anderen Belangen seiner Erzählungen an eine wahrheitsgetreue Wiedergabe des Erlebten halten. Diese narrative Strate-

192 Wesemann: Kanonier, S. 19.
193 Vgl. ebd., S. 21.
194 Vgl. ebd., S. 19–21.
195 Er spricht von seiner „Unbedachtsamtkeit" und „Unbesonnenheit" (ebd., S. 19). Auch Jakob Walter gibt zu, dass er sein junges Alter von 19 Jahren, in dem er zum Militärdienst einberufen wurde, Grund dafür gewesen sei, dass er sich zu „leichtsinnigen und gefährlichen Unternehmungen" habe hinreißen lassen. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 13.
196 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 42.
197 Ebd., S. 43.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gie stellt Glaubwürdigkeit her und macht den Autor so zu einer vertrauenswürdigen Quelle, ja Autorität in Bezug auf die Kriegsgeschehnisse.

Vor allem aber stellt es ihn als eine normale Person dar, deren Taten und Entscheidungen für die Leser nachvollziehbar sind. Und dies macht wiederum anschließende heroische Darstellungen im Selbstzeugnis glaubhaft und verständlich. Nur wenn ein Autor sich zuerst als eine gewöhnliche Person, als einen Menschen wie fast jeder andere seines sozialen Standes etabliert, können außergewöhnliche Leistungen, die er im Krieg erbringt, in der Darstellung ihre volle heroische Wirkung entfalten. Übermenschliche Kampfeinsätze, das Ertragen unbeschreiblichen Leides und das Überschreiten der eigenen körperlichen und psychischen Grenzen werden eben gerade dann zu heroischen Leistungen, wenn sie von Menschen erbracht wurden, die auf den ersten Blick nicht dafür prädestiniert waren. Um Bewunderung und Anerkennung von den *peers*, welche das Lesepublikum bilden, für die eigenen heroischen Taten zu erhalten, müssen die Autoren sich erst als einer von ihnen, als Teil der sozialen Gruppe der gewöhnlichen Menschen (des eigenen Standes) charakterisieren. Denn nur so kann das Geleistete richtig eingeschätzt und bewertet werden – es braucht den entsprechenden Rahmen. Einfache Soldaten und selbst Offiziere waren keine „welthistorischen Individuen",[198] wie der *roi connétable* Friedrich II. oder Napoleon, deren Heldenstatus und Heldentaten von vorneherein für keinen Normalsterblichen erreichbar waren. Die militärischen Autoren der Selbstzeugnisse waren gewöhnliche Menschen, die durch ihre übermenschlichen Taten, Fähigkeiten und/oder Dispositionen zumindest in ihrer Darstellung zu Helden wurden. Negative oder banale Beschreibungen von einigen Episoden oder Erlebnissen ihrer militärischen Laufbahn helfen nicht nur, diese heroische (Selbst-)Darstellung ins Verhältnis zu setzen, sondern auch sie für die Leser annehmbar und vertretbar zu machen. Zudem verstärken sie die Vorbildfunktion der Heldenbilder, da sie die heroischen Taten als für alle erreichbar präsentieren.

Sowohl adlige Offiziere als auch einfache Soldaten erwähnen ihre mehr oder weniger ruhmreichen kleinen Abenteuer in ihren Selbstzeugnissen. Dabei scheinen nicht nur die Etablierung der eigenen Menschlichkeit und das Herstellen von Authentizität und damit die Voraussetzung für eine höhere Glaubwürdigkeit der heroischen (Selbst-)Darstellung eine Rolle zu spielen, sondern diese besonderen narrativen Einschübe bieten gerade einfachen Soldaten eine zusätzliche Möglichkeit, heroische Qualitäten hervorzuheben, die eher weniger in den von der Obrigkeit oder in der Erinnerungskultur vermittelten militärischen Heldenbildern vorzufinden sind. Ein positives Merkmal, welches in diesen Anekdoten oftmals zum Vorschein kommt, ist eine Form von Gewitztheit oder Gerissenheit, die den Soldaten hilft, schwierige Situationen besser zu meistern oder ihre prekäre Lage zu verbessern. So schafft es Jakob Walter, während des Russlandfeldzuges

198 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke, Bd. 12, Frankfurt am Main 1986, S. 45.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zusammen mit seinen Kameraden nicht nur bei ihrer Requisition an Pferde zu kommen, sondern auch der gerechten Strafe zu entgehen. Da die polnischen Edelleute nur mit äußerstem Widerwillen ihre Pferde an das durchziehende Militär abtraten, hatten Walter und seine Kameraden einem Edelmann mit Gewalt vier Pferde abgenommen. Auf ihrem Weg zurück zum Regiment trafen sie jedoch auf einen polnischen General, der die Soldaten für ihr Benehmen zur Rechenschaft ziehen wollte. Um der Strafe zu entgehen, hatten die Soldaten schon im Vorfeld entschieden, der „am übelsten aussehende Kamurad“[199] solle sich auf den Boden legen und eine schwere Krankheit vortäuschen. Als der General den Soldaten mit Beschwerde und Strafe drohte, verwiesen sie auf ihren wehklagenden, kranken Kameraden und erwiderten dem General, er würde durch seine Handlungen ihr Zusammentreffen mit dem Regiment und damit den Tod ihres Kameraden in Kauf nehmen. Dies wäre für ihn sicherlich auch nicht von Vorteil. Darauf organisiert der General einen Wagen mit zwei Pferden für die Gruppe. Auch wenn sie sich nicht mit vier Pferden davonmachen konnten, so konnten sie doch mit immerhin zwei Pferden und einem Wagen und ihrem „gesunden Kranken wider lachend fortfahren“.[200]

Obwohl das Verhalten von Walter und seinen Kameraden hier nicht gerade ehrenvoll erscheint, erlaubt ihm diese Episode jedoch, positive Qualitäten herauszuheben, die nicht unbedingt zum traditionellen soldatischen Heldenbild bzw. zu dem Heldenbild gehörten, das von der Obrigkeit verbreitet wurde. Der disziplinierte Soldat mit „militärischem Charakter“,[201] dessen herausragendste Merkmale absoluter Gehorsam, Tapferkeit und Standhaftigkeit im Kampf bildeten, wurden hier ersetzt bzw. ergänzt durch einen erfindungsreichen Soldaten, der sich mit seiner Klugheit, ja Gerissenheit einen Vorteil verschaffen konnte. In der Militärtaktik hatte – beeinflusst durch das Bildungsideal der Aufklärung – im Laufe des 18. Jahrhunderts mittlerweile der eigenständigere Soldat, dem Eigenverantwortung zugetraut und der dadurch in frei beweglichen leichten Jägereinheiten eingesetzt werden konnte, gegenüber dem zu blindem Gehorsam gedrillten Soldaten an Boden gewonnen.[202] Diese Idee der selbstständig agierenden Soldaten war in bürgerlichen Diskursen auch Mitte des 19. Jahrhunderts noch präsent. Bürgerliche Autoren kritisierten in Deutschland im Rahmen der Diskussionen um die vom Bürgertum gewünschten, aber von der konservativen Regierung abgelehnten Milizen den stumpfsinnigen Drill, der Soldaten zu

199 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 17.
200 Ebd.
201 Deifel: Mit Napoleon, S. 72. Angesichts der schlechten Versorgungslage und des schlechten Umgangs mit den Verwundeten und Kranken während des Russlandfeldzuges würde Deifel sich gerne aufregen und kritisch äußern, doch sein militärischer Charakter lässt ihn seine Gedanken für sich behalten: „O, was könnt jeder sage, wenn nicht sein Militärischer Garakter ihn zurüchhält!“ Auch Lietzmann betont den Gehorsam der Soldaten und dementsprechend eine gebotene Zurückhaltung als wichtige militärische Qualitäten, als er mit Vorgesetzten aneinandergerät. Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 62–63.
202 Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 169–178.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Marionetten mache und sprachen diesen spöttisch jede Wirksamkeit auf dem Schlachtfeld ab, da hier flexibles Reagieren kämpfende Truppen erst effektiv mache. Statt gedrillter Marionettensoldaten forderte man intelligente und eigenständig handelnde Bürgersoldaten.[203] Die Betonung der eigenen Selbstständigkeit und gerissener Ideen durch Walter ging also zum Teil auch mit der zeitgenössischen militärischen Erwartung sowie den bürgerlichen Diskursen Mitte des 19. Jahrhunderts konform. Doch erlaubt die Darstellung der individuellen Klugheit und der selbst ausgedachten und erfolgreichen Lösungsversuche einfacher Soldaten eine zusätzliche Möglichkeit, nicht nur die Individualität ihrer Erlebnisse hervorzuheben, sondern positive Beschreibungen für sich zu vereinnahmen, die stärker auf die unteren Ränge des Militärs ausgerichtet waren.

Hier stehen Klugheit und Einfallsreichtum der einfachen Soldaten, der *kleinen Leute*, im Kontrast zum Genie der großen Feldherren, der großen Männer wie Napoleon, die die Schicksale der Welt und den Ausgang von Schlachten und ganzer Kriege von oben herab, im größeren Kontext diktierten und bestimmten. Die Gerissenheit und Gewitztheit von Walter und seinen Kameraden sind dagegen die Qualitäten, derer die Militärs in den alltäglichen Situationen eines Feldzuges bedurften. Sie erlauben es ihnen in kleinstem Rahmen, in Notlagen und Momenten, für die keine konkreten Befehle der großen Feldherren vorliegen, sich auf ihre eigene Agency zu stützen und durch ihr eigenes Überlegen und Handeln einen Beitrag zum Feldzug zu leisten. In Situationen, in denen sie auf sich selbst gestellt und auf ihre eigenen physischen und mentalen Ressourcen angewiesen sind, ist es ihre eigene Handlungsmacht, die das erfolgreiche Erfüllen einer Mission oder das Überleben sichert. So ermöglicht Walters Scharfsinn bei einer als fast schon erfolglos eingestuften Suche nach Nahrung während des Russlandfeldzugs einen für die fast verhungerten Soldaten sehr glücklichen Essensfund. Die Gruppe von Soldaten hatte bei ihrer Durchsuchung russischer Häuser erst einmal nichts Brauchbares gefunden und wollte schon weiterziehen, als Walter eine abseits gelegene und mit Flachs- und Hanfbrechen vernagelte kleine Hütte entdeckte, in der die Anwohner mehrere Säcke Mehl versteckten.[204] Nicht viel später stiehlt er nachts heimlich und unter Einsatz seines Lebens einer Gruppe französischer Kürassiere ein Pferd, nachdem ihm sein eigenes entwendet worden war. Da die Gruppe ihm selbst davor Lebensmittel im Biwak geraubt hatte, hatte er kein schlechtes Gewissen und das Stehlen des Pferdes sowie die Flucht mit diesem brachten ihm sogar das Lob und die Dankbarkeit seines Majors ein.[205]

Jakob Walter wird hier zu einem aktiv handelnden Akteur, durch dessen selbstbestimmte Taten nicht nur ihm, sondern auch seinen Kameraden das Überleben in Russland erstmal gesichert wurde. Mehr noch: Die eigene starke Agency, die Walter durch seine Klugheit und Gewitztheit hier zum Ausdruck bringen kann,

[203] Vgl. Becker: Bilder, S. 120.
[204] Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 44–45.
[205] Vgl. ebd., S. 68–69.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bildet einen von Bröcklings Bausteinen des Heroischen. Für heroische Figuren ist es ausschlaggebend, dass sie ihre Taten selbst vollbringen, dass sie „keine Stellvertreter" haben.[206] Das gilt insbesondere auch für das Spannungsverhältnis zwischen Exzeptionalität und Individualität, in welchem sich militärische Helden befinden. Sie repräsentierten zwar durch ihr Handeln das Regiment, das Bataillon oder sogar mittels Zuschreibung die Mentalität der gesamten Armee, doch umgekehrt fällt – wie bereits weiter oben dargelegt – die Übertragung der heroischen Qualitäten und Taten viel schwerer. Deshalb müssen sich die Soldaten durch eigene, aktive Taten und Handlungen hervortun, wenn sie in ihrer Selbstdarstellung auf ein heroisches Narrativ zurückgreifen wollen. Für Tobias Schlechtriemen wird die ausgeprägte Handlungsmacht des Helden sogar erst durch die narrative Form der Geschichte verliehen.[207] In der Erzählung wird der Held als Protagonist so zum Handlungszentrum, welches durch seine Entscheidungen und Taten den Ablauf der Ereignisse bestimmt. Gerade bei historischen Ereignissen muss dies durch einen zusätzlichen Ausgrenzungsprozess geschehen. Denn Situationen und Abläufe, an denen in der Regel mehrere und zuweilen sogar eine große Anzahl an Akteuren beteiligt waren und das Geschehen mitbestimmten und beeinflussten, müssen auf die Handlungsmacht der heroischen Figur zugeschnitten und konzentriert werden, wobei der Beitrag der anderen Beteiligten abgeschwächt oder gar komplett verschwiegen wird.

Gerade für einfache Soldaten kann dies aber nicht glaubwürdig gemacht werden. Kein Soldat kann in seiner Darstellung den Ausgang einer Schlacht oder gar eines Feldzuges auf seine alleinigen Leistungen zurückführen. Selbst für ein ganzes Regiment wäre eine solche narrative Konzentration recht zweifelhaft. Doch der Bericht über individuelle Abenteuer und Erlebnisse, in denen sich einfache Soldaten auf ihre eigene Agency berufen können, ja sogar müssen, um die Situation zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, bietet genau die Möglichkeit, eine – wenn auch recht kleine – Heldengeschichte über sich selbst zu erzählen. Mehr noch, sie erlauben das Hervorheben von heroischen Qualitäten, die für einfache Soldaten erreichbarer und authentischer waren als die zuweilen als übermenschlich wahrgenommen Leistungen auf dem Schlachtfeld oder die unvergleichlichen Taten der *großen Männer*. So sichert Jakob Walters individuelle Handlungsmacht sein Überleben unabhängig von der Kommandostruktur und der Versorgung des Heeres und verdeutlicht dem Leser des Selbstzeugnisses, dass er sein Schicksal trotz aller Widrigkeiten selbst in die Hand nahm, nicht aufgab und selbst nach Lösungen suchte – auch wenn die Heeresleitung mit ihren *großen Männern*, die eigentlich die Verantwortung für das Überleben der Soldaten innehatte, ihn hier im Stich ließ. Er erscheint dadurch eben nicht wie eine bloße Marionette, die nur im Stande ist, aufgrund von Ideen und Befehlen von jemand anderem zu militärisch-heroischen Leistungen vorzustoßen.

---

206 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 43.
207 Der Absatz folgt Schlechtriemen: Der Held als Effekt, S. 16–17.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Gewitztheit und Gerissenheit, die einfache Soldaten in ihren Abenteuern und Erlebnissen abseits ihrer Regimenter unter Beweis stellen können, stellen so eine Form von heroisch-militärischen Qualitäten dar, die jenseits vom großen Geschehen der Schlachten aufblühen können und es ihnen erlauben, ihren eigenen Beitrag zu leisten, unabhängig von der offiziellen, durch die Obrigkeiten verbreiteten heroischen Leitbildern, wie sie in der Militärkultur, in Gedenkfeiern, historischen Abhandlungen, Schulbüchern und Regimentsgeschichten auftauchen. Und durch das Festhalten ihrer Erlebnisse und der verschiedenen darin enthaltenen Formen der positiven Selbstdarstellung formen sie nach den Kriegen im Rahmen der Erinnerungskultur die Vorstellungen von heroisch-soldatischen Qualitäten mit. Es ist also festzuhalten, dass die Erwähnung von Abenteuern und Erlebnissen im Spannungsverhältnis zwischen militärischem Kollektiv und Individualität die Soldaten als eigenständige Personen hervorhebt, ihren Berichten eine stärkere Authentizität verleiht und eine stärkere Bindung zu den Lesern und damit ein größeres Verständnis für das Erlebte und Erlittene aufbauen kann. Vor allem erlaubt sie es den Militärs, und gerade den Militärs der unteren Ränge, ihre Handlungsmacht und damit verbundene, eher nicht kanonische heroische Qualitäten als Teil des militärisch-soldatischen Leitbildes zu etablieren.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. Neue Heldenbilder? Patriotismus, Vaterlandsliebe und Selbstopfer

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam es zu einer sozialen und kulturellen Aufwertung des einfachen Soldaten. Ein entscheidender Faktor hierfür war die zunehmende Bedeutung der patriotischen Disposition der Soldaten als treibende Motivation auf dem Schlachtfeld. Während für frühere Kriege eine patriotische Gesinnung zwar in den theoretischen, bellizistischen Diskursen der Epoche durchaus als wichtiges Kriterium der Kriegsführung gesehen wurde, war es die Französische Revolution, die Patriotismus und die Liebe fürs Vaterland zu einem entscheidenden Merkmal ihrer Soldaten machte und den Kult um den Bürgersoldaten förderte. Auf diese Vorstellung griff nicht nur Napoleon zurück, sondern auch die preußischen *Patrioten* ließen sich während der Befreiungskriege von diesem Narrativ inspirieren. Eine patriotische Haltung wurde nicht nur zu einem grundlegenden Merkmal der heroisch-militärischen Leitbilder, sondern auch zu einer allgemeingültigen, ja geforderten Qualität für alle Militärs – unabhängig von ihrem Rang. Dadurch, dass der Patriotismus als eine auf die gesamte (männliche) Bevölkerung ausgerichtete Geisteshaltung betont wurde, wurden zugleich auch die Heroisierungsmöglichkeiten für Militärs unterer Ränge entschieden geöffnet. Dabei bedurfte der Patriotismus offensichtlicher Beweise, um als glaubwürdig zu gelten. Diese Belege wurden vor allem durch die Bereitschaft zum Selbstopfer und Heldentod erbracht. Beide sollen in diesem Kapitel auf ihre Rolle in der heroischen Selbstdarstellung von Soldaten und Offizieren untersucht werden.

3.1 Pflichtgefühl und der Dienst fürs Vaterland

3.1.1 Der Siebenjährige Krieg: Patriotismus und Dienst für den Monarchen

Im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert ist eine verstärkte Hervorhebung der patriotischen Gesinnung der Soldaten als grundlegendes Merkmal der militärischen Disposition zu beobachten. In den Darstellungen und Selbstzeugnissen von Kriegsteilnehmern kristallisierte sich eine neue Qualität des militärischen Heldentums heraus, nämlich eine ideelle Form des Patriotismus. Zwar waren auch den Soldaten des Siebenjährigen Krieges patriotische Gefühle nicht fremd, doch waren sie eher an den Fürsten bzw. Monarchen gebunden, wobei Friedrich der Große hier das beste Beispiel darstellt. Dies lässt sich z. B. auch bei vielen Kriegsliedern beobachten. Während bei einer großen Anzahl von Soldatenliedern aus dem Siebenjährigen Krieg zwar die Rede vom heldenhaften König Friedrich ist, werden die „Krieger" vor allem dadurch heroisiert, dass sie mit ihm oder für ihn in den Kampf ziehen. Heroische Attribute oder Zuschreibungen

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erhalten sie abseits davon eher weniger.[1] Davon unterscheiden sich Kriegs- und Soldatenlieder aus der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen, wie beispielsweise die bereits zitierte Marseillaise auf französischer Seite oder die deutschen Kriegslieder des Freiwilligen Jägers Theodor Körner,[2] wobei natürlich erwähnt werden muss, dass Lieder aus der Zeit der Revolution sich eben auch explizit gegen den König und Adel richteten und Friedrich Körner, dem bürgerlichen Lager der von Karen Hagemann beschriebenen *Patrioten* nahe stehend,[3] auch nicht unbedingt den adligen Monarchen ins Zentrum seiner literarischen Kriegsschriften stellte. Die französischen Kriegslieder aus den Napoleonischen Kriegen, die teilweise von Napoleon selbst in Auftrag gegeben wurden, erhalten durchaus heroische Erwähnungen seiner Person und damit verbundene Heroisierungen seiner Kämpfer.[4]

Die enge Bindung an den König, allen voran Friedrich den Großen, spiegelt sich aber auch in den Selbstzeugnissen der Soldaten und Offiziere wider. Dabei ist interessant, dass Diensteifer und Pflichtgefühl gegenüber dem König nicht nur bei den adligen Offizieren vorkommen. Wie preußische Zeitgenossen und auch Historiker feststellten, speiste sich im 18. Jahrhundert das Selbstgefühl des adligen „Kriegerstandes" hier weniger aus der Aufgabe, das Vaterland und seine Bürger zu schützen, sondern aus dem intimen Loyalitätsverhältnis zum König und der Ausführung seiner Befehle.[5] Doch während des Siebenjährigen Krieges scheinen sich dieses Loyalitätsgefühl gegenüber dem König und die damit ver-

---

1 Die Belagerung und Besetzung der Vestung Neÿs wird in einem Lied ausführlich beschrieben. 1759: „So lang noch ein Preusse lebt / Der von Friedrichs Ehre strebt." Carl Gottlob Kühn (Hg.): Preussische Soldatenlieder und einige andere Volkslieder und Zeitgedichte aus dem Siebenjährigen Kriege und der Campagne in Holland von 1787 aus gleichzeitigen Einzel-Drucken und Fliegenden Blättern, Berlin 1852, S. 21. Oder auch im Kriegslied Eröffnung des Feldzuges 24. August 1756: „Friederikus ruft, unser König: / Allons, frisch in's Gewehr! / Es wollen so viele Feinde / Auf unsre Preußen daher." Und weiter: „Friederikus seye nicht bange / Wir werden schon fertig mit sie; / Thu du uns nur kommandieren, / So pfeffern wir ihnen die Brüh." In: Wilhelm Franz von Ditfurth: Einhundert historische Volkslieder des Preußischen Heeres von 1675 bis 1866. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth, Berlin 1869, S. 12.

2 Theodor Körner: Leyer und Schwerdt. Von Theodor Körner, Lieutenant im Lützow'schen Freykorps. Von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe, Wien 1814, Jägerlied S. 44: „Frisch auf, ihr Jäger, frey und flink! / Die Büchse von der Wand! / Der Muthige bekämpft die Welt! / Frisch auf den Feind! Frisch in das Feld! / Für's Deutsche Vaterland!", und weiter: „Nicht zum Erobern zogen wir / Vom väterlichen Herd, / Die schändliche Tyrannen-Macht / Bekämpfen wir ins freud'ger Schlacht / Das ist des Blutes werth."

3 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 138–139.

4 Z. B. das Lied *À la Grande Armée*: „On sait qu'elle [la gloire] est la compagne / Du grand roi NAPOLEON; Partout elle l'accompagne, Et fait admirer son nom. C'est un foyer de lumières; C'est le plus grand des Guerriers: En marchant sous ses bannières / On partage ses lauriers." Hommage du Caveau moderne à la Grande Armée ou chansons et couplets chantés à Tivoli pendant les diners donnés par la ville de Paris aux braves qui ont traversé cette capitale dans le courant de septembre 1808, Paris 1808, S. 17.

5 Siehe zum Beispiel das Selbstzeugnis des preußischen Offiziers und späteren Kriegsministers Hermann von Boyen: Erinnerungen 1771–1813, Berlin 1953, S. 121. Vgl. Ute Frevert: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland,

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bundene militärische Selbstachtung auch auf die einfachen Soldaten übertragen zu haben. Nicht nur, dass der Soldatenkönig in Briefen und Memoiren durchweg positiv als „weiser König“[6] beschrieben und sein militärisches Geschick[7] und sein „Heldenmuth“[8] gelobt werden, die Briefschreiber und Autobiographen berichten auch jedes Mal detailliert von Begegnungen mit Friedrich dem Großen.[9] Dabei geben sie ganze Wortwechsel mit dem Monarchen wieder[10] und heben hervor, wenn der König das Regiment für seinen Einsatz und seine Leistungen auf dem Schlachtfeld lobt, wie aus einem Brief des Soldaten Franz Reiß an seine Frau vom 6. Oktober 1756 zu entnehmen ist:

> Am Sonntage, als den 3. Oktober, ist er [der König] bei uns gewesen, Kompagnie für Kompagnie, und hat sich vielmals für unsere Tapferkeit bedankt und gesagt, daß er es uns Zeitlebens genießen wollte lassen und uns versprochen, daß wir nicht wieder so hart dran sollten, weil wir so viele Leute verloren haben.[11]

Die Heroisierung der Soldaten erfolgt hier durch eine patriotische Bindung an den König, welcher als Garant und Verteiler für die Zuschreibung heroisch-militärischer Qualitäten gesehen wurde. Als *roi connétable* verkörperte Friedrich der Große die *patrie* und konnte deswegen von seinen Untertanen, sprich seinen Soldaten, das Opfer für das monarchische Vaterland einfordern, wie er nicht zuletzt selbst in seinem *Politischem Testament* von 1752 betonte: „Le premier devoir d'un citoyen est de servir sa patrie“.[12] Dabei geht Friedrich aber noch weiter und betont seine Bereitschaft und seine Verpflichtung, dieser Aufgabe ebenfalls Folge zu leisten.[13] Dieses monarchische Dienstethos, das gleichsam mit der Unterordnung des Königs unter ein noch abstrakt formuliertes Staatsideal seinen Höhepunkt erreichte, erlaubte eine Deutung des Siebenjährigen Krieges, die eben nicht auf die überkommenen und seit den 1740er Jahren vor allem durch die französischen Aufklärer heftig kritisierten Paradigmen des klassischen frühneuzeitlichen Monarchenkrieges rekurrierte. Die Deutungsmuster des frühneuzeitlichen Monarchenkrieges

---

in: Ute Frevert (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 17–47, hier S. 19–20.

6 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 1, S. 33, S. 50.

7 Der Feldprediger spricht von seiner „Mannhafte[n] Klugheit“ und dass „sein Plan zur retraite so ruhmvoll und glücklich ausgeführt“. Küster: Bruchstücke, S. 98, S. 71.

8 Ebd., S. 92, S. 94.

9 Auch Begegnungen mit Napoleon werden in den Selbstzeugnissen oft wiedergegeben, allerdings nicht immer positiv. Joseph Deifel berichtet beispielsweise von einem stillen Franzosen, der sich während des Russlandfeldzuges kurz zu ihm und seinen Kameraden ans Feuer stellt, um sich aufzuwärmen. Deifel ist nachher überzeugt, dass es sich hierbei um den Kaiser der Franzosen gehandelt habe (ob das stimmt, kann nicht mehr rekonstruiert werden), doch ist er von dieser Begegnung nicht unbedingt angetan. Im Gegenteil: Sie ist der Grund für ein Spottlied, das er anschließend über Napoleon verfasst. Vgl. Deifel: Mit Napoleon, S. 64–65.

10 Vgl. Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefen, S. 12.

11 Ebd, S. 31 und siehe z.B. ebd., S. 27.

12 Leonhard: Bellizismus, S. 182–183; Politisches Testament 27. August 1752, zitiert nach Richard Dietrich (Hg.): Die politischen Testamente der Hohenzollern, Köln 1986, S. 254.

13 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 182–183.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

interpretierten den kriegerischen Konflikt als ein Mittel, welches nur den persönlichen Interessen und der Reputation des Fürsten diene.[14] Friedrichs II. persönliche Teilnahme an den Schlachten machten seinen Anspruch, mit dem Siebenjährigen Krieg nicht seiner eigenen Reputation, sondern einem höheren Wohl zu dienen, glaubwürdig.[15] Durch sein persönliches Feldherrentum erwarb er individuelle „Ansehensmacht",[16] aus welcher er eine Autorität gewann, die – im Gegensatz zum Gottesgnadentum der französischen Monarchie – nicht nur auf tradierten monarchisch-feudalen und religiösen Legitimationen beruhte. Als *roi connétable* erfüllt er eine Vorbildfunktion, als direkter Teilnehmer an den von ihm geführten Schlachten verkörperte er das persönlich gelebte und dadurch erfahrbare Heldentum.[17] Dies löste bei den deutschen Bildungseliten einen „Prozess patriotischer Imagination"[18] aus, welcher in den zeitgenössischen bellizistischen Diskursen eine wichtige Projektionsfläche für nationalpatriotische Erwartungen bildete – ohne dass dies jedoch den Intentionen des Monarchen entsprochen hätte.[19] Die emotionale Verklärung Friedrich des Großen anhand stark aufgeladener religiöser Konnotationen zum protestantischen Gotteshelden von ganz Deutschland wurde dabei durch die Kriegspredigten protestantischer Pfarrer und die patriotischen Schriften von Autoren wie Thomas Abbt (*Vom Tode für das Vaterland*, 1761) und Johann Georg Zimmermann (*Von dem Nationalstolze*, 1768) vorangetrieben.[20]

Wie sehr einfache Soldaten trotz reger Verbreitung der erwähnten Texte[21] über die bellizistischen Diskurse ihrer Zeit informiert waren oder wieviel sie überhaupt davon verstanden, ist schwer zu rekonstruieren. Jedoch scheinen gerade Kriegslieder[22] sowie (Feld-)Predigten, wie sie beispielweise vom Feldprediger Carl Daniel Küster gehalten wurden,[23] die Verbindung zwischen dem heldenhaften, von Gott auserwählten König Friedrich und dem eigenen, wie auch immer verstandenen patriotischen Einsatz im Krieg verständlich vermittelt zu haben.

14 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 183–184.
15 Vgl. ebd., S. 191.
16 Ebd., S. 185.
17 Vgl. ebd., S. 185–186. Dieses braucht jedoch auch eine stetige Aktualisierung im Krieg. Es war zudem nicht übertragbar und musste nach Erwerb stetig durch neue Siege erneuert werden.
18 Ebd., S. 187–188.
19 Vgl. ebd., S. 187, S. 188, S. 184, S. 185. Im bellizistischen Diskurs bildet die Ansehensmacht, welche aus der Vorbildfunktion des Monarchen entsteht, nicht den Versuch, eine identifikatorische Verbindung zwischen der Armee und dem preußischen Volk herzustellen oder stellt gar einen Appell an ein staatsbürgerliches Bewusstsein der preußischen Soldaten dar. Die Schlacht blieb die Sache des Monarchen und nur für ihn ein Erfahrungsraum, der über das übliche Dienst- und Opferethos eines Königs hinausgeht. Ebd., S. 185.
20 Vgl. ebd., S. 191, S. 194–195.
21 Der Text von Zimmermann wurde immerhin innerhalb von 10 Jahren viermal neu aufgelegt. Vgl. ebd., S. 194.
22 Z. B. das Lied *Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzuges 1757* von Johann Wilhelm Ludwig (siehe hierzu auch ebd., S. 190)
23 Vgl. Küster: Bruchstücke, S. 27.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zumindest zeigt sich in den Feldbriefen ein gewisser auf den Soldatenkönig ausgerichteter, patriotischer Diensteifer:

> Unsere Truppen aber auf dem linken Flügel und in der Mitte [kämpften] löwenmäßig. Ihr werdet schon genug davon erfahren. Die Danksagung des Königs lautete den anderen Tag bei der Parole also: Sr. Königl. Majestät lassen denjenigen Regimentern, so ihre ausnehmende Bravour bei den gestrigen Treffen bewiesen, vielmal danken und werden ihnen Proben von dero Gnade nach Möglichkeit beweisen.[24]

Der Verfasser dieses Briefes, der preußische Unteroffizier J. S. Liebler, verbindet hier die Heroisierung der eigenen Soldaten, die sich in der Beschreibung ihres Kampfeinsatzes zeigt, mit der Anerkennung durch den Monarchen. Das Verhalten der Truppen auf dem Schlachtfeld mag an sich schon heroisch angemutet haben, doch erst der Verweis auf die Anerkennung der Leistung durch Friedrich II. generiert die zusätzliche Komponente des Patriotismus, der sich in einem Diensteifer für den König widerspiegelt und durch seine Dankbarkeit und angedeutete zukünftige Belohnungen und Ehrbezeigungen materialisiert bzw. endgültig zum Ausdruck kommt.

Die Verbindung zwischen patriotischer Ausrichtung des Militärs und der Figur des Monarchen, wie sie in Preußen der Fall war, bildet genau das Gegenteil von dem, was französische Aufklärer als patriotische Gefühle zu etablieren versuchten. Dies hatte zum einen mit dem katastrophalen Schlachtenverlauf des Siebenjährigen Krieges für Frankreich zu tun, und zum anderen mit der Person Ludwigs XV. selbst, der während des Siebenjährigen Krieges dem Schlachtengeschehen gänzlich fernblieb und nicht einmal in einer symbolischen bzw. repräsentativen Funktion bei Belagerungen oder zumindest in den Feldlagern auftrat. Eine Inszenierung des französischen Monarchen als heroischer Feldherr oder kriegerischer Heros besaß wenig Glaubwürdigkeit, ja konnte fast schon zynisch wirken.[25] So wurde ein nach Kriegsende 1763 eingeweihtes Reiterdenkmal, das den König in der Kleidung eines römischen Imperators als *roi connétable* darstellte, mit Graffiti beschmiert und es wurden Zettel an seinen Sockel geheftet, welche Texte enthielten, die sich über den Monarchen lustig machten oder ihn gar als Feind seines eigenen Volkes beschrieben.[26] Es war also offensichtlich, dass die Plausibilität der traditionellen, kriegerisch-aristokratischen Heroisierungsstrategien in Bezug auf den aktuellen französischen Monarchen nicht mehr gewährleistet war und somit Diskussionen um neue bzw. andere Formen des Heroischen notwendig wurden.

---

24 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 19. Brief des Unteroffiziers J. S. Liebler an seine Frau, Geschwister und Mutter vom 3. Oktober 1756.

25 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 121.

26 Vgl. ebd. Das Denkmal war 1748 in Auftrag gegeben worden, als Frankreich noch einige siegreiche Schlachten zu verzeichnen hatte, doch da die Fertigstellung erst 1763 erfolgte, wirkte das Reiterstandbild nun völlig fehl am Platz. Irgendwann musste es dauerhaft bewacht werden, damit der Vandalismus nicht noch schlimmer wurde.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Da die Philosophen der Aufklärung sich intensiv bemühten, vor allem ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Hof und dem Klerus die Deutungshoheit darüber zu entziehen, was als heroische Größe zu gelten hatte,[27] und damit versuchten, in den Debatten um das Heroische ihr demokratischeres heroisches Ideal des *grand homme* der monarchisch und aristokratisch geprägten Tradition entgegenzusetzen,[28] verlagerte sich die Diskussion auch explizit auf die Frage nach militärischem Heldentum. Denn es wurde angesichts der sich abzeichnenden desaströsen Niederlage im Siebenjährigen Krieg die Frage laut, ob Frankreich nicht heroische Vorbilder benötige, die nicht nur den Adel, sondern alle Bürger Frankreichs zum heroischen Kampf für das Vaterland motivieren konnten.[29] Dementsprechend rückte der Patriotismus des einfachen Bürgers oder auch der Soldaten als mögliches heroisches Deutungsmuster in den Vordergrund und Militärtheoretiker wie Jacques Antoine Hippolyte, Comte de Guibert, bemühten sich um Heeresreformen, welche zugleich auch als Erneuerung der französischen Gesellschaften gesehen werden konnten: Alle Bürger sollten zu Soldaten werden und teilhaben am Ehrgefühl, das vormals nur dem Adel zugestanden worden war. So sollte ein heroischer Patriotismus entstehen, der die ganze Nation erfassen werde und den Niedergang Frankreichs aufhalten könne.[30]

Hinzu kam die Despotismuskritik, welche schon in der Frühaufklärung mit Autoren wie Fénelon in den öffentlichen Diskurs um das Heroische eingetreten war, und welche die dynastischen Interessenkriege der Fürsten und ihre Expansionswünsche nicht nur ablehnte, sondern zugleich auch die Opferbereitschaft der Bürger für das Vaterland und nicht den Monarchen forderte.[31] Dabei verbanden einige Militärtheoretiker und Philosophen die frühere Militarismus- und Despotismuskritik mit einer neuen patriotischen Tugendlehre, die die Erfahrung des Krieges als tugendbildende Maßnahme betrachtete. Dadurch fokussierten sich zeitgenössische Kriegsdeutungen nicht mehr bloß auf den *roi connétable*, sondern überhöhten die *patrie* zum einem abstrakten Wertebegriff.[32] In diversen

---

27 Dies wurde z. B. an dem Genre der *philosophischen Eloge* deutlich, welches die Literaten und Intellektuellen dominierten und in welchem historische Größe und heroische Tugenden für ein gebildetes Publikum dargestellt wurden. Vgl. ebd., S. 119–120, S. 122. Der *grand homme* war als Heldenbild in dem Sinne demokratischer.

28 Vgl. ebd., S. 122. Dabei waren die Grenzen zwischen dem *grand homme* der Aufklärung und dem klassischen adligen Helden zuweilen recht verschwommen und nicht immer klar definiert. Die Übergänge zwischen den beiden Leitbildern waren oft fließend. Vgl. ebd., S. 120. Siehe hierzu auch Antoine Lilti: Figures publiques. L'invention de la célébrité 1750–1850, Paris 2014, S. 125.

29 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 122.

30 Vgl. ebd., S. 133.

31 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 114.

32 Vgl. ebd., S. 372. Natürlich versuchten einige weniger radikale Autoren den Patriotismus der Bürger mit der Loyalität zum Monarchen zu verbinden. So z. B. das Drama *Die Belagerung von Calais* von Pierre-Laurent Buirette de Belloy, welches sich bemühte, den neuen auf die Nation bezogenen Patriotismus mit der Loyalität gegenüber dem Monarchen und der Herrscherdynastie zu verbinden. Diese Synthese aus neuem Ideal des heroischen Bürgerpatriotis-

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Opfer- und Heldennarrativen wurde dieser Wertebegriff bildlich und symbolisch konkretisiert, so dass sich das Publikum damit identifizieren konnte.[33] Schon vor 1789 und 1792 hatte also ein bellizistischer Deutungswandel stattgefunden, der den Krieg der Bürger und nicht des Monarchen als legitime Kriegsform hochhielt, die auf einer ethisch-moralischen Rechtfertigung basiere und nicht auf der durch den Fürsten verkörperten *raision d'état*.[34]

3.1.2 Von der Französischen Revolution ins 19. Jahrhundert: Pflichtgefühl des Staatsbürgers und Dienst fürs Vaterland

Mit diesem bellizistischen Diskurs um die Jahrhundertmitte in Bezug auf den Krieg der Bürger war der Grundstein für die spätere Kriegspropaganda und die Motivationsstrategien der Französischen Revolution gelegt, die das Bild des *soldat-citoyen* verbreiteten und die Heroisierung von diesem an der moralisch-tugendhaften Legitimität des Krieges festmachten. Der Krieg, den diese Bürgersoldaten kämpften, sei ein tugendhafter und moralisch gerechtfertigter Feldzug, da er zum einem der Verteidigung der *patrie* und der durch die Revolution gewonnenen Werte und Errungenschaften diene und zum anderen der Verbreitung dieser Ideale, insbesondere dem der Freiheit, in den anderen europäischen Ländern, deren Bevölkerungen immer noch von ihren tyrannischen Herrschern unterdrückt würden. Das heroisch-militärische Leitbild des französischen Soldaten der Revolutionskriege war demnach ein von Patriotismus angetriebener und von den Idealen der Revolution überzeugter Bürger, der seiner moralischen Pflicht nachkam, seine Heimat zu beschützen und seinen unterdrückten Brüdern in Europa zur Freiheit zu verhelfen.

Dies spiegelt sich auch in den Selbstzeugnissen der Militärs wider, die sehr häufig von ihrer Überzeugung sprechen, dem Vaterland zu dienen, für die Werte der Revolution zu kämpfen und gegen die Tyrannen und Despoten ins Feld zu ziehen. Der Soldat Soulbaut schreibt am 29. Oktober 1792 beispielsweise an seinen Vater: „Je me suis enrôlé à Paris dans les volontaires et suis prêt à partir pour combattre les ennemis de la Patrie. […] En un mot, je me consacre et de volonté et de coeur à la défense de la Patrie, et, vivre libre ou mourir, c'est ma

---

mus und der traditionellen Idee des Dienstes für die Krone gewann gerade in der Krise nach 1763 an Attraktivität und wurde zunehmend vom Hof und der Monarchie selbst vorangetrieben. Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 126–129.

33 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 371–372.

34 Obwohl in der traditionellen *art de la guerre* und auch der Kriegsliteratur nach 1763 größtenteils immer noch der Fürst als bestimmendes Subjekt des Krieges definiert wurde, hatten die bellizistischen Überlegungen der französischen *lumières* und die Despotismuskritik neue Ideen der Kriegsinterpretation angestoßen, wobei die Vorstellung des antidespotischen Kampferlebnisses als Quelle der Tugend und damit auch der Gemeinschaftsbildung ein Kernargument bildete. Dieser bellizistische Deutungswandel hatte schon vor der Französischen Revolution zu einem Wiederaufleben des Diskurses von einem Krieg der Bürger und der darauf bezogenen Abstraktion des Nationalbegriffes geführt. Vgl. ebd., S. 371–372.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

devise."[35] Und der Hauptmann des *3e bataillon d'Indre-et-Loire* J. Robert schreibt am 9. Mai 1793: „[M]es sentiments d'accord avec mes principes me feront combattre pour la République jusqu'au dernier soupir."[36] Eine extreme Opferbereitschaft und ausgeprägten Dienstethos legt auch der Soldat Joseph Rousseau in einem Brief an seine Eltern vom 22. Dezember 1793 an den Tag: „[J]e brûle du plus ardent amour pour la République, et que je périrait avant d'abandonner ma Patrie. J'ai fait serment de ne point abandonner mon drapeau avant d'avoir chassé du territoire français tous ces les satellites des despotes couronnés et coalisé contre nous…".[37] In diesen Briefen wird deutlich, dass die Freiwilligen der Revolutionskriege die propagandistischen Vorstellungen des heroischen *soldat-citoyen*, der bereit sei, seiner Bürgerspflicht nachzukommen und mit seinem Leben für die *patrie* und die Revolution einzutreten, durchaus auch annahmen bzw. zumindest in ihren Selbstzeugnissen wiedergaben.

Die Begeisterung, seiner patriotischen Pflicht nachzukommen und für das Vaterland zu kämpfen, blieb nicht auf Frankreich beschränkt. Gerade in Preußen scheint während der Befreiungskriege eine Art der Übernahme oder zumindest Aneignung stattgefunden zu haben, da die patriotische Propaganda ebenfalls auf die Idee des heroischen Bürgersoldaten und seiner Verteidigung des Vaterlandes als staatsbürgerlich-militärische Pflicht zurückgriff. Vor allem in Preußen hatte die militärische Katastrophe von 1806/07 zu einer neuen Auseinandersetzung mit der klassischen Kriegsdeutung geführt. Für Jörn Leonhard markiert die Niederlage von Jena und Auerstedt nicht nur das Ende des klassischen Monarchenkrieges, sondern auch die Erweiterung des Deutungs- und Handlungsspielraumes einer politischen und militärischen Reformelite, die „nur im Zusammenwirken von monarchischem Staat und Staatsbürgernation eine Chance zur Staatsregeneration" erkannte.[38] Als Konsequenzen der Niederlage wurden Forderungen nach einer Nationalbewaffnung, einer Nationalmiliz, einer erhöhten Konskription sowie das Deutungsmuster des Volkskrieges gegen die verhasste Okkupationsmacht Frankreich laut.[39] Die anschließenden Heeresreformen von 1807 bis 1809, mit der Einführung des Krümpersystems, dem Umbau des Offizierskorps und der Neufassung der militärischen Rechtsprechung, waren ein erster Schritt in diese Richtung, doch erst der Beginn der Befreiungskriege 1813 mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht führte auch zu einer verstärkten, „auf politischer Partizipation beruhender Identifikation des Staatsbürgers mit dem monarchischem Staat"[40], woraus sich auch die Verpflichtung zu seiner Verteidigung ableiten ließ.[41]

---

35 Picard (Hg.): Lettres, S. 1–2.
36 Ebd., S. 14.
37 Ebd., S. 32.
38 Leonhard: Bellizismus, S. 383.
39 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 383.
40 Ebd., S. 383–384.
41 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ähnlich wie im revolutionären Frankreich wurde das militärische Pflichtgefühl an den Bürgerstatus und damit auch an die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Bevölkerung gebunden. Und ebenfalls ähnlich wie im revolutionären Frankreich machte die Aufstellung eines Massenheeres die Notwendigkeit einer umfangreichen patriotisch-nationalen Mobilisierung für den *Volkskrieg* deutlich, welche sich in einer umfangreichen Propagandaproduktion äußerte.[42] Populäre Medien der patriotisch-nationalen Tagesliteratur entwickelten sogenannte Pathosformeln (emotional eingängige Bilder, Stereotype und Wörter), die das Kriegsziel der Befreiung Preußens von der napoleonischen Herrschaft zu einer patriotischen, (deutsch-)nationalen Aufgabe stilisierten. Dabei entwickelten sie einen ausgeprägten Kult um das soldatische Leitbild des wehrhaften Mannes und Bürgers, welcher zum Nationalhelden stilisiert wurde. Nicht nur in Preußen fanden diese Vorstellungen Verbreitung, sondern mit dem Vorrücken der preußischen Truppen im Sommer 1813 wurden sie auch in andere deutsche Gebiete, insbesondere im Norden und Westen, getragen.[43]

Diese Verbindung zwischen Patriotismus, Staatsbürgerschaft und Pflichtgefühl lässt sich auch in den Selbstzeugnissen wiederfinden. Insbesondere bei den Mitgliedern der Freiwilligenregimenter lässt sich die Übernahme dieses soldatischen Ideals feststellen. So berichtet der Freiwillige Jäger Johann Gottlieb Carl Krahnert 1813 in seinem Tagebuch:

> Der Wunsch also frei zu werden von der Sclavenfessels (sic!), war tief in jedes Deutschen Brust gesenkt. Endlich erschien die Zeit der Befreiung. […] Der König rief den 17. März 1810 (sic!) sein Volk u. Heer auf zum heil. Kreuze für Ehre, Freiheit und Vaterland. Ein namenloses Gefühl durchdrang die Deutschen Völker. Alles eilt zu den Waffen, u.so entschloß auch ich mich dem Rufe des Vaterlandes Vater zu folgen.[44]

Ähnlich und sogar noch radikaler beschreibt auch der Freiwillige Jäger Lietzmann Jahrzehnte später in seinen Memoiren seine Entscheidung, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Er berichtet von seinem jugendlichen Wunsch, sich gegen die französischen „Unterdrücker" zu erheben und für König und Vaterland in den Krieg ziehen zu können:

> O, es war eine wunderbare Zeit; der bloße Gedanke, sich endlich gegen den Koloß erheben zu können, der das deutsche Vaterland zertreten hatte, machte uns schon glücklich. Wir Jünglinge versammelten uns im Walde und ätzten uns ein Kreuz auf den linken Arm, als Zeichen, daß wir willens waren, fürs Vaterland zu sterben, Dieses Zeichen nehme ich mit

---

42 Die Ausführungen des folgenden Absatzes stützen sich auf Hagemann: Nationalkrieger, S. 75–78.

43 Vgl. ebd., S. 76.

44 Johann Gottlieb Carl Krahnert: Tagebuch vom 24. November 1813 bis 9. Juli 1814 und vom 22. April 1815 bis 17. November desselben Jahres. Digitale Sammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, digitale-sammlungen.ulb.uni-bonn.de/ulbbnhans/content/titleinfo/1571435, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ins Grab. Und als nun der Erlaß des Königs über Bildung freiwilliger Jägerdetachements und der Aufruf an Mein Volk' bekannt wurde, da jauchzten wir. Wer hätte da wohl zurückbleiben können![45]

Solche extremen Darstellungen wie die von Lietzmann, die Formen der Selbstverstümmelung beinhalten, sind zwar eher selten, doch muss hier die Herkunft des Autors bedacht werden. Lietzmann stammte aus Kolberg, wo er in seiner Jugend die Ausschreitungen der napoleonischen Truppen erlebte. Davon berichtet er in seinen Memoiren und betont auch regelmäßig seine auf diesen Erfahrungen begründete starke Abneigung gegen die Franzosen.[46] Es ist also nicht unbedingt verwunderlich, dass ein junger Mann, der einerseits die Zerstörung seiner Heimat, andererseits auch den fast zur heroischen Legende erhobenen Widerstand des berühmten Schillschen Freikorps dort erlebte, einen überschwänglichen patriotischen Eifer an den Tag legte. Vor allem auch, weil Lietzmann in den Jahrzehnten, bevor er seine Erinnerungen schriftlich festhielt, die im Falle von außenpolitischen Krisen und Konflikten mit Frankreich immer wieder heraufbeschworenen antifranzösischen Kriegsdeutungen miterlebte, wie beispielsweise während der Rheinkrise 1840, die mit einer Zuspitzung antifranzösischer Feindbilder einherging.[47] Seine Einstellung zu Frankreich schien sich deshalb über die Jahrzehnte nach seiner Teilnahme an den Befreiungskriegen nicht verändert zu haben. Auch die Tatsache, dass er seine Memoiren zu einer Zeit verfasst, als die Freiwilligen der Befreiungskriege ein zentrales und hochgelobtes Element der Erinnerungskultur bildeten, mag seine Darstellung mitgeprägt haben.

Was jedoch sowohl bei Lietzmanns in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenem Selbstzeugnis als auch dem zeitgenössischen Dokument von Krahnert auffällt, ist die Übernahme der pathetischen Sprache und Topoi aus der patriotisch-propagandistischen Tagesliteratur. Der Kampf gegen Napoleon wird als patriotische Pflicht, ja als erhoffter Ruf des Königs und des Vaterlandes an jeden Bürger dargestellt, der fast schon als Berufung für alle Deutschen (unklar ist hier, wer genau als *deutsch* galt) betrachtet wurde. Auch wird der Aspekt der Befreiung stark gemacht, wobei hier ebenfalls auf negative Pathosformeln zurückgegriffen wird, um sowohl die napoleonische Herrschaft über Preußen und Deutschland als auch die französischen Truppen selbst zu beschreiben. Somit wird dem geäußerten Patriotismus auch offensichtlich ein heroisches Element inhärent, da er sich nicht nur auf das heroische Aktionsfeld des Befreiens richtet, sondern zugleich auch die moralisch-tugendhafte Überlegenheit eines möglichen, wenn nicht sogar gewünschten Kampfes für ein höheres Gut – das Vaterland – impli-

45 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 17.

46 Ebd., S. 15: „Die französische Armee, als sie 1812 nach Rußland zog, war eine so glänzende, wie die Welt sie wohl nicht oft erblickt hat; aber ich hätte ihr nicht angehören mögen; ich gedachte der Kolberger Belagerung und haßte die Franzosen." Und: „Die Ostpreußen hatte keine Sympathie für den großen Franzosenkaiser und seine Streiter; ich als Pommer und Kolberger wahrhaftig erst recht nicht."

47 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 433.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ziert. Hinzu kommt die Bereitschaft zum Selbstopfer, die Bereitschaft, das eigene Leben für das Vaterland und die Freiheit zu lassen, welche ebenfalls stark heroische Töne evoziert (siehe hierzu genauer noch die folgenden Unterkapitel).

Ausschlaggebend für diesen in den Selbstzeugnissen mit Begeisterung beschriebenen Kriegseinsatz war hier die Verbindung der patriotischen Haltung mit einem (nationalen) Pflichtgefühl in Bezug auf den militärischen Einsatz. Genau wie während der Französischen Revolution sollte die Armee der Bürgersoldaten, wie sie in der Propaganda beschrieben wurde, sozial nicht nur die Zusammensetzung der Bevölkerung reflektieren, sondern auch zu einer stärkeren Identifizierung der Soldaten mit der Bevölkerung führen. Der Militärdienst wurde dadurch zu einem Ausdruck der Staatsbürgerschaft, etwas, das in den Armeen des *Ancien Régime* so nicht der Fall gewesen war. Zugleich wurde er aber auch zu einer bürgerlichen Pflicht, die junge Franzosen bzw. Preußen erfüllen mussten, um im Gegenzug die von der Revolution oder der patriotischen Elite und ihrer Propaganda versprochenen Rechte und Freiheiten als Bürger zu erhalten.[48] Dieses militärische Pflichtgefühl und die Kampfesmotivation, die zwar in früheren Kriegen auch vorhanden sein konnten, doch entweder eher an den Monarchen oder an den Soldatenstatus selbst gebunden waren (siehe hierzu Kapitel 4), erhielten durch die patriotische Aufladung einen zusätzlich heroischen Charakter. Anhand einer Form von *boundary work* tritt dieser deutlich zu Tage: Die Soldaten tun nicht nur auf höchst heroisch-kriegerische Art ihre Pflicht, weil es ihnen so befohlen wurde, sondern sie tun es erstens aus freien Stücken und zweitens aufgrund der höchstmöglich positiv bewerteten Überzeugung. Damit können sie sich in ihrer Darstellung nicht nur von Soldaten aus früheren, weniger ideologisch geführten Kriegen, sondern auch von den Gegnern des aktuellen Krieges und sogar von den eigenen Kameraden mit niederer Gesinnung abgrenzen.

Diese Entwicklung wurde gerade auch auf deutscher Seite in den bellizistischen Diskursen im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärkt: Die Versprechungen politischer Teilhabe, die der preußische Monarch 1813 mit seinem Aufruf *An mein Volk* zumindest in den Augen des Bürgertums gemacht hatte, wurden zwar während der Restauration nicht umgesetzt, doch gerade die Enttäuschung führte beim Bürgertum zu einer „Kryptopolitisierung" des bellizistischen Diskurses.[49] Sowohl Kriegserinnerungen als auch Kriegsdeutungen erfüllten eine quasi kompensatorische Funktion und in ihnen wurden immer wieder nationalpolitische Erwartungen und politische Deutungselemente kommuniziert – sei es in Kriegsdarstellungen, in der Militärwissenschaft oder auch in den Diskussionen um die

48 Vgl. Alan Forrest: Citizenship and Masculinity. The Revolutionary Citizen-Soldier and his Legacy, in: Stefan Dudink / Karen Hagemann (Hg.): Representing Masculinity. Male Citizenship in Modern Western Culture, New York 2007, S. 111–130, hier S. 111–112.

49 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 425.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Militärverfassung.[50] Gerade frühliberale Publizisten „verknüpften die Aneignung der Kriegserfahrungen mit staatsbürgerlichen Erwartungen“:[51] Wo die Soldaten der stehenden Heere in der Tradition des *Ancien Régime* nur angeworbene Söldner mit lediglich feudalen Dienstpflichten seien, kämpften *Nationalstreiter* der Nationalmiliz, Nationalwehr oder Landwehr als freie Bürger eines Staates und zogen somit aufgrund ihrer „politisch garantierten Teilhaberechte am Gemeinwesen“ und für dessen Verteidigung in den Krieg.[52] Für die bürgerliche Bildungselite gehörte damit zum Ideal des emanzipierten Staatsbürgers die Pflicht zur Verteidigung sowohl gegen innere als auch äußere Gefahren.[53]

Diese Ideen setzten sich in den Jahrzehnten nach der Restauration fort und verdichteten sich sogar zu einer Deutung des Krieges als Mittel des universellen historischen Fortschritts, der bürgerlichen Zivilisation und menschlicher Tugenden,[54] in der das Bürgertum stetig nationalpolitische und konstitutionelle Erwartungen artikulierte.[55] Erkennbar wurde dies z. B. an der diskursgeschichtlichen Karriere des Begriffes *Volk in Waffen*, welcher in den Jahrzehnten nach 1815 immer wieder in Debatten um die Militär- und Heeresverfassung oder allgemeinen Diskussionen zu Kriegsdeutungen auffällt. Dabei ging die Formulierung ursprünglich auf die Idealisierung des preußischen Heeres aus der Erinnerung der antinapoleonischen Kriege zurück.[56] Auch in den 1860ern blieben die Diskussionen um die Beteiligung des Volkes – sei es durch den Einsatz von Bürgerwehren oder Nationalmilizen – virulent. Das zeigte sich nicht nur an den heftigen Reaktionen der bürgerlichen Vertreter im Rahmen des Heereskonfliktes, welcher sich letztlich sogar zum Verfassungskonflikt in Preußen ausweitete, sondern auch an den stetigen Forderungen nach *Volksbewaffnung* und *Volksheer* sowie der Beliebtheit von Turn- und Schützenvereinen und Jugendwehren als paramilitärischen Ausbildungsstätten, in denen das Bürgertum die Vorbereitung und Mobilmachung der Bürger für kommende Kriege empfahl.[57]

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass bürgerliche Autoren wie Lietzmann, die diese Diskussionen jahrelang bzw. sogar jahrzehntelang mitverfolgen konnten, gerade die heroische Qualität des vaterländischen oder auch nationalen Pflichtgefühls in ihren militärischen Selbstzeugnissen hervorhoben – galten sie doch als Ursprung der Repräsentation des im Kriegsdienst legitimierten emanzipierten Staatsbürgers der (früh)liberalen Erwartungshorizonte und

50 Vgl. ebd., S. 425–426.
51 Ebd., S. 430.
52 Ebd., S. 431.
53 Vgl. ebd., S. 431.
54 Vgl. ebd., S. 432, S. 439.
55 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 432.
56 Vgl. ebd.
57 Vgl. Becker: Bilder, S. 99, S. 102, S. 114, S. 144–147. Gerade den Jugendwehren standen die konservativen Regierungen recht skeptisch gegenüber und in Bayern wurden sie sogar verboten, da militärische Aktivitäten außerhalb der regulären Verbände nicht geduldet wurden. Vgl. ebd., S. 147.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erfüllten somit eine exemplarische Rolle im Kampf des Bürgertums für politische Teilhabe an der Nation.

Doch waren patriotische Gefühle nicht nur auf preußischer Seite und bei den Freiwilligenregimentern präsent. Auch deutsche Soldaten, die auf der Seite Frankreichs kämpften, legten in ihrer heroischen Selbstdarstellung patriotische Züge an den Tag. Hier scheinen vor allem die Bayern eine enge Bindung zu ihrem Vaterland gehegt zu haben. Der Soldat Büttner, der direkt am Anfang des Russlandfeldzuges in Gefangenschaft gerät, betont mehrmals in seinem Selbstzeugnis von 1823 explizit seine Treue und Loyalität zur bayerischen Heimat und zum König und lehnt entrüstet das Angebot eines deutschen Offiziers ab, gegen gutes Geld und um der Gefangenschaft zu entgehen, in den Dienst der englisch-deutschen Legion zu treten: „Dieß lehnten wir eingedenk unserer Pflichten ab, und ich erwiederte nur: ‚daß wir lieber sterben, als der Fahne unseres Königs und Vaterlandes abschwören und gegen unseren König kämpfen würden.'"[58] Obwohl Büttner mit 17 Jahren zum Armeedienst gezogen wurde, er also nicht freiwillig in den Krieg eingetreten war, ändert dies nichts an seiner Loyalität und seinem patriotischen Pflichtgefühl als Soldat gegenüber seinem König und Vaterland. Vor allem ermöglicht ihm die Betonung seines Patriotismus auch, an heroische Darstellungsmuster anzuknüpfen. Denn bedingungslose Bereitschaft zum Selbstopfer für das Vaterland und den Monarchen sowie sein Pflicht- und Dienstgefühl, welche gleichsam als Folge seiner patriotischen Gefühle und Loyalität in Erscheinung treten, bildeten eine wichtige Qualität des militärischen Heldentums, die sich im Zuge des Diskurses um die Bürgersoldaten der Französischen Revolution herausgebildet hatte und von deutscher Seite übernommen worden war.[59]

Büttners patriotische Aussagen sind jedoch mit Vorsicht zu betrachten. Er schreibt sein Selbstzeugnis explizit an die Obrigkeit gerichtet, da er während des Russlandfeldzuges verwundet wurde und es ihm aufgrund dieser Verletzung in Friedenszeiten schwerfällt, eine Anstellung zu finden. Er bittet die Adressaten seines Zeugnisses um eine moderate Anstellung im bayerischen Staatsdienst, um seine Familie ernähren zu können, welche ihm dann auch gewährt wird. Da gerade zu dem Zeitpunkt, als Büttner seine Memoiren verfasst, in Bayern die Frage des soldatischen Eides auf die neue Verfassung diskutiert und in regierungsnahen Stellungnahmen die Notwendigkeit des militärischen Gehorsams gegenüber dem Fürsten betont wurde, ja sogar in Bezug auf den Soldatenstand und seine Pflichten die Symbolisierung des Vaterlands primär im Fürsten selbst hervorgehoben wurde,[60] verwundern Büttners Heroisierungsnarrative angesichts des adressierten Lesepublikums nicht. Dennoch bilden seine Darstellungen einen interessanten Einblick in die in militärischen Selbstzeugnissen verwen-

58 Büttner: Schicksale, S. 6.
59 Die folgenden Unterkapitel untersuchen noch einmal genauer den Zusammenhang zwischen Selbstopfer, Patriotismus und Heroisierung.
60 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 423.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

deten narrativen Strategien und Deutungsmuster: Patriotismus und Treue zum Monarchen und Vaterland waren im Laufe des 19. Jahrhunderts auch abseits der preußisch-nationalen Kriegsdeutung offenbar zu bezeichnenden Charakteristika des soldatischen Heldenbildes geworden, auf die Militärs bei ihrer Selbstdarstellung zurückgriffen.

Auch der Infanterist Joseph Deifel hegt offenbar tief patriotische Gefühle für sein Heimatland. So lehnt er die Aufopferung der bayerischen Truppen für die Ziele Napoleons ab und kritisiert nicht nur das Elend, das sie im Russlandfeldzug erleben mussten, sondern ihre verheerende Niederlage ist für Deifel eine Schande für Bayern und sein Militär – eine Schande, die sein Vaterland nicht hätte ertragen müssen, hätte es nicht auf Seiten Napoleons gekämpft.[61] So kritisiert er zwar indirekt den bayerischen König für seine Bereitschaft, sich mit Frankreich zu verbünden und Soldaten für die Kriegsziele des französischen Kaisers einzusetzen, doch tut er dies offenbar nur aus Treue zu seinem Vaterland, dessen Ehre und Ruf er durch den Russlandfeldzug in Gefahr sieht. Damit unterscheidet sich Deifels Patriotismus etwas von der patriotischen Haltung Büttners, der seine Loyalität nicht nur auf das bayerische Vaterland, sondern auch direkt auf den Monarchen ausrichtet. Deifels patriotische Gesinnung scheint dagegen in erster Linie der bayerischen Nation und seiner Bevölkerung zu gelten.

Dies wird auch deutlich, als er von der patriotischen Haltung der bayerischen Truppen im Russlandfeldzug berichtet. Er verbindet diese direkt mit dem Kampfeinsatz. Als die bayerischen Truppen eine Schlacht gegen die Russen schlagen, erzählt er: „Alles schrie: ‚Das wär eine Schande für uns Baiern, wenn wir zurückgehen. Die dummen Russen sind ja schon davon. Auf laßt uns ihnen nach!'"[62] Und als die Situation brenzlig wird, geben die bayerischen Truppe nicht nach, sondern motivieren sich gleichsam durch ihre Identifikation mit dem Vaterland: „Thorn wird belagert und beschossen auf das Schärfste. Wir schmolzen zusammen auf eine (sic!) kleines Häuflein, 700 Mann, und doch gaben wir nicht nach, wir sind Baiern."[63] Interessant ist hierbei nicht nur, dass Joseph Deifel den Mut, die Kampfbereitschaft und das Durchhaltevermögen – klassische heroische Beschreibungen des militärischen Einsatzes, wie sie in Kapitel 1 besprochen wurden – auf die geographische Herkunft des Regimentes bezieht, sondern auch, dass er die heroische Zuschreibung auf die gesamten Soldaten des Regimentes, also auf die Gruppe, anwendet und nicht nur auf sich selbst und seine eigenen Handlungen. Der beherzte Einsatz der Truppen (und auch sein eigener) wird motiviert durch die patriotische Haltung des gesamten Regimentes. So wird nicht nur eine äußerst offensichtliche Verbindung zwischen den militärisch-

61 Deifel: Mit Napoleon, S. 55: „Uralte baierische Ehre muß zu Staub und Aschen werden hier in dem öden wilden kalten Norden. Und durch wem? Ich sage: durch Stolz und Herrschsucht fremder Nation."

62 Ebd., S. 74.

63 Ebd., S. 75.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heroischen Qualitäten und der loyalen, patriotischen Disposition hergestellt, sondern letztere wird gleichsam auch zu einem typischen Merkmal der Heroisierung von Militärs. Sie wird auf deutscher Seite, genau wie die anderen kriegerischen Qualitäten Mut, Standhaftigkeit, übermenschlicher Einsatz, im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Basischarakteristikum des heroisch-militärischen Leitbildes.

Dabei verwundert es nicht, dass gerade bayerische Selbstzeugnisse, die einige Jahrzehnte nach der Kriegsteilnahme verfasst wurden, diese heroisch-militärischen Deutungsmuster aufgreifen. Denn zum einen hatte der katastrophale Russlandfeldzug dort zur Bildung einer „exklusiven Schicksals- und Erinnerungsgemeinschaft“[64] geführt, die eigene Gedenk- und Erinnerungsveranstaltung organisierte, an welchen beispielsweise Veteranen, die zwar in den Napoleonischen Kriegen gekämpft, aber nicht am Russlandfeldzug teilgenommen hatten, ausgeschlossen blieben.[65] Zum anderen hatte Bayern direkt am Anfang in seiner Zeit als Rheinbundstaat eine intensive Politik der Identitätsstiftung betrieben, die mit Hilfe von Geschichtsbildern und Erinnerungszeichen zum Aufbau einer bayerisch-nationalen Identität und gerade in den neubayerischen Territorien zu einer reibungslosen Integration in den bayerischen Staat führen sollte.[66] Diese wurde nicht zuletzt auch auf den neuen König ausgerichtet. Schlussendlich fungierte aber gerade auch das Militär als bayerisches-nationales Integrationssymbol: Militärparaden, Siegesfeiern für die zurückkehrenden Truppen oder die Entstehung einer patriotischen Wohltätigkeit, welche sich in großzügigen Spendenaktionen der Bevölkerung für das Militär und seine Veteranen zeigte, führten zur Bildung eines bayerischen Gemeinschaftsbewusstseins und Zusammengehörigkeitsgefühls.[67] Diese boten die Basis, auf welcher sich die loyale Vaterlandsrhetorik der Militär- und Erinnerungskultur bildet, die „von der Glorifizierung des Krieges über die Heroisierung des Kampfes bis hin zur Vorstellung des Kriegstodes als Opfer auf dem Altar des Vaterlandes“[68] ein reiches Deutungsangebot von stark auf den bayerischen Patriotismus ausgerichteten heroisch-militärischen Leitbildern lieferte.[69] Diese heroisch-militärischen Deutungsmuster wurden in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen noch verstärkt durch die Erinnerungspolitik des bayerischen Königs, welcher den Russlandfeldzug als Auftakt der Befreiungskriege inszenierte, um so eine deutsch-nationale, antifranzösische Traditionslinie der bayerischen Geschichte zu etablieren – ungeachtet der Tatsache, dass Bayern in Russland noch auf Seiten Frankreichs gekämpft hatte. In

64 Planert: Mythos, S. 625.
65 Selbst Veteranen, die als Ersatztruppen nach Russland gekommen waren, wurden von diesen Veranstaltungen ausgeschlossen.Vgl. ebd.
66 Vgl ebd., S. 535–537.
67 Ebd., S. 538–541.
68 Ebd., S. 543.
69 Vgl. ebd., S., 534–544. Siehe auch Murken: Bayerische Soldaten, S. 107–109, S. 131–135, S. 161–186.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dieser konstruierten und teleologisch anmutenden Geschichtsdeutung wurden vor allem die Treue der bayerischen Soldaten zur bayerischen Monarchie und ihr Opfer für die Befreiung des Vaterlandes – welches während des Russlandfeldzuges 1812 für Bayern als Verbündeter Frankreichs ganz offensichtlich nicht das Kriegsziel gewesen war – hochgehalten.[70]

Ordnet man die Selbstzeugnisse von Soldaten wie Büttner und Deifel, welche beide Veteranen des Russlandfeldzuges waren, in diesen kulturell-politischen Kontext ein, wird zum einen deutlich, dass sie als Teil einer spezifisch definierten Schicksalsgemeinschaft eventuell ihre patriotisch-heroische Haltung und Handlungen verstärkt hervorheben, um sich von den anderen bayerischen Soldaten der Napoleonischen Kriege abzuheben und so die Exzeptionalität ebenso wie die Heftigkeit ihrer Kriegserfahrung zu betonen. Dadurch können sie wiederum ihren Forderungen nach Heroisierung bzw. nach Anerkennung ihrer Selbstheroisierung, welche in ihren Selbstdarstellungen deutlich zu Tage tritt, mehr Gewicht verleihen. Zum anderen fällt auf, dass heroische Deutungsmuster sowohl aus der zeitgenössischen, propagandistischen Integrations- und Identitätsstiftungspolitik als auch aus der offiziösen Erinnerungskultur der Nachkriegszeit von Soldaten in ihren Selbstzeugnissen zum Teil übernommen werden. Allerdings lassen sich hier Unterschiede erkennen zwischen dem Zeugnis, welches Anfang des 19. Jahrhunderts, ungefähr 10 Jahre nach dem Russlandfeldzug, entstand, und dem Zeugnis, das in der Jahrhundertmitte, 50 Jahre nach Kriegsteilnahme, verfasst wurde. Während Büttner seinen Patriotismus und seine Kampfbereitschaft auf den bayerischen König ausrichtet, betont Deifel den Kriegseinsatz für das Vaterland und die Nation. Deifel hat zwar vor dem Verfassen seines Selbstzeugnisses die jahrzehntelangen Umdeutungen des Russlandfeldzuges gemäß der linearen, deutschnationalen Geschichtsdeutung der bayerischen Monarchie miterlebt, aber gerade diese nimmt er nicht einfach so an, sondern betont, dass er sein Selbstzeugnis verfasse, um die über die Jahre falsch dargestellten Ereignisse nun korrekt wiederzugeben.[71] Es ist nicht ganz klar, welchem sozialpolitischen Lager Deifel nahestand, zumindest aber wird deutlich, dass er sich gegen die Deutung und Erinnerungskultur des konservativ-monarchischen Lagers wendet. Trotz Bemühungen der bayerischen Regierung, mit Hilfe ihrer Kriegsdeutungen die Napoleonischen Kriege in eine historische Traditionslinie einzubetten, welche die monarchische Herrschaft legitimieren sollte, gab es durchaus noch andere, konkurrierende Interpretationen. Deifels Selbstzeugnis ist nur ein Beleg dafür, dass die Geschichtsdeutungen der Regierungen nicht unangefochten geblieben und damit auch, dass die Heroisierungsstrategien der Monarchie, die in einem Top-down-Prozess an die Veteranen der Napoleonischen Kriege herangetragen wurde, nicht kommentarlos übernommen wurden. Im Gegenteil: Die ehemaligen Kriegsteilnehmer bemühten sich, ihre eigenen heroischen

70 Vgl. ebd., S. 626–630.
71 Deifel: Mit Napoleon, S. 31.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Narrative in ihren Erinnerungen zu verbreiten und setzten diese den offiziellen und offiziösen Heroisierungsformeln zuweilen sogar diametral entgegen. Dabei werden sie auf die eigene Person, die individuellen Kriegserfahrungen und eventuelle persönliche Forderungen und Wünsche zugeschnitten. Die Entwicklung und Festigung heroisch-militärischer Leitbilder und ihres heroischen Merkmals des Patriotismus im Laufe des 19. Jahrhunderts gehen also auf eine Mischung aus Heroisierungs- und Umdeutungsprozessen von *oben*, sprich der Obrigkeit, bestehend aus den Regierungen und militärischen Autoritäten, und von *unten*, also den Soldaten und Veteranen ohne direkte politische Machtposition, hervor.

3.2 Patriotismus, Selbstopfer und Heldentod

Verwundungen und Verletzungen gehörten und gehören immer noch zum Alltag des Krieges. Dies hängt mit der eigentlichen Funktion von Krieg zusammen: Das Ziel der Kriegsführung ist es, unabhängig davon, was die spezifischen Kriegsziele sind, die gegnerischen Truppen oder Feinde zu besiegen. Das Besiegen von feindlichen Truppen erfolgt meist durch das *Ausschalten* dieser – sprich indem sie verletzt und damit dienstunfähig gemacht oder gar getötet werden. Die Vernichtung des Gegners oder die Schwächung seiner Armee bis zur Kriegsunfähigkeit ist oftmals die Voraussetzung, die am Ende über Sieg oder Niederlage des Kriegszuges entscheidet. Soldaten mussten also erwarten, während des Feldzuges getötet oder verwundet zu werden. Ihre Aufgabe bestand darin, auf dem Schlachtfeld zu kämpfen, die gegnerischen Soldaten zu töten, zu verletzen oder selbst getötet und/oder verwundet zu werden.[72] Als Militär vor allem der unteren Ränge eine Schlacht und insbesondere einen Krieg unversehrt zu überstehen, ist oftmals unwahrscheinlich. Dies gilt insbesondere für die vormodernen Kriege, bei der die Militärtechnik Gefechte und Angriffe aus sicherer Distanz, wie sie heutzutage beispielsweise mit Kriegsdrohnen erfolgen, nicht ermöglichte.[73]

Das Risiko der körperlichen (und seelischen) Versehrtheit bestand auf vormodernen Kriegsschauplätzen jedoch nicht nur in der eigentlichen Schlacht, sondern Soldaten mussten auch damit rechnen, beim Rückzug, auf Patrouille und Erkundungsmissionen, bei der Lebensmittelbeschaffung oder auf dem Marsch durch feindliche Truppen angegriffen zu werden. Hinzu kamen die noch mangelnde (feld-)ärztliche Versorgung in den Lazaretten sowie die Strapazen durch Hunger, Wetter, Märsche, Gefangenschaft und Krankheiten, die die Überlebenschancen zusätzlich verringerten.[74] Obwohl diese Umstände seit Jahrhunderten

---

72 Vgl. Ulrich Bröckling: Drohnen und Helden, in: Achim Aurnhammer / Ulrich Bröckling (Hg.): Vom Weihegefäß zur Drohne. Kulturen des Heroischen und ihre Objekte (Helden – Heroisierungen – Heroismen 4), Würzburg 2016, S. 290–301, hier S. 295–297.

73 Vgl. ebd.

74 Vgl. Marian Füssel: Ungesehenes Leid? Tod und Verwundung auf den Schlachtfeldern des 18. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 68.1, 1993, S. 30–53.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ein zentrales Element des Soldatenlebens und des Krieges an sich waren, scheint ab der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Wandel in der Darstellung und der Bedeutungszumessung von Kriegsverletzungen und Soldatentod erfolgt zu sein. Literarische, medizinische und philosophische Entwicklungen führten zu einer neuen Wahrnehmung des Körpers und der Sinneseindrücke, die bedeutenden Niederschlag in der Militärkultur fanden und eine neue Sicht auf die Militär- und Kriegserfahrung eröffneten. Dies führte nicht nur zu neuen narrativen Darstellungsmustern in militärischen Selbstzeugnissen, sondern warf auch ein neues Licht auf soldatischen Patriotismus und veränderte schlussendlich auch die Vorstellungen vom militärischen Heldentum. In diesem Unterkapitel soll die Verbindung zwischen Tod, Verletzung, Patriotismus und Heroisierung im militärischen Kontext untersucht werden. Wie werden Tod und Verletzungen von den Militärs in ihren Selbstzeugnissen narrativ dargestellt und welche Rolle nehmen sie im Heroisierungsprozess ein? Welche Deutungen von Patriotismus gehen daraus hervor? Der erste Teil konzentriert sich auf Verwundungen und den Tod auf dem Schlachtfeld bzw. im Kampfgeschehen. In einem zweiten Teil werden dann die körperlichen Strapazen, die oftmals mit Leiden und Ertragen in Verbindungen gebracht werden, in den Blick genommen, anhand welcher sich die soldatische Selbstdarstellung nicht zuletzt dem Märtyrertum annähert.

3.2.1 Verletzungen, Verwundungen und Patriotismus

Ein erster Blick auf militärische Selbstzeugnisse von der Mitte des 18. bis ins 19. Jahrhundert zeigt, dass die Autoren anders mit der Darstellung von Tod und Verwundung umgehen als noch in den Jahrhunderten davor. Nicht nur, dass Verletzungen häufiger erwähnt werden, sie werden auch detaillierter geschildert und sind Grund für nachdenkliche Anmerkungen. So erzählt der Reichsritter Götz von Berlichingen im 16. Jahrhundert in seinen Aufzeichnungen vom Verlust seiner Schwerthand recht knapp und ohne viel Reflexion. Auch die Erwähnung von Schmerzen und damit verbundenen Emotionen treten im Text eher hinter ein Gefühl des Missmuts zurück – und zwar Missmut über ein mögliches Ende seiner Tätigkeit als „Kriegsmann“[75]. Zweihundert Jahre später widmen militärische Autoren ihren im Kampf erlittenen Verletzungen dagegen mehr Aufmerksamkeit in ihren Darstellungen.[76] Ernst von Barsewisch beispielsweise beschreibt, wie er während des Siebenjährigen Krieges angeschossen wird und die sich daraus für ihn ergebenden Folgen detailliert auf mehreren Seiten. Er wird direkt am Anfang einer Schlacht schwer verletzt,[77] liegt anschließend fast eine Stunde verwundet auf dem Boden, bis ein Tambour ihn findet. Obwohl von Barsewisch bei seinen

[75] Götz von Berlichingen: Lebensbeschreibung des Herrn Götz von Berlichingen. Abdruck der Original-Ausgabe von Steigerwald, Nürnberg 1731, Halle 1886, S. 32–33.
[76] Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 67–69.
[77] Vgl. von Barsewisch: Von Rossbach, S. 40.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aus der Retrospektive geschrieben Erinnerungen genaue medizinische Angaben zu seiner Schussverletzung macht, ist er in dem Moment selbst so verwirrt und unter Schock, dass ihm nicht genau bewusst ist, was ihm eigentlich fehlt. Erst als der Tambour ihm aufhilft, um ihn aus der Schussweite der feindlichen Truppen zu bringen, wird ihm klar, wie schwer verletzt er ist, denn „[i]ndem er mich aufrichtete, stürzte mir das Blut haufenweise aus dem Halse und nun fiel ich von neuem nieder."[78] Das Verlassen der Gefahrenzone selbst gestaltet sich daraufhin recht schwierig, da sie weiterhin unter Beschuss stehen und Barsewisch sich zusätzlich einen Streifschuss an der Wade einfängt.[79]

Nachdem sie in einem Landhaus in Sicherheit ankommen, erhält von Barsewisch die nötige medizinische Behandlung, doch sein Leidensweg ist noch nicht zu Ende, denn die feindlichen Truppen rücken an und er muss, gemeinsam mit einem Kameraden, der ebenfalls verletzt ist und im Landhaus verbunden wird, abermals fliehen. Diese Flucht auf dem Pferderücken gestaltet sich für ihn äußert schmerzhaft. Zum Schluss wird er von einem gefangenen feindlichen Feldscher operiert.[80] Diese Operation, bei der die Kugel entfernt wird, beschreibt von Barsewisch über eine ganze Seite lang und erwähnt alle möglichen Details genau – von dem schlechten und stumpfen Federmesser, das der Feldscher benutzen muss, da ihm seine chirurgischen Instrumente gestohlen worden sind, über die Zahl der Schnitte, die gesetzt werden müssen, um die Kugel zu entfernen (10–12 Schnitte) bis zum anschließenden Aderlass, der nach den medizinischen Kenntnissen der Epoche als bestmögliche Vorbeugung gegen Wundfieber betrachtet wurde. Die Kugel selbst behält von Barsewisch anschließend als Andenken.[81]

Von Barsewischs Beschreibung seiner Verwundung ist aufgrund vieler Punkte recht bemerkenswert. Nicht nur, dass sie ungewöhnlich lang ausgeführt wird, sie wird auch bis ins kleinste Detail beschreiben. Er schildert genauestens, wie es zur Verletzung kam, gibt entsprechende medizinische Beschreibungen der Wunde und berichtet, wie sie anschließend chirurgisch behandelt wurde. Vor allem aber spricht er auch deutlich von den Schmerzen, die die Verletzung ihm verursacht hat. Er scheut sich nicht, zu erzählen, wie sehr er darunter gelitten hat und dass die Wunde ihn körperlich sehr einschränkte und bezeichnet sich selbst als „sehr unbehilflich".[82] Seine Darstellung mag auf den ersten Blick nicht besonders militärisch oder gar heroisch anmuten, erinnert sie doch eher an einen gebrechlichen Pflegebedürftigen als an einen jungen, dynamischen Offizier. Doch ein genauerer Blick auf den kulturellen Kontext der Entstehungszeit

78 Ebd., S. 49.
79 Vgl. ebd., S. 49.
80 Auch die Verletzung seines Kameraden beschreibt von Barsewisch detailliert. Der Leutnant aus dem Regiment von Kreckwitz, „welcher an der linken Lende im dicken Fleisch einen Streifschuß durch eine Canonen Kugel dergestalt erhalten hatte, daß das Fleisch bis auf den Knochen völlig davon gelöst war", wird vor ihm verbunden. Ebd. S. 49–50.
81 Vgl. ebd., S. 51–52.
82 Vgl. von Barsewisch: Von Rossbach, S. 50.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des Selbstzeugnisses (Ende des 18. Jahrhunderts) lässt von Barsewischs intensive Auseinandersetzung mit seiner Verwundung auf dem Schlachtfeld nicht ganz so ungewöhnlich erscheinen.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten philosophische, medizinische und literarische Entwicklungen dazu geführt, dass insbesondere Mitglieder der höheren Gesellschaftskreise sich stärker mit ihrem Körper und ihren Empfindungen beschäftigten. Vor allem die Ideen, welche sich mit der Verbindung von körperlichen Erfahrungen und Wissenserwerb beschäftigten, gewannen um 1750 an Konjunktur.[83] Die bedeutendste war hierbei wohl der Kult der Empfindsamkeit oder *sensibilité*, der in ganz Europa rege Verbreitung und Eingang in alle Disziplinen fand, seien es Literatur, Philosophie, Religion oder Medizin – nicht zuletzt deswegen, weil viele der Autoren, die die Thesen zur Empfindsamkeit vertraten, in mehreren Bereichen tätig waren.[84] In der Philosophie nahm der Kult der Empfindsamkeit die Gestalt des Sensualismus (*sensationism*) an, der vor allem in Frankreich und Großbritannien an Einfluss gewann.[85] Während die Ideen des Sensualismus eher intellektueller Natur und einem kleineren Kreis an Gelehrten und Philosophen zugänglich waren, halfen sie doch, den Kult der Empfindsamkeit zu einer populären Version dieser Überlegungen werden zu lassen und damit weiteren Gesellschaftskreisen zugänglich zu machen. Empfindsamkeit oder *sensibilité* wurde in Europa und in Nordamerika zu einer regelrechten Mode: Körperliche Erfahrungen und die dadurch generierten Emotionen und Gefühle wurden zu einem Fokus des alltäglichen Lebens. Zwar wurden Gefühle schon in früheren Jahrhunderten als Ursprung körperlicher Empfindungen gedeutet, doch wurden sie den reinen Überlegungen, die im Geist entstünden, untergeordnet. Die

---

83 Einen ersten Anfang hatte Julian Offray de la Mettrie mit seiner Schrift *L'homme-machine* (1747) gemacht. In diesen auf seinen Erfahrungen als Militärarzt basierenden Überlegungen lehnte er die cartesianische Zweiteilung von Geist und Körper ab. Er ging sogar so weit, die Existenz der Seele oder des Geistes ganz zu verneinen und behauptete, dass Denken und Fühlen alleine von der Materie gemacht würden, wenn diese – ähnlich wie der Aufbau einer Maschine – in der richtigen Ordnung organisiert und strukturiert sei. Das Denken und Fühlen sei dementsprechend das Resultat der materiellen Kondition des Körpers und folglich alle menschlichen Gedanken und Empfindungen dementsprechend materiellen Ursprungs, quasi körperliche Reaktionen. Dies bedeute auch, dass Wahrheit und Kenntnisse nur durch direkte körperliche Erfahrungen möglich seien und dass schwierige körperliche Umstände wie beispielsweise ein Kriegserlebnis das Denken beeinflussten. Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 129–134. Zwar war La Mettries Theorie Zeitgenossen aufgrund seiner Verneinung der Seele zu radikal und er musste mehrmals ins Exil gehen, doch bildeten seine Ideen die Grundlage für die Entwicklung von kulturellen und philosophischen Strömungen, die den Körper und die körperlichen Erfahrungen als zentrale Quelle von Wissen betrachteten.

84 Friedrich Schiller beispielsweise war nicht nur Dichter und Historiker, sondern auch als Feldarzt tätig.

85 Sie wurde u. a. von den der *moral-sense*-Schule des Earl of Shaftesbury und Francis Hutcheson sowie den britischen Empiristen des 18. Jahrhunderts inspiriert. Die Vertreter des Sensualismus wie beispielsweise der französische Philosoph Claude Adrien Helvétius stimmten La Mettrie insoweit zu, dass alle Ideen und jedes Wissen eines Menschen das Ergebnis seiner körperlichen Empfindungen seien. Jeder Gedanke sei somit auf eine Sinneserfahrung, eine körperliche Empfindung zurückzuführen. Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 135.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

neue Interpretation des Kultes der Empfindsamkeit argumentierte jedoch, dass Gefühle als körperliche Empfindungen der eigentlich wahre Ursprung allen Wissens und dementsprechend zentral für das Erlangen von Erkenntnis seien. Aus diesem Grund sei ihnen ein höherer Stellenwert beizumessen als intellektuellen Spekulationen.[86] Diese Überzeugungen hatten auch Folgen für den Alltag: Der Kult der Empfindsamkeit lehrte gleichsam, dass man aufgrund ihrer Bedeutung für den Wissenserwerb genauestens auf seine körperlichen Empfindungen und Gefühle achten solle, um sich ihrem Einfluss bereitwillig zu öffnen und möglichst viele Eindrücke, Erfahrungen, und damit Wissen zu erlangen.[87] Dies führte dazu, dass auch das alltägliche Verhalten, die gesellschaftlichen Umgangsformen und Verhaltensnormen von den Vorstellungen der *sensibilité* geprägt wurden.

Ordnet man also von Barsewischs Selbstzeugnis in diesen kulturellen Kontext ein, verwundert es nicht, dass er in seinem Text so viel Platz auf die Darstellung seiner körperlichen Versehrtheit verwendet hat. Als Adliger gehörte er einem gesellschaftlichen Kreis an, in welchem der Kult der Empfindsamkeit äußerst populär war. Auch wenn er sich nicht unbedingt mit den theoretischen und intellektuellen Implikationen des Sensualismus befasst haben muss, war er doch dem Kult der Empfindsamkeit in den gesellschaftlichen Umgangsformen, der Literatur und Dichtung begegnet, die eine adlige Ausbildung und Lebensweise beeinflussten. Sein genauer Blick auf die körperlichen Empfindungen, allen voran die genaue Beobachtung der Schmerzen und deren Einfluss auf seinen Handlungsspielraum, welcher durch diese Sinneseindrücke plötzlich verändert und stark eingeschränkt wurde, mag für von Barsewisch zwar in dem Moment äußert unangenehm gewesen sein. Im Nachhinein jedoch mag es ihm vielleicht auch als eine lehrreiche Situation erschienen sein, die ihm Zugang zu neuem Wissen und neuer Erkenntnis ermöglichte – auch wenn er nicht genau klarmacht, was er nun aus dieser Erfahrung genau gelernt hatte. Seine narrative Darstellung entsprach auf jeden Fall den literarischen Konventionen der Epoche, in welcher der Fokus auf den Körper, seine Sinneseindrücke und Gefühle einen besonderen Stellenwert innehatte.

Dieser kulturelle Kontext erklärt, warum es für von Barsewisch auch als Militär recht unproblematisch war, sein Leiden und seine Hilflosigkeit so detailliert darzustellen. Dadurch, dass er den Vorfall überlebte, waren sie nämlich kein Zeichen von Schwäche. Ganz im Gegenteil: Für Mitglieder der gesellschaftlichen Eliten bedeutete empfindsam zu sein bzw. über eine große Empfindsamkeit zu verfügen, einen Geist zu besitzen, welcher durch seine Umgebung und Ereignisse leicht bewegt und stark beeinflusst wurde. Durch Sinneseindrücke und Gefühle beeinflussbar zu sein, erforderte Stärke, sowohl mental als auch körperlich. Denn auf keinen Fall sollte man von diesen Erfahrungen überwältigt werden. Der Körper bzw. die Nerven und Fasern, wie es in der neuen medizinischen

86 Vgl. ebd., S. 138.
87 Vgl. ebd., S. 140–141.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sprache hieß, die einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Sensualismus und des Kultes der Empfindsamkeit ausgeübt hatte, müssten zugleich schwach und stark sein, damit der Geist durch die Sinneserfahrungen prägsam und formbar, aber ihnen nicht unterlegen war. Man solle die Welt in ihrer Ganzheit erfahren können, doch noch im Stande bleiben, sie handhaben zu können. Sowohl der grobschlächtige Rohling als auch der schwächliche Weichling waren verpönte Figuren.[88]

Von Barsewisch ist zwar in dem Moment durch seinen Schmerz in seiner körperlichen Verfassung geschwächt, doch er erträgt die Ereignisse und Empfindungen, und anstatt sich von ihnen überwältigen zu lassen und aufzugeben, versucht er jedes Mal auch unter widrigsten Umständen (unter extremem feindlichem Beschuss und kaum fähig, selbst mit Unterstützung auch nur zu gehen) und unter größter Anstrengung (solch starke Schmerzen und körperliche Eingeschränktheit, dass er kaum reiten kann), sein Leben zu retten und weiterzumachen. Nur am Anfang, kurz nach Erhalt seiner Verletzung, ist er zu überwältigt, um alleine wieder auf die Beine zu kommen. Doch dieser Moment vergeht und anschließend kämpft er sich verbissen durch, wohl darauf bedacht, die Sinneseindrücke und Empfindungen seiner Situation genauestens wahrzunehmen und zu registrieren. Dabei evoziert seine Darstellung nicht nur die heroisch-militärischen Qualitäten des Durchhaltens in einer außergewöhnlichen, gefährlichen und eigentlich das Menschenmögliche übersteigenden Situation, sondern vor allem bleibt er auch bei der Darstellung seiner Erfahrungen im Endeffekt dem militärischen Ideal des gefassten Offiziers verhaftet, dessen Aufgabe darin bestand, selbst in chaotischen Situationen den Überblick über das Schlachtgeschehen zu behalten. Obwohl er eine fast tödliche Verwundung erhält und für die restliche Schlacht ausfällt, unterbricht er die Beschreibung seines persönlichen Schicksals (nachdem er zu Boden gefallen ist), um den Fort- und Ausgang der Schlacht zu schildern. So gewährleistet er die lineare Erzählstruktur und die Lesbarkeit des Textes und legt gegenüber seinen Lesern Rechenschaft ab, die, so seine Auffassung, ja seine Memoiren vor allem auch aufgrund der militärisch-geschichtlichen Ereignisse konsultieren.[89] Erst nach einigen Seiten kommt er wieder auf seine individuelle Erfahrung zu sprechen, wo er dann eben über mehrere Seiten hinweg seine Verletzung und die Erfahrung der Todesnähe behandelt. Dieses Einfügen des weiteren Schlachtgeschehens signalisiert nicht nur von Barsewischs militärische Professionalität und das adlige Offiziersleitbild, dem er sich verpflichtet fühlt, sondern es macht deutlich, dass der Kult der Empfindsamkeit keine komplette Gegenbewegung zu den aufklärerischen Dogmen in Bezug auf die Vormachtstellung der Vernunft war. Vielmehr bildete er eine Teilentwicklung der verschiedenen Strömungen der Aufklärung, die hervorhob, dass

88 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Harari: The Ultimate Experience, S. 140–141.
89 Vgl. von Barsewisch: Von Rossbach, S. 11–13.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der aufgeklärte Mensch beides besitzen solle: Empfindsamkeit, sprich Gefühl, und Vernunft.

Von Barsewisch ist nicht der einzige Militär, der sich mit Verletzungen und Tod in seinem Selbstzeugnis auseinandersetzt, wenngleich seine Ausführungen sich umfangreicher, detailreicher und reflektierter gestalten. Auch in den Jahrzehnten nach dem Höhepunkt des Sensualismus berichtet aufgrund der Häufigkeit der Kriegsverwundungen unter den Truppen fast jeder Militär an einem Punkt von seiner eigenen Versehrtheit, der Verwundung eines Kameraden oder allgemein von den Verletzten und Toten auf dem Schlachtfeld. Während in vielen Fällen oft Schock, Trauer oder bloße Resignation Teil der Beschreibung sind, gibt es auch Berichte, in denen ganz klar der heroische Charakter einer Kriegsverletzung hervorgehoben wird. Der Unteroffizier Gottschall, dessen mehrere Tagebücher umfassendes Selbstzeugnis seine Teilnahme am Russlandfeldzug schildert, berichtet 1812 von verletzten preußischen Soldaten:

> Es gab keine Fourage; nur Mannschaften, die zum größten Teil Krüppel waren; aber Munition. Die Verwundeten schwenkten ihre verstümmelten Arme und riefen: ‚Die Preußen müssen siegen!' Es war bewunderungswürdig, wie diese Krieger, denen zum Teil Arme und Beine fehlten, sich in ihrem Blute wälzten, noch zu solchen Ausrufen sich begeisterten.[90]

Obwohl die Soldaten hier schwer verletzt sind, halten sie dennoch an einem patriotischen Eifer fest. Ihre extreme körperliche Versehrtheit – ihnen fehlen immerhin mehrere Körperteile, was sie nicht zuletzt zu Invaliden macht und für ihr späteres ziviles Leben deutliche Probleme mit sich bringen kann – wird hintenangestellt und ihr wird zunächst weniger Bedeutung zugemessen. Was zählt, ist der Sieg der preußischen Truppen. Das eigene Leiden, das eigene Schicksal sind in diesem großen Zusammenhang angesichts des übergeordneten Kriegszieles zweitrangig. Sie sind ein Opfer, das für die patriotische Sache, für das Vaterland und seinen Sieg erbracht werden muss. Diese Aufopferung in Kombination mit den patriotischen Gefühlen weist dabei ganz klare Spuren von Heroisierung auf. Nicht nur, dass die Soldaten ihre Gesundheit und Unversehrtheit, und damit eventuell auch ihre Zukunft für das Allgemeinwohl geopfert haben, sie bewahren zudem eine außergewöhnliche patriotisch-militärische Disposition, die sie in Gottschalls Augen trotz ihrer Unfähigkeit, weiter am Kampf teilzunehmen, dennoch als „Krieger" auszeichnet. Diese eigentlich über den *normalen* Patriotismus der meisten Menschen hinausgehende Hingabe an die eigene Kriegspartei, die sich trotz ihrer unfassbaren, schwierigen Lage nicht verringert, macht sie zu exzeptionellen Militärs, die Bewunderung verdienen und damit gleichsam zu heroischen Figuren werden.

Auch auf französischer Seite und fast ein Jahrhundert nach von Barsewischs Niederschrift gibt es Berichte über das standhafte Verhalten verwundeter Mili-

---

90 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Zu At. 18/19 – II/Bl. 5, S. 550, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tärs. Der Offizier und spätere General Felix Girod de l'Ain berichtet in seinen um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum verfassten Memoiren von der Standhaftigkeit seiner noch unerfahrenen Truppe, wobei ihn ein junger Soldat ganz besonders beeindruckte:

> Il y avait dans nos rangs bon nombre de conscrits qui voyaient le feu pour la première fois; on admira leur bonne contenance; j'en vis un, entre autres, qui, assis per terre au milieu de notre carré, mangeait tranquillement un morceau de pain; je m'approchai de lui pour ordonner de se lever et de rejoindre son rang; pour toute réponse, il souleva le coin de sa capote et me montra une de ses jambes à moitié emportée par un boulet de canon; puis, sans proférer une parole et sans que je remarquasse, sur sa figure, la moindre altération, il continua à manger son pain. Le Soldat qui montrait tant de fermeté n'avait pas encore de barbe au menton.[91]

Die Tatsache, dass die Soldaten zum Teil sehr jung waren und noch nie an einem Gefecht teilgenommen hatten, ist für Girod erwähnenswert, denn aufgrund der fehlenden Erfahrung mit den chaotischen Zuständen und gefährlichen Eindrücken der Schlacht wäre es leicht verständlich gewesen, wenn die Erlebnisse sie überwältigt und in Schrecken versetzt zum Verlieren ihrer Fassung gebracht hätten. Der besonders junge Soldat, dem eine Kanonenkugel gerade das halbe Bein weggeschossen hat, zeigt dabei noch mehr Standfestigkeit und Stärke, da er sowohl von dem Schlachtgeschehen um ihn herum als auch von seiner schwerwiegenden Verletzung so unbeeindruckt bleibt, dass er weder um Hilfe bittet noch sich aus der Formation begibt, sondern weiter ruhig auf dem Boden sitzend sein Brot isst. Aus heutiger Perspektive würde man vielleicht annehmen, dass der Soldat unter schwerem Schock stand und seine Handlungen eher etwas Irrationales, Verstörtes an sich haben. Für Girod war jedoch klar – oder zumindest stellt er es in seinen Memoiren so dar –, dass dieser junge Kämpfer über eine Charakterstärke verfügte, die weit über das geforderte Maß hinausging.

Sowohl die Darstellung bei Gottschall als auch bei Girod sind hier ganz klar als heroisch zu werten: Trotz der Schmerzen stellen die Verwundungen für die verletzten Soldaten kein Hindernis dar, sie verlieren nicht ihren Patriotismus oder militärischen Geist. Ganz im Gegenteil, sie scheinen weiterhin begeistert vom Kampf, hoffen auf den Sieg oder legen eine beeindruckende militärische Standhaftigkeit an den Tag. An der heroischen Darstellung dieser Verletzten lassen sich zwei Beobachtungen festmachen: Erstens waren Verletzungen offensichtlich keine Schande. Während noch einige Jahrhunderte zuvor auf Schlachtfeldern oder in klassischen Zweikämpfen, bei denen das Schwert als Nahkampfwaffe eine dominantere Stellung eingenommen hatte, Verwundungen ein Zeichen bzw. ein Beleg für die Mangelhaftigkeit der eigenen kämpferischen Fähigkeiten waren, galt das nicht mehr für die chaotischen und von Schusswaffen bestimmten Gefechte des 18. und 19. Jahrhunderts. Individuelles kämpferisches Geschick war, wie in Kapitel 1 bereits dargelegt, für einen erfolgreichen Schlachtenverlauf eher zweitrangig. Disziplin, Standhaftigkeit und Organisiertheit schienen weit-

91 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 57.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aus bedeutender zu sein, denn ob ein Soldat einen Gegner mit seiner schlecht funktionierenden Schusswaffe traf bzw. insbesondere, ob er selbst von einer gegnerischen Kugel getroffen wurde, schien eher vom Zufall abzuhängen. Viele Militärs berichten in ihren Selbstzeugnissen, wie eine Musketen- oder Kanonenkugel nur knapp an ihnen vorbeiflog, neben ihnen einschlug oder statt ihrer selbst ihren direkten Nachbarn erwischte.[92]

Diese Berichte zeigen, wie gefährlich der Einsatz auf dem Schlachtfeld war. Heroisch war also nicht unbedingt das individuelle kriegerische Geschick, sondern die Tatsache, dass man sich lebensgefährlichen Situationen aussetzte, und obwohl die eigene Versehrtheit einkalkuliert wurde, dennoch standhaft blieb und eventuell sogar selbst mit einer Verletzung weiterkämpfte. Die Verletzung war hier erstens ein Zeichen dafür, dass man die eigene Angst sowie den körperlichen Schmerz überwand. Ähnlich wie beim Durchhalten unter widrigsten Bedingungen oder dem Leisten von übermenschlichen Einsätzen (siehe Kapitel 1) bildete das Überwinden von Schmerzen und Verletzungen einen Transgressionsprozess, bei dem die eigenen körperlichen Grenzen überschritten wurden und Soldaten gleichsam über sich hinauswachsen konnten. Der Körper und auch der eventuell fragile Geist waren ein Hindernis, eine Begrenzung, die es zu übertreten galt, um über eine wahrhaft militärisch-heroische Disposition zu verfügen bzw. die eigene Selbstdarstellung entsprechend narrativ gestalten zu können. Die aus der Schlachtteilnahme resultierenden Verwundungen waren damit ein Ausdruck von eigener Willenskraft, Ehrenhaftigkeit und Patriotismus, die den verwundeten Soldaten zum Weitermachen motivieren konnten.

Zweitens waren Kriegsverletzungen und Schmerzen ein Beleg für das Opfer, das ein Soldat für das Vaterland bzw. seinen Monarchen erbracht hatte. Sie waren der ultimative Beweis, dass ein Mann nicht nur am Krieg teilgenommen hatte, sondern dass er den Kriegszielen gedient und dafür seine körperliche Unversehrtheit für *die Sache* gegeben hatte. So wurden Verwundungen sogar aufgewertet und teilweise auch politisch instrumentalisiert. Während der französischen Revolution präsentierten Veteranen in öffentlichen Zeremonien und politischen Clubs dem Publikum ihre Verwundungen, um so dessen Stimmung gegen die antirevolutionären Kräfte anzuheizen.[93] Auch in der schriftlichen Propaganda spielte die Darstellung von Verwundungen eine zentrale Rolle. In der Zeitschrift *Recueil des Actions Héroïques et Civiques des Républicains Français* finden sich zahlreiche Berichte über auf dem Schlachtfeld verletzte Soldaten, die nicht nur den Verlust oder die Amputation unterschiedlicher Körperteile stoisch ertrugen, sondern anschließend auch patriotische Parolen angesichts der Körperverlet-

92 Vgl. Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 5, S. 30.

93 Vgl. Sean M. Quinlan: Men without Women? Ideal Masculinity and Male Sociability in the French Revolution, 1789–99, in: Christopher E. Forth / Bertrand Taithe (Hg.): French Masculinities. History, Culture and Politics, New York 2007, S. 31–50, hier S. 41.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zungen riefen.[94] Ein Kanonier ließ sich nicht ausheilen, nachdem ihm der untere Kiefer zerschossen worden war, sondern verkündete: „Ai-je donc besoin, […] de mâchoire pour combattre nos ennemis? j'ai mes deux bras, j'ai la vue bonne; c'en est assez pour pointer une piece de canon & abattre plus d'une mâchoire ennemie."[95] Gleich mehrere angeschossene Soldaten entfernten die Kugeln aus ihren Körpern, luden damit ihre Gewehre und schossen zurück, begleitet von Kommentaren wie „Tiens, voilà comme les Républicains se battent…" und „J'ai encore des balles, je n'ai pas besoin des tiennes".[96] Und der Infanterist Charles-Gabriel Legris erträgt nicht nur die Schmerzen seines zerschossenen Beines, sondern auch dessen Amputation „avec un courage héroïque". Zudem äußert er auch noch den patriotischen Satz „O ma patrie […] reçois-en le sacrifice!"[97]

Die dargestellten Verwundungen waren somit nicht nur Ausdruck der barbarischen Verbrechen der konterrevolutionären Kräfte gegen das revolutionäre Frankreich,[98] sondern die Narben und Verletzungen wurden zugleich Ausdruck von patriotischer Opferbereitschaft, Pflichterfüllung und Diensteifer – militärische Qualitäten, die für alle Militärs auf dem Schlachtfeld bedeutende Elemente des heroischen Leitbildes waren. Mehr noch, durch die Universalität der Kriegsverletzungen – Soldaten niedriger Ränge wurden auf dem Schlachtfeld genauso verletzt wie Offiziere – wurden sie zu einem sichtbaren heroisch-militärischen Merkmal, das zum einen auf innere militärische Tugenden verwies und zum anderen die Demokratisierung der heroisch-militärischen Darstellung förderte. Jeder Militär konnte unabhängig von seinem Rang während der Schlacht verletzt werden und wenn Narben Teil der heroisch-militärischen Ästhetik wurden, so wurden sie eben auch ein für alle sogar ziemlich einfach erreichbares Heroisierungselement.[99]

Verletzungen sind also seit dem Siebenjährigen Krieg ein wichtiges Element der militärisch-heroischen Darstellung – allerdings aus verschiedenen Gründen: Während Mitte und Ende des 18. Jahrhunderts Sensualismus und der Kult der Empfindsamkeit körperliche Empfindungen, zu denen gerade auch schwere Verwundungen gehörten, als ein Instrument der Erkenntnis begriffen und diese damit essentiell für einen Offizier in seiner Darstellung als sensibler militärischer Beobachter wurden, der durch seine Kriegserfahrungen zu einem tieferen Ver-

94 Vgl. Clarke: Valour, S. 54–55.
95 Recueil des Actions Héroïques et Civiques des Républicains Français, Nr. IV., S. 6. Dass der verletzte Soldat trotz zerstörtem Kiefer offenbar noch reden konnte, wurde im Zeitungsbericht nicht hinterfragt.
96 Recueil., Nr. V., S. 15.
97 Ebd., Nr. IV, S. 20.
98 Vgl. Clarke: Valour, S. 54.
99 In der NS-Zeit wurden Narben und Kriegsverletzungen teilweise sogar als besonders anziehendes männliches Aussehen propagiert. Siehe hierzu Vera Marstaller: Zur Erotik des Kriegsversehrten. Nationalsozialistische Maskulinitätsdiskurse im Kontext extremer Gewalterfahrung, in: Olmo Gölz und Cornelia Brink (Hg.): Gewalt und Heldentum (Helden – Heroisierungen – Heroismen 16), Baden-Baden 2020, S. 103–134.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ständnis seiner selbst und der Welt im Allgemeinen gelangt war, spielten in der Französischen Revolution Verletzungen und Verwundungen eine elementare Rolle in der Demokratisierung heroischer Zuschreibungen. Die niedrigschwellige Erreichbarkeit des heroischen Elements „verwundet im Kriegsdienst" für alle Soldaten ließ sich hervorragend mit dem geforderten Patriotismus und Einsatz für die *patrie* und die Revolution verknüpfen. Diese Öffnung und Erreichbarkeit des militärischen Heldenstatus für einfache Soldaten diente der revolutionären Regierung dabei für Mobilisierungszwecke, denn die *levée en masse* 1793 und die bis dato nicht gekannte Größe einer Armee hatten das Bedürfnis nach neuen Motivierungsstrategien aufgezeigt. Die Aufwertung des Soldatenstandes war der französischen Regierung also ein gezieltes Anliegen und sie bemühte sich deshalb um diverse Strategien der Heroisierung einfacher Soldaten, die in der Praxis unterschiedlichste Formen annahmen: von intensiven ‚Propagandakampagnen' in Form von Pamphleten, Liedern, Feierlichkeiten, Militärparaden bis hin zu literarischen Werken und Zeitungen wie der *Recueil des Actions Héroïques*, die unter der Bevölkerung und der Armee weitverbreitet wurden. Napoleon griff diese heroisch-militärischen Demokratisierungsstrategien auf und verstärkte sie zusätzlich durch das Einführen der für alle Statusgruppen frei zugänglichen Auszeichnung der *Légion d'honneur* bis hin zu den Reformen, welche eine Militärkarriere bis zu den höchsten militärischen Rängen zumindest theoretisch für alle Militärs möglich machte.[100] Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch auf deutscher Seite beobachten, vor allem in Preußen, wo die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1813/14 neue Strategien zur Motivation der Truppen, aber auch der Gesellschaft für den Kampf bedurfte, die der Wehrpflicht nicht unbedingt immer begeistert entgegensahen.[101] Hier übten sich auch Mitglieder der höheren Gesellschaftsstände, Intellektuelle und Militärreformer an der Verbreitung von patriotisch-propagandistischen Schriftwerken und 1813 führte der preußische Monarch Friedrich Wilhelm III. den *demokratischen* Orden des Eisernen Kreuzes ein. Schon 1806/07 wurde sich in Preußen außerdem um Militärreformen bemüht, die die Offiziersränge für Bürgerliche zugänglicher und den Wehrdienst für einfache Soldaten attraktiver machen sollten.[102]

Dass diese Programme sowohl auf französischer als auch deutscher Seite durchaus ihr Ziel erreichten, Männer für den Kriegseinsatz zu mobilisieren, zeigen vor allem die Aussagen in Selbstzeugnissen der Freiwilligen. Johann Krahnert berichtet in seinem Tagebuch beispielsweise von seinen patriotischen Gefühlen und seiner Motivation zur Kriegsteilnahme nach dem Aufruf *An mein Volk* von Friedrich Wilhelm III. und von der Gründung der Freiwilligenregimenter.[103] Ähnlich verhält es sich bei dem Freiwilligen Lietzmann, der in seinen

100 Siehe Schilling: Kriegshelden, S. 45–56.
101 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 84–85.
102 Vgl. ebd., S. 84–85 und Leonhard: Bellizismus, S. 246–247, S. 383
103 Vgl. Krahnert: Tagebuch, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfassten Memoiren beispielsweise recht ausführlich seinen Entschluss und seine Bereitschaft, gegen Frankreich in den Kampf zu ziehen, bespricht – eine Entscheidung, die er schon während seiner Kindheit und Jugend getroffen hatte und die durch die entsprechenden motivierenden Verlautbarungen der preußischen Obrigkeit beeinflusst worden war.[104] Und auch die *volontaires* der Französischen Revolution wie Favier der Ältere belegen in ihren Selbstzeugnissen die Mobilisierungsstrategien der Regierung, da sich ihre Entscheidung, freiwillig in den Krieg zu ziehen, stark am Appell der Obrigkeiten an den patriotischen Geist der Bevölkerung festmachte.[105] Gerade auch unter Napoleon lässt sich in den untersuchten Quellen eine gewisse Begeisterung für den Kriegseinsatz feststellen, wie z. B. bei Girod de l'Ain, der von seinem „envie de servir à la grande armée"[106] spricht und, da er erst nach der Schlacht von Jena 1806 in den aktiven Dienst tritt, von der Angst, dass er und seine Kameraden von der Militärschule nun bloß während der Friedenszeit in die Armee eingegliedert werden würden und „cette idée nous était très pénible, tant était grande notre impatience de trouver l'occasion de nous signaler; aussi, apprîmses-nous avec joie que nous serions conduits en poste, jusqu'au quartier général impérial."[107]

Die einmal so angefangene Demokratisierung der Heroisierungen von einfachen Soldaten konnte selbst in Zeiten der Restauration und der von den konservativ-monarchischen Regierungen geforderten Rückkehr zu den Kabinettskriegen mit stehenden Heeren nicht mehr rückgängig gemacht werden, spielte doch die Heroisierung der Veteranen sowohl auf französischer als auch auf deutscher Seite für unterschiedliche politische Lager eine entscheidende Rolle in den bellizistischen, aber auch geschichtspolitischen Diskursen. So wurden die Veteranen der Revolutions- und Napoleonischen Kriege in den unmittelbaren Jahrzehnten der Nachkriegszeit zwar von der monarchisch-konservativen Obrigkeit entweder gar nicht oder nur im kalkulierten Maße in der Erinnerungskultur und -politik herangezogen,[108] doch stützte sich Napoleon III. in den 1850er Jahren wieder vermehrt auf die Kämpfer der Revolutions- und Napoleonischen Kriege, um über ihre Heroisierung zum einen die eigene Herrschaft zu stabilisieren und zum anderen über ihre Vorbildfunktion neue Soldaten entsprechend zu mobilisieren und zu motivieren.[109] Vor allem aber blieben die *volontaires* für die republikanischen und demokratischen Lager gerade in Zeiten von Krisen wie 1830, 1848 oder auch 1870 ein sinnstiftender Bezugspunkt: Zum Ideal der Vater-

104 „Ich wäre schon damals gern Soldat geworden; aber ich war noch zu jung und zu klein dazu." Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 2. Siehe auch ebd., S. 14., S. 17.
105 Vgl. Duchet (Hg.): Deux volontaires, S. 13–15.
106 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 10.
107 Ebd., S. 11.
108 Siehe Kapitel 1.2. und 2.2.
109 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 100–103 und Leonhard: Bellizismus, S. 539. Siehe auch Kapitel 2 und das folgende Unterkapitel.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

landsverteidiger stilisiert, engagierten sie sich in einem von Bürgern geführten Befreiungskampf aller unterdrückten Völker und wurden so zum Gegenbild der stehenden Heere, welche von der republikanischen Seite als Instrument der Unterdrückung der Fürsten wahrgenommen wurden.[110]

Auf deutscher Seite spielten die Soldaten der Befreiungskriege in den unterschiedlichen Territorien dagegen für die Monarchien und Fürsten eine funktionale Rolle in ihren in Kapitel 2 beschriebenen *memory politics* und geschichtlich-legitimistischen Traditionsbildungen.[111]

Zudem erlaubten vor allem auch die Repräsentanten des bürgerlichen Lagers kein Umkehren der Heroisierungsmöglichkeiten einfacher bzw. bürgerlicher Soldaten. Die nach 1815 einsetzende populäre Erinnerungskultur der antinapoleonischen Kriege betonte nicht nur ausführlich den Einsatz der Freiwilligen Regimenter, sondern in den Erinnerungsdiskursen wurden die Erfahrungswerte „des universalisierten Bürgerkriegs und bellizistische Konnotationen von Volk und Nation" dem Paradigma des eingehegten Staatenkrieges entgegensetzt.[112] Diese Notwendigkeit der Beteiligung des Volkes und damit auch der emanzipierten Staatsbürger am Krieg wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder durch liberal-bürgerliche Sprachrohre hochgehalten, sei es in Debatten um die Heeresverfassung, Diskurse um die Form des Volkskrieges oder auch die Bemühungen, den Einsatz der bürgerlichen Elemente im Heer während der Kriege der 1860er und insbesondere im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 als essentiell für den positiven Schlachtenverlauf hervorzuheben.[113] Deshalb verwundert es nicht, das ebenfalls eine Kontinuität der während der Französischen Revolution etablierten Bedeutung des universell zugänglichen Heldenmerkmals der Verletzung und Verwundung im Kriegseinsatz bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, ja sogar bis in die Weltkriege hinein[114] zu beobachten ist. Weder die Kriegsdiskurse noch die sozial-politischen Entwicklungen im 19. Jahrhundert hätten eine Rückkehr von der Öffnung der Heldenbilder für alle Soldaten zugelassen, und da Verwundungen und Verletzungen ein Teilelement dieser Demokratisierung der heroischen Darstellungen bildeten, war auch keine Abkehr von diesem heroisch-militärischen Merkmal möglich.

3.2.2 Heldentod und Ertragen für das Vaterland

Verletzungen und Verwundungen waren nicht die einzigen Risiken, denen Soldaten auf dem Schlachtfeld ausgesetzt waren. Die größte Gefahr, welche nicht zuletzt auch oft die Folge der Kriegsverletzungen war, bildete der Tod. Dieser war vor allem

110 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 506–507.
111 Siehe Kapitel 2.2., vgl. Becker: Bilder, S. 129–33.
112 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 425.
113 Vgl. Becker: Bilder, S. 124–127, 149–151, 191–195.
114 Siehe Marstaller: Zur Erotik.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für die Militärs niedriger Ränge bei Kriegseinsätzen des 18. und 19. Jahrhunderts oftmals zu erwarten: Die tödlichen Situationen, denen Soldaten ausgesetzt waren, waren zahlreich und unausweichlich. Dies betraf nicht nur die eigentlichen Kampfeinsätze, sondern auch die Strapazen, die mit den langen Märschen verbunden waren und aufgrund von mangelnder Versorgung Krankheiten, Unterernährung, Erfriererungen und totale Erschöpfung mit sich brachten. Die Zustände in den Lazaretten dieser Epoche waren ebenfalls wenig hilfreich, sondern oftmals ein noch größeres Risiko für die körperliche Unversehrtheit.[115] Selbst die Einquartierung bei Zivilisten im Feindesland konnte die Sicherheit des eigenen Lebens gefährden, wie der Unteroffizier Gottschall über seine Teilnahme an den Napoleonischen Kriegen berichtet: „Es ging nach Chalons, wo wir Marschquartier bezogen. Diese waren nicht schlecht und nicht gut; erstens, weils nichts fehlte, zweitens, weil man uns lieber vergiftet hätte."[116]

Aufgrund der ständigen Präsenz von Todesgefahr verwundert es nicht, dass Militärs nicht nur häufig vom Tod in ihren Selbstzeugnissen berichten, sondern dass auch ein Bewusstsein für den eigenen Tod und die eigene Sterblichkeit in diesen Darstellungen mitschwang. Dies führte nicht zuletzt zu einer gewissen Schwermut und Angst, wie u. a. aus den Briefen des Siebenjährigen Krieges hervorgeht. Der Soldat Frank Reiß schreibt in einem Brief von 6. Oktober 1756 nach einer heftigen Schlacht, in der er nicht nur seine Kameraden hatte sterben sehen, sondern bei der er auch selbst fast getötet wurde, an seine Frau: „Nun, liebes Kind, denke einmal nach, wie uns zu Muthe muß gewesen sein, des Morgens nüchtern zur Schlachtbank hingeführt und nicht das Geringste davon gewußt."[117]

Auch von Barsewisch berichtet in seinen Aufzeichnungen über den Siebenjährigen Krieg vom Tod eines neben ihm stehenden Kameraden, doch im Gegensatz zu Reiß weiß er zu berichten, dass dessen Tod „eine außerordentliche Impression bei mir" verursacht habe, und zwar nicht so sehr, weil er noch nie den Tod eines Menschen auf dem Schlachtfeld miterlebt hatte (er hatte kurz zuvor sowohl seinen Major als auch viele tapfere Soldaten und sogar das Pferd seines Monarchen fallen sehen), sondern weil er selbst zur Seite treten musste, damit der Körper seines Kameraden zu Boden fallen konnte. Aus diesem Grund „rührete mich dieses doch am meisten".[118]

Solche Darstellungen wirkten auf den ersten Blick wenig heroisch, doch ähnlich wie bereits im ersten Teil dieses Kapitels für Schmerzen und Verletzungen dargelegt, lassen sich auch hier narrative Strategien identifizieren, die Todeserfahrungen und den Umgang mit dem Tod in heroisch-militärische Darstellungen umsetzten. Die Auseinandersetzung mit solchen Erlebnissen erfolgte

115 Füssel: Ungesehenes Leid. S. 34, S. 48–49.
116 GStAPK, IV HA, Rep. 15. B, Nr. 7, Zu At. 18/19 – V- Bl. 6, S. 594, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815.
117 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 30.
118 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 78.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durchaus anhand gewisser kultureller Konventionen, die nicht zuletzt, und dies deutet das Beispiel von Reiß mit seinem fehlenden Wortschatz bereits an, auch durch sprachliche, literarische und propagandistische Topoi und Entwicklungen im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts geprägt waren. Dadurch wurde aber nicht zuletzt auch die heroisch-militärische (Selbst-)Darstellung für die Adressaten der Selbstzeugnisse verständlicher und annehmbarer.

Heldentod und Selbstopfer

Ein wiederkehrendes Narrativ in den militärischen Selbstzeugnissen in Bezug auf Tod ist das des Heldentodes. Warum der Tod auf dem Schlachtfeld als heroisch gewertet werden kann, hat mehrere Gründe. Erstens bildet der Tod an sich die ultimative Form der Grenzüberschreitung, er ist quasi der Inbegriff von Transgression. Der Übergang vom Leben in den Tod bedeutet, die ultimative Grenze zu überschreiten und vom Bekannten und Erfahrbaren ins Unbekannte überzutreten. Die Transgression bildet, nach Ulrich Bröckling und Tobias Schlechtriemen, ein zentrales Element des Heroischen. Doch der Tod allein ist nicht unbedingt heroisch, da Sterben die universellste und natürlichste Konstante für jedes Lebewesen darstellt. Was den heroischen Tod ausmacht, ist die Verbindung des Sterbens mit dem Opfer, das der Held für die Gemeinschaft, seine religiöse oder politische Überzeugung sowie eine andere ihm übergeordnete Sache erbringt. Er setzt sich nicht nur für etwas ein, sondern ist bereit, für seine Überzeugung bis zum Äußersten zu gehen und dafür sein wertvollstes Gut einzusetzen – das eigene Leben. Oder wie Herfried Münkler es ausgedrückt hat: „Zum Helden kann nur werden, wer bereit ist, Opfer zu bringen, eingeschlossen das größte, das des Lebens."[119] Dies kostet nicht nur Überwindung, sondern auch eine extreme Festigkeit der Überzeugung, denn die Furcht vor dem Tod und das versuchte Vermeiden von tödlichen Situationen bilden einen natürlichen Reflex, den Überlebensinstinkt, der den meisten Lebewesen angeboren ist. Damit verfügt eine Person, die in Todesverachtung bereit ist, die eigene Versehrtheit und das persönliche Wohlbefinden aufzugeben, um für eine Sache zu kämpfen, die größer ist als sie selbst, über eine exzeptionelle Charakterstärke. Nicht jeder Mensch ist zu diesem Opfer und Einsatz bereit, bereit, die natürliche Angst vor dem Tod zu überwinden. Damit wird eine Person, die den Heldentod stirbt, zu einer exzeptionellen Figur und erfüllt in ihrem Tod ein weiteres Element des Heroischen – die Außergewöhnlichkeit. Zugleich verstärkt das Selbstopfer die Form der Grenzüberschreitung: Es erfordert das Überschreiten der eigenen Angst, des eigenen Überlebensinstinktes und der persönlichen Zweifel.

Zweitens bietet der Tod von Soldaten so unzählige Möglichkeiten für etwaige Instrumentalisierungen. Nicht nur der Verweis auf die Vergänglichkeit des

[119] Münkler: Gesellschaften, hier S. 742.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heroischen (Helden sterben wie alle anderen Menschen auch), sondern auch das appellative und bewundernswerte Element tritt im Heldentod sichtbar hervor.[120] Zum einen verweist die Sterblichkeit des Helden auf seine Menschlichkeit und damit Nahbarkeit und bietet somit ein größeres Identifikationspotenzial für eine Vielzahl von Verehrern als die unerreichbaren Leistungen und der Status von Halbgöttern oder politischer Führungsfiguren wie Monarchen oder Kaisern. Zum anderen werden der Tod des militärischen Helden und die Motive, die ihn zum Selbstopfer bewegten, zur Projektionsfläche für die Verehrergemeinde, die daran Bewunderung, positive Konnotationen sowie eventuelle Nachahmungsaufforderungen festmachen. Diese posthumen Heroisierungen haben den Vorteil, dass die Toten nicht mehr gegen die heroische Darstellung Einspruch erheben oder den heroischen Status durch späteres Handeln und Verhalten in Verruf bringen können.[121] Obrigkeiten sowie Gesellschaften können also recht einfach und auf diversen Ebenen von der Instrumentalisierung des heroischen Todes von Militärs profitieren: Der Heldentod von Soldaten kann beispielsweise den sozialen Zusammenhalt und die gesellschaftliche Ordnung stärken. Das notwendige Opfer des heroischen Todes wird als bewusster Beitrag für die Gemeinschaft sowie ihrer Norm- und Wertvorstellungen gesehen, die so zugleich bestätigt und reproduziert werden. Diese Funktionalisierung wird vor allem in der Erinnerungskultur gestützt durch Erinnerungspraktiken wie militärische und nationale Feiern an bestimmten Gedenktagen, das Errichten von Gefallenendenkmälern und die literarische Produktion von entsprechendem verehrendem Inhalt. Damit wird das Erinnern an die gefallen Soldaten aber nicht bloß ein reines Gedenken, denn indem des Opfer der Militärs in den Mittelpunkt gerückt wird, wird zugleich ein Appell an die Hinterbliebenen und Nachkommen gerichtet, sich nicht nur zur Ehrung dieser Opfer zu verpflichten, sondern auch selbst mit entsprechender Opferbereitschaft für die Gemeinschaft einzutreten und in eventuellen zukünftigen Kriegen den gleichen Kriegsdienst für das Vaterland und die Nation zu leisten.[122] Damit dienen der heroische Tod von Militärs und seine Rolle in der militärischen Erinnerungskultur der „intergenerationellen Reproduktion eines Kollektivs".[123] Es verwundert also nicht, dass der Begriff des Heldentodes im Rahmen der massenhaften Toten im Ersten und Zweiten Weltkrieg vielfach von der Obrigkeit instrumentalisiert worden ist.[124] Doch wird der Begriff im 20. Jahrhundert nicht zum ersten Mal von Regierungen zu Propagandazwecken und zur Kriegsmobilisation eingesetzt. Die Stilisierung von toten Sol-

120 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/tsd1.0.20191007.
121 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.
122 Dieser Absatz folgt Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.
123 Egon Flaig: Symbolischer Tausch und heldischer Tod, in: Karl Heinz Bohrer / Kurt Scheel (Hg.): Heldengedenken. Über das heroische Phantasma, Stuttgart 2009, S. 843–848, hier S. 845.
124 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daten zu gefallen Helden, die ihr Leben für das Vaterland ließen, stützt sich auf eine Heroisierungstradition des späten 18. und 19. Jahrhunderts. Die Idee der Aufopferung für das Vaterland und die von ihm vertretenen Werte wurde erstmals während der Französischen Revolution gezielt und in größerem Umfang in der Propaganda eingesetzt, um die französischen Soldaten für den Kriegseinsatz zu motivieren. Das betraf am Anfang die Freiwilligen der ersten Kriegsjahre, die *volontaires,* und anschließend das Massenheer, das mit der *levée en masse* 1793 entstanden war. Diese umfangreiche Erhebung von Soldaten in der gesamten Bevölkerung brauchte neue Motivationsstrategien, die nicht nur die Soldaten auf die Sache der Revolution einschworen, sondern auch eine Akzeptanz in der Bevölkerung für den fast universellen Kriegsdienst der Söhne und später auch Ehemänner schaffen sollten.[125] Die Möglichkeit der heroischen Darstellung von einfachen Soldaten, vorher nur in einem recht geringen Maße für die unteren militärischen Ränge verfügbar, war eine Option, dieses Vorhaben umzusetzen. Die Heroisierung als zentrales Element der Mobilisierungsstrategie wurde zum einen, wie in Kapitel 2 bereits beschrieben, umgesetzt durch eine umfassende und in die zivile Bevölkerung hineinreichende Militärkultur, in welcher Belohnungen und Auszeichnungen sowie militärische Ehrungen durch Festivitäten und Feiern eine zentrale Rolle spielten. Zum anderen wurde der Patriotismus der Soldaten (und auch der Zivilisten) in den Vordergrund gerückt. Die Hingabe zu den ideellen Werten der Revolution und zur *patrie* wurde zu einem essentiellen Element der patriotisch-militärischen Haltung. Am stärksten beglaubigte diese der selbstaufopfernde Kampfeinsatz auf dem Schlachtfeld, der nicht selten mit dem Tod endete. Der Tod auf dem Schlachtfeld war ein wichtiges Merkmal des militärischen Patriotismus und wurde deswegen entsprechend heroisiert und instrumentalisiert – nicht zuletzt auch, weil er die ultimative Gleichstellung darstellte. Der Heldentod bildete damit eine Möglichkeit der Heroisierung, die allen offenstand bzw. die jeder ohne große Hindernisse und Einschränkungen irgendwie erreichen konnte.

Die Idee des Heldentods wurde umfassend durch die revolutionäre Regierung propagiert. Ein wichtiges Organ bei der Verbreitung dieser Heroisierungsform bildete die bereits erwähnte Zeitschrift *Recueil des Actions Heroïques et Civiques des Républicains Français.* Der *Recueil* bildete eines der größten Propagandaprojekte der Französischen Revolution. Nur einen Monat, nachdem die *levée en masse* von der *Convention Nationale* verabschiedet worden war, stellte der Priester Henri Grégoire dieser seine Idee einer monatlichen Zeitschrift vor, die über heroische Taten französischer Bürger berichten sollte. Die Taten sollten der Bevölkerung als Vorbild gereichen und die Kriegsbegeisterung bei ihr wecken. Die *Convention Nationale* nahm den Vorschlag begeistert an. Auch wenn Grégoire relativ bald als Redakteur ersetzt wurde, erschien die besagte Zeitschrift im Januar 1794 das erste Mal unter dem Namen *Annales du Civisme et de la*

[125] Vgl. Minelli: Soldat.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vertu. Im nächsten Monat wurde sie in *Recueil des Actions Héroïques et Civiques des Républicains Français* umbenannt und ihre Auflage auf 150.000 Exemplare erhöht. Damit bildete der *Recueil* eine der am weitesten verbreiteten Publikationen des 18. Jahrhunderts und schlug in ihrer Auflagenzahl selbst äußerst populäre revolutionäre Zeitschriften wie den *Père Duchesne* mit 12.000 Exemplaren pro Ausgabe um Längen.[126] Mehr noch, die Zeitschrift wurde kostenlos von der Regierung in jeder Gemeinde, in den politischen Clubs und Gesellschaften, in den Schulen sowie in jedem Armeebatallion verteilt. Des Weiteren wurden ganze Ausschnitte daraus in anderen populären Zeitungen wie dem *Mercure de France* oder dem *Feuille Villageoise* abgedruckt, die selbst mehrere Tausende von Abonnenten hatten. Der *Recueil* erreichte somit Leser selbst in den entlegensten ländlichen Regionen in Frankreich. Da sie oft in den Cafés oder politischen Clubs verlesen wurde, kamen auch Menschen, die weniger oder gar nicht lesen und schreiben konnten, mit ihrem Inhalt in Kontakt. Durch diese Verbreitungspraktiken schätzt Joseph Clarke, dass die Zahl des Publikums des *Recueil* mehrere Millionen umfasst haben muss.[127] Auch wenn die Veröffentlichung des *Recueil* nur sechs Monate dauerte und im August 1794 abrupt eingestellt wurde, argumentiert er, dass der Einfluss der Zeitschrift aufgrund ihrer regen Verbreitung doch entscheidend gewesen sein muss.[128]

Dieser Einfluss äußerte sich vor allem in der Darstellung des soldatischen Todes. Wie Clarke bereits anmerkte, scheint die umfangreiche und detaillierte Erwähnung von Todesfällen auf dem Schlachtfeld für den Rekrutierungsprozess auf den ersten Blick eher unvorteilhaft. Doch angesichts einer politischen Kultur der *Terreur*, in welcher das Motto „La République une et indivisible – Liberté, Égalité, Fraternité ou la mort" in Paris die Runde machte, jakobinische Divisen wie „Vivre libre ou mourir" oder „La liberté ou la dernière goutte de sang"[129] an der Tagesordnung waren und ein Kult um republikanische Märtyrer öffentliche Zeremonien dominierte, verwundern diese Darstellungen weniger.[130]

Die Beschreibungen folgten immer dem gleichen narrativen Muster: Der Tod wurde in ihnen stets mit Patriotismus und Selbstopfer in Verbindung gebracht und dadurch stark heroisiert. Denn sie feierten nicht nur den Mut und die Gefasstheit der Soldaten angesichts des Todes, sondern dieser bildete zugleich den höchsten Ausdruck der republikanischen (Staats-)Bürgerschaft.[131] Der 22 Jahre alte Soldat Pierre Albine beispielsweise kämpft gegen drei Österreicher gleichzeitig, tötet

---

126 *Père Duchesne* war dabei selbst eine Zeitschrift mit hoher Auflagenzahl. Andere revolutionäre Zeitungen und Zeitschriften verkauften im Schnitt nicht mehr als 5000 Exemplare pro Ausgabe. Vgl. Clarke: Valour, S. 51.

127 Das gesamte Abschnitt zur *Recueil* folgt den Ausführungen von Clarke: Valour, S. 50–52.

128 Vgl. ebd.

129 Picard (Hg.): Lettres, S. XVIII. Dies findet sich auch in Briefen wie beispielsweise dem Brief eines Freiwilligen vom 29. Oktober 1792 an seinen Vater. Ebd., S. 2.

130 Vgl. Joseph Clarke: Commemorating the Dead in Revolutionary France: Revolution and Remembrance, 1789–1799, Cambridge 2007.

131 Vgl. Clarke: Valour, S. 55.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwei und wird vom dritten tödlich mit dem Bajonett verwundet. Im Sterben äußert er „le doux nom de patrie".[132] Ähnlich verhält sich auch der Freiwillige Etienne Brisson, der von zwei Kugeln getroffen wird: „ ‚Je meurs, s'écrie ce héros, mais je ne mourrai pas sans vengeance:' il dit, charge & tire plusieurs coups, au cinquieme il expire."[133] Und der *marchéal des logis* des vierzehnten Jägerregimentes Dandurand erhält nicht nur 31 Schüsse und zwölf Säbelhiebe, sondern als er in die Hände der Feinde fällt, stellen diese ihn vor die Wahl „vive Louis XVII." zu rufen oder den Tod in Kauf zu nehmen. Dandurand antwortet darauf „avec vivacité": „VIVE LA REPUBLIQUE!"[134] Selbst schwerverletzt kämpfen die Soldaten verbissen weiter und im Angesicht des Todes halten sie an den Idealen der Revolution und der *patrie* fest. Weder fürchten sie den Tod, noch hindert sie die Aussicht darauf an der Ausübung ihrer militärischen Pflicht. Sie sind also nicht nur militärisch effektiv, standhaft, mutig, sondern auch noch äußerst patriotisch. Auch wenn der Tod dieser Militärs als solcher nicht explizit als Heldentod bezeichnet wird, steht außer Frage, dass er heroisiert wird – entweder, indem die Sterbenden klar als Helden benannt werden und/oder indem die Narration ihnen die entsprechenden heroisch-militärischen Qualitäten zuschreibt. Die Exzeptionalität ihrer Haltung sowie ihrer Handlungen verstärkt dabei diesen Eindruck: Die Soldaten überschreiten nicht nur die Grenzen ihres hemmenden Überlebensinstinktes, ihrer Angst und ihrer Schmerzen, sondern sie übertreten auch die ultimative Grenze zwischen Leben und Tod. Die Verbindung dieser verschiedenen Transgressionen in Kombination mit der Außergewöhnlichkeit der Umstände ihres Todes lässt die gefallenen Soldaten klar als Helden hervortreten.

Was an den hier zitierten Beispielen deutlich wird, ist der Versuch des *Recueil*, anhand des patriotischen Selbstopfers militärischen Mut und Heldentum zu demokratisieren und von seinem elitären Charakter zu befreien. Im Gegensatz zu heroischen Darstellungen im *Ancien Régime,* die vorrangig auf die Heroisierung der adligen Militärführung ausgerichtet waren oder dem Kult um die *grands hommes*, die mit wenigen Ausnahmen einer sozial exklusiven Gesellschaftsschicht angehörten, legte der *Recueil* den Fokus explizit auf die Mitglieder der unteren Bevölkerungs- und Militärkreise.[135] Die Erwähnung des Mutes, des patriotischen Einsatzes und der bewundernswerten Taten einfacher Soldaten und Zivilisten fungierten in den propagandistischen Darstellungen nicht nur als Vorbilder und Anleitungen für die Leserschaft, sondern stellten auch einen Bruch mit den militärischen Heroisierungsstrategien des *Ancien Régime* dar, der sich auch in den recht graphischen und detaillierten Darstellungen von Blut, Ver-

132 Recueil, Nr. IV., S. 23.
133 Recueil, Nr. II., S. 20–21.
134 Recueil, Nr. I, S. 10.
135 Vgl. Clarke: Valour, S. 55–60.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

letzungen und Sterben äußerte. Der heroische Tod stellte hierbei die ultimative Demokratisierung der militärisch-heroischen Darstellung dar.[136]

Obwohl der *Recueil* nach nur ein paar Monaten abgesetzt wurde – die genauen Gründe konnten bis heute nicht geklärt werden[137] – blieb sein Einfluss erhalten. Er wurde weiterhin in Schulen gelesen, Künstler ließen sich von den dort enthaltenen Berichten für ihre Gemälde inspirieren und auch diverse Theaterstücke entnahmen ihr Material seinen Erzählungen. Vor allem aber schienen die kurzen Reporte des *Recueil* auf die heroische Darstellung von Tod und Verletzungen in militärischen Selbstzeugnissen gewirkt zu haben. Auch wenn nicht jeder Soldat aus absolutem patriotischem Eifer in den Krieg gezogen war und anfängliche Begeisterung angesichts von Strapazen, mangelnder Versorgung und allgemeiner Kriegsrealität schnell nachlassen konnte, finden sich dennoch Erwähnungen militärisch-heroischer Todesdarstellungen, die die Narrative und vor allem die Sprache des *Recueil* aufgegriffen haben.[138] So machen die Autoren der Selbstzeugnisse zuweilen sehr deutlich, dass sie bereit seien, ihr Leben fürs Vaterland und seine Werte zu opfern – auch wenn das bedeutete, notfalls in den Tod zu gehen. Der Soldat Brault schreibt in einem Brief vom 30. Juli 1794 an seine Familie beispielsweise: „Comment ne pourrait-on pas être brave soldat d'une nation aussi généreuse et ne prendre pas plaisir de contribuer de toutes ses forces à sa défense! Le sacrifice même de sa vie, qui est ce que nous avons de plus cher dans ce monde, ne coûte rien pour une aussi belle cause!"[139] Und der Freiwillige Soulbaut verkündet in einem Brief vom 29. Oktober 1792 an seinen Vater: „Je suis né Français, je veux partager et les dangers et la gloire, et j'aurai sans cesse sous les yeux de respecter et les personnes et les propriétés ou de mourir en les défendant. Nous sommes, mes camerades et moi, dans le même sentiment."[140] Die beiden zitierten *volontaires* übernehmen hier ganz klar die patriotischen Überzeugungen in Bezug auf den Heldentod, den die revolutionäre Regierung mit ihrer umfassenden Propaganda verbreitete: Sie waren bereit, für die Verteidigung Frankreichs bis zum Äußersten zu gehen und dafür auch ihr höchstes Gut, ihr eigenes Leben, zu geben.

Aber auch in den Tagebüchern der Militärs lässt sich die Übernahme der heroischen Narrative feststellen. So übernimmt der Sergeant Jacques Fricasse in seinem in den Jahren 1792 bis 1802 verfassten *journal de marche*[141] ziemlich eindeutig die Leitbilder und Sprache des Recueil. So erzählt er:

---

136 Dass dies gerade auch auf das Militär gerichtet war, wird eben dadurch deutlich, dass die letzten Ausgaben sich nur noch auf die heroischen Taten von Soldaten konzentrieren, was wiederum die Fokussierung der *Terreur* auf die Militärkultur im Jahr 1794 widerspiegelt.

137 Vgl. Clarke: Valour, S. 61.

138 Vgl. Clarke: Valour, S. 71–72.

139 Picard (Hg.): Lettres, S. 165.

140 Ebd., S. 2.

141 Es ist nicht sicher, wann Fricasse seine Erlebnisse festhielt, allerdings impliziert das als *journal de marche* angelegte Zeugnis, dass die Niederschrift während der Kriegsteilnahme selbst erfolgte. Davon geht auch der Herausgeber von Fricasses Selbstzeugnisses, der den Text erst-

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> J'ai vu dans cette affaire des braves républicains couverts de blessures rassembler toutes leurs forces au moment où ils allaient exhaler le dernier soupir, s'élancer pour baiser cette cocarde, gage sacré de notre liberté conquise; je les ai entendus adresser au ciel des voeux ardents pour le triomphe des armées de la république.[142]

Diese Beschreibung von verletzten Soldaten, die in ihren letzten Atemzügen die Kokarde der Republik küssen und ihre patriotischen Wünsche für den Sieg der französischen Truppen äußern, könnte so auch im *Recueil des Actions Héroïques et Civiques* stehen. Diese Verbindung zwischen Tod, Selbstaufopferung und Patriotismus führt Fricasse noch detaillierter aus, als er auf konkrete Personen zu sprechen kommt. So sollen die letzten Worte eines angeschossenen Hauptmanns gewesen sein: „Ma vie n'est rien; je la donnerais mille fois pour que la république triomphe",[143] und ein verletzter Grenadier „dit à ceux qui voulaient lui porter secours: ‚Laissez moi, mes amis, laissez moi mourrir! Je suis content, j'ai servi ma patrie.'"[144] Die Aussagen der Sterbenden folgen mit ziemlicher Genauigkeit dem Wortlaut von ähnlichen Äußerungen im *Recueil*. Ob die Betroffenen diese Worte tatsächlich so geäußert haben, ob sie eventuell so stark vom *Recueil* und anderen Propagandainstrumenten beeinflusst waren, dass sie den dort präsentierten Idealen nacheiferten, oder ob diese Darstellungen allein Fricasses Sprache und Schreibstil geschuldet sind, ist für die Frage nach den narrativen Heroisierungsstrategien in militärischen Selbstzeugnissen erst einmal irrelevant. Fest steht nämlich, dass offensichtlich entweder die verstorbenen Soldaten oder aber der Autor (eventuell sogar alle) von den propagandistischen Leitbildern inspiriert worden sind. Das mag für die Authentizität der Kriegserfahrung in gewisser Weise problematisch sein, zeigt es doch wie schwierig, wenn nicht sogar unmöglich es ist, die *wahren* Gefühle, Gedanken oder Erfahrungen der Autoren zu untersuchen.

Die Selbstzeugnisforschung hat jedoch überzeugend argumentiert, dass dies für die Aussagekraft und den Wert der Quelle nicht unbedingt entscheidend ist.[145] Mehr noch, solche Fragestellungen liefern nicht die interessantesten und weiterführenden Ergebnisse. Vielmehr zeigen die von den Autoren verwendeten narrativen Strategien, welche Bilder, Symbole und Sprache aus propagandistischen Quellen rezipiert wurden und welche Wirkung diese damit auf die Zeitgenossen haben konnten. Für die Frage nach dem Wandel von Heroisierungsprozessen und heroischen Darstellungsmöglichkeiten wird wiederum deutlich, dass die neuen Formen der Heroisierung und die sozial offeneren Heldenbilder, welche

---

mals 1882 veröffentlichte, aus. Auch eine Anmerkung von Fricasse gegen Ende des Tagebuchs, er ertrage seit acht Jahren im Militärdienst Beschwerden für sein Vaterland, scheint die Verfassung während seines zehnjährigen Militärdienstes zu bestätigen. Jacques Fricasse: Journal de marche du sergent Fricasse de la 127e demi-brigade (1792–1802), Paris 1882, S. 177.

142 Ebd., S. 29.

143 Fricasse: Journal, S. 29.

144 Ebd.

145 Vgl. Volker: Autobiographieforschung, S. 175 und Dagmar: Prolegomena, S. 52–55.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durch die Regierung als Mobilisierungs- und Ideologisierungsstrategie eingesetzt wurden, durchaus von den Militärs in ihren Selbstzeugnissen übernommen wurden und sich somit auch in der Gesellschaft durchsetzten.

Auch wenn die Freiwilligen der ersten Jahre nicht unbedingt stellvertretend für die gesamte Armee und vor allen nicht für die Wehrpflichtigen der *levée en masse* standen, so machen ihre patriotischen Äußerungen doch deutlich, dass die umfangreiche und ideologisch geprägte Militärkultur der Revolution und der *Terreur* nicht nur einen politischen und sozialen Wandel herbeigeführt, sondern dass sie auch Veränderungen im Bereich von kulturellen Leitbildern und gesellschaftlichen Mentalitäten angestoßen hatte. Selbst wenn die Zeitgenossen, die diese propagierten Werte unkritisch annahmen, eventuell nur einen kleinen Prozentsatz des Militärs oder gar der gesamten Bevölkerung bildeten, so reproduzierten sie dennoch affirmativ diese Ideen und Leitbilder in ihren Selbstzeugnissen. Dies hatte nicht zuletzt einen starken Einfluss auf die militärische Erinnerungskultur, so dass die fortschreitende Demokratisierung der militärischen Heldendarstellungen sich – wenn auch nicht unangefochten und ohne stetige Diskussionen zwischen den verschiedenen politischen und sozialen Lagern – auf Dauer etablieren konnte, was nicht zuletzt in den bellizistischen Diskursen der späteren Kriege deutlich wurde. Gerade die republikanische Perspektive griff in ihren Beiträgen in der Diskussion um die Militärverfassung Ende der 1850er Jahre auf die mythische Überhöhung der *levée en masse* und der *volontaires* zurück.[146] Die nationalpatriotische Gesinnung, die durch den Kriegsdienst zum Vorschein kommenden individuellen und republikanischen Tugenden sowie die emotionale Identifizierung mit den Kriegszielen der Nation waren Charakteristika der Freiwilligen der Revolutionskriege, mit denen die republikanische Opposition ihre Forderungen nach einer Volksbewaffnung formulierte.[147] Auch die Regierung unter Napoleon III. erkannte in der Heroisierung der Soldaten der Revolution und des Empire und der daraus entstandenen Vorbildfunktion wieder die Möglichkeit der Kampfesmotivation für aktuelle Kriege – allerdings mit einer deutlich moderateren Interpretation des Revolutionserbes, um die notwendige Unterstützung des Wirtschaftsbürgertums und der katholischen Landbevölkerung nicht zu verlieren.[148] Nicht nur, dass Napoleon III. intensiv auf eine entsprechende Erinnerungspolitik zurückgriff, in welcher die Heroisierung der ehemaligen Kämpfer eine zentrale Rolle einnahm und die zur Stabilisierung seiner Herrschaft diente, nach dem Krimkrieg 1856 wurde auch deutlich, dass die Armee wieder mehr Mitglieder benötigte. Allerdings stand die Regierung der Wehrpflicht vorsichtig gegenüber, da sie bei der Bevölkerung recht unbeliebt war und die Autoritäten vermeiden wollten, die Öffentlichkeit gegen sich aufzubringen. Spätestens der preußisch-österreichische Krieg von 1866 machte Frank-

146 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 539.
147 Vgl. ebd., S. 539–540.
148 Vgl. ebd., S. 517–518.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

reich jedoch deutlich, dass irgendeine Form von obligatorischem Militärdienst notwendig war, um genug Truppen gegen Preußen aufstellen zu können.[149] Die Mobilisierung und Motivation von neuen Rekruten wurde also wieder zu einem politisch und militärisch wichtigem Thema und das Hochhalten der ehemaligen Soldaten Napoleons I. als Vorbilder und heldenhafte Verteidiger Frankreichs schien damit wieder an Bedeutung zu gewinnen.

Auch wenn in den Jahren bis zum Kriegsausbruch 1870 der Mythisierung der Freiwilligen aus anderen Lagern, wie beispielsweise der adlig-legitimistischen Perspektive, welche den Untergang des *esprit militaire* in Frankreich seit der Revolution bedauerte, widersprochen wurde oder gar Versuche unternommen wurden, diesen Mythos aktiv zu dekonstruieren, wie es Camille Rousset in seiner 1870 erschienen Abhandlung *Les Volontaires, 1791–1794*, unternahm, blieb der Mythos der *volontaires* über den Krieg von 1870/71 hinaus auch in der Dritten Republik noch prägend.[150] Ausschlaggebend hierfür war u. a. der Wandel der Kriegsdeutung während des Deutsch-Französischen Krieges: Nach der Niederlage von Sedan, dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der anschließenden Proklamation der Republik geriet der Rückgriff auf das sinnstiftende Modell der republikanischen Nation mit all seinen seit 1789/92 etablierten Topoi und Leitmotiven in den Vordergrund.[151] Und zu den prominentesten Leitbildern gehörte eben auch der opferbereite Freiwillige der Revolutionskriege, welcher als Gegensatz zu den zum blinden Gehorsam gedrillten Soldaten des stehenden monarchischen Heeres gewertet wurde. Die Heldenbilder der Revolutionstruppen und der *volontaires* des Jahres II wurden von republikanischer Seite also nach der Niederlage von Sedan wieder ausschweifend zu Mobilisierungs- und Motivationszwecken herangezogen. Denn nachdem das napoleonische Regime infolge der Niederlage zusammenbrach, wurde das Ergeben von Napoleon III. als dessen persönliche Niederlage und die seines Regimes gedeutet. Frankreich, so die öffentliche (vorrangig republikanische) Auffassung, war noch nicht endgültig geschlagen, was wiederum implizierte, dass die französische Bevölkerung noch nicht besiegt sei. Diese hätte nun die Verantwortung, unter der neuen Regierung weiterzukämpfen, welche Form auch immer diese annehmen würde. Nachdem dann in Paris die Republik ausgerufen worden war, griff die neue republikanische Regierung intensiv auf die Formeln und die Rhetorik der Revolution zurück, um die Bevölkerung zum Weiterkämpfen zu bewegen und gegen den Feind Frankreichs, welcher sich nun im inneren des Landes befand, zu mobilisieren. Dabei griff sie auf die patriotische Tradition der Revolution zurück und orientierte sich an der ersten Republik und vor allem am Jahr II.[152] Hier kam den Soldaten der Revolution und insbesondere den *volontaires* eine entscheidende Rolle zu. In

149 Dieser Absatz bezieht sich auf Forrest: The Legacy, S. 105.
150 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 542–545.
151 Vgl. ebd., S. 550–551.
152 Dieser Absatz folgt Forrest: The Legacy, S. 116.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Reden beschworen Politiker das Bild der Revolutionssoldaten, welche mit ihrem Patriotismus und ihrer Opferbereitschaft Frankreich verteidigt hatten. Ihre moralische Überlegenheit und ihr Mut wurden als heroische Qualitäten beschworen und explizit als ‚französisch' deklariert.[153] Zudem wurden berühmte Schlachten wie Valmy evoziert und mit der aktuellen Situation verglichen.[154] Mehr noch, die Soldaten, ja die erste Republik selbst wurden als Symbol von Heroismus und nationaler Größe bezeichnet und aus dieser heroischen Vergangenheit sollte sich die Kraft und die Verpflichtung für die Bevölkerung ableiten, genau wie 1792 abermals siegreich aus dem Kampf hervorzugehen.[155]

Die Zuspitzung dieses Mythos der heldenhaften *volontaires* von 1792 fand sich dann im Aufstand der Pariser Kommune als Reaktion auf die Niederlage 1871: Geprägt von einer Verbindung aus „Gewalt- und Opferbereitschaft und radikalrepublikanischen Nationsbestimmungen"[156] zeigte das Selbstbild der Pariser Aufständischen einen starken Rekurs auf die Idee des Bürgerkrieges, in dem der Tod für das Vaterland als Inbegriff der Souveränität des Volkes gesehen wurde.[157]

Der Kommunenaufstand und der Rückgriff auf die Kriegspropaganda von 1791/92 mochten zwar für das Bürgertum, aber auch für den konservativen Teil der Gesellschaft vielmehr ein wahrgewordenes Schreckensszenario darstellen, das die traumatischen Erfahrungen des Bürgerkrieges der 1790er sowie von 1848/49 ins Gedächtnis rief, weshalb sich diese Lager erneut um eine Dekonstruktion der Mythisierung der *volontaires* bemühten.[158] Es muss jedoch angemerkt werden, dass das Heranziehen der Freiwilligen und damit einfacher Militärs aus den untersten gesellschaftlichen Schichten zur Mobilisierung und zur Formulierung und Verteidigung der eigenen Kriegsdeutungen durch die republikanischen und demokratischen Vertreter überhaupt erst möglich geworden war aufgrund der Ende des 18. Jahrhunderts ansetzenden und während der Französischen Revolution beförderten Demokratisierung einfacher Soldaten.

Die so geschaffenen Voraussetzungen für Mobilisierungsstrategien wurden dabei nicht nur durch die republikanischen Vertreter während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 genutzt, sondern auch noch im 20. Jahrhundert

---

153 So z. B. die Rede des *maire d'arrondissement* Hérisson an die Bewohner des sechsten Arrondissements am 16. September 1870. Vgl. ebd., S. 120.

154 Beispielsweise der Aufruf nach Freiwilligen der *maire d'arrondissement* des fünften Arrondissement Bentillon am 26. Oktober 1870. Enrôlements pour les bataillons de volontaires de la Garde Nationale, 5e arrondissement, 26 Octobre 1870. Vgl. ebd., S. 123.

155 So z. B. in einer Proklamation von Gambetta am 21. September 1870. Archives Nationales, AD/XXc/80, Nr. 28: République française. Citoyens. Avis de commémoration du 78/e/anniversaire de la République de 1792, le 21 septembre 1870. Signé: Gambetta. Dass die Mobilisierungsstrategie nicht unbedingt überall Erfolg hatte, die Regierung heftige Strafen auf Desertation erlassen musste und in den Provinzen Frankreichs der Ruf zu den Waffen oft mit Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung beschieden wurde, ist für die Rolle der Heroisierung der Revolutionssoldaten und ihrer Darstellung in der Kriegsmobilisierung von 1870 nicht von Bedeutung.

156 Leonhard: Bellizismus, S. 554.

157 Vgl. ebd.

158 Vgl. ebd., S. 555, S. 559.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in den beiden Weltkriegen wurde auf diese patriotischen Heldenfigurationen, die sich ein Jahrhundert davor langsam, aber stetig in der Militärkultur und auch in den Köpfen der Bevölkerung etabliert und verbreitet hatten, zurückgriffen.[159] Wurde die Effektivität der Freiwilligen in den Jahrzehnten nach dem Krieg und damit zuweilen auch ihr Heldenstatus in Frage gestellt? Durchaus. Wehrten sich unterschiedliche politische Lager in den Diskussionen um Militärverfassung und in bellizistischen Diskursen gegen den Einsatz der bewaffneten Bürgersoldaten? Absolut. Doch war die Möglichkeit einer Heroisierung einfacher Militärs bis ins 20. Jahrhundert ein bleibendes Phänomen, welches seinen Ursprung anderthalb Jahrhunderte früher verzeichnete und welches sich durch einen jahrzehntelangen Wandel, geprägt von bellizistischen Diskursen, *memory politics* und Erinnerungskultur, propagandistischen Mobilisierungsstrategien und dem Rückgriff sowie der Veränderung von vorherrschenden Leitbildern und Topoi etablieren konnte. Das heroische Charakteristikum des patriotischen Heldentodes für das Vaterland war aus Gründen der Zugänglichkeit, leichter Umsetzbarkeit und emotionaler Wirkung hier das bedeutendste und ausschlaggebendste narrative Element.

Dabei ist bemerkenswert, dass die demokratischeren Leitbilder des patriotischen und selbstaufopfernden Heldentodes für Frankreich bereits die zeitgenössischen Gegner inspirierten. In deutschen Staaten schien die Bedeutung des heroischen Todes vor allem mit den Befreiungskriegen in den Vordergrund heroischer Darstellungen zu rücken. Angefangen hatte dieser starke Wandel mit der verheerenden Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt 1806/07. Die anschließenden Militärreformen stützten sich auf Formen, Symbole und Rituale der politischen Propaganda, wie sie während der Französischen Revolution entwickelt worden waren. Auch wenn es einige inhaltliche Unterschiede gab, wie beispielsweise die Betonung der deutschen Kulturnation im Vergleich zu den fanatischen und barbarischen Franzosen, so gab es in der deutschen Propaganda durchaus auch Inhalte, die stark an die patriotischen Ideen der Revolution erinnerten. Am auffallendsten war wohl die Vorstellung des bedingungslosen Selbstopfers für das Vaterland bzw. „für Gott, König und Vaterland". In unzähligen Kriegsliedern und patriotischen Pamphleten wie dem *Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten* des patriotischen Schriftstellers Ernst Moritz Arndt oder der Anthologie *Deutsche Wehrlieder für das Königlich-Preussische Frei-Corps* des Turnvaters Jahn, welche hohe Auflagenzahlen von mehreren tausend Exemplaren erreichten, wurde das Bild des wehrhaften Nationalkriegers verbreitet. Dieses heroische Leitbild des selbstständigen, patriotischen und kriegerischen Bürgers, der für die Verteidigung seiner Heimat in den Krieg zieht, wurde zum Inbegriff des männlichen Idealbildes in Preußen. Ähnlich wie bei der *levée en masse* in Frankreich verlangte auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen 1813 nach

[159] Vgl. Forrest: The Legacy, S. 116; Johanna Pink: Nationalheld, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/nd1.0.20191010.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

neuen Motivationsstrategien für die große Menge an unerfahrenen und nicht immer unbedingt begeisterten Rekruten. Und genau wie zwei Jahrzehnte davor diente die Verbreitung der neuen patriotisch-heroischen Leitbilder in diversen Propagandaquellen der Mobilisierung, Motivierung und Ideologisierung der Soldaten.[160]

Doch bildete die Idee des Opfers für eine übergeordnete Sache nicht unbedingt eine komplette Neuheit der Revolutionskriege. Die Idee des christlichen Opfers war tief in der Kampftradition des Rittertums verankert,[161] und diese Vorstellung eines Blutopfers bildete auch ein zentrales Element in der Konstruktion des heldenhaften Bürgersoldaten der Befreiungskriege. Die extreme Sakralisierung der Befreiungskriege in den bellizistischen und propagandistischen Diskursen auf deutscher Seite und insbesondere in Preußen ließ diese gleichsam als eine Art heiligen Krieg erschienen, der in ein heilsgeschichtliches Narrativ der Nationsbildung eingereiht wurde. Die evangelische Sprache dieses Bellizismus prägte auf inhaltlicher Ebene für Jahrzehnte danach die Wahrnehmung der Nation „als Schicksals- und Opfergemeinschaft", die nur im Kampf gegen andere ihre „erlösende Wirkung" erfahren konnte.[162] Dies wurde eben auch stark in der zeitgenössischen Militärkultur deutlich: Dichter, Komponisten und Schriftsteller feierten das Blutopfer, welches die Bürgersoldaten erbringen mussten, um diesen *gerechten und heiligen* Krieg zu führen.[163] In zahlreichen Predigten, Feiern und Ritualen wurde ein regelrechter Totenkult der Vaterlandsverteidiger aufgebaut, welche heroisch ihr Leben für das Vaterland geopfert hatten.[164] So forderte Ernst Moritz Arndt in seinem *Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten*, dass ein wahrer Soldat, wenn das Vaterland in Gefahr gerate, bereit sein müsse, „freudig […] seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen".[165] Und einige Seiten später wird die Aufgabe des deutschen Soldaten klar dargestellt: „Hab' und Gut, Leib und Blut muß er geben, […], Wunden und Tod muß er trotzen. Denn die Freiheit ist die Sache Gottes, ohne Freiheit lebt er selbst, leben seine Kinder glücklicher gar nicht; Ein freier Mann ist Gott lieber als eine Million Sklaven."[166] Hier wird ganz klar die Befreiung Deutschlands als heilige Pflicht der Soldaten dargestellt, da nur in Freiheit lebende Menschen Gott zur Ehre gereichen könnten.

Diese in der preußisch-patriotischen Propaganda verbreiteten heroischen Leitbilder wurden von den Zeitgenossen übernommen. So greift Theodor Körner in einem Brief vom 30. März 1813 auf die ritterlich-christliche Symbolik und

---

160 Der Absatz folgt Clarke: Valour, S. 74–75.
161 Vgl. Allen J. Frantzen: Bloody Good. Chivalry, Sacrifice and the Great War, Chicago 2004, S. 51–96.
162 Leonhard: Bellizismus, S. 384.
163 Vgl. Robert A. Nye: Western Masculinities in War and Peace, in: American Historical Review 112.2, 2007, S. 417–438, hier S. 423.
164 Vgl. ebd.
165 Ernst Moritz Arndt: Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten nebst zwei Anhängen von Liedern, o.O. 1813., S. 7.
166 Arndt: Kurzer Katechismus, S. 25.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

historische Helden zurück, um den beginnenden Feldzug von 1813–1815 zu beschreiben:

> Seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte solch ein frommer Schauer die Herzen nicht wieder durchzittert. […] Waren sie [die Deutschen] es nicht, denen im gefahrvollen Kampfe die Rettung der Freiheit gelang? Die Weltherrschaft der Römer fand in den Teutoburger Wäldern ihr Ende, die Weltherrschaft der Päpste hat Luther's Wort bezwungen, und die Weltherrschaft Napoleon's wird unsern Adlern erliegen.[167]

Und Gottlieb Nagel (1787–1827), ebenfalls Freiwilliger Jäger im Lützow'schen Korps, berichtet in einem Brief vom 11. April 1813, nachdem er einem Gottesdienst beigewohnt hatte: „ich [hab] zu Gott gebetet für mein Vaterland und die Theuren, ich bin freudig und getrost durch das Gedächtnismahl Jesus, für die Wahrheit und das Recht, für Gottes und der Menschheit heilige Sache mein Leben dahin zu geben."[168] Die christliche Befreiungs- und Errettungssymbolik ist in beiden Briefen präsent, wobei Nagel noch zusätzlich seine Bereitschaft zum Selbstopfer und zum Tod für die heilige Pflicht betont. Bedenkt man nicht nur die Verbreitung der propagandistischen Flugblätter von Arndt, sondern auch die Bedeutung, welche den Freiwilligenregimentern sowohl von den Zeitgenossen als auch von den Obrigkeiten und großen Teilen der Gesellschaft der Nachkriegszeit beigemessen wurde, verwundert es nicht, dass das Bild des Heldentodes auch in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts so präsent blieb. Vor allem gewann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das mittelalterliche Rittertum gerade in bürgerlichen Kreisen eine neue Faszination und Religiosität und Kirchen wurden zuweilen wieder ein größerer gesellschaftlicher Faktor.[169] Dementsprechend schien auch die Vorstellung des militärisch-heroischen Todes in der Tradition des sakralen, ritterlichen Opfers während des gesamten 19. Jahrhunderts ein ansprechendes Leitbild gebildet zu haben.

In Bezug auf die Darstellung des Heldentodes schien zeitgenössischen militärischen Autoren jedoch ein anderes Element ausschlaggebender – nämlich die Tatsache, dass die militärische Heroisierung jetzt auch für einfache Soldaten möglich war. Obwohl Friedrich Wilhelm III. in seinem Aufruf *An mein Volk* keine direkten und klaren Versprechungen gemacht hatte, die den Wehrdienst mit einer automatischen Staatsbürgerschaft, geschweige dem Wahlrecht in Verbindung gebracht hätten, weckte er offenbar dennoch bei vielen Soldaten genau diese Hoffnungen und es bildeten sich zahlreiche Freiwilligenregimenter, um dem Aufruf Folge zu leisten. Die preußische Regierung förderte diese Mobilisierung mit zusätzlichen Schritten wie der Einführung von Auszeichnungen und Ehrungen, die allen Militärs unabhängig von ihrem sozialen Stand zuteilwerden konnten. Diese Demokratisierung der militärischen Heroisierungsmöglichkeiten fand, genau wie in Frankreich, ihren ultimativen Ausdruck jedoch in der

---

167 Förster: Erinnerungen, S. 54.
168 Ebd., S. 57.
169 Vgl. Frevert: Herren und Helden, S. 324–325. Siehe auch Nye: Western Masculinities, S. 422.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vorstellung des Heldentodes und des Selbstopfers für das Vaterland, einer heroischen Tat, die jeder Soldat ganz gleich seiner Herkunft leisten konnte. Diese neue Zugänglichkeit zu heroischen Darstellungen spiegelt sich auch in den Selbstzeugnissen wider. So schreibt ein Freund von Friedrich Förster im März 1813 an diesen über das schwarz-weiße Nationalzeichen: „Erst wenn wir heimkehren als Sieger, wollen wir ein blutiges Roth hinzufügen, denn aus Blut und Tod wird Freiheit und Leben erblühen!“[170]

Doch blieb die Verwendung des Narrativs des heroischen Heldentodes für das Vaterland nicht auf Preußen beschränkt. Der bereits erwähnte bayerische Soldat Büttner betont in seinem Zeugnis von 1823 seine eigene Bereitschaft, für seinen König und sein Vaterland in den Tod zu gehen. Als er von einem feindlichen Offizier gefangengenommen wird, bietet dieser ihm an, in den englisch-deutschen Dienst zu treten und so nicht nur der Gefangennahme zu entgehen, sondern auch noch eine anständige Entlohnung zu erhalten. Dies lehnt der patriotische Büttner nicht nur entrüstet ab, sondern fügt dem Offizier gegenüber noch hinzu: „‚[W]enn er [der gegnerische Offizier] nicht Sorge tragen wollte, daß wir verbunden würden, so wollten wir ihm zeigen, daß wir auch als brave Soldaten den Tod nicht fürchteten.‘“[171] Wie überzeugend Büttners Darstellung auf seine Leser gewirkt hat, kann nicht mehr rekonstruiert werden. Sein Versuch, sich heroisch darzustellen, könnte, da er aus der Retrospektive verfasst wurde, wenig authentisch und zuweilen unglaubwürdig erschienen sein. Er ist immerhin nicht gestorben, sondern überlebte den Feldzug als Kriegsgefangener in Russland, etwas, das den zahllosen Toten des Feldzuges 1812 nicht beschieden war. Im Nachhinein von sich zu behaupten, man sei bereit gewesen, das eigene Leben für seine patriotischen Ideale aufs Spiel zu setzen, mag nur zu einem gewissen Grad überzeugend gewirkt haben.

Dennoch kann argumentiert werden, dass Büttner eine glaubwürdige narrative Heroisierungsstrategie bei seiner Darstellung anwendet. Für den Heldentod scheint nämlich tatsächlich „die bloße Suggestion, die heroisierte Figur habe mit sich selbst ringen und ihre egoistischen Interessen am eigenen Leben überwinden müssen“[172] ausreichend zu sein. Für die heroische (Selbst-)Darstellung kann es schon genügen, wenn der Tod als bloße Möglichkeit in Kauf genommen wird. Denn die Verehrung des Heldentodes richtet sich weniger auf die vollbrachte Tat als auf die innere Haltung.[173] Diese Zuschreibung der Bereitschaft zum Selbstopfer ist für den Heroisierungsprozess von höchster Bedeutung, den erst dadurch kann der Tod von Soldaten heroisch dargestellt werden und die Todesdarstellung wird getrennt von einer reinen Auffassung der gefallenen Soldaten als Opfer (*victim*) widriger Umstände. Mehr noch, der heroische Tod selbst wird gleichsam zu

170 Förster: Erinnerungen, S. 22.
171 Büttner: Schicksale, S. 5–6.
172 Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.
173 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem ausschlaggebendsten Element militärischer Heroisierung: „Nicht das Blut, das an seinen Waffen klebt, macht den Krieger zum Helden, sondern seine Bereitschaft zu Selbstopfer."[174] Dadurch wird der militärisch-patriotische Opfergestus kein passiv erlittenes Unglück, sondern eine aktive Handlung, die so eine radikale heroische Agency verkörpert – ein weiteres bedeutendes Charakteristikum heroischer Figuren.[175] Der Militär wird so zum intentional handelnden Akteur und sein passiv erlittener Tod gleichsam zu einer heroischen Tat.[176] Sterben an sich ist, abgesehen vom Suizid, nämlich keine wirklich aktive Handlung. Und wie bereits ausgeführt, war die Tatsache, ob man auf dem Schlachtfeld überlebte oder nicht, stark vom Zufall abhängig. Dementsprechend konnte Soldaten auch nicht vorgeworfen werden, den Heldentod nicht erreicht zu haben. Im Gegenteil, aus militärischer Sicht war es sogar eher von Vorteil, wenn möglichst viele Soldaten den Kampf überlebten und danach wieder für die nächste Schlacht einsetzbar waren. Der intentionale Tod auf dem Schlachtfeld war gerade bei längeren Feldzügen auf Dauer eine wenig erfolgreiche militärische Strategie. Bereitschaft, bis zum Äußersten zu kämpfen und für die patriotischen Ideen einzutreten, wurde ermutigt, fahrlässiges Riskieren des eigenen Lebens eher weniger. So konnte neben dem eigentlichen Sterben während des Kampfeinsatzes die innere Haltung, die selbstlose Bereitschaft von Militärs unter Inkaufnahme des möglichen Todes für die Kriegsziele und die ideellen Werte einzutreten, ein Merkmal der heroischen Darstellung werden, ohne dass der Heldentod wirklich erfolgen musste. Für Büttner, der zwar nicht während des Russlandfeldzuges starb, doch trotzdem während seiner Gefangenschaft entsetzlichem Leid ausgesetzt war, schien es deshalb durchaus angebracht, sich über seine patriotische Todesbereitschaft zu heroisieren.

3.2.3 Heldentod – Sinnstiftung, Erinnerungskultur und subversives Potenzial

Der Fall des bayerischen Soldaten Büttner zeigt, dass das Sterben nicht unbedingt eine Notwendigkeit war, um auf die Heroisierungsstrategie des Heldentodes zurückzugreifen, da die innere Einstellung fast schon eine größere Rolle spielte als der Tod an sich. Doch was passierte mit den unzähligen toten Soldaten, die keine Gelegenheit hatten, ihre patriotischen Überzeugungen und ihre Opferbereitschaft vor ihrem Tod deutlich zu machen? Hier wird auch die Problematik der Darstellung des militärischen Heldentodes deutlich: Sterben allein reicht für den Heroisierungsprozess nicht aus. Wie gerade ausgeführt, spielten die Bereitschaft zum Selbstopfer sowie die Umstände des Todes eine essentielle Rolle. Abgesehen von den Freiwilligen sind die meisten Soldaten jedoch nicht unbedingt aus freien Stücken in den Krieg gezogen und selbst bei den Freiwilli-

174 Münkler: Gesellschaften, S. 742.
175 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.
176 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen mögen andere Gründe als patriotischer Eifer die Hauptmotivation für den Kriegsdienst gewesen sein. Der spätere Abbé Cognet, welcher als *volontaire* in den Revolutionskriegen kämpfte, meldete sich freiwillig, um seine Eltern vor eventuellen Anschuldigungen und Verfolgungen durch die revolutionäre Regierung zu schützen.[177] Und ein anderer französischer Freiwilliger, J. C. Jannin, scheint den Freiwilligenbataillonen beigetreten zu sein, da Eltern von *volontaires* eine gewisse monetäre Entschädigung für den Kriegseinsatz ihrer Söhne zustand.[178] Andere sahen im Militärdienst dagegen eine gute Karriereoption. Insbesondere in bürgerlichen oder adligen Kreisen überwogen nicht immer patriotischer Eifer, sondern oftmals einfach rationales und wirtschaftliches Kalkül. Solche Motivationen lassen sich im Falle des Todes auf dem Schlachtfeld eher schwierig heroisieren. Die Karrieremotivation von Adligen und Bürgerlichen war eventuell noch als Standespflicht oder -ehre heroisierbar, doch ein einfacher, zum Wehrdienst eingezogener Soldat schien wenig prädestiniert, die Rolle des Selbstopfers für die übergeordnete Sache zu erfüllen.

Der heldenhafte Tod erfolgte meist als nachträgliche Heroisierung.[179] Die patriotischen Überzeugungen werden also dem Verstorbenen nachträglich zugeschrieben und in das heroische Narrativ des Heldentodes einfügt. Es wird umstandslos vorausgesetzt, dass der entsprechende Militär die gefährlichen Situationen des Krieges freiwillig in Kauf genommen habe, mit dem Wissen, das er ums Leben kommen könne – egal, ob er sich im Vorfeld darüber geäußert hat oder nicht. Vielmehr wird ein allgemeiner, auf Dienstethos und Pflichtgefühl beruhender Militäresprit vorausgesetzt. Der intentionale Einsatz des eigenen Lebens erfolgt also oftmals in einer nachträglichen Zuschreibung durch die Überlebenden und die Verehrergemeinschaft, unabhängig von den eigentlichen Motiven des Verstorben bzw. Heroisierten.[180] Deutlich wurde dies beispielsweise in den Totenfeiern und an der Ehrung der gefallenen Soldaten durch Denkmäler oder Namenstafeln in den Kirchen. So ließ Napoleon nach seinem Sieg in Austerlitz 1806 zur Ehrung seiner Armee den Arc de Triomphe in Auftrag geben. Der Triumphbogen enthält auf seinen Innenseiten eine Namensliste mit berühmten französischen Militärs der Französischen Revolution sowie der napoleonischen Streitkräfte. Die Namen der Militärs, die im Kampf gefallen sind, sind unterstrichen. Auch wenn die Namensliste fast ausschließlich Generäle enthält, findet sich beispielsweise auch der *Pre-*

177 Vgl. Ernouf, o. VN (Hg.): Souvenirs militaires d'un jeune abbé, soldat de la République (1793-1801), Paris 1881, S. I.

178 J.C. Jannin: Lettres de J.C. Jannin, sergent-major vaugemestre au 1er bataillon de la Haute-Saône (1793), in: Carnet de la Sabretache, 1899, S. 400–414, S. 449–473, hier S. 403: „Vous avez dû recevoir le décret qui accorde la pension aux père et mère des enfants qui sont dans les volontaires et qui n'avaient pour tout bien que le travail d' un fils, et aussi à une femme dont le mari est parti pour le même. […] et s'il faut un certificat de leur existence à l' armée, signé du commandant et général, vous pouvez me le demander tout de suite, et je ferai tout mon possible pour l' obtenir de mes supérieurs."

179 Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.

180 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mier Grenadier de la République Théophile de la Tour d'Avergne, der aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen stammte, doch aufgrund seiner außergewöhnlichen militärischen Taten und seiner Bescheidenheit zu einem legendären Helden der Revolutions- und Napoleonischen Kriege geworden war.[181]

Doch gab es auch Denkmäler mit Namenslisten von einfachen Soldaten. Friedrich Wilhelm III. hatte bereits in einem Dekret vom 5. Mai 1813 verfügt, dass den im Kampf gefallenen Soldaten ein bleibendes Denkmal gestiftet werden sollte. So sollten in den Kirchen Namenstafeln auf Kosten des Staates und der Gemeinden aufgehängt werden, auf denen die Namen der gefallen Soldaten der Gemeinde aufgeführt waren. Zudem sollten Totenfeiern veranstaltet werden, bei denen die Namen der verstorbenen Soldaten in Predigten genannt werden sollten.[182] Doch nicht nur in Preußen, auch in anderen deutschen Regionen wurden Namenstafeln in den Gemeindekirchen aufgehängt. Vor allem in katholischen Ortschaften setzten sich in den 1820er Jahren mehr oder weniger kunstvoll gestaltete Holztafeln mit den Namen der Gefallen und/oder Verschollenen als Form des Gefallenengedenkens durch. Sie erinnerten in ihrer Gestaltung oftmals an die Votivtafeln der katholischen Tradition. Diese wurden aber meist von den Angehörigen oder den Veteranenvereinen gestiftet.[183] Durch solche posthumen Gedenkpraktiken wurde der Tod der zahllosen gefallenen Soldaten klar als heroischer Tod dargestellt, der sich vor allem im 19. Jahrhundert durch einen offensichtlich demokratischeren Zugang auszeichnete. Nicht nur die militärische Führungsschicht wurde nunmehr der Ehrung des Heldentodes als würdig empfunden, sondern auch der Tod einfacherer Soldaten wurde in der Erinnerungskultur als patriotisches Opfer und heroischer Einsatz für das Vaterland gewertet. Der Dienst für die Heimat fand seinen ultimativen Ausdruck in dem auf dem Schlachtfeld gelassenen Leben, so dass auch einfachen Soldaten, ohne dass sie ihre innerliche Gesinnung vorher preisgegeben hatten, der Heldentod zugeschrieben wurde. Diese recht kompromisslose Öffnung des Heldentodes offenbart dabei eine weitere wichtige Funktion, die der heroische Tod gerade bei Militärs für die Obrigkeiten, aber auch für die Überlebenden und Angehörigen hatte: die Erfüllung von Sinnstiftung. Gerade weil die Kriege der Französischen Revolution und die Napoleonischen Kriege in einem bisher unbekannten Maße

---

181 Er zeichnete sich durch einen besonderen Patriotismus aus, verfügte über extremes militärisches Geschick und lehnte mehrere Beförderungen ab. Selbst der Titel *Premier Grenadier de la République*, den er von Napoleon verliehen bekam, nahm er nur mit größter Zurückhaltung an. Vgl. Friedrich Carl Gottlob Hirsching: Friedrich Carl Gottlob Hirsching's Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben, Bd. 14, Leipzig 1810, S. 256–262.

182 Vgl. Verordnung, Dresden, 5. Mai 1813, abgedruckt in: Der Preussische Correspondent 37, 1813, 4. Juni 1813. Siehe auch Hagemann: Mannlicher Muth, S. 497–498. In den Zeitungen wurde auch ausführlich über die Aufstellung der Denkmäler und Namenstafeln sowie die Gedenkfeiern berichtet. Siehe ebd., S. 500–505.

183 Vgl. Planert: Mythos, S. 625–626.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Bevölkerung mobilisiert und Massenheere aufgestellt hatten,[184] bestand nach den Kriegen das Bedürfnis nach Trost und nach Deutungsmustern, welche die gebrachten Opfer für die Bevölkerung erträglicher machen sollten. Für die Regierungen bedeutete dies auch, dass sie sich dem Problem der Legitimierung stellen mussten: Die zahllosen Toten und das Leid des Russlandfeldzuges erforderten von den Autoritäten eine Rechtfertigung, insbesondere da sowohl auf französischer als auch auf deutscher Seite, vor allem in Preußen, von der Bevölkerung und den Soldaten die Bereitschaft zum bedingungslosen patriotischen Selbstopfer für die *patrie* und die *Grande Nation* bzw. für *Gott, König und Vaterland* abverlangt worden war. Nun, da diese Opfer erbracht worden waren, musste der Bevölkerung erklärt werden, warum diese im Nachhinein notwendig gewesen waren. Dementsprechend wurde den Gefallenen und (versehrten) Veteranen als „Unterpfand des Überlebens, der Befreiung, des Sieges oder gar der Erlösung"[185] Sinn zugeschrieben. Somit wird die „Legitimation, wofür gestorben worden sei" sichtbar, während „die Begründung, warum gestorben worden ist, [verschluckt wird]".[186] Dabei fungierte Heroisierung selbst nicht selten als ultimativer Sinnstiftungsprozess. Sie ermöglicht es, die Opfer und die zahllosen Toten nach einem Krieg oder einer Katastrophe zu rechtfertigen, zu erklären und vor allem die Bevölkerung irgendwie zu besänftigen. Angesichts von tausenden oder gar Millionen von Toten, von Hunger, Plagen, Zerstörung und allgemeinem Leid, die ein Krieg mit sich bringt, können patriotische Gefühle sich schnell an der Realität der Grausamkeit und des Elends brechen.[187] Dies gilt umso mehr, wenn die Identifizierung der Bevölkerung mit den Kriegszielen von Anfang an eher unzureichend war oder im Laufe des Krieges zunehmend in Frage gestellt wurde. Mit der Heroisierung ihrer Gefallenen können Regierungen zumindest versuchen, Anklagen und Fragen in Bezug auf die eigentliche Sinnhaftigkeit und den Wert dieser Opfer und die dafür errungenen Gewinne entgegenzuwirken. Am Ende muss eine kriegsführende Partei, gerade auch bei einem verlorenen Krieg, evaluieren, ob sich das Elend und der Tod zahlloser junger Männer gelohnt hat und dementsprechend auch, was ein Menschenleben im Vergleich zu den Kriegszielen wert ist.

Mag das für die traditionellen Fürstenkriege noch weniger der Fall gewesen sein, da der Monarch zwar gelegentlich der Kritik von Philosophen, Intellektuellen und Mitgliedern der Aristokratie ausgesetzt war, doch am Ende als Herrscher von Gottes Gnaden über das Leben seiner Untertanen verfügte, so wurde dies am Ende des 18. Jahrhunderts mit den Leitideen des *soldat-citoyen* bzw. Bürgersol-

184 Siehe hierzu die Theorie von Bell, welcher die Revolutions- und Napoleonischen Kriege als ersten „totalen Krieg" bezeichnet. Vgl. Bell: The First Total War.

185 Reinhard Koselleck: Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes. Ein deutsch-französischer Vergleich, Basel 1998, S. 6.

186 Ebd., S. 8.

187 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 505. Dementsprechend wird auf Denkmälern zwar immer gezeigt, wofür gestorben wird, aber nie wie. Koselleck: Ikonologie, S. 8.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daten und der bisher so nicht gekannten Ausmaße an soldatischen Einberufungen zunehmend schwieriger. Die Propagandamaßnahmen hatten den Krieg als bürgerliche Pflicht dargestellt und argumentiert, dass jeder patriotische Bürger aus innerer Überzeugung der Kriegsführung als gerechtes und richtiges Vorgehen zustimmte. Da die Bevölkerung nun in überwältigendem Ausmaß gewissermaßen durch die schiere Masse an toten Soldaten ihre Pflicht erfüllt hatte, stand anschließend die Frage offen, ob dieses patriotische Opfer tatsächlich die richtige Entscheidung gewesen war. Die Heroisierung von gefallenen Soldaten fungierte hierbei gleichsam als Versicherung, dass eben diese Opfer nicht umsonst gewesen seien und dass es sich bei den politischen und sozialen Versprechen, die von Seiten der Obrigkeit gemacht worden waren, nicht um hohle Phrasen gehandelt habe. Gerade weil die Heroisierung des Todes „als ein fundamentales anthropologisches Bedürfnis gesehen werden kann, den Tod mit Bedeutung zu versehen – als ‚Sinngebung des Sinnlosen'",[188] spielt der Heldentod nicht nur für die Regierungen, sondern auch für die Angehörigen und Überlebenden eine zentrale Rolle. Er bietet nicht nur Trost, sondern auch Sinnstiftung und lässt die Gefallenen nicht als fragwürdige Verschwendung von Jugend und Leben erscheinen.[189]

Diese Frage nach der Sinnstiftung zeigt sich auch deutlich in den untersuchten Selbstzeugnissen. Zum einen finden sich Erwähnungen von militärischen Heldentoden bzw. verstorbene Kameraden werden bei der Erwähnung ihres Ablebens während des Kriegseinsatzes nochmals explizit mit entsprechenden heroischen Charakteristika beschrieben. So berichtet der Sergent Fricasse in seinem 1792–1802 verfassten Tagebuch vom heldenhaften Todeskampf seines Kameraden Mercier, einem „vrai républicain",[190] der es trotz schwerer Verletzungen noch schafft, seinen Gegner zu töten. Er stirbt anschließend an seinen Verwundungen [191]. Und überhaupt hätte Fricasse in der gleichen Schlacht mehrere „braves républicains couverts de blessures" gesehen, welche „rassembler toutes leurs forces au moment où ils allaient exhaler le dernier soupir".[192]

Zum anderen finden sich mehrheitlich jedoch allgemeine Beschreibungen, in denen die hohe Zahl der Toten und das brutale Zugrundegehen erwähnt werden. Hier kann beobachtet werden, dass die Autoren der Selbstzeugnisse um eine sinnvolle Kommentierung der Ereignisse ringen. Der Musketier Dominicus berichtet beispielsweise in einem Brief aus dem Siebenjährigen Krieg an seinen Bruder, dass die Ereignisse der Schlacht ihn so aufgewühlt hätten, dass er abends nicht

---

188 Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben. Die Formulierung „Sinngebung des Sinnlosen" stammt von Theodor Lessing. Vgl. Theodor Lessing: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen, München 1919.

189 Vgl. Friedricke Pannewick: Sinnvoller oder sinnloser Tod? Zur Heroisierung des Opfers in nahöstlichen Kulturen, in: St. Conermann / S. von Hees (Hg.): Islamwissenschaft als Kulturwissenschaft I. Historische Anthropologie. Ansätze und Möglichkeiten, Schenefeld 2007, S. 292–314, hier S. 310 und Hagemann: Mannlicher Muth, S. 505–506.

190 Fricasse: Journal, S. 29.

191 Ebd., S. 28–29.

192 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einmal im Stande gewesen sei, zu beten.[193] Diese traurige bis resignierte Einstellung war umso stärker präsent, wenn ein Kamerad verstarb bzw. direkt vor den Augen des Autors getötet wurde. Reiß schreibt nämlich auch an seine Frau: „Mit den ersten Kanonenschüssen wurde unser Krumpholtz mit der Kanonenkugel durch den Kopf und den halben Kopf hinweg geschossen, welcher dichte neben mir stand, und Boden, das Gehirn und Hirnschale von Krumpholtzen in das Gesicht und das Gewehr von der Schulter in tausend Stücken entzwei."[194] Auch wenn er „Gottlob unbeschädigt geblieben"[195] ist, kann er den weiteren Schlachtverlauf und „wie es zugegangen […] unmöglich beschreiben",[196] da die Schlachteindrücke ihn offenbar überwältigt haben. Nach der Schlacht beschreibt er ihr jedoch noch die Gefallenen, deren Körpern Köpfe und Gliedmaßen fehlen, „das ganz erstaunend anzusehen war".[197] Auch möchte er ihr nicht weiter berichten, welcher ihrer gemeinsamen Bekannten tot oder verwundet ist, um niemandem Gram oder Trauer zu bereiten. Obwohl Reiß offenbar klar die Worte fehlen bzw. er auf ein etwas ungewöhnliches Vokabular zurückgreift, wird deutlich, dass die Todeserfahrungen auf dem Schlachtfeld auf ihn einen tiefen und verstörenden Eindruck machen, den er mit seiner Ehefrau teilen möchte. Dabei stößt er nicht nur an die Grenzen seiner Gefühle und Wahrnehmung, sondern auch seiner Sprache, die es nicht möglich macht, seine genauen Empfindungen darzulegen.

Bei den hier zitierten Beispielen aus den Soldatenbriefen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts fällt auf, dass es den Soldaten schwerfällt, genau in Worte zu fassen, was sie angesichts der Schlacht- und Todeserfahrung genau empfinden. Diese *Sprachlosigkeit* oder „Semantik des Unbeschreiblichen",[198] wie der Historiker Marian Füssel sie nennt, mag zum einen damit zusammenhängen, dass es sich bei den beiden Militärs Reiß und Dominicus nicht um Mitglieder der gebildeten Oberschicht handelte, die im Schreiben und Lesen durchaus geübter waren und dementsprechend über ein größeres Vokabular verfügten. Zum anderen entwickelten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts im Zuge der Empfindsamkeit aber auch erst gewisse Formulierungen, die das Beschreiben der inneren Gefühlswelt in ausdrucksstarken Bildern ermöglichten. Der neue medizinische Jargon, insbesondere die Begrifflichkeiten um Nerven und Fasern, welcher einen bleibenden Einfluss auf die literarischen Strömungen der Empfindsamkeit ausübte, verband die Darstellung von Gefühlen mit Begriffen des Körpers. Ausdrücke wie Bauchgefühl, Herzschmerz oder Nervenflattern mögen heutzutage allgemein verständliche und gebräuchliche Beschreibungen von gewissen Emotionen sein, doch haben sie ihren Ursprung in medizinisch-literarischen

193 Dietrich Kerler (Hg.): Tagebuch des Musketiers Dominicus, Osnabrück 1972, S. 63.
194 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 30.
195 Ebd.
196 Ebd.
197 Ebd.
198 Füssel: Ungesehenes Leid, S. 46.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Entwicklungen des 18. Jahrhunderts.[199] Auch wenn die Vorstellung, dass einige Körperteile für bestimmte Stimmungen zuständig seien, nicht unbedingt eine neue Idee der Frühen Neuzeit ist,[200] so war die Epoche um den Kult der Empfindsamkeit doch ausschlaggebend für die Formierung neuer sprachlicher Konventionen, die Körper, Empfindungen und Gefühle miteinander verbanden. Dass Soldaten aus den unteren Gesellschaftsschichten aufgrund ihrer mangelnden Aus- und Schulbildung nicht unbedingt mit diesen Entwicklungen vertraut waren und auch nicht im großen Umfang literarische und philosophische Werke lasen, erklärt, warum in ihren Selbstzeugnissen gewisse Ausdrucksformen noch keinen Eingang gefunden hatten.

Ein geringer Bildungsstand und ein daraus resultierender kleinerer Wortschatz waren bei den höheren Ständen wie dem Bürgertum oder dem Adel eher weniger ein Problem. Ein halbes Jahrhundert später scheinen gewisse sprachliche Konventionen auch stärker Eingang in militärische Selbstzeugnisse gefunden zu haben. Die eher nachdenkliche und schwermütige Darstellung von Tod und Leiden scheint hier jedoch dagegen direkt mit dem Kult der Empfindsamkeit und seinen andauernden kulturellen Einflüssen selbst noch im 19. Jahrhundert mit den Ausläufern der Romantik zusammenzuhängen.

Denn fast alle Militärs aus den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen berichten in ihren Selbstzeugnissen von den zahlreichen Toten und Verletzten der Schlachtfelder oder dem Elend, welches die kranken und erschöpften Soldaten auf Märschen und Lazaretten ertragen mussten. Dabei sind sie von derartigen Eindrücken meist schockiert, entsetzt oder sehr bekümmert. Dies gilt insbesondere, wenn sie Leichenfledderei beobachten, sprich wenn sie mitansehen, wie toten oder gar sterbenden Soldaten Kleider, Schuhe und Habseligkeiten abgenommen werden.[201] Solche unmenschliche und unwürdige Behandlung lässt viele Autoren fassungslos zurück, in manchen Fällen versuchen sie einzugreifen, um den Raub zu unterbinden, doch meist müssen sie die für sie so entsetzlichen Situationen hilflos mitansehen. Eventuell beteiligten sie sich im Laufe des Feldzuges selbst an den unmenschlichen Praktiken – selbst, wenn sie es in ihren Selbstzeugnissen nicht zugeben –, denn oftmals blieb ihnen beim Zusammenbruch der Versorgungskette nichts anderes übrig, um das eigene Überleben zu sichern. Das galt vor allem im Russlandfeldzug von 1812, in dem die Solda-

199 Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 137, S. 199–200.

200 Die Viersäftelehre des Mittelalters vertrat beispielsweise ebenfalls die Auffassung, dass bestimmte Grundstimmungen und Launen durch einen Überschuss an Säften ausgelöst würden, die von unterschiedlichen Organen produziert würden. Vgl. ebd., S. 138.

201 „So wie einer zu Boden sank, wurde er von seinen eigenen Unglücksgefährten, um deßen Kleider zur Dekung und eigenen Rettung zu bekommen, alles Sträubens ungeachtet und ohne Barmherzigkeit ausgezogen. Wie mancher Greuel wurde hir in dunkler Nacht verübt und später am Tage auch offen getrieben! nicht selten mußte beim Theilen der Kleider wieder einer der Streitenden sein Leben laßen." Sachs: Erinnerungsblätter, S. 39. Und Otto von Raven berichtet beispielsweise, wie wütend er und ein Matrose über einen Hund sind, der eine Leiche frisst und wie sie versuchen, das „ekelhafte Thier" zu erschießen. Von Raven: Tagebuch, S. 96.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten nicht nur massenweise ums Leben kamen, sondern vor allem hauptsächlich durch die widrigen Umstände des ungeordneten Rückzugs und nicht aufgrund von Kämpfen verstarben. Dieser Feldzug markiert für viele Teilnehmer einen Wendepunkt, an welchem die Unmenschlichkeit neue Höhen erreichte. So berichten mehrere Soldaten, dass angesichts des Ausmaßes, der Häufigkeit und der Dauer der lebensbedrohlichen Situationen sich bei den Truppen irgendwann eine gewisse Gleichgültigkeit einstellte. Fast alle Autoren des Russlandfeldzuges, egal welchen Ranges, berichten von dieser menschlichen Kälte. Der Infanterist Deifel erzählt beispielsweise in seinen vermutlich Anfang der 1850er verfassten Memoiren:

> Kamerathen müssen verlassen werden in dem allergrößten Elend, Hunger, Blöße und Kälte und aller Krankheit breißgegeben. Wer mag wohl das alles beschreiben? Alle wehklagenden Stimmen werden gleichgültig angehört, denn alle Herzen waren vor lauter Elend versteinert; alle Menschenfreundlichkeit hatte uns aufgehört. Keine Träne sieht man fließen.[202]

Auch der Offizier Carl Sachs weiß zu berichten, wie ausweg- und hilflos die Suche nach einer Stelle an einem Feuer in der Kälte der Nacht war: „[I]ch […] mußte die ganze Nacht ohne Ruhe, von Feuer zu Feuer, und fand lauter unbekannte rohe gefühllose Menschen, die ruhig mit ansehen konnten, wenn ihr Cammerad neben ihnen erfror, während sie am Feuer brateten."[203] Diese Gefühllosigkeit und Abgestumpftheit gingen sogar so weit, dass die Soldaten sich nicht nur unmoralisch und mitleidslos verhielten, sondern sich auch Praktiken entwickelten, die gegen jedwede gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Gepflogenheiten verstießen. Der Kanonier Wesemann äußert sich beispielsweise entsetzt über den Umgang mit den Körpern verstorbener Husaren: „Doch so gleichgültig gegen die Leichname wurde man! Wir ließen sie in den Ställen liegen und legten uns zum Schlaf daneben, ja manche warfen sogar über todte Kosacken ihr Lagerstroh und gebrauchten die Leichen als Kopfkißen."[204] Das Entsetzen angesichts nicht nur der grauenvollen Situation, sondern auch des Verhaltens ihrer Mitsoldaten scheint in den Selbstzeugnissen zwei Funktionen zu erfüllen. Zum einen mögen die Autoren einfach das Bedürfnis gehabt haben, sich das Erlebte von der Seele zu schreiben. Da die Erlebnisse so unfassbar gewesen waren, hatten sie das Bedürfnis, sich mitteilen, um die Erinnerungen zu verarbeiten – also eben auch ein Versuch, Verständnis und Empathie seitens ihrer Familie, ihrer Angehörigen, aber auch allgemein ihrer Mitmenschen zu erbitten.[205]

Gerade in den Selbstzeugnissen desillusionierter Kriegsteilnehmer wird also deutlich, dass ein Bedürfnis nach Sinnstiftung vorherrschte, um das miterlebte

---

202 Deifel: Mit Napoleon, S. 55.

203 Sachs: Erinnerungsblätter, S. 38. Über die mangelnde Hilfsbereitschaft der Soldaten untereinander erschreckt sich auch Otto von Raven: „Niemand hier griff dem Anderen unter die Arme, Jeder fast war ein Egoist geworden". Von Raven: Tagebuch, S. 152.

204 Wesemann: Kanonier, S. 33.

205 Vgl. Petiteau: Mémoire, S. 23–36.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und als absurd und unfassbar wahrgenommene Massensterben zu verarbeiten oder zumindest in eine wie auch immer geartete teleologische Form der eigenen Biographie einzureihen. Denn die so in den Selbstzeugnissen dargestellten Tode hatten weder etwas besonders Heroisches noch konnten sie aus Sicht der Autoren immer glaubwürdig mit den Kriegszielen der Regierungen oder gar der Erinnerungskultur in Einklang gebracht werden. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass einige desillusionierte Kriegsteilnehmer sich in ihren Schriften klar gegen die Feldzüge und die Entscheidungen ihrer Monarchen aussprechen und damit zugleich auch die *memory politics* der Obrigkeiten torpedieren. Der Infanterist Deifel ist hierfür ein Bespiel, aber auch der Offizier Baumbach findet in seinen 1838 verfassten Erinnerungen deutliche Worte:

> Die Truppen des Rheinbundes, stolz unter einem so großen Feldherrn zu dienen, hatten vergessen, daß es ein deutsches Vaterland gab, und wenn auch hin und wieder ein demüthigendes Gefühl erwachte, daß die Deutschen selbst dazu beitragen sollten, die geschlagenen Fesseln immer fester zu ziehen, so lag doch der Gedanke an eine Befreiung von dem französischen Joch so fern, daß er vor der Aussicht auf die, in dem bevorstehenden Feldzug zu erlangenden Vortheile verschwand. Es bewarben sich sogar mehrere deutsche Fürstensöhne, unter ihnen unser Kronprinz, um die Gunst, unter dem Kaiser zu dienen. [...] Die Oestereicher und Preußen konnten zwar nur mit Mühe den Gedanken ertragen, unter den Befehlen und zu den Zwecken eines Mannes dienen zu sollen, der ihren Nationalstolz so empfindlich beleidigt hatte, sie gehorchten jedoch den Befehlen ihrer Fürsten, deren Politik nicht erlaubte, sich dem Willen des allmächtigen Kaisers zu widersetzen.[206]

Von Baumbach kritisiert hier explizit die deutschen Fürsten und vor allem seinen jetzigen Monarchen Ludwig I., damals noch der württembergische Kronprinz, welche sich in seiner Sicht nur allzu bereitwillig überreden ließen, unter Napoleon am Russlandfeldzug teilzunehmen. Damit zeichnet er ein Gegenbild zum Narrativ des national-deutschen Befreiungskampfes der Rheinbundstaaten gegen Frankreich, welches in der von der württembergischen Monarchie propagierten Erinnerungskultur ein zentrales Element bildete. Selbst die stark durch den *deutschen* Befreiungskrieg überzeichnete Erinnerungskultur Preußens wird kritisch kommentiert. Sowohl Deifel als auch von Baumbach präsentieren eine Darstellung des Russlandfeldzuges, welche die offiziellen, von den Monarchien zur Herrschaftslegitimation betriebenen *memory politics* als falsch oder zumindest fragwürdig aufdeckt. Das so gezeichnete Gegennarrativ konnte für die Obrigkeiten umso gefährlicher werden, da die Autoren trotz Kritik an den Entscheidungen ihrer Fürsten nicht darauf verzichten, sich und ihre Kameraden an diversen Stellen ihrer Selbstzeugnisse zu heroischen Militärs zu stilisieren. Der durch die (Selbst-)Heroisierung verliehene Autoritätsanspruch konnte eine mögliche destabilisierende Wirkung erzeugen. Dies gilt umso mehr, weil die Regierungen wenig Einfluss auf den Inhalt, die Darstellungen und die Heroisierungen in den Selbstzeugnissen nehmen konnten. Während bei den veröffent-

[206] Von Baumbach: Tage-Buch, S. 17–18.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lichten Memoiren und Autobiographien zwar die Zensur greifen konnte, wie es nicht zuletzt im Vormärz geschah,[207] war dies nicht möglich bei Selbstzeugnissen, die nur innerhalb der Familie weitergegeben wurden. Diese konnten, so wie auch mündliche Erzählungen und Berichte, einen entscheidenden Einfluss auf die Bevölkerung nehmen – selbst, wenn sie nur in einem kleinen Kreis gelesen wurden. Die Deutungen und (Selbst-)Darstellungen der Soldaten wurden so ja doch in der Gesellschaft verbreitet. Dass sie als wichtig und erinnerungswürdig wahrgenommen wurden, zeigt sich daran, dass viele der Selbstzeugnisse von den Kindern, Enkelkindern oder späteren Nachfahren der Autoren publiziert wurden.[208] Darum schienen Regierungen gut beraten, die Heroisierung einfacher Soldaten und die damit einhergehende Sinnstiftung in der Nachkriegszeit voranzutreiben, um dem subversiven Potenzial einer durch die Veteranen selbst in die Hand genommenen Erinnerungskultur – was das Verfassen von Selbstzeugnissen definitiv mit einschloss – zu unterbinden.

Denn wenn Ehrungen, Totengedenken oder gar eine Heroisierung der Soldaten durch die Obrigkeit in der Nachkriegszeit fehlten, organisierten Veteranen selbst ihre eigenen erinnerungskulturellen Praktiken: Sei es in Frankreich z. B. durch die Gründung von *sociétés de secours mutuel*, in welchen sich Veteranen zusammenschlossen, um sich finanziell in Notsituationen abzusichern und ihre ehemaligen, bedürftigen Kameraden zu unterstützen,[209] oder aber auf deutscher Seite die bereits erwähnten Forderungen der badischen und württembergischen Veteranen an ihren Monarchen. Gerade in einer Zeit, in welcher die Obrigkeit sich jedoch wenig um die soziale, finanzielle und symbolische Stellung der ehemaligen Kriegsteilnehmer kümmerte, war es für die Veteranen umso wichtiger, ihre Ansprüche über die Selbstheroisierung oder zumindest den Diskurs ihrer Heroisierung einzufordern. Denn gerade in Frankreich waren es unter der Restaurationsmonarchie nicht nur finanzielle Nachteile, welche die Veteranen zu spüren bekamen. Die Regierung hegte nicht nur ein extremes Misstrauen und

---

207 Vgl. Andreas Fahrmeir: Europa zwischen Restauration, Reform und Revolutionen 1815–1850, München 2012, S. 38, S. 77–78.

208 So zum Beispiel Wesemann: Kanonier; Barrès: Souvenirs; Hubert-François Biot: Campagnes et garnisons. Souvenirs anecdotiques et militaires du colonel Biot, aide de camp du général Pajoul, publiés d'après de M. G. Froberger, son petit-neveu, Paris 1901; Louis-François de Paule de Mautort: Mémoires du chevalier de Mautort, capitaine au régiment d'Austrasie, chevalier de l'ordre royal et militaire de Saint-Louis (1752–1802), publiés par son petit-neveu, le baron Tillette de Clermont-Tonnerre, Paris 1895; Marc Desboeufs: Les étapes d'un soldat de l'Empire (1800–1815). Souvenirs du capitaine Desboeufs, publiés pour la Société d'historique contemporaine par M. Charles Desboeufs, son petit-fils, Paris 1901; Lahure: Souvenirs; Jean-François-Xavier Vernère: Cahiers d'un volontaire de 91, Xavier Vernère. Publiés pour la première fois par M. X. Gérin-Roze, son petit-fils, Paris 1911; Jean-Baptiste Drouert d'Erlon: Le marchéal Drouet, comte d'Erlon. Vie militaire écrite par lui-même et dédiée à ses amis (publiée par sa fille), Paris 1844; Dieudonné-Paul-Charles-Henri Thiébault Mémoires du général baron Thiébault, publiés sous les auspices de sa fille, Mlle Claire Thiébault, d'après le manuscrit original, par Fernand Calmettes, Paris 1893–1895.

209 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 306.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine starke Ablehnung gegenüber den Veteranen der Revolution und des Empire, sie war auch mitverantwortlich für die Entwicklung des Bildes des verschwörerischen Veteranen mit einer fast schon kultisch-fanatischen Hingabe an Napoleon, welcher vor allem von seinen Erinnerungen an die mitgemachten Feldzüge lebte und Komplotte schmiedete, um die Monarchie zu stürzen.[210] Die politischen Verdächtigungen, welche die Regierung gegen die ehemaligen Kriegsteilnehmer hegte, wurden verstärkt durch Geheimgesellschaften und politische Untergrundbewegungen wie beispielsweise die *Charbonnerie Française*, zu welcher tatsächlich einige napoleonische Offiziere gehörten und von welcher Anfang der 1820er Jahre mehrere umstürzlerische Komplotte aufgedeckt wurden, das berühmteste wohl die Affäre um die vier *Sergeants de La Rochelle* 1822.[211] Im Vorfeld hatte die Ermordung des Duc de Berry 1820 zu einem neuen Level an Staatsparanoia geführt, so dass in den Jahren 1821 und 1822 intensive polizeiliche Ermittlungen und Überwachungen von Militärs stattfanden. Die aufgedeckten Verschwörungen in dieser Zeit führten nicht nur zu zahlreichen Verhaftungen, sondern auch zu Schauprozessen und einer intensiven Presseberichterstattung.[212]

Obwohl diese Aktionen nur von wenigen Individuen ausgeführt wurden, geriet die ganze Gruppe der Veteranen unter Verdacht. Diese Feindseligkeit der Regierungen ihnen gegenüber beschränkte sich jedoch nicht auf direkte Repressalien durch die Obrigkeit, sondern die Stimmung schlug sich auch in der Bevölkerung nieder. Vor allem nach 1815 wurde in Pamphleten das Bild der Veteranen als „égorgeurs", als gewalttätige, fanatische Anhänger Napoleons und des Empire gezeichnet, welches sich u. a. in der negativen Bezeichnung *brigands de la Loire* für die *demisoldes* manifestierte.[213] Die von Seiten der Obrigkeit provozierte und geförderte Angst vor den Soldaten und Ablehnung dieser durch die Bevölkerung erschwerte den Prozess der Wiedereingliederung in die Gesellschaft: Anstatt als Helden gefeiert und in ihrer Heimat willkommen geheißen zu werden, wurde ihr Status untergraben und ihnen die Anerkennung verweigert, was zu dem Klima des Unbehagens beitrug, welches durch zeitgleiche Entlassung von tausenden von Männern ohne Anstellung oder Möglichkeiten der finanziellen Unterstützung sowieso schon in der Bevölkerung vorherrschte.[214] So erhielten die Veteranen während der Restauration einen schlechten Ruf, der von der Regierung geschürt und von der Gesellschaft angenommen wurde. Mehr noch, es kam in dieser Zeit sogar zu gewalttätigen Ausschreitungen der Bevölkerungen gegen die Veteranen und nicht selten wurden sie auch Opfer der *Terreur blanche*.[215]

In einem solchen sozialen, politischen und kulturellen Klima, in welchem sogar das Gründen von Veteranenvereinen zum Gedenken, zur Totenehrungen der

[210] Vgl. ebd., S. 8–9.
[211] Vgl. Alan Forrest: The Legacy, S. 88–89.
[212] Vgl. ebd., S. 89; Petiteau: Lendemains, S. 268.
[213] Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 256.
[214] Vgl. Forrest: The Legacy, S. 68.
[215] Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 256, S. 271.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gefallenen und zur Bewältigung des Erlebten durch das gemeinsame Erinnern verboten wurde, verwundert es nicht, dass die Veteranen sich selbst um die Konstruktion einer Erinnerungskultur, in welcher ihnen die entsprechende Anerkennung und Stellung im historischen Geschehen zugestanden wurde, bemühten. Denn in Frankreich gab es unter den Bourbonen keine Denkmäler oder Gedenkfeiern für die Gefallenen oder die Heimgekehrten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege, von einer Heroisierung der Soldaten ganz zu schweigen. Unter der Julimonarchie schien das politische Klima sich angesichts der wachsenden Begeisterung für Napoleon und der bereitwilligen Anknüpfung Louis-Philippes an die Vergangenheit der Revolution und des Empire zu Zwecken der Selbstinszenierung in den Augen der Veteranen gebessert zu haben. 1830 forderten sie die neue Regierung auf, sich um die Regulierung ihrer Pensionen zu kümmern, die ihnen von der Restaurationsmonarchie zum Teil verwehrt oder gar gänzlich weggenommen worden war – eine Forderung, auf welche die Julimonarchie eher halbherzig einging.[216] Deshalb schlossen sich die Veteranen in den 1830er Jahren vermehrt in den *sociétés de secours mutuel* zusammen, welche der finanziellen und sozialen Unterstützung dienen sollten. Mag die offizielle Begründung für den Zusammenschluss eine philanthropische gewesen sein,[217] so dienten die *sociétés* auch der Erinnerung und der Schaffung einer gemeinsamen Erinnerungskultur, in der nicht zuletzt auch eine Selbstheroisierung der ehemaligen Kriegsteilnehmer vorangetrieben wurde. Einige *sociétés* organisierten hierfür Feierlichkeiten an bestimmten Jahrestagen wie dem 5. Mai, dem 15. August oder dem 15. Dezember, an welchen sich die Veteranen in ihren Uniformen am *Hôtel des Invalides* und der *Colonne Vendôme* in Paris trafen.

---

216 1831 wurde ein neues Gesetz erlassen, welches das Gesetz von 1814, das die Soldaten und Offiziere diskriminierte, die während der *cent jours* gekämpft hatten, aufhob. Dennoch blieben für den Erhalt einer Pension gewisse Bedingungen bestehen, wie z. B. die 30 Jahre Dienstzeit oder der Verlust des Augenlichts oder einer Gliedmaße als einzig kompensierbare Behinderung. Zwar gab es durchaus nun auch Regelungen, die eine Pension vorsahen, wenn ein Veteran aufgrund seiner Kriegsverletzung keiner Arbeit nachgehen und damit seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten konnte, doch die Beurteilung dieser Beeinträchtigung und der persönlichen Situation des Veteranen blieb in den Händen der Obrigkeit. Dementsprechend war die Auszahlung einer Pension der autoritativen Willkür unterworfen. Zudem blieben die behördlichen Hindernisse bestehen: Ein Veteran musste all seine Papiere und Bescheinigungen zusammenhaben, um sich für die Pension bewerben zu können. Viele hatten jedoch ihre Unterlagen während der Feldzüge verloren und standen nun vor einem Behördenmarathon, um neue Bescheinigungen anzufordern. Auch war nicht garantiert, dass sie ihre Papiere all die Jahre nach der eigentlichen Kriegsteilnahme aufbewahrt hatten. Daneben mussten sie entweder selbst wissen, wie entsprechende Bittgesuche an die Obrigkeit verfasst wurden oder das Geld haben, um einen professionellen Schreiber zu bezahlen, was angesichts der miserablen finanziellen Situation für viele ein Problem darstellte. Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 97. Für Soldaten, die nach 1815 ohne körperliche Verletzung oder Behinderung nach Hause zurückkehrten, gab es keine Pension. Ebd. So schien die augenscheinliche Fürsorge der neuen Regierung immer noch einen Großteil der Veteranen auszuschließen. Das *oubli officiel* blieb also auch unter der Julimonarchie bestehen. Vgl. ebd., S. 98–99.

217 Vgl. ebd., S. 306.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Siegessäule hatte Napoleon 1810 nach der Schlacht von Austerlitz der *Grande Armée* gewidmet. Sie ist mit bronzenen Reliefs verkleidet, welche Schlachtenszenen und Trophäen darstellen. Sie bildete in den ersten Jahren der Nachkriegszeit nicht nur den einzigen *lieu de mémoire* der Napoleonischen Kriege,[218] sondern auch das ultimative Sinnbild für die Heroisierung der napoleonischen Soldaten. Dass sich die Veteranen an diesem Ort für ihre Gedenkfeiern zusammenfanden und dazu noch mit dem heroisch-militärischen Attribut der Uniform bekleidet, konnte von der Regierung Louis-Philippes, welche die *sociétés* aufgrund ihres philanthropischen Charakters geduldete hatte, nicht mehr hingenommen werden. Offenbar wurden das aufständische Potenzial, die Demonstration von leidenschaftlicher Anhängerschaft für Napoleon[219] und nicht zuletzt der durch die (Selbst-)Heroisierung evozierte appellative Charakter dieser Treffen als zu gefährlich eingestuft, gingen diese Feierlichkeiten doch weit über das hinaus, was die Regierung selbst im Rahmen ihrer Symbolpolitik wie der *Retour des cendres* tolerieren konnte,[220] insbesondere in den krisenhaften Jahren vor der Revolution 1848. 1846 wurde deshalb eine der größten *sociétés,* die *Société des débris des armées impériales* aus Paris, von der Obrigkeit aufgelöst.

Erst unter Napoleon III. sollte der Zusammenschluss von Veteranen in *sociétés de secours mutuel* offiziell legal werden.[221] Doch verfolgte er damit definitiv einen Zweck, der über die Heroisierung der Militärs und die Zuweisung der längst fälligen gesellschaftlichen und politischen Anerkennung hinausging, nämlich den der Herrschaftslegitimation und der gesellschaftlichen und politischen Stabilisierung. So benutzte Napoleon III. die Veteranen ganz klar, um seine Politik der *mutualité conçue* als Herrschaftsinstrument des sozialen Friedens umzusetzen. Während die *sociétés* der 1830er und 1840er Jahre noch aus der Eigeninitiative der Veteranen selbst hervorgegangen waren und neben der finanziellen und sozialen Unterstützung auch dem gemeinsamen Gedenken und dem Erinnern an die mitgemachten Kriege dienten, sah die Regierung nun die Möglichkeit, diese gezielt für ihre Politik und Herrschaft zu instrumentalisieren. So wurde die Gründung von weiteren *sociétés* von staatlicher Seite vorangetrieben: Die lokalen Autoritäten versuchten, die ehemaligen Militärs zur Einschreibung in bereits bestehende *sociétés* oder zur Gründung neuer *sociétés* zu überreden. Die Obrigkeit wünschte, dass sich in jeder Provinzhauptstadt mindestens eine *société* etablierte. Doch der Enthusiasmus seitens der Veteranen hielt sich in Grenzen: Da viele Veteranen die entsprechenden Beiträge nicht zahlen konnten, kamen viele der Vereine nicht zustande oder hatten nur wenige Mitglieder. Dies zeigt,

218 Vgl. ebd., S. 123.
219 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 306
220 Vgl. ebd.
221 Vgl. ebd., S. 307–308. Zwar hatten auch davor, mehr oder wenige lose und inoffizielle *sociétés* bestanden, doch ist es auffällig, dass die französischen Soldaten im Gegensatz zu den Veteranen auf deutscher Seite oder beispielsweise den französischen Veteranen in Belgien Schwierigkeiten hatten, sich zu organisieren.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dass, obwohl die meisten Veteranen dem neuen Kaiser wohlgesonnen waren, die staatliche Lenkung und obrigkeitliche Einmischung in die privaten Erinnerungsgesellschaften nicht immer auf die erwartete Resonanz traf.[222]

Eine andere Form des Gedenkens, welche die französischen Veteranen zu initiieren versuchten, war die Errichtung von Denkmälern, um ihre gefallen Kameraden zu ehren und an die geleisteten Opfer der Soldaten zu erinnern. Da die Obrigkeit in diesem Bereich wenig selbst unternahm, stifteten die Veteranen die entsprechenden Denkmäler einfach selbst. So errichteten die Veteranen des Rheinlandes mehrere Denkmäler mit den Namen der Gefallenen, ihrem Regiment und ihrem Dienstgrad. Bei den Enthüllungen waren angeblich große Menschenmengen präsent und es fanden anschließend regelmäßig Gedenkfeiern an diesen Orten statt, an welchen sich die Veteranen versammelten.[223] Allerdings befand sich ein Großteil dieser Denkmäler nicht auf französischem, sondern auf deutschem und belgischem Boden.[224] Doch selbst dort waren die französischen Regierungen nicht unbedingt willens, sich an der entsprechenden Gedenkkultur zu beteiligen. So wurde der Vorschlag eines Veteranen der alten Garde von 1837, eine Gedenkplakette am Denkmal in Waterloo anzubringen, nie genehmigt.[225] Tatsächlich fanden sich Gedenkpraktiken in Frankreich vor allem in Form von individualisierten Grabmälern auf Friedhöfen und von privaten Denkmälern in Kirchen.[226] Obwohl z. B. die Regierung der Julimonarchie dem napoleonischen und revolutionären Erbe also deutlich offener gegenüberstand als die Bourbonen, unternahm sie doch vergleichsweise wenig, um den Militärs die entsprechende Anerkennung für ihre geleisteten Dienste und Opfer zuzugestehen und damit auch ihre Heroisierung voranzutreiben. Die heroische Darstellung von Soldaten, die durch das Aufstellen von Denkmälern und die entsprechenden Gedenkfeiern evoziert wird – immerhin werden ihre heroischen Qualitäten der Opferbereitschaft, des Patriotismus und des ruhmreichen Kämpfens durch diese Praktiken betont und geehrt –, fehlte also in Frankreich in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit. Und auch wenn die Veteranen versuchten, dieser Politik *d'oubli officiel* mit einigen Denkmalstiftungen entgegenzuwirken, waren diese Unternehmungen überschaubar, nicht immer erfolgreich und vor allem auf Regionen im Ausland beschränkt. Im Vergleich dazu war eine andere Praktik des Erinnerns und Gedenkens nicht nur effektiver, sondern schien auch mehr Wirkung in der Erinnerungskultur zu entfalten: das Verfassen von Selbstzeugnissen und in diesem konkreten Fall Memoiren und Autobiographien. Denn die Eigeninitiative der Veteranen in Bezug auf die Erinnerungskultur oder auch die desillusionierten Selbstzeugnisse, in denen Soldaten wie Deifel oder gar Offiziere

222 Dieser Absatz folgt ebd., S. 308–309.
223 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 124–125.
224 Vgl. ebd., S. 126.
225 Vgl. ebd., S. 124.
226 Vgl. ebd., S. 126.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wie Baumbach dem offiziellen Geschichtsnarrativ der Regierungen widersprachen, zeigen die Grenzen der von der Obrigkeit geformten geschichtspolitischen Erinnerungskultur auf und verweisen zugleich auf einen Bereich des Gedenkens und der Ehrung, auf welchen die Autoritäten wenig Einfluss nehmen konnten: das private Erinnern. Hier bestand anhand des Verfassens von Selbstzeugnissen die Möglichkeit, abseits von obrigkeitlichen Richtlinien und Normvorstellungen die gefallenen Kameraden zu ehren, aber auch die eigene Beteiligung an den Kriegen und die erbrachten Opfer hervorzuheben. Es konnte eine eigene Erinnerungskultur geschaffen werden, in welcher die Veteranen ihre Rolle in den historischen Ereignissen selbst festlegen und entsprechend deuten konnten. Die (Selbst-)Heroisierung war dabei ein Deutungsmuster, welches die eigene Bedeutung in der Geschichte auch abseits von den Regierungen und ihrer geschichtspolitischen Instrumentalisierung festhalten konnte.

3.2.4 Massenheroisierung und das Risiko der Inflation

Ehrungen der Gefallen auf Gedenkfeiern, Erinnerungsfesten und durch Gedenktafeln und Denkmäler seitens der Obrigkeit bildeten eine Möglichkeit, verschiedene Funktionen von Heroisierung wie Sinnstiftung, Kriegslegitimation und Herrschaftsstabilisierung mit der Erinnerungskultur geschickt zu verbinden. Doch weisen sie zugleich auch auf eine Problematik hin, die die Demokratisierung des Heldentodes mit sich bringt: das Risiko der Inflation. Die Heroisierung des Todes basiert nicht zuletzt auf der Individualisierung und Personalisierung des Sterbens.[227] Der Militär, welcher durch seinen Tod zum Helden wird, erfüllt dadurch das Kriterium der Exzeptionalität: Seine innere Haltung, seine Bereitschaft sowie die Umstände seines Todes heben ihn eigentlich von der Masse der anderen Gefallenen ab. Doch wenn die innere Einstellung bei posthumen Massenheroisierungen, welche durch die materielle und praxeologische Erinnerungskultur im Laufe des 19. Jahrhunderts stattfanden, außer Acht gelassen wird, stellt sich die Frage, wie individuell der heroische Tod dann noch sein kann, und ob es sich überhaupt noch um einen Heldentod handelt.

Dieses Problem wurde etwa im „umfassenden Programm des patriotisch-nationalen Heldenkultes“[228] Friedrich Wilhelms III. deutlich. So hatte er in seiner Verordnung vom Mai 1813 das Aufstellen von Namenstafeln beschlossen, doch wurden darin zwei verschiedene Sorten von Gedenktafeln gefordert: Erstens eine Tafel, auf welcher die Soldaten verewigt werden sollten, die „den Tod für das Vaterland in Ausübung einer Heldenthat“[229] fanden und denen dementsprechend das Eiserne Kreuz verliehen worden wäre, worüber die Vorgesetzten und

[227] Vgl. Sonderforschungsbereich 948: Tod und Sterben.
[228] Hagemann: Mannlicher Muth, S. 498.
[229] Verordnung, Dresden, 5. Mai 1813, abgedruckt in: Der Preussische Correspondent, Nr. 37, 4. Juni 1813.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kameraden einstimmig Zeugnis ablegen mussten. Diese Tafeln sollten in den Regimentskirchen aufgehängt werden und mit dem „Kreuz des Ordens in vergrößertem Maaßstabe“[230] verziert werden. Zweitens eine Tafel, die in der Gemeindekirche angebracht und auf der die Namen aller gefallen Soldaten festgehalten werden sollten. Über den Namen sollte die Aufschrift: „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland“[231] angebracht werden. Während die erste Tafel zum einen in einem militärischeren Kontext, nämlich in der Regimentskirche, angebracht werden sollte und zum anderen durch die explizite Erwähnung einer Heldentat und der Auszeichnung des Eisernen Kreuzes die dort aufgeführten Militärs von der breiten Masse der Gefallen abgehoben und zusätzlich heroisiert wurden, ehrt die zweite Sorte der Namenstafeln das Opfer und den Patriotismus *aller* verstorbenen Soldaten. Damit wird der Heldentod der Ersteren wieder etwas relativiert. Auch die nicht ausgezeichneten Soldaten haben in der Erinnerungskultur offenbar genug Außergewöhnliches geleistet, damit ihr Tod der namentlichen Erinnerung und des Gedenkens würdig ist. Das wurde zusätzlich durch die Gedenkfeiern verstärkt, in denen wiederum die Namen aller Gefallen in der Predigt genannt wurden.

Diese Zweiteilung der Heroisierung der toten Soldaten wurde vor allem durch die zwei Adressatenkreise des Programmes um den Heldentod deutlich. In einem Bericht der *Vossischen Zeitung* über mehrere Gedenkfeiern in der Potsdamer Garnisonskirche im Jahr 1816 wurde beschrieben, wie im militärischen Teil der Feiern die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Soldaten (lebend oder tot) in den Mittelpunkt gestellt wurden. Offenbar wurden vom Militär hauptsächlich diese als Helden anerkannt. So hielt der Kommandeur vor seiner Mannschaft eine kurze Rede und verlas anschließend nur die Namen derjenigen Militärs, welche entweder mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden waren und/oder sich nach Zeugnis der Kameraden und Vorgesetzten um die Auszeichnung verdient gemacht hätten.[232] In der anschließenden Predigt jedoch wurden „auch die gefallenen Männer in Heldenehrung und Heldengedenken einbezogen, die ohne jede Auszeichnung im Krieg verstorben waren“.[233] Dabei beschäftigten sich die Predigen zudem durchgehend mit der Frage, was eigentlich „wahren Heldenverdienst“ ausmache und welche Ehrungen und Gedenken angemessen erschienen. Hier wurde vor allem das Leitbild der christlichen Tugendhaftigkeit und der Opferbereitschaft für König und Vaterland hochgehalten.[234] Es wird also deutlich, dass es gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch zu Aushandlungsprozessen nicht nur um die Bedeutung des Heldentodes, sondern auch um die Frage nach den Voraussetzungen

230 Verordnung, Dresden, 5. Mai 1813, abgedruckt in: Der Preussische Correspondent, Nr. 37, 4. Juni 1813.
231 Ebd.
232 Berlin, den 14ten Dezember, in: Vossische Zeitung, 151 Stk., 17. Dezember 1816. Siehe auch Hagemann: Mannlicher Muth, S. 504.
233 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth, S. 504.
234 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für eine mögliche Heroisierung kam. Während die größere Allgemeinheit offenbar für ein offeneres Konzept der Heroisierung und Heldenehrung plädierte, was allen gefallenen Soldaten die Bereitschaft zu Selbstopfer und Pflichterfüllung und damit auch die Voraussetzung für die heroische Darstellung ungefragt zugestand, sperrten sich vor allem die Mitglieder des Militärs gegen die zu einfache Demokratisierung des Heldentodes. Hier schien die Angst vorgeherrscht zu haben, dass außergewöhnliche Leistungen auf dem Schlachtfeld und im Kampf oder sonstige nennenswerte militärische Taten durch eine zu leichte Zugänglichkeit zur Heroisierung über die Möglichkeit des Heldentodes banalisiert würden. Denn selbst wenn die inneren patriotischen Überzeugungen und die Bereitschaft zum Selbstopfer vorher festgehalten worden waren, wurden sie aufgrund der regen und zahllosen Erwähnungen ähnlicher Beispiele in der Propaganda, die sogar die Sprache und Darstellungen in den militärischen Selbstzeugnissen prägte, eher alltäglich, rudimentär und voraussetzend statt außergewöhnlich und somit heroisch. Beispielsweise berichtet Lietzmann in seinen Jahrzehnte nach Kriegseinsatz verfassten Memoiren, dass bei der Beschießung der Stadt Kolberg der „tapfere Hauptmann v. Waldenfels, von einer Kugel getroffen, den Heldentod" fand. Allein die Tatsache, dass Waldenfels ein Militär war und durch feindlichen Beschuss fiel, reichte hier offenbar aus, um seinen Tod als Heldentod zu deklarieren.[235] Warum sollten also herausragende, aber auch alltägliche militärische Aktionen von der Gesellschaft Bewunderung erfahren, wenn quasi die heroische Zuschreibung jedem einfachen Soldaten ohne besondere Qualitäten, Fähigkeiten, Charakterzüge oder Disposition zu eigen werden konnte, nur weil er – zugespitzt formuliert – in seiner Uniform während eines Feldzuges starb? Damit erschienen zugleich die heroischen Taten des Militärs als zu leicht zugänglich, ja mühelos und einfach zu erreichen, was wiederum insgesamt zu einer Abwertung der Stellung und des Ansehens des Militärs führen konnte. Denn wenn alle Helden sind, ist niemand mehr ein Held und wenn jeder Soldat den Heldentod stirbt, stirbt ihn keiner. Die Stilisierung jedes gefallenen Soldaten zum Helden in der Gedenk- und Erinnerungskultur riskierte zwangsläufig, zu einer Inflation des Heroischen im Bereich des Militärs zu führen, was insbesondere in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts mit ihrer schier unüberschaubaren Masse an Gefallenen deutlich wurde und sich nicht zuletzt in der stellvertretenden Heldenehrung des Unbekannten Soldaten (*le soldat inconnu*) äußerte.[236]

Diese Entwicklungen, welche zur Ehrung des anonymen, gesichtslosen Soldaten im 20. Jahrhundert führten, gehen dabei ironischerweise von Bemühungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aus, dem Tod als einem stark deindividualisierenden Faktor entgegenzuwirken. Im Umgang mit den Verstorben wurde

---

235 Eine Frau, die beim gleichen Beschuss umkam, weil sie den Soldaten Erfrischungen reichte, wurde dagegen nicht als Heldin bezeichnet. Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 4.

236 Vgl. Isabell Oberle / Stefan Schubert: Unbekannter Soldat, in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/unbekannter-soldat.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

diese Deindividualisierung vor allem für einfache Soldaten besonders deutlich. Während Offiziere oder Personen von bedeutendem sozialen Rang und gesellschaftlichen Status meist individuell und mit entsprechenden Kennzeichnungen beigesetzt wurden, wurden die einfachen Soldaten in Massengräbern anonym beerdigt bzw. gerade auf den Schlachtfeldern regelrecht verscharrt, da das Beerdigen der Toten von den überlebenden Soldaten oder Einwohnern der Kriegsgegend erledigt werden musste, was viele als eine lästige Pflicht empfanden.[237] Diese Anonymisierung und dieser Umgang mit ihren toten Körpern waren auch den Soldaten selbst bewusst. Dabei schien sich die Situation im Russlandfeldzug noch verschlimmert zu haben, da zum einen aufgrund des Verlustes von militärischen Insignien und Uniformen die ständische und nationale Zuordnung des Militärs nicht mehr möglich war[238] und zum anderen sich hier teilweise selbst um die Leichen höherer Militärs nur noch bedingt gekümmert wurde, da die katastrophalen Zustände es irgendwann nicht mehr erlaubten, sich um Bestattungen zu sorgen. Mehr noch, die Leichen der Gefallenen bildeten für die anderen Soldaten die Hoffnung auf Kleidung, Wertgegenstände, Alltagsgegenstände oder im schlimmsten Fall auf Nahrung, die sie zum Überleben dringend benötigten.[239] Solche Tode und vor allem der Umgang damit waren wenig heroisch, und man versuchte der Anonymisierung und Deindividualisierung der Toten – wie oben dargelegt – in der Nachkriegszeit Anfang des 19. Jahrhunderts entgegenzuwirken, indem die Namen der Gefallenen auf Gedenkfeiern verlesen oder an Gedenktafeln angebracht wurden. Doch waren es genau diese Praktiken, die zu einer Massenheroisierung und damit zu einer sich langsam abzeichnenden Inflation des militärischen Heldentodes führten. Diese Entwicklungen mochten das militärische Heldentum für größere Gesellschaftsgruppen zugänglich machen, doch legten sie zugleich auch den Grundstein für eine Aushöhlung der Bedeutung des heroischen Todes auf lange Sicht. Dies macht deutlich, auf welch schmalem Grade sich die Praktiken der Demokratisierung des Heroischen zwischen der Öffnung und der Banalisierung des Heldenkonzeptes bewegten und

---

237 Vgl. Füssel: Ungesehenes Leiden, S. 36–40 und vor allem Marian Füssel: Der inszenierte Tod. Militärische Sterbe- und Beerdigungsrituale im Kontext des Siebenjährigen Krieges, in: Ralf Pröve / Carmen Winkel (Hg.): Übergänge schaffen. Ritual und Performanz in der frühneuzeitlichen Militärgesellschaft, Göttingen 2012, S. 127–152.

238 „Die Herrn Ofizier sind nicht kennbar, denn sie sind mit alten Belzen überzogen von Fuß bis zum Kopf, sie haben keinen Glanz und Ansehn nicht mehr; die meisten sind schon gefangen gewesen und der Degen abgenommen, ihr Haupt ist gesenkt wie des Gemeinen und ebenso stimmlos." Deifel: Mit Napoleon, S. 56.

239 In einigen Selbstzeugnissen gibt es sogar Erwähnungen von Kannibalismus. So schreibt Jospeh Deifel: „Geht man ihn eine Hütte hinein, da traf man tote Soldaten aller Nationen, vier bis zehn oder noch mehr, denn aus Hunger, Kälte und Mattigkeit schüren sie Feuer und kochen Luderfleisch [Pferdefleisch], aber sie erloschen mit dem Feuer. Einige wollen gesehen haben, dahs sich einige selbst angenagt sollen haben." Ebd., S. 55. Friedrich Förster gibt in einem Brief an Theodor Körner ein Gespräch mit General Thielmann wieder. Dieser berichtet Förster: „mein eigener Koch ist mir verhungert, denn wer nicht das Fleisch von gefallen Pferden und erforenen Menschen vertragen lernte, der war verloren." Förster: Erinnerungen, S. 8.

https://doi.org/10.5771/9783967401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vor welchen Herausforderungen gerade auch die Autoren der Selbstzeugnisse bei ihrer heroischen Selbstdarstellung standen.

3.3 Märtyrertum und Leiden

Mit der Heroisierung von einfachen Soldaten über das Narrativ des *Heldentodes auf dem Schlachtfeld* gerade in Feldzügen, die geprägt waren von massenhaftem Sterben, wird ein anderes Merkmal des militärischen Heldentums erkennbar, das in früheren Jahrhunderten zwar vielleicht angeklungen war, doch bisher nicht in solchem Ausmaß für Soldaten selbst der untersten Ränge Verwendung fand: die Darstellung als leidender Märtyrer. Der Islamwissenschaftler Olmo Gölz definiert das Konzept des Martyriums als das eines „bewusst in Kauf genommenem oder gar gesuchten Tod[es] und die damit verbundene Leidensgeschichte eines Menschen zur Beglaubigung eines übergeordneten Ideals oder Glaubenssystems."[240] Dies rückt den Märtyrer auf den ersten Blick erst einmal in den Kontext des Religiösen: Der Märtyrer ist in den meisten Fällen ein unschuldiges Opfer, das zwar einerseits den Tod passiv erleidet, aber andererseits auch das eigene Leben mit bewusster Intention für seinen Glauben opfert. In der katholischen oder protestantischen Glaubenswelt geschieht dieses *sacrificium* in der Nachfolge Christi, wodurch allein der Märtyrer schon in eine heroische Nachahmung eingereiht wird. Doch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich die Tendenz, das Martyrium zu säkularisieren, so dass das Glaubenssystem, für das eine Person gewillt war, den Tod in Kauf zu nehmen, auch eine politische Idee sein konnte.[241] Bezeichnend war hierfür, dass in solchen Kontexten nicht selten die Bereitschaft zum Selbstopfer, die Standhaftigkeit im Tod oder aber das Erleiden von Gewalt hervorgehoben und heroisiert wurden.[242]

Angesichts der Verbreitung der Idee des Selbstopfers für das Vaterland ist es deshalb nicht verwunderlich, dass Diskurse um die patriotische Haltung von Soldaten eng mit dem Konzept des Martyriums verbunden wurden. Gerade die Französische Revolution scheint in Bezug auf die Heroisierung von militärischen Märtyrern eine Schnittstelle darzustellen, die mit der Förderung der Vorstellung des *soldat-citoyen* und seines patriotischen Einsatzes für die *patrie*, eine neue

---

240 Olmo Gölz: Martyrium, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/md1.1.20191023: „Diskurse zum Martyrium verdichten sich in ihren gesellschaftlichen Erscheinungsformen in den Figuren der Märtyrer und in entsprechenden Präfigurationen der jeweiligen Glaubenssysteme. Das Verständnis des zugrundeliegenden Konzeptes des Martyriums variiert stark in Gesellschaften, Räumen und Zeiten. So unterscheiden sich die Vorstellungen etwa in Bezug auf die passive oder aktive Einstellung des Märtyrers zur Gewalt erheblich, nicht nur in der interkonfessionellen Betrachtung, sondern auch in der historischen Perspektive innerhalb der unterschiedlichen Konfessionen und Denominationen."

241 Vgl. Ronald G. Asch: Märtyrer (Christentum, Frühe Neuzeit), in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/maertyrer-chr-fnz.

242 Vgl. Asch: Märtyrer.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Qualität der Darstellung dieser sakralen und fast religiös anmutenden Symbolik entwickelte. Doch gibt es auch schon vorher vereinzelte Beispiele von Militärs, die sich über ihre Bereitschaft, ihr Leben für das Vaterland zu lassen, positiv äußern. Der Unteroffizier J. S. Liebler gesteht in einem Brief vom 3. Oktober 1756 an seine Frau, Geschwister und Mutter, „[i]ch vor meinen Theil hätte gern in der größten Noth meinen Leib und mein Leben vor das Wohl unseres Landes und vor die lieben Meinigen aufgeopfert, doch es sollte vor dieses Mal nicht sein".[243] Solche Formulierungen sind für den Siebenjährigen Krieg noch recht selten. Die Opferbereitschaft für das Vaterland und die Bevölkerung scheint erst im Laufe der Französischen Revolution ein militärisch-heroisches Ideal zu werden, dem einfache Soldaten sich verpflichtet fühlten, wobei es am stärksten und häufigsten in Briefen von französischen Freiwilligen geäußert wird. Auf deutscher Seite setzt diese Entwicklung verstärkt dagegen noch später ein, nämlich mit den Befreiungskriegen. Und auch hier sind es die Freiwilligen des Jahres 1813, die in ihren Selbstzeugnissen explizit den Wunsch äußern, sich für die Befreiung des Vaterlandes aufzuopfern.

Was jedoch im Siebenjährigen Krieg noch häufiger zu beobachten ist, sind religiöse Anleihen und die Vorstellung, die eigene Seite sei von Gott unterstützt und damit auch gerecht. Viele Soldaten erwähnen, dass Gott auf ihrer Seite gewesen sei und sie deshalb ein Gefecht gewonnen hätten. So schreibt ein anonymer Unteroffizier über die Schlacht von Lobositz in einem Brief vom 6. Oktober 1756 an seinen Vater:

> Unsererseits muß man der ganzen Armee das unleugbare Zeugniß geben, daß sie insgesammt vor die Ehre Gottes und Wohlfahrt des Landes als Helden gefochten, sich auf den Schutz des Allmächtigen einzig und allein verlassen und so freudig in die größte Gefahr geeilet, daß kein Offizier fast kapabel gewesen, dieselben aufzuhalten.[244]

Hier wird nicht nur der positive Ausgang der Schlacht für die preußischen Truppen auf die Hilfe Gottes zurückgeführt, sondern auch die Motivation der Soldaten, ihr Mut und ihre innere Disposition wird am religiösen Glauben festgemacht. Dabei werden sie dennoch oder gerade deswegen als Helden benannt. Die Ehre Gottes scheint für die Soldaten des Siebenjährigen Krieges ein deutlich stärkeres Deutungsmuster und -angebot gewesen zu sein als der Bezug zu einem irgendwie gefassten Vaterland. Dementsprechend fehlt häufig auch eine spezifische Äußerung in Bezug auf den eigenen Patriotismus und die Bereitschaft zum Selbstopfer. Das sinnstiftende Heroisierungspotenzial lag eher bei einer religiösen Konnotation des soldatischen Einsatzes auf dem Schlachtfeld – sei es der Kampfeinsatz der gesamten Truppen, des eigenen Regimentes oder gar der eigenen, individuellen Person. Denn nicht selten führen Soldaten ihre eigene Unversehrtheit oder ihr eigenes Überleben auf das direkte Eingreifen Gottes zurück, wie

[243] Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 16.
[244] Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 23.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

beispielsweise ein anonymer Unteroffizier in seiner Beschreibung der Schlacht von Lobositz vom 1. Oktober schreibt: „[Z]wei [Kugeln] flogen ganz nahe über meinem Kopf in die Erde, und ich dankte Gott, der mich noch bis jetzo vom Tode errettet hat".[245]

Wie wichtig die Überzeugung der Unterstützung Gottes für die Legitimierung der Kampfeinsätze war, wird auch dann deutlich, wenn die Schlacht nicht zu Gunsten der eigenen Truppen verläuft. Der Soldat Barthel Linck schreibt an seine Frau, ebenfalls über die gleiche Schlacht, die am Anfang alles andere als gut für das Alt-Anhaltische Regiment verlief.[246] Erst nach mehreren Stunden des heftigen Gefechtes „[gab] Gott endlich nach einem achtstündigen unaufhörlichen Feuer Gnade, daß sie wichen, worauf unsere Leute auf den linken Flügel stark avancirten".[247] Für den Soldaten Linck war es erst das Eingreifen Gottes, das eine ausweglose Situation in eine für die preußischen Truppen vorteilhafte Lage änderte. Somit wurde aber zugleich deutlich, dass Gott den Einsatz der preußischen Truppen guthieß, was der Autor nicht zuletzt auch am Schluss seines Briefes bekundet, indem er nicht nur auf die Andacht nach der Schlacht und die inbrünstigen Reaktionen der Militärs während dieser eingeht, sondern auch ein Gebet einfügt, welches die Zeile enthält: „die göttliche Kraft macht uns sieghaft, durch Jesum Christum. Amen!"[248]

Die Deutung der eigenen Kriegsziele und -führung als gerechte, von Gott abgesegnete und unterstützte Handlungen ist keineswegs eine neue Entwicklung des 18. Jahrhunderts, sondern ein bellizistisches Deutungsmuster, auf das Monarchen und Fürsten schon Jahrhunderte zuvor zurückgegriffen hatten. Und mit der Propagierung Friedrichs des Großen als „protestantischer Gottesheld"[249] verwundert es nicht, dass diese Heroisierungs- und Legitimierungsmuster auch im Siebenjährigen Krieg gerade auf preußischer Seite weit verbreitet waren. Es überrascht jedoch zuweilen, wie intensiv diese Vorstellungen auch von den einfachen Soldaten aufgegriffen wurden. Natürlich war das 18. Jahrhundert eine Epoche, in der trotz Kritik diverser aufgeklärter Denker vor allem die unteren Bevölkerungsschichten und ihr Alltag noch stark von religiösen Komponenten geprägt waren. Die Briefe sind insgesamt in einem sehr gläubigen Duktus verfasst, manche davon enthalten Gebete, gute Wünsche an die Familie, aber auch allgemeinere Floskeln wie „Gott sei Dank" oder „Gott hilf", die eher auf den damaligen Sprachgebrauch zurückzuführen sind.[250] Dennoch scheinen der Glaube und die Anrufung Gottes in den Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts eine bedeutendere Rolle einzunehmen als in den militärischen Zeugnissen nur

245 Ebd., S. 5.
246 Vgl. ebd., S. 13.
247 Ebd.
248 Ebd., S. 15. Vgl. auch Möbius: Von Jast, S. 10–13.
249 Leonhard: Bellizismus, S. 190.
250 Vgl. Möbius: Von Jast, S. 1013.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einige Jahrzehnte später – und sei es nur, weil er eine zentrale trostspendende und sinnstiftende Funktion für die Soldaten auf dem Schlachtfeld erfüllte.

Auf französischer Seite hatte die Revolution zu einem entscheidenden Einschnitt in Glaubensfragen geführt: Der *Culte de l'Être suprême*, die Zivilverfassung des Klerus von 1790 und die jakobinische Entchristianisierung der Jahre 1793 und 1794 hatten zu einer grundlegend veränderten Position nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch des christlichen Glaubens an sich in Frankreich geführt. Und auch wenn in dem einen oder anderen Selbstzeugnis ein französischer Militär Gott in einem Brief dankt oder eine religiöse Formulierung benutzt, so verschwindet der ausgeprägte religiös-christliche Glaubensbezug in den französischen Selbstzeugnissen fast vollständig. Selbst in Selbstzeugnissen, die im 19. Jahrhundert herausgegeben wurden, in einer Zeit, als der Katholizismus wieder einen höheren Stellenwert in Frankreich gewann, finden sich nur wenige oder gar keine religiösen Anleihen. Hier scheint der Märtyrerkult, den die revolutionäre Regierung um prominente politische Figuren wie Jean-Paul Marat oder militärische Helden wie Joseph Bara aufbaute, durchaus einen entscheidenden Einfluss auf die Selbstdarstellung, die Deutungsmuster und die narrativen Strukturen der Militärs gehabt zu haben. Die Historikerin Mona Ozouf spricht in ihrer Untersuchung zu den revolutionären Feiern und Festen von einem „transfert de sacralité",[251] bei welchem die sakrale Aura religiöser Inhalte auf politische Elemente und Strukturen übertragen wurde und so durch eine Verknüpfung von christlichen, freimaurerischen und revolutionären Symbolen und zeremoniellen Gesten ein politisch-kultureller Kult entwickelt wurde, in welchem die revolutionäre Regierung die französische Nation bzw. *patrie* und die revolutionären Werte als sakral inszenieren und konstituieren konnte.[252] Dies führte zuweilen zu fast kurios anmutenden Übernahmen von religiösen Formen wie der Heiligenverehrung, bei welchen patriotische Märtyrer wie Marat, Bara oder die heilige Pataude zu Heiligenfiguren einer „zivilen Religion" wurden.[253] Sie ersetzten die religiösen Inhalte des Christentums durch die des Vaterlandes und der revolutionären Ideologie als Verehrungspunkte. Deshalb verwundert es nicht, dass die religiös aufgeladene Komponente des Martyriums für die Revolution und die *patrie* sich so gut in der militärischen Propaganda umsetzen ließ und auch auf eine solch breite Rezeptionsgrundlage fiel, wie es nicht zuletzt die Übernahme der Sprache und der Erzählstrategien des *Recueil* durch die militärischen Autoren der Selbstzeugnisse belegt.

---

251 Mona Ozouf: La fête révolutionnaire 1789–1799, Paris 1976.

252 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf: Sakraltransfer, in: Religion in Geschichte und Gegenwart 4, Brill Online, DOI: dx.doi.org/10.1163/2405-8262_rgg4_SIM_025158 [21. November 2023].

253 Siehe hierzu Michel Vovelle: Die Französische Revolution. Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten, München 1982, S. 130. Es entwickelten sich fast schon Formen eines Messianismus, wie am Beispiel von Pariserinnen deutlich wurde, die Psalmen zu Ehren des Herzens von Marat sangen: „O cor Jésus, O cor Marat."

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Auf deutscher Seite blieb die religiös-christliche Deutung dagegen etwas stärker erhalten, die Devise während der Befreiungskriege lautete in Preußen immerhin *Mit Gott für König und Vaterland* und auch die Heroisierung der preußischen Männer zu wehrhaften Bürgersoldaten enthielt ein stark christliches Element. Es bildete sogar einen ausdrücklichen Bestandteil des (preußischen) Männlichkeitsbildes,[254] auch weil die bellizistische Deutung der Befreiungskriege sowohl bei den Zeitgenossen als auch in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts in eine teleologische Heilsgeschichte gefasst wurde.[255] Was jedoch auffällig scheint, ist die Übernahme der Idee des militärischen Märtyrers, wie sie in der Französischen Revolution postuliert wurde. Die Vorstellung, dass Soldaten ihr Leben und ihre Gesundheit für das Vaterland opferten, ja dass sie für ihre Heimat, ihre Nation oder ihren Monarchen die höchsten Formen des Leidens auf sich nahmen, findet sich sowohl auf französischer als auch deutscher Seite seit den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen. Diese Verbindung zwischen auf dem Feldzug erfahrenem Leid und dem soldatischen Martyrium stellten die Militärs des Siebenjährigen Krieges, trotz ihrer stärkeren religiösen Konventionen und Verankerungen, nicht her. Das Leiden auf dem Schlachtfeld und die traumatischen Erlebnisse wurden nicht so sehr als (Selbst-)Opfer wahrgenommen, sondern eher als Wille und Plan Gottes bzw. des von ihm unterstützten Monarchen. Doch die Entwicklungen der Französischen Revolution machten es sowohl für die Soldaten Frankeichs als auch der deutschen Staaten Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts möglich, ihre Leidenserfahrungen als Martyrium für das Vaterland darzustellen.

Ein Feldzug schien hierbei besonders prädestiniert für dieses Narrativ: der Russlandfeldzug von 1812. Nicht nur, dass er Heere in bisher nie gekanntem Ausmaß involvierte, die Zahl der Toten war ebenfalls bisher unerhört. Obwohl sich Historiker bis heute nicht einig über die endgültige Zahl der gefallenen Soldaten sind, da die Interpretation auch stark von den Ausgangsschätzungen und der Einordnung der Feldzugsdauer abhängen, steht fest, dass von der über 600.000 Mann starken *Grande Armée* nur mehrere zehntausend Soldaten zurückkehrten. Von einigen deutschen Truppen wie den bayerischen, westfälischen und württembergischen Regimentern, die mit um die 30.000 bzw. 15.000 Soldaten losgezogen waren, kamen anschließend nur ein paar hundert zurück. Dabei waren es nicht so sehr die Schlachten dieses Feldzuges, die Tote forderten, sondern die extreme Kälte des russischen Winters, durchbrochene Versorgungslinien und Krankheiten waren für einen Großteil der Gefallenen verantwortlich. Das Leiden erreichte hier ein bisher unbekanntes Ausmaß und die frappierende Niederlage der *Grande Armée*, die während dieses Feldzuges fast vernichtet wurde, ließ Fragen nach Sinnstiftung umso dringender werden, nicht zuletzt auch für die deutschen Territorien, die unter dem französischen Kaiser gekämpft hatten.

254 Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth.
255 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 384–385.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Darstellung der Kriegserfahrung als Martyrium kann hier Soldaten eine Möglichkeit bieten, ihr Leiden in einer heroischen Form zu interpretieren und somit auch einen gewissen Trost und eine plausible Sinnstiftung für das erlittene Trauma zu gewährleisten. Denn das Martyrium erfolgt stets aus einer Unterlegenheitsposition heraus.[256] Nur wer sich in einer verwundbaren Situation befindet, kann auf das Konzept des Märtyrers zurückgreifen. Für eine nicht bedrohte, ja sogar allgemein anerkannte und dominierende Wertvorstellung oder die Legitimation eines fest etablierten und unangefochtenen Herrschers freiwilliges Leiden und sogar den Tod in Kauf zu nehmen, würde nicht nur als nicht nachvollziehbar, sondern auch als unglaubwürdig, ja sogar fragwürdig erscheinen und damit eine Heroisierung erschweren. Für die Soldaten des Russlandfeldzuges war die (Selbst-)Darstellung als militärischer Märtyrer so völlig annehmbar, denn welche unterlegenere Position als an einer durch die äußeren Umstände herbeigeführten katastrophalen Niederlage teilgenommenen zu haben kann es im militärischen Bereich geben?

Auch bietet die Darstellung vom Martyrium einen weiteren Vorteil: Die Soldaten, die ihre Memoiren, Erinnerungen und Autobiographien aus der Retrospektive verfassten, sind naturgemäß nicht während des Feldzuges gestorben. Damit scheint die Übernahme des Narratives des heroischen Selbstopfers auf den ersten Blick nicht besonders vertretbar, da die wichtigste Komponente des Konzeptes – der Heldentod – fehlt. Wie bereits dargelegt können Verletzungen und Verwundungen ein Mittel sein, um die patriotische Opferbereitschaft zu bezeugen. Doch was, wenn die körperliche Versehrtheit nicht auf eine Kampfverletzung, sondern auf Mangelernährung, Erfrierungen, Erschöpfung und Krankheit zurückzuführen ist, körperliche Beeinträchtigungen, die gerade im 18. und 19. Jahrhundert zuweilen auch Zivilisten erleiden konnten? Dies schien aus militärisch-kriegerischer Sicht weit weniger heroisch. Die Fokussierung auf das Leid bot jedoch einen Ausweg aus diesem weniger heroisierbaren Umstand. Denn der Tod ist, so Olmo Gölz, soziologisch gesehen nicht unbedingt die Folge des Martyriums. Vielmehr stellen der Tod bzw. der Akt des Sterbens den Ausgangspunkt für die Definition des Martyriums dar. Der Weg jedoch, die Leidensgeschichte des Akteurs, die zu diesem Tod führte, wird „zum Ankerpunkt für alle Erzählungen und Konstruktionen […], die den Status der Person als Märtyrer betreffen."[257] Da für die Überlebenden des Russlandfeldzuges die Komponente des Todes fehlt, ersetzten sie diesen Ausgangspunkt, indem sie selbst den Märtyrerdiskurs um ihre eigene Figur durch das Verfassen ihres Selbstzeugnisses anstoßen. Dies mag zwar auf den ersten Blick etwas widersprüchlich, wenn nicht sogar unglaubwürdig erscheinen, doch handelt es sich bei der Selbstheroisierung eigentlich immer bis zu einem gewissen Grad um narrative Strategien, welche verdächtig erscheinen, da sie auf der Versicherung der Autoren beruhen, die Beschreibungen ihrer

[256] Der folgende Absatz folgt den Ausführungen von Gölz: Martyrium.
[257] Gölz: Martyrium.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

selbst und ihrer Taten wären wahr. Dementsprechend handelt es sich beim Rückgriff auf das Martyrium ebenfalls nur um eine narrative Struktur, die ganz so wie die bisher untersuchten sprachlichen und stilistischen Heroisierungsmuster in einem kommunikativen Aushandlungsprozess mit dem Publikum, sprich der Leserschaft der Selbstzeugnisse, stattfindet. Ob und wie glaubwürdig dem Publikum diese Form der heroischen Selbstdarstellung erschien, hing dementsprechend von den Stilmitteln ab. Keiner der Autoren des Russlandfeldzuges benennt sich beispielsweise selbst als *Märtyrer* oder spricht davon, dass er ein *Martyrium* durchlebt hat. Vielmehr fokussieren sie sich darauf, die Entsetzlichkeit der Lage und Erlebnisse zu schildern und ihr eigenes Leiden hervorzuheben. So berichtet der Offizier Carl Sachs:

> Am 8ten sahen wir wir (sic!) allenthalben Tode an den abgebranten Feuern liegen, und oft bemerkte man lange eine Blutspur im Schnee bis man endlich auf einen oder mehrere stieß, welche keine Fußkleidung hatten, deren Zehen in einen Fleisch Klumpen verwandelt, heraus sahen und bluteten; solche Unglücklichen wankten fort bis sie endlich liegen blieben. Andere waren blind, oder närrisch, die leztern sah man mit dem Feuer spielen und mit freundlicher Miene zusehen, wie die Kohlen ihnen die Hände verbrannten, die im höchsten Grad Zerrütteten beugten den Oberleib über das Feuer und liesen sich freundlich grinzend langsam braten[258].

Solche und ähnliche Beschreibungen finden sich in allen untersuchten Selbstzeugnissen, die über den Russlandfeldzug berichten – egal, ob sie während des Feldzuges, kurze Zeit nach der Kriegsteilnahme oder erst Jahrzehnte später verfasst wurden. Die Beschreibung des „Elends", wie die Autoren die Zustände während des Feldzuges nennen, bildet einen zentralen Inhalt der Berichte aus dem Russlandfeldzug. Dabei betonen sie auch die tiefe Verzweiflung, die die Soldaten angesichts der Ausweglosigkeit der Situation befällt.[259] Auch die Erwähnung von Selbstmorden durch einige Autoren macht deutlich, wie unerträglich die Lage während des Feldzuges gewesen sein muss. Walter Jakob schreibt in seinem Jahrzehnte nach der Feldzugsteilnahme entstandenen Selbstzeugnis: „Auch hörte man allenthalben das sich Elend wegen schon mehrere Leuthe verschossen hatten, besonders hatte sich in selbigen Tag darauf ein Offizier den Halz abgeschnitten."[260]

Diese Mutlosigkeit befällt die Autoren auch selbst und es kostet sie das Höchste an Überwindung, dennoch weiterzumachen. Der Soldat Joseph Deifel scheint hiervon besonders betroffen zu sein: „Ich verhülle mich in meinen Mantel den

---

258 Sachs: Erinnerungsblätter, S. 43–44.

259 Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 51.

260 Ebd., S. 41. Und auch der Kanonier Heinrich Wesemann berichtet: „seitwärts aus Gräben und Gebüschen verkündeten Flintenschüße, daß einer unserer unglücklichen Kriegsgefährten die Waffen gegen sich selbst gekehrt und verzweifelnd das Ende seines Lebens herbeizuführen gesucht hatte. Durch den Anblick so großer Noth, so vieler umherliegender Leichen, durch eigene Erduldung von Hunger, Durst und Kälte bei anstrengenden Strapatzen und durch das stete Nachtlager auf beschneiter Erde wurden auch die Beherzesten muthlos." Wesemann: Kanonier, S. 50–51.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ich noch hatte, und wollt schlafen; es wird aber die ganze Nacht nicht viel, denn es war kalt und Zugluft – und die schreckliche Betrübniß! Das war nichts Kleines; wer er es nicht erfahren hat, kann sich gar keinen Begriff machen davon."[261] Die Unerträglichkeit der Situation wird so schlimm, dass seine eigentlich recht gefestigte patriotische Haltung ins Wanken gerät:

> So befiel mich der Kleinmuth – ich weiß nicht, für wen ich arbeite, für das Vaterland nicht – ‚für Zucker und Kaffee', sagte Herr Graf Preysing. Viele schon sind gestorben an den übermäßigen Strabazen, und viele sind übergegangen. Was soll denn nun ich thun, da mich schon die Schwermuth überfällt? Ein alter Baier richtet sich wieder auf zu seiner Ehre, und sonst will er nichts. Mein Vater und Mutter sagten mir allezeit beym Abschied, wenn ich im Krieg fortziehe, dahs ich halt nicht deserdieren sollt, lieber der Totenschein als eine solche Nachricht. So hielt mich Gott in der Threue fest – das erste Mal in diesem Leben.[262]

Aufschlussreich ist bei Deifels Schilderung nicht nur, dass er unerträgliches Leiden erdulden muss, sondern dass dieses so immens und umfassend ist, dass ihm – selbst fast 40 Jahre nach dem Erlebten – die Worte fehlen, es zu beschreiben. Dies erinnert an die Soldaten des 18. Jahrhunderts, die angesichts des fehlenden Wortschatzes bzw. der fehlenden Konzepte noch nicht im Stande waren, ihre Empfindungen in Bezug auf die Schlachterlebnisse zu Papier zu bringen. Obwohl Mitte des 19. Jahrhunderts der Kult der Empfindsamkeit und die Frühromantik mittlerweile eigentlich das entsprechende Vokabular für solch überwältigende Erlebnisse bereitgestellt hatten, und obwohl Deifel trotz seiner niedrigen Herkunft eigentlich ein ziemlich guter Schreiber war, war das Erlebte offenbar zu unfassbar, um es mit den verfügbaren Begriffen und Ausdrücken jener Epoche (oder irgendeiner Epoche) zu erfassen. Die Geschehnisse des Russlandfeldzuges bargen selbst für die Schlachterfahrungen der Frühen Neuzeit eine neue Qualität an Leiden und Elend, sie sprengten den Rahmen der bisher gekannten traumatischen Kriegserfahrungen. Das Leiden der Soldaten unterschied sich von dem Schrecken, den Militärs normalerweise auf Feldzügen erlebten und von dem, was noch als zu erwartbare Bürde des Militärdienstes galt. Dementsprechend erhielt das erfahrene Leid der Soldaten des Russlandfeldzuges eine märtyrerähnliche Qualität: Es stellte die Soldaten vor eine so nie dagewesene Probe ihrer militärischen Pflichterfüllung. Für Deifel stellten die Erlebnisse seine patriotischen Überzeugungen und seine Loyalität zum Vaterland auf die Probe. Er musste verzweifelt daran festhalten, um dem Leiden nicht nachzugeben, seine militärisch-patriotische Pflicht zu vergessen und sich in seiner Interpretation gegen das Vaterland zu stellen.

Diesen Kampf mit sich selbst betont er auch ein weiteres Mal in seinem Selbstzeugnis, als die Frage nach Desertion und Übertritt in preußische Dienste, um dem Elend ein Ende zu bereiten, aufkommt: „Was soll da zu thun sein? Auch gefangennehmen lassen – wie viele andere? Nein, das nicht; das wird meinen ganzen Karakter verstellen. Lieber als Baier sterben, als Breißisch nur dazu rie-

[261] Deifel: Mit Napoleon, S. 101.
[262] Ebd., S. 82.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

chen."[263] Deifel ist hier bereit, nicht nur das Elend, sondern auch den Tod in Kauf zu nehmen, statt seinem Vaterland abzuschwören und sein Leben durch Verrat bzw. Bekehrung zum Feind zu retten. Diese Bereitschaft, bewusst nicht nur das höchste Leiden auszuhalten, sondern für seine politischen Überzeugungen, sprich seinen Patriotismus und seine Treue zu sterben, entspricht vollkommen einer klassischen (säkularen) Märtyrererzählung.

Dabei wird auch deutlich, warum der Rückgriff auf Märtyrerdiskurse eine Möglichkeit der (Selbst-)Heroisierung für Militärs darstellte: Sie enthalten ein zentrales Attribut militärisch-heroischer Inszenierung, nämlich den Kampf gegen einen Antagonisten. Auch wenn es sich in diesem Falle nicht um einen Feind aus Fleisch und Blut handelte, so gab es dennoch einen Gegenspieler: die feindliche Umwelt und die allgemeine lebensbedrohliche Lage. Diese gefährlichen Faktoren wie der Mangel an Essen, die eisige Kälte und die ständige Gefahr, von gegnerischen Husarenregimentern überfallen, gefangengenommen oder getötet zu werden, erforderten ebenfalls einen Kampf – einen Kampf gegen die Umstände sowie einen Kampf gegen sich selbst. Es galt über sich hinauszuwachsen, um das eigene Überleben zu sichern und an seinen Überzeugungen festzuhalten. Die Soldaten mussten den Mut sowie die Festigkeit ihres patriotischen Glaubens aufbringen, sich neben dem menschlichen Feind auch den speziellen Antagonisten Hunger und Kälte zu stellen, obwohl ihre emotionale und körperliche Verfassung ihnen dabei im Weg stand. Dies erforderte sowohl physisch als auch psychisch übermenschliche Kräfte, die durch das unfassbare Leid auf die Probe gestellt wurden. Die Strapazen des Russlandfeldzuges bildeten eine Prüfung des militärisch-patriotischen Pflichtgefühls, die Militärs anderer Feldzüge so nicht bestehen mussten. Deshalb kann der märtyrerähnliche Einsatz der Soldaten des Russlandfeldzuges als außergewöhnlich in seinen Anforderungen gesehen werden, was ihn nicht zuletzt ebenfalls heroisch machte.

Vor allem wird auch deutlich, warum das militärische Martyrium für einfache Soldaten eine greifbare Form der (Selbst-)Heroisierung sein konnte. Im Gegensatz zu den großen Feldherren oder den hochrangigen Offizieren konzentrierte sich diese Art der heroischen Darstellung nicht auf den Ausgang einer Schlacht oder gar des Kriegsverlaufes, sondern sie beschränkte sich auf das kleine, individuelle Schicksal einer einzelnen Figur. Es ging für die Soldaten im Russlandfeldzug nicht um große Heldentaten, sondern um das nackte Überleben. Das Durchhalten, das Überleben mit allen Mitteln wurde hier zur Heldentat, es handelte sich hier um Heldenmut auf kleinster Ebene. Dadurch wurde es auch für Soldaten der niedrigsten Ränge erreichbar. Warum es sich bei solch scheinbar banalem Verhalten überhaupt um Heldentum handeln soll, wird deutlich, wenn das Verhalten der Soldaten unter dem Aspekt des *boundary work* betrachtet wird. Die Grenzen, über die der einfache Soldat in dieser Lage hinausgehen musste, waren seine eigenen – die seines Körpers und die seines Willens. Es ging darum,

[263] Deifel: Mit Napoleon, S. 76.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

trotz aller Widerstände und der aussichtslosen Lage weiterzumachen, nicht aufzugeben und nicht eines der vielen Opfer dieses desaströsen Feldzuges zu werden. Mehr noch, der Rückgriff auf den Martyriumsdiskurs erlaubt die Uminterpretation eines Verlierers zu einem Gewinner.[264] So wird aus dem bemitleidenswerten, einem schweren Schicksal unterworfenen und vor allem militärisch unterlegenen Soldaten ein über seine körperlichen und geistigen Grenzen hinausgehender Kämpfer mit außergewöhnlicher patriotischer und pflichtbewusster Disposition – ein heroisch-militärisches Leitbild, das unabhängig vom Rang und gesellschaftlichen Stand des Autors glaubwürdig und vertretbar war.

Für die Obrigkeiten sowohl auf deutscher als auf französischer Seite konnte die Heroisierung einfacher Soldaten des Russlandfeldzuges über das Märtyrernarrativ jedoch ein Risiko bergen. Mit der Erzählung ihres persönlichen Martyriums während des Russlandfeldzuges schufen sich die Veteranen nicht nur einen Autoritätsanspruch in der geschichtspolitischen Deutung – ihre Erzählung basierte immerhin auf einem Augenzeugenbericht und einer intensiven körperlichen Erfahrung, so dass sie laut den Lehren des Sensualismus erweiterte Erkenntnis und Wissen diesbezüglich erlangt hatten.[265] Diese Autorität ermöglichte es ihnen, eventuell soziale Hierarchien in Frage zu stellen und vor allem ihre Darstellungen explizit als Gegenentwurf zu der Historisierung und Erinnerungslenkung der Regierung zu präsentieren. Die Memoiren von bayerischen Militärs sind hierfür ein prägnantes Beispiel. Wie bereits erwähnt, klammerte die Monarchie in Bayern in ihrer Gedenkpolitik das Leiden und das Elend der Gefallenen und Heimkehrer des Russlandfeldzuges aus. Bei der Enthüllung des Denkmales zum Russlandfeldzug 1833 wurde in Reden betont, dass die Armee im Felde eigentlich unbesiegt geblieben und nur am russischen Winter gescheitert sei. So wird die Niederlage von der bayerischen Monarchie zu einem moralischen Sieg umgedeutet, das Massensterben der Soldaten wird als Opfer aus Loyalität und zum Wohle der Befreiung des Vaterlandes interpretiert.[266]

Dagegen betonten Soldaten in ihren Selbstzeugnissen nicht nur, dass es schon vor Einbruch des Winters erhebliche Probleme bei der Versorgung gegeben habe und dass gerade die Hitze und verseuchtes Wasser zu Krankheiten und Demoralisierung bei den Truppen geführt hätten.[267] Insgesamt wurde der Feldzug als Katastrophe wahrgenommen – als ein Sieg, egal welcher Art, wird er in den Zeugnissen nicht gedeutet. Zwar greifen die Soldaten durchaus auf das Narrativ des Opfers für den Monarchen oder das Vaterland zurück, um ihren Erlebnissen einen Sinn zu geben und sich zu heroisieren, doch gerade für die Heroisierung ist vielmehr das detaillierte Beschreiben des Leidens und des Elendes ausschlaggebend. Denn das Opfernarrativ und vor allem das heroische Leitbild des mili-

264 Gölz: Martyrium.
265 Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 135–144, S. 160–161, S. 231–240.
266 Vgl Planert: Mythos, S. 629.
267 Vgl. von Baumbach: Tage-Buch S. 28–29, S. 47–50.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tärischen Märtyrers funktionieren nur aus einer Unterlegenheitsposition heraus. Sie ist quasi notwendig, um dieses Heldennarrativ glaubwürdig zu vermitteln. Je schlimmer deshalb das Leid, welches die Soldaten ertragen mussten, desto überzeugender ihre Heroisierung als patriotische Märtyrer für die übergeordnete Sache. Eine Umdeutung des Russlandfeldzuges als Sieg oder notwendige Voraussetzung für den späteren Sieg in den Befreiungskriegen wäre für die Soldaten und ihre (Selbst-)Heroisierung in den Selbstzeugnissen hier eher kontraproduktiv. Doch mit ihren Darstellungen widersprachen sie so der offiziellen geschichtspolitischen Darstellung der Obrigkeit. Da über die Heroisierung und die Erfahrungen der Kriegsteilnahme ein Autoritätsanspruch hergestellt werden konnte, stellten sie auch eine Gefahr für die Anerkennung und Akzeptanz der offiziösen Deutungen in den Bevölkerungen dar.

Mehr noch, Neil Ramsay konnte in seiner Studie über militärische Memoiren in Großbritannien Anfang des 19. Jahrhunderts nachweisen, dass die persönlichen Berichte der Soldaten über ihr Leiden das Risiko bargen, eine zu enge Identifikation des Lesers mit dem Autor zu verursachen und die Distanz des Publikums zu den Kriegsschrecken aufzuheben. Somit würde eine zu starke Verschmelzung des heroisch-stoischen Soldaten mit dem Bild des verletzten, leidenden Mannes erfolgen, welche wiederum mit der stoischen Repräsentation des Krieges als Nationsbildungselement seitens der Regierung im Widerspruch stehen konnte. Während in der offiziösen Erinnerungskultur, wie beispielsweise in Monumenten und Bildern, ein Prozess der artistischen und nicht selten auch der obrigkeitlich-redaktionellen Vermittlung die Deutung und Wahrnehmung der Kriegsereignisse abschwäche und so die nötige Distanzierung schaffe, um den Heroismus effektiv stoisch repräsentieren zu können, erscheine die über das Leiden der Soldaten dargestellte Gewalt in den Selbstzeugnissen als verstörender, harter Fakt.[268] Diese Darstellung konnte eine überleidenschaftliche und emotionale Reaktion des Publikums auf den Krieg produzieren, welche z. B. den korrekten Ablauf von patriotischen Feiern gefährden oder allgemein die Erinnerungskultur entgegen dem stoisch-patriotischen, (national-)staatlichen Narrativ prägen konnte.[269]

Dies konnte umso gefährlicher sein, wenn die Autoren der Selbstzeugnisse nicht nur ihr erlebtes Leid ungefiltert schilderten, sondern darüber hinaus auch eigene heroische Narrative und Deutungsmuster entwickelten und sie an die Öffentlichkeit herantrugen. Obwohl der Historiker Geoffrey Best davon ausgeht, dass die autobiographischen Schriften von Soldaten zumindest in Großbritannien wenig dazu beitrugen, die öffentliche Meinung über den Ruhm des Krieges zu verändern,[270] konnte der sentimentale Topos des leidenden Soldaten doch eine ambivalentere Berichterstattung über den Krieg ermöglichen als den Obrig-

[268] Vgl. Ramsay: Military Memoir, S. 18–19.
[269] Vgl. ebd., S. 14.
[270] Vgl. Geoffrey Best: War and Society in Revolutionary Europe, 1770–1870, Leicester 1986.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

keiten lieb war. Gerade in Großbritannien wurde den Memoiren von Soldaten Anfang des 19. Jahrhunderts ein Potenzial als Anti-Kriegs-Schriften zugestanden, die einen alternativen und radikaleren Blick auf die entsetzlich harten Konditionen des Soldatentums und die Schrecken des Krieges warfen und damit auch die Rhetorik des nationalen Ruhmes untergraben konnten.[271] Bedenkt man nun auch noch die appellative Wirkung und Überzeugungskraft von Heldenfiguren, denen zudem eine gewisse Autorität zugesprochen wurde, wird abermals deutlich, warum die (Selbst-)Heroisierung von Soldaten in ihren Selbstzeugnissen ein destabilisierendes Moment beinhalten konnte. Sie konnten die narrativen Deutungsmuster der Obrigkeiten in Frage stellen und sogar zu einer aktiven Ablehnung dieser führen, wie es zum Beispiel in desillusionierten Selbstzeugnissen der Fall sein konnte.

[271] Vgl. Ramsay: Military Memoir, S. 19. Es verwundert deshalb auch nicht, dass am Anfang des 19. Jahrhunderts die offiziellen Medien und die Obrigkeiten die Selbstzeugnisse von Soldaten kritisch ablehnten. Erst in den 1820er bis 1830er Jahren entwickelte sich das Genre der militärischen Memoiren im kulturellen Rahmen der Romantik zu einer anerkannten Quelle für die Kriegsereignisse und begann, eine essentielle Rolle in der britischen Erinnerung an die Revolutions- und Napoleonischen Kriege zu spielen. Allerdings galt diese positive Auffassung hauptsächlich einem bestimmten Typus der militärischen Memoiren, nämlich den Offiziersmemoiren, welche den Heroismus der Soldaten und die Kriegsteilnahme als Abenteuer feierten. Diese Konsolidierung bzw. Reduzierung des Genres der militärischen Memoiren ermöglichte in Großbritannien erst die Anerkennung der Selbstzeugnisse als militärische Schrift, welche die offizielle Militärgeschichte ergänzen konnte und damit auch den anhaltenden Einfluss der militärischen Selbstzeugnisse auf das kulturelle Verständnis der Epoche begünstigte. Vgl. ebd., S. 14, 19.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4. Ehre, Duelle und *esprit de corps*

Während Friedrich der Große sich teilweise noch recht negativ über seine Soldaten geäußert hatte[1] und die militärischen Erfolge der preußischen Truppen seinem Ideal des gedrillten Liniensoldaten Recht zu geben schienen, führten diverse militärisch-philosophische Entwicklungen dazu, dass sich im Laufe des 18. Jahrhunderts das Ansehen und der Status einfacher Soldaten sowohl im Militär als auch in der Gesellschaft insgesamt verbesserten. Das Bildungsideal und die Ideen des Sensualismus bzw. der Kult der Empfindsamkeit förderten die Vorstellung, dass selbst *rohe*, aus der Unterschicht stammende Personen durch ihre Erfahrungen und durch das Erlernen neuer Fähigkeiten grundlegende Veränderungen ihrer Natur bzw. ihres Charakters erfahren konnten. Diese Ideen fanden auch Eingang in die militär-psychologischen Überlegungen *avant la lettre*, woraus nicht zuletzt neue Militärtaktiken erwuchsen. Ein Beispiel waren neue, kleinere, leichte Jägereinheiten, welche von der größeren Entscheidungsfreiheit und Eigenverantwortung der Soldaten profitierten, die nicht mehr bloß als Verbrecher, Abschaum oder „unartige Kinder" gesehen wurden, deren schlechte Natur nur durch harten Drill, ständige Überwachung durch die edleren (adligen) Offiziere und drakonische Strafen unter Kontrolle gehalten werden musste.[2] Diese Entwicklungen waren nicht zuletzt auch entscheidend dafür, dass sich die Vorstellung des selbstständigen Bürgersoldaten verbreitete, der aus tugendhaften und patriotischen Gründen freiwillig in den Krieg zog und nicht etwa, weil er von seinen Vorgesetzten dazu gezwungen wurde. Historiker wie Alan Forrest, John A. Lynn und Michael J. Hughes warnen zwar zu Recht davor, die Begeisterung, Motivation und Freiwilligkeit der Soldaten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege überzubewerten, da Zwang immer noch das erprobteste und einflussreichste Mittel der Mobilisierung gewesen sei, was nicht zuletzt durch die teilweise recht hohen Desertionsraten auch bei den Freiwilligenregimentern deutlich wurde.[3] Doch schien die Entwicklung eines entscheidenden Konzeptes in diesem Zeitraum nicht nur die Stellung der verschiedenen Militärs, sondern auch ihre positivere (Selbst-)Darstellung gezielt beeinflusst zu haben. Die Rede ist vom Konzept der Ehre.

---

1 So bezeichnete er seine Soldaten als „Taugenichtsen, die die Müßigkeit der Arbeit vorziehen, […] Wüstlingen, die unter den Fahnen freies Leben und ungestraftes Treiben suchen". Gustav Berthold Volz (Hg.): Die Werke Friedrichs des Großen. Band 7. Antimachiavell und Testamente, Berlin 1913, S. 48.

2 Siehe zu diesen Entwicklungen ausführlicher Harari: The Ultimate Experience, S. 160–184.

3 Vgl. Hughes: Forging, S. 192–220; Alan Forrest: Conscripts and Deserters. The Army and French Society during the Revolution and Empire, New York 1989; John A. Lynn: Bayonets of the Republic. Motivation and Tactics in the Army of Revolutionary France, 1791–94, Boulder, CO 1996 und ders.: Toward an Army of Honor. The Moral Evolution of the French Army, 1789–1815, in: French Historical Studies 16.1, 1989, S. 152–173.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ehre selbst unterläuft im 18. und 19. Jahrhundert verschiedene Veränderungen, die eng mit gesellschaftlichem Wandel und insbesondere dem Aufstieg des Bürgertums zusammenhängen. Gerade im militärischen Bereich wird dies umso deutlicher: Ehre, ein vormals adliges Konzept, welches für den Adelsstand nicht nur von immanenter Wichtigkeit war, sondern ihm auch eine gewisse Exklusivität gewährt hatte, erfuhr durch soziale, politische und kulturelle Entwicklungen, die im 17. Jahrhundert einsetzten, sich im Laufe des 18. Jahrhunderts verstärkten und im 19. Jahrhunderten konsolidierten, eine zunehmende Öffnung für breitere Bevölkerungsschichten. Im Militär führte dies nicht nur zu heftigen Diskussionen, sondern beeinflusste auch die heroische Darstellung. Denn als zentrales Element militärischer Tugend und Wertvorstellungen bildete Ehre ein fundamentales Merkmal des Selbstverständnisses adliger Offiziere. Doch mit der Zunahme von Mitgliedern des Bürgertums im Offizierskorps oder zumindest, auf deutscher Seite, den theoretischen Aufstiegsmöglichkeiten nach 1806/07, begannen auch nichtadlige Offiziere, dieses Ehrverständnis für sich einzufordern. Die einfachen Soldaten wiederum begannen ebenfalls, im Rahmen einer allgemeinen Verbesserung ihres Standes ihre eigenen Vorstellungen von Ehre zu verteidigen. In diesem Kapitel soll erstens ein genauer Blick auf die verschiedenen Vorstellungen von Ehre im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Wandel geworfen werden. Als Untersuchungsschwerpunkt der adligen und bürgerlichen Ehre soll hierbei die Duellpraxis dienen, die als Ausdruck des Ehrverständnisses und der Ehrstreitigkeiten im militärischen Umfeld eine bedeutende Rolle einnahm. Für die einfachen Soldaten soll dagegen die Frage nach der Regiments- und Berufsehre näher beleuchtet werden. Zweitens soll danach gefragt werden, wie genau militärische Ehre und militärisches Heldentum zusammenhängen und welche Auswirkung der Wandel des Ehrverständnisses auf die narrativen Heroisierungsstrategien in militärischen Selbstzeugnissen hatte.

4.1 Das adlige Offizierskorps: Ehre und „eine Prise Contenance?"

4.1.1 Adlige Ehre als Offiziersehre

In der Frühen Neuzeit und darüber hinaus existierten diverse Vorstellungen und Konzepte von Ehre und sozialem Prestige (und damit ebenso vom Gegenteil, von Schande), die nicht selten miteinander in Konkurrenz und dadurch auch in Konflikt standen.[4] Diese unterschiedlichen Ehrvorstellungen hatten Einfluss auf die kulturelle Strukturierung der Gesellschaften der Frühen Neuzeit und des

[4] Vgl. Ronald G. Asch: „Honour in all parts of Europe will be ever like itself". Ehre, adlige Standeskultur und Staatsbildung in England und Frankreich im späten 16. und 17. Jahrhundert. Disziplinierung oder Aushandeln von Statusansprüchen?, in: Ronald G. Asch / Dagmar Freist (Hg.): Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit, Köln 2005, S. 353–379, hier S. 367.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

19. Jahrhunderts, denn sie formten sowohl die kollektive und individuelle als auch die Sozial- und Geschlechteridentität, unter Berücksichtigung des sozialen Standes und der Berufszugehörigkeit einer Person.[5] In Auseinandersetzungen um Ehre wurde insbesondere die Hierarchie zwischen sozialen Gruppen sowie die Rangordnung innerhalb eines Standes immer wieder neu definiert und bestätigt. Das Konzept der Ehre hatte in einer Gesellschaft also eine sozialstrukturierende Funktion: Anhand von Ehrzuweisungen und Ehrabsprechungen wurden einzelne Personen oder auch ganze Gruppen entweder in die Gesellschaft und den jeweiligen Stand integriert oder davon ausgegrenzt.

Jeder Mensch besaß eine individuelle Ehre, die sich auf seine Person bezog, und eine standesgebundene Ehre, eine Standesehre, durch die sich ein sozialer Stand von einem anderen abgrenzte.[6] Das Ehrkonzept des Adels war dabei eines der prägendsten, denn es zeichnete sich durch ein umfangreiches Repertoire an Symbolen, Verhaltensnormen und Repräsentationsmöglichkeiten aus.[7] Für einen Adligen war es nicht nur wichtig, seine Standesehre zu wahren, wenn er sich von den anderen, niedrigeren Ständen abheben wollte, sondern er musste darauf achten, auch seine individuelle Ehre nicht zu beschmutzen, wenn er seine Reputation innerhalb seines eigenen Standes nicht gefährden wollte. Denn der Ehrbegriff war mit Kriterien standesspezifischer Ranganspruche und Statuszuweisungen verknüpft, die einer Person Ehrerbietung, Respekt und gesellschaftliche Wertschätzung sicherten.[8] Dieses „symbolische Kapital" – um die Begrifflichkeit Bourdieus zu verwenden – konnte akkumuliert, zirkuliert, reduziert und vor allem in andere Kapitalformen, wie zum Beispiel ökonomisches Kapital, umgewandelt werden.[9] So konnte ein Adliger auf Grund seiner Reputation, also auf Grund seiner Ehre, „Ämter, Gunstzuweisungen, Einbettung in ein soziales Netzwerk, das Rückhalt bietet und z. B. das Einräumen eines Kredites ermöglicht",[10] erhalten, was seinen Erfolg am Hof und das Fortbestehen seiner Familie in der

---

5 Der Absatz folgt den Ausführungen von Sibylle Backmann / Hand-Jörg Künast: Einführung, in: Sibylle Backmann u. a. (Hg.): Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzung, Berlin 1998, S. 13–23, hier S. 16.

6 Vgl. Claudia Garnier: Injurien und Satisfaktion. Zum Stellenwert rituellen Handelns in Ehrkonflikten des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Adels, in: Zeitschrift für historische Forschung. Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit 29.4, 2002, S. 525–561, hier S. 526. In der neueren Forschung wird Ehre als Mittel der Kommunikation begriffen, mit dessen Hilfe in verschiedenartigen Lebenszusammenhängen Anerkennung und Wertschätzung zugeschrieben werden. Vgl. Klaus Schreiner / Gerd Schwerhoff: Verletzte Ehre. Überlegungen zu einem Forschungskonzept, in: Klaus Schreiner / Gerd Schwerhoff (Hg.): Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Köln 1995, S. 1–28, hier S. 7–8.

7 Vgl. Schreiner: Verletzte Ehre, S. 15.

8 Vgl. ebd., S. 5.

9 Vgl. ebd., S. 11.

10 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

adligen Hierarchie sichern konnte.[11] Der Entzug von Ehre konnte dementsprechend das genaue Gegenteil bedeuten: Als Sanktionsmittel verwehrte er der entsprechenden Person die beschriebenen „Güter", da es das symbolische Kapital verminderte und damit die „Währung", die der Adlige auf dem „gesellschaftlichen Achtungsmarkt"[12] gegen ökonomisches oder soziales Kapital einlösen konnte. So wurde sein Handlungsspielraum innerhalb der Gesellschaft stark eingegrenzt.[13]

Die beiden wichtigsten Orte für den Adel, an denen Ehr- und Statusansprüche ausgehandelt wurden, waren zum einen der Hof des Monarchen,[14] zum anderen das Militär. Die Offiziersehre nahm sowohl im militärischen Wertesystem als auch in der zivilen Gesellschaft eine gesonderte Stellung ein. Sie galt als eines der höchsten Güter militärischer Norm- und Verhaltensweisen und musste um jeden Preis geschützt werden. Dies hing mit der besonderen Stellung des Militärs zusammen: Als Staat im Staat unterstand es der direkten königlichen Kommandogewalt und hatte eine eigene Gerichtsbarkeit. Dies trennte das Militär sowohl in rechtlicher als auch in sozialer Sicht von der restlichen Zivilgesellschaft. Zugleich wirkte es aber auch in diese hinein. Dieser Prozess der „sozialen Militarisierung" hatte schon im 18. Jahrhundert begonnen, doch er verstärkte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zusätzlich. Ausschlaggebend waren in Preußen die Militärreformen von 1806/07, die das Offizierskorps für Mitglieder des Bürgertums öffneten. Der Aufbau des Reserveoffizierskorps in den 1860er Jahren führte dann zu einer weiteren Vereinnahmung des Offiziersstandes durch bürgerliche Militärs. Spätestens nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 festigten die militärischen Erfolge die politische und kulturelle Dominanz des Militärs im Kaiserreich. Doch blieb die Sonderstellung der militärischen Ehre in diesem Prozess nicht von Kritik verschont. Vor allem im Vormärz und der Revolution von 1848/49 entzündeten sich heftige Debatten um die Überhöhung der Offiziersehre im Vergleich zur allgemeinen staatsbürgerlichen Ehre. Sozialdemokraten, Liberale und Linke kritisierten die Vorrangstellung der Offiziersehre, die der Gleichstellung der Staatsbürger wider-

---

11 In der höfischen Gesellschaft des *Ancien Régime* wurde der Hof zu einer Art *Börse* für den Kampf um Ehre und Ehrenvorrechte, in der der Monarch die jeweiligen Ansprüche gegeneinander abwägt, genehmigt oder zurückweist. Vgl. Asch: Honour, S. 355. Vgl. auch Backmann: Einführung, S. 15 und Garnier: Injurien, S. 528.

12 Backmann: Einführung, S. 15.

13 Schreiner: Verletzte Ehre, S. 11. Die Anfälligkeit für die Ehrverletzung variierte je nach Höhe des akkumulierten Ehr- und Sozialkapitals. Auch „vermögende" Personen konnten bei einem erfolgreichen Angriff auf ihre Ehre durch ihre Konkurrenten auf einen Schlag ihre gesamte Ehre einbüßen. Der Verlust war demnach kein schleichender Prozess, sondern ein plötzlich eintretendes Ereignis.

14 Vgl. Asch: Honour, S. 357. Dies gilt insbesondere für die französischen Adligen des 17. Jahrhunderts, die sich an den neuen Ort der Machtverteilung – Versailles – begeben mussten, wollten sie in irgendeiner Weise noch an der Machteilhabe und Regierung des Landes beteiligt sein. Siehe auch Kelly Minelli: „Le ridicule déshonore plus que le déshonneur". The impact of ridiculousness on honour and reputation at the French court of Louis XIV, in: helden. heroes. héros. E-Jornal zu Kulturen des Heroischen, Special Issue 2: The Making of Reputations. Honour – Glory – Celebrity, 2016, S. 39–48. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2016/QMR/07.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

spreche und das Militär unnötigerweise vom Volk trenne. Spätestens seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so die Argumentation, sei die militärische Ehre in der Ehre des Staatsbürgers aufgegangen.[15]

Konservative Kräfte in Politik und Militär und vor allem der preußische Monarch hielten jedoch dagegen und betonten die Notwendigkeit des exzeptionellen Ehrenkodex der Offiziere: Der Offiziersstand sei ein Beruf, der erfordere, dass man nicht nur das eigene Leben für das Wohl der Allgemeinheit aufs Spiel setze, sondern Offiziere übernahmen aufgrund ihrer Befehlsgewalt auch Verantwortung für das Leben anderer, nämlich ihrer Soldaten. Deshalb müssten Offiziere über eine besondere Gesinnung verfügen, die über das Standardmaß hinausginge. Die Ehre sei für Offiziere das erste und wichtigste Erfordernis, um ihren Dienst ausführen zu können, sie sei quasi die Bedingung für den Beruf. Dementsprechend wogen Angriffe auf die Ehre eines Offiziers besonders schwer, da damit gleichsam seine gesamte Existenz angegriffen wurde.[16] Mehr noch: Der Staat sei auf die Ehrhaftigkeit seiner Offiziere angewiesen, da sie die Basis für die Sicherheit und die Existenz des Staates bilde. Aus diesem Grund sollten nicht-militärische Personen, die die Ehre eines Offiziers verletzten, besonders hart bestraft werden.[17]

Diese Argumentation war nicht neu. Schon im 18. Jahrhundert hatte Friedrich der Große Maßnahmen ergriffen, die Ehre seiner Offiziere zu privilegieren, wie eine Verordnung von 1788 belegt.[18] Preußische Monarchen versuchten auch in den folgenden Jahrzehnten, die Offiziersehre vehement durch ständige Interventionen zu verteidigen und gegen zunehmende Kritik der Öffentlichkeit abzuschirmen. Dies erklärt sich aus der besonderen Beziehung, die das Militär und vor allem die Offiziere zum König pflegten, ein Verhältnis, welches sich schon in den absolutistischen Herrschaftsformen der Frühen Neuzeit herausgebildet hatte. Als wichtiger Grundpfeiler im Prozess der Staatsbildung und direktes Herrschaftsinstrument der absoluten Monarchen garantierte das Militär den Offizieren eine Sonderstellung, die durch einen persönlichen Treueeid auf den Monarchen im Austausch für gesellschaftliche Privilegien gefestigt wurde. Die Offiziere wurden so gleichsam zu Repräsentanten des Monarchen, was nicht zuletzt die vehemente Verteidigung der exklusiven Offiziersehre durch die preußischen Monarchen erklärt. Die Sonderposition der Offiziere und ihrer Ehre blieb so im gesamten Verlauf des 19. Jahrhunderts, trotz öffentlicher Kritik und politischer Debatten, erhalten und der Sieg über Frankreich Ende des 19. Jahrhunderts führte dann auch zu einer besonderen sozialen Wertschätzung des Offizierskorps. Diese Entwicklungen waren in Preußen am augenscheinlichsten, da das Militär hier seit dem 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielte, doch blieben sie nicht auf das

15 Die Ausführungen aus diesem Absatz folgen Ute Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, S. 96–97.

16 Starker Verteidiger dieser Ideen war Prinz Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußen, später König von Preußen und erster Deutscher Kaiser. Vgl. ebd., S. 93.

17 Vgl. ebd.

18 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

preußische Königreich beschränkt. Auch in Bayern, Württemberg und Sachsen ließen sich ähnliche Prozesse beobachten.[19]

Interessant ist bei diesen Diskursen um die Offiziersehre die Tatsache, dass zwar von der militärischen Ehre gesprochen und diese explizit von der zivilen Ehre unterschieden wurde, es sich de facto jedoch hauptsächlich um eine Debatte um die Vorrangstellung der adligen Ehre handelte. Die Reformen von 1806/07 mögen zwar die Offizierslaufbahn theoretisch für Militärs aus nichtadligen Ständen geöffnet haben, doch in der Realität blieb die Zahl der bürgerlichen Offiziere weit hinter den Erwartungen zurück.[20] Dementsprechend bestand das deutsche Offizierskorps bis in die 1860er Jahre vorrangig aus Mitgliedern des Adels. Offiziersehre war damit quasi gleichbedeutend mit adliger Standesehre.

4.1.2 Adlige Duelle und das militärische Heldentum

Der entscheidendste Ort, an dem die adlige Offiziersehre verhandelt, verteidigt und im Falle von Beleidigungen und Angriffen wiederhergestellt werden konnte, war das Duell. Duelle waren seit dem Mittelalter ein traditionelles Mittel adliger Konfliktaustragung. Der ritterliche Zweikampf wurde im Laufe des 17. und vor allem 18. Jahrhunderts zunehmend ritualisiert und damit stärker an das höfische Zeremoniell gebunden, was sich nicht zuletzt in dem zunehmenden Gebrauch von Schusswaffen statt Schlagwaffen wie Schwertern oder Säbeln manifestierte. Die so erreichte Gleichstellung der Gegner – Schusswaffen glichen etwaige körperliche und kämpferische Überlegenheit eher aus als Waffen des Nahkampfes – betonte nicht nur die Disziplin und Selbstkontrolle der Duellanten, sondern auch ihre Zugehörigkeit und damit Ebenbürtigkeit als adlige Standesgenossen. Der Ehrenzweikampf sollte nämlich nicht zu einem emotionalen und unkontrollierten Racheakt ausarten und auch nicht der Vermehrung von Ehre und der Züchtigung des Gegners dienen. Seine Funktion bestand vielmehr darin, die eigene angegriffene Ehre zu schützen und eventuelle Schande zu tilgen. Dadurch wurde auch der Ausgang des Duells eher nebensächlich: Beide Duellanten hatten ihren Mut, ihre Bravour, unter Beweis gestellt, indem sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten. Somit hatten sie sich ihrer Position und ihres Standes als würdig erwiesen und konnten von ihrer sozialen Umwelt als Ehrenmänner anerkannt werden. Der Kampf selbst hatte gleichsam eine reinigende Wirkung, die Schande wegwusch und beschädigte Ehre wiederherstellte.[21]

---

19 Die Ausführungen dieses Absatzes folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 89–93.

20 1806 waren nur zehn Prozent der preußischen Offiziere nichtadliger Herkunft. Vgl. ebd.

21 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 29–30. Vgl. auch Robert A. Nye: Masculinity and Male Codes of Honor in Modern France, New York 1993 und Pascal Brioist u. a.: Croiser le fer. Violence et culture de l'épée dans la France moderne (XVIe – XVIIIe siècle), Seyssel 2002.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dabei ist interessant, dass das Duell im *Ancien Régime* keinesfalls ein rein adliges Phänomen war. Tatsächlich betont die Historikerin Ulrike Ludwig in ihrer Studie zu frühneuzeitlichen Ehrkonflikten, dass das Duell auch jenseits der sozialen Exklusivität existierte, sprich dass sich auch Nichtadlige wie Handwerker, Studenten und Bauern in Zweikämpfen zur Verteidigung ihrer Ehre engagierten und zwar durchaus auch mit *edlen* Waffen wie dem Degen oder dem Schwert.[22] Vielmehr schien die Idee des Duells als adliges Standesprivileg eher auf der Ansicht des Adels selbst zu beruhen, sowie auf der Kritik von Zeitgenossen der Französischen Revolution.[23] Obwohl im 18. Jahrhundert also eher eine soziale Offenheit in Bezug auf das Duell herrschte,[24] war jedoch nicht immer unbedingt klar, wann ein mit Gewalt ausgetragener Konflikt überhaupt als Duell bezeichnet werden konnte. Auch die rechtlichen Grundlagen blieben bis zum späten 18. Jahrhunderte hier noch recht unscharf.[25] Doch war bei der Austragung von Duellen die soziale Herkunft der Beteiligten dennoch von größter Wichtigkeit, denn Duelle fanden selten standesübergreifend bzw. außerhalb der eigenen gesellschaftlichen Gruppe statt. Ein Adliger duellierte sich nicht mit einem Handwerker, da das agonale Prinzip des Duells, welches die Anerkennung des Gegners als würdigem Kampfpartner garantierte, nicht griff: Durch die starke soziale Hierarchie zwischen Duellgegnern unterschiedlicher Stände konnte die Wiederherstellung der Ehre durch einen sozial niedrig gestellten und damit unwürdigen Gegner nicht gewährleistet werden.[26] Somit blieb das Duell im Endeffekt durchaus eine Möglichkeit, gesellschaftliche Exklusivität herzustellen – nicht unbedingt über die Praxis an sich, jedoch über das reine Engagement im Duell mit Standesgenossen und die Akzeptanz des Gegners als satisfaktionsfähig.

---

22 Vgl. Ulrike Ludwig: Das Duell im Alten Reich. Transformation und Variationen frühneuzeitlicher Ehrkonflikte, Berlin 2016, S. 47–52, S. 164–168. Dies hatte auch damit zu tun, dass, obwohl der Adel, gerade die *noblesse d'épée*, das Tragen von Schwertern und anderen Waffen als Privileg für sich in Anspruch nahm, auch andere soziale Gruppen in der Frühen Neuzeit durchaus Waffen trugen. Vor der Etablierung der stehenden Heere war in vielen Städten die Verteidigung der Stadt eine Bürgerpflicht, so dass viele Bürger zu diesem Zweck Waffen besaßen. Vgl. ebd., S. 47. Siehe auch Ann Tlusty: The Martial Ethic in Early Modern Germany. Civic Duty and the Right of Arms, Basingstroke 2011, S. 11–45, S. 140.

23 Vgl. Stephan Geifes: Das Duell in Frankreich 1789–1830. Zum Wandel von Diskurs und Praxis in Revolution, Kaiserreich und Restauration, München 2013, S. 80. Tatsächlich spielten hier auch die Umdeutungen des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle, welche während der Französischen Revolution eine Demokratisierung des Duells für alle sozialen Schichten postulierten und somit zum Narrativ des Wandels des Duells von der adligen Exklusivpraktik zur demokratisch-offen Praxis für alle beitrugen. Dies konnte die Forschung aber mittlerweile widerlegen und Geifes betont, dass die sich die soziale Zusammensetzung der Duellbeteiligten während der Französischen Revolution eigentlich nicht wesentlich änderte.

24 Vgl. ebd.

25 Vgl. Ludwig: Duell, S. 92, S. 120, S. 122, S. 124–125, S. 128. Vielmehr wurde im 17. Jahrhundert in Rechtstexten versucht, den Injurien vorzubeugen und sie strafrechtlich zu erfassen, da sie als Ursprung der Duelle gesehen wurden. Vgl. ebd., S. 96–97.

26 Vgl. Ludwig: Duell, S. 49.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Trotz der im *Ancien Régime* weitverbreiteten Formen der gewaltsamen Ehrkonflikte in fast allen gesellschaftlichen Ständen und Berufsgruppen blieb der Adel eine dominante Akteursgruppe, wenn es um Duelle ging.[27] Dabei nahm das Duell eine ambivalente Funktion in der adligen Gesellschaft ein. Denn das Duell zur Wahrung der persönlichen Ehre geriet in Konflikt mit den zunehmenden Verstaatlichungstendenzen absolutistischer Herrschaftspraktiken. Es stellte den Versuch von individueller Rechtsprechung dar, einer Form von Selbstjustiz, die Adlige unabhängig vom Gewaltmonopol des Fürsten und des Staates ausübten. Dies konnte gleichsam als Anmaßung von obrigkeitlicher Gewalt gesehen werden, welche der Zentralisierung der Macht in der Person des Monarchen und der allmählichen Auflösung ständischer Partikulargewalten diametral entgegenstand. Deshalb versuchten nicht nur Ludwig XIV., sondern auch deutsche Territorialfürsten, nachdem das Duell im 17. Jahrhundert in starker Anlehnung an die französische Duelletikette auch in deutschen Gebieten zunehmend Verbreitung gefunden hatte, juristische Maßnahmen und Verbote dagegen zu erlassen.[28] Diese blieben jedoch vergleichsweise wirkungslos, denn Duelle erfreuten sich weiterhin großer Beliebtheit, auch wenn sie in geordneteren Bahnen verliefen als noch ein Jahrhundert zuvor.[29] Die Standesehre bildete einen zentralen Fokuspunkt adliger Identität, den selbst der absolutistische Monarch nicht gänzlich unterbinden konnte, da er selbst im konsolidierten Machtsystem absolutistischer Herrschaft auf die adlige Elite angewiesen blieb.[30] Er musste, nicht zuletzt auch,

---

27 Vgl. ebd., S. 168–169.

28 Frevert: Ehrenmänner, S. 30–32.

29 Die Zweikämpfe nahmen erst nach 1660 zeitweilig ab, was jedoch nicht bedeutet, dass die Duelle komplett verschwanden. So war weiterhin mit Duellen im Verborgenen zu rechnen, was bedeutete, dass sie nicht unmittelbar vor den Augen des Königs und der restlichen Hofgesellschaft in Versailles stattfanden und vom König ignoriert werden konnten. Immerhin gehörten so die öffentlichen Duelle mit mehreren aktiven Sekundanten, die oft Todesopfer forderten, in Frankreich nach 1660 weitgehend der Vergangenheit an. Vgl. ebd., S. 373 und Ronald G. Asch: Hof, S. 129. Siehe zu der Entwicklung des Duells die Abhandlung von Brioist: Croiser. Dafür war zum einen das veränderte Adelsethos ausschlaggebend, an dem sich der Einfluss der katholischen Reform bemerkbar machte, die ein neues, weniger gewalttätiges und heroisches Adelsideal propagierte. Vgl. Asch: Honour, S. 373–374 und Asch: Ständische Stellung, S. 31. Allerdings waren zum anderen vorrangig auch andere Entwicklung dafür verantwortlich: Die Politik Ludwigs XIV. stabilisierte mit Erfolg die bestehende soziale Ordnung und berücksichtigte das Bedürfnis der *noblesse d'épée* auf Anerkennung ihrer Vorrechte und Privilegien. Vgl. Asch: Honour, S. 374. Selbst die sozialen Prestigeansprüche der Familien, die sich politisch in Ungnade befanden, wurden bis zu einem gewissen Grad gewahrt – was einen wesentlichen Unterschied zum späten 16. und frühen 17. Jahrhundert bedeutete. Vgl. ebd., S. 370–371.

30 Siehe hierzu genauer Ronald G. Asch: Staatsbildung und adlige Führungsschichten in der Frühen Neuzeit. Auf dem Weg zur Auflösung der ständischen Identität des Adels?, in: Geschichte und Gesellschaft 33, 2007, S. 375–397, und Ronald G. Asch: Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit, Köln 2008. Aus diesem Grund schienen Duelle wohl auch selten am Hof des Monarchen oder des Fürsten stattzufinden, da hier eine vergleichsbare hohe, gegenseitige Verbindlichkeit der Friedenspflicht vorherrschte, die offen ausgetragene Konflikte verhinderte. Stattdessen wurden gewaltsame Ehrkonflikte eher abseits des Fürstenhofes, in der eigenen Residenz, auf den eigenen Ländereien oder bei losen Zusammentreffen mit einigen wenigen Adligen ausgetragen. Vgl. Ludwig: Duell, S. 175–176.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weil er selbst ein Mitglied dieses Standes war, die Ideale, Wertvorstellungen und damit auch die Ehrvorstellungen des Adels wenigstens in Teilen anerkennen, um das reibungslose Funktionieren seines Staates garantieren zu können. Deshalb verabschiedeten absolutistische Fürsten zwar im 17. und 18. Jahrhundert laufend Duellmandate, die drakonische Strafen und sogar Todesurteile für etwaige Verstöße gegen die Duellverbote postulierten, doch wurden diese in der Realität selten umgesetzt. Diese relative Milde in der Begnadigungspraxis entpuppte sich als eine geschickte Herrschaftsstrategie. Denn das Duell konnte so für den Adel eine letzte Bastion traditionell-adliger Freiheit und Selbstbestimmung werden, doch zugleich wurde das Ehrverständnis Teil des adligen Dienstethos, den adlige Beamte, Mitglieder des Hofes und nicht zuletzt Offiziere verteidigen mussten. Da der Adel im 18. Jahrhundert sowohl in Frankreich als auch in deutschen Staaten, insbesondere in Preußen, die wichtigsten Ämter und Funktionen in der Bürokratie und im Militär besetzte und ansonsten auch mit umfangreichen Privilegien und Rechten ausgestattet blieb, war sein Standesbewusstsein und damit auch sein Ehrverständnis eng mit der staatlichen Ordnung verknüpft. Diese Stellung des Adels im staatlichen Machtgefüge führte nicht zuletzt zur Verbindung von adligem Dienstethos und *point d'honneur*, die zum einen die Anerkennung der adligen Wert- und Normvorstellungen und Verhaltenskodexe durch den Monarchen deutlich machte und zum anderen dazu führte, dass sich auch das Ehrverständnis und Duellwesen im Offizierskorps (und auch in der hohen Beamtenschaft) zu einem korporativen Prinzip entwickelten.[31]

Nun stellt sich die Frage, warum das adlige Ehrverständnis und Duelle auch in der heroischen Selbstdarstellung adliger Offiziere eine Rolle spielten. Da die Offiziersehre mit der adligen Standesehre praktisch gleichgesetzt war, ist es nicht verwunderlich, dass sie auch Teil des heroisch-militärischen Leitbildes war – sie bildete quasi die Basis heroischer Qualitäten. Ein adliger Offizier, der seine Ehre durch ungebührliches Verhalten jedweder Art oder durch unterlassene Satisfaktion bei Vorwurf eines solchen Verhaltens eingebüßt hatte, wurde nicht nur von seinem sozialen Umfeld geächtet, sondern im schlimmsten Fall sogar aus dem Offizierskorps ausgeschlossen. Ohne Ehre konnte ein Offizier kein Militär sein, denn er erfüllte ja nicht einmal die Grundwerte seines Standes. Eine Darstellung als militärischer Held war dementsprechend auch unmöglich.

Die Wiederherstellung von verletzter (Standes-)Ehre durch ein Duell war – im Gegenteil zur Möglichkeit der Injuriengerichte, die im zivilen Bereich zur Herstellung der Ehre beansprucht werden konnten[32] – fast die einzig anerkannte Möglichkeit, die eigene Ehre im militärischen Bereich wiederherzustellen. Dabei bot das Duell zugleich eine recht heroische Methode, um sich von eventueller Schande zu reinigen. Denn erstens handelte es sich beim Duell um einen ritualisierten Zweikampf, der an ritterliche Traditionen anknüpfte und vor allem im

31 Die Ausführungen folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 32–34.
32 Vgl. Ludwig: Das Duell, S. 281–302.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zeitalter von Massenheeren und einer zunehmend industrialisierten Kriegsführung wieder Raum für die Zurschaustellung der eigenen kämpferischen Fähigkeiten bot. In einer großen, unübersichtlichen Schlacht, in welcher Kanonen und Schusswaffen die ausschlaggebenden Kriegswerkzeuge waren, hing der militärische Erfolg, wie bereits in Kapitel 1 erwähnt, immer weniger vom kämpferischen Geschick der einzelnen Krieger, sondern verstärkt von der Technik und Militärtaktik ab. In einem Zweikampf war dies nicht der Fall. Hier waren die beiden Kämpfenden, die auf zwei Gegner in einem klar geregelten Rahmen reduziert waren, auf ihr persönliches Können angewiesen, um zu siegen bzw. um auch nur zu überleben.

Der französische Hauptmann Denis-Charles Parquin berichtet beispielsweise in seinem Anfang der 1840er Jahre verfassten Selbstzeugnis von einem Leutnant Hymonet, der zwar ein recht mutiger Militär gewesen sei, doch aufgrund seines streitsüchtigen Charakters regelmäßig in Duelle verstrickt wurde. Dabei war er jedoch ein so schlechter Kämpfer – die meisten seiner Duelle trug er mit dem Säbel aus –, dass er ständig verlor und verletzt wurde. Dies ging so weit, dass seine Kameraden ihm den Beinamen „Facile" gaben, im Sinne von „facile à tuer". Der Leutnant kam dann schließlich 1823 bei einem Pistolenduell ums Leben.[33] Der spöttische Beiname, den Hymonet von seinen Kameraden erhielt, macht deutlich, dass der Leutnant zwar seine angegriffene Ehre kurzzeitig wiederherstellen konnte, doch sein offensichtlich fehlendes kämpferisches Talent ihm auf lange Sicht einen schlechten Ruf einbrachte, der ihn zu einer gänzlich lächerlichen und damit unheroischen Figur werden ließ. Denn der Ruf seiner kriegerischen Unfähigkeit und der damit verbundene Spott machten es schwierig, ihn als bewundernswertes Vorbild zu sehen, das durch seine appellative Ausstrahlung ein nachahmenswertes Beispiel für andere Militärs sein konnte. Im Gegenteil, er wurde zu einer Witzfigur, der Soldaten keinen Respekt entgegenbrachten, was sich z. B. darin zeigte, dass ihm am laufenden Band Streiche gespielt wurden.[34] Damit verlor er eine der Basisqualifikation des heroischen Leitbildes für die höheren militärischen Ränge: Die charismatische Führungsqualität, die dafür sorgte, dass die von ihm kommandierten Soldaten ihm motiviert und bereitwillig in den Kampf folgten bzw. sich von ihm in die Schlacht führen ließen. Dies konnte nicht zuletzt eine Gefahr für die Disziplin und damit die militärische Ordnung darstellen. Während das Duell also die Möglichkeit bot, sich durch herausragendes kämpferisches Geschick dem heroisch-militärischen Leitbild anzunähern, führte ein offensichtliches Fehlen der kriegerischen Fähigkeiten genau zum gegensätzlichen Ergebnis: zu Lächerlichkeit und Respektverlust.

Zweitens mag das eigene kämpferische Talent im Kampf mit Nahkampfwaffen wie Säbel oder Schwert zuweilen zum Duellerfolg beitragen (oder zumindest eine bessere Chance auf Unversehrtheit bieten) und auch für den eigenen hero-

33 Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 159, S. 162.
34 Vgl. ebd., S. 159–161.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

isch-militärischen Ruf von Vorteil sein. Bei Pistolenduellen war dies aber eher weniger von Bedeutung. Hier traten eher die eigene kriegerische Disposition bzw. die mentalen Qualitäten als heroische Merkmale hervor, denn ein Duell erforderte höchsten Mut und praktisch sogar Todesverachtung. Immerhin wurde das eigene Leben aufs Spiel gesetzt, und zwar zu relativ riskanten Bedingungen. Selbst wenn die meisten Duelle nicht tödlich endeten – die Qualität von Schusswaffen ließ auch Ende des 19. Jahrhunderts noch an Treffsicherheit vermissen und selbst beim Säbelduell wurde meist nur bis zum *premier sang* gekämpft – ein Risiko für schwere Verletzungen und Tod blieb trotzdem bestehen.[35] Dazu kam die notwendige Charaktereigenschaft der Selbstkontrolle – des sogenannten *sang-froid* –, also die Fähigkeit, angesichts der lebensgefährlichen Situation die Kontrolle über sich selbst und seine Emotionen zu behalten und mit ruhiger Hand sicher zu zielen. Dies galt insbesondere für Pistolenduelle, bei denen sich die Duellanten eben nicht nur aus einer bestimmten Distanz heraus attackierten, sondern bei dem derjenige, der seinen Schuss als Erster abgab, gezwungen war, nach seiner unerfolgreich verlaufenen Attacke als offensichtliche Zielscheibe ruhig und still darauf zu warten, dass sein Gegenüber anschließend auf ihn schoss. Dies erforderte eine fast übermenschliche Überwindung von natürlichen Fluchtreflexen und förderte heroisch-militärische Qualitäten, die für Offiziere auch auf dem Schlachtfeld eine essentielle Rolle einnahmen. Mehr noch: Diese Qualitäten wurden im Duell gleichsam auf die Spitze getrieben, denn anders als in den chaotischen Wirren einer Schlacht erlaubte der übersichtliche, künstlich-zeremonielle Rahmen des Duells keine Chancen, der gefährlichen, wenn nicht sogar tödlichen Situation zu entgehen. Natürlich hätten Weglaufen oder Sich-Verstecken auch auf dem Schlachtfeld einen absoluten Ehrverlust und vor allem eine schwere Bestrafung nach sich gezogen. Doch gab es zumindest die Möglichkeit, dass man dabei nicht beobachtet wurde und so unbescholten davonkam. Auch konnte ein Militär Glück haben und während der Schlacht auf einer weniger geschäftigen Position eingeteilt sein, so dass er diese relativ gefahrlos überstehen konnte. Bei einem Duell war dies freilich nicht der Fall. Der lebensgefährlichen Situation musste geradeheraus mit den eigenen Fähigkeiten, Charaktereigenschaften und vielleicht etwas Glück begegnet werden.

Drittens stellten Duelle den Inbegriff von männlichem Handlungsspielraum dar. Frauen war es nicht erlaubt, sich zu duellieren; falls sie es doch versuchten, verursachten sie damit einen regelrechten Skandal. Der Chevalier de Mautort erzählt zum Beispiel in seinen 1792 bis 1802 verfassten Memoiren von einer „historiette piquante", in welcher eine Dame sich mit dem Schwert mit einem jungen Mann im Bois de Boulogne duelliert hatte. Der junge Mann hatte sie schwer beleidigt und die Dame forderte ihre Satisfaktion selbst. Sie verletzte ihr

[35] Aus diesem Grund wogen Beleidigungen wie „Feigling" oder „Memme", die ein grundlegendes Merkmal der militärischen Haltung angriffen, umso schwerer und wurden noch stärker geahndet als andere mündliche Beleidigungen. Vgl. Frevert: Ehrenmänner, S. 219.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gegenüber während des Kampfes und erhielt selbst eine Wunde an der Brust. Dieses Duell „fit beaucoup de bruit" und die Dame selbst „s'était rendue célèbre à Paris".[36] Dieses Duell bildet jedoch eher eine Ausnahme. Wurde die Ehre einer Frau verletzt, mussten in der Regel ihr Ehemann oder, falls sie unverheiratet war, ihr Bruder oder Vater im Duell die Satisfaktion fordern. So waren auch Frauen oftmals der Auslöser für Duelle – sei es, weil ein mit ihnen verbundener Mann sich für sie duellieren musste oder weil in Fällen von Eifersucht und Ehebruch die Ehre des Mannes verletzt worden war, die dieser nun wiederherstellen musste.[37] Somit blieb das Duell eine rein männliche Domäne, welche Frauen in Ehrendingen in die Anhängigkeit von Männern stellte, da sie auf diese angewiesen waren, um ihre Ehre zu verteidigen. Durch diese Begrenzung wurde das Duell aber auch zum Inbegriff von Männlichkeit. Ein Mann, der sich einem Duell verweigerte, machte nicht nur deutlich, dass er die Gepflogenheiten, ja sogar die Pflichten seines Standes und Geschlechtes nicht erfüllte, sondern dass er auch offensichtlich die von Duellen postulierten männlichen Qualitäten des Mutes, der Selbstkontrolle und des *sang-froid* vermissen ließ. Dadurch konnte ihm einerseits schnell die Männlichkeit abgesprochen werden. Andererseits galten Duellanten als besonders männlich, was sich nicht zuletzt, sehr zum Bedauern einiger Duellkritiker des 19. Jahrhunderts, in ihrer besonderen Attraktivität für Frauen widerspiegelte.[38]

Festzuhalten ist also, dass Ehre nicht nur für Mitglieder des Adels von größter Bedeutung war, sondern auch, dass die Ehrverhandlungspraxis der Duelle Vorteile und Möglichkeiten für eventuelle Heroisierung bot – sei es, weil sie erstens auf die intakt gehaltene Offiziersehre verwiesen; zweitens, weil anwesende Zeitgenossen Zeuge der zur Schau gestellten kriegerischen Fähigkeiten und/oder militärischen Dispositionen geworden waren, was zur Beförderung des heroischen Rufes und des Ansehens im Militär führen konnte; oder drittens, weil sie zumindest als Erzählung in den eigenen Memoiren und Autobiographien für die heroische Selbstdarstellung herangezogen werden konnten.

---

36 De Mautort: Mémoires, S. 348. Der Chevalier de Mautort scheint das Duell allerdings nicht wirklich zu verurteilen. Vielmehr betrachtet er es als eine interessante Geschichte in einer spannenden Konversation. Die Dame selbst beschreibt er als sehr hübsch und vor allem hochinteressant und scheint sehr von ihr angetan. Vgl. ebd., S. 346–348.

37 Damit wurde deutlich, dass die Ehre von Frauen eine reine Geschlechterehre war, die insbesondere durch das Sexualverhalten oder diesbezüglichen Beleidigungen in Gefahr geriet. Für Männer hingegen umfasste Ehre mehrere Bereiche ihres Lebens: Sie besaßen eine individuelle Ehre, eine Standesehre, eine Geschlechterehre und eine Berufsehre. Auch wenn bei bestimmten Ständen, wie dem Adel, einige dieser Ehrvarianten stark zusammenhingen und zuweilen synonym waren, konnten Männer doch Ehrverletzungen in vielen Bereichen ihrer Existenz erfahren. Ob dies ein Vorteil oder Nachteil war, sei dahingestellt.

38 Die Ausführungen folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 264–286. Aus Sicht der Frauen ist dies verständlich. Der Duellant erfüllte nicht nur alle zeitgenössisch positiv konnotierten Merkmale seines Geschlechts, sondern ein Mann, der sich duelliert hatte, scheute offenbar nicht vor dem Zweikampf zurück und war dementsprechend auch eher bereit, sich für die Ehre seiner Frau zu duellieren – was der Frau ja selbst nicht erlaubt war.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.1.3 Das Fehlen von Duellen in adligen Selbstzeugnissen

Obwohl gerade ausführlich dargelegt wurde, welche Bedeutung Ehre für den adligen Offiziersstand hatte und welche dankbare Möglichkeit Duelle für die eigene (Selbst-)Heroisierung boten, berichten adlige Militärs auffällig wenig über Duelle in ihren Selbstzeugnissen. Obwohl militärische Ehre und Duelle also jahrhundertelang – zumindest in der Auffassung des Adels – als ein Distinktionsmerkmal des adligen Standes galten[39] und er diese im 18. und vor allem 19. Jahrhundert auch gegen die Aneignung durch niedrige Stände zu verteidigen versuchte, werden Duelle in den untersuchten Tagebüchern, Briefen und Memoiren adliger Militärs viel seltener erwähnt, als die prominente Rolle des adligen Ehrkonzeptes und der Satisfaktionsfähigkeit vermuten lassen. Das lässt sich sowohl für die deutsche als auch die französische Seite beobachten. Otto von Raven berichtet zwar beispielsweise in seinem Tagebuch zum Russlandfeldzug von einem Pistolenduell zwischen dem adligen Sekondeleutnant von Suckow und dem Generalchirurgen Lemcke, das wegen eines unterwegs gefundenen schlechten Pferdes stattgefunden hatte,[40] doch wird die Episode in nur zwei Sätzen und quasi nebenbei erwähnt. Von Raven selbst hat sich entweder während seines Feldzuges nicht duelliert oder zumindest erwähnt er dies nicht in seinem Tagebuch.

Auch französische Adlige berichten erstaunlich wenig über eigene Duelle. In vielen Selbstzeugnissen gerade höherer Offiziersränge findet sich überhaupt keine Erwähnung von Ehrenhändeln, weder der eigenen noch derer anderer Militärs. Dass Duelle trotzdem ein zentrales Element adliger Militärlaufbahnen waren, zeigen die Erinnerungen des Baron Felix Girod de l'Ain. So berichtet er in seinem um die Jahrhundertmitte herum verfassten Selbstzeugnis, dass Duelle schon in der *École militaire de Fontainebleau*, der 1802 von Napoleon gegründeten militärischen Eliteschule, ein häufiges Vorkommnis waren. Unter den Schülern, welche „bien nés pour la plupart" waren und „pleins d'honneur et de bonne volonté, devenaient d'excellents serviteurs", „les duels n'étaient pas rares".[41] Die Duelle wurden teilweise recht gefährlich, da die Militärschüler zwar keine Schwerter, Säbel oder Pistolen hatten, die üblicherweise in Duellen verwendet wurden, sich aber ihrer Bajonette bedienten, um die Ehrenhändel auszutragen. Als die Schule ihnen dann auch diese entzog, behalfen sie sich mit scharfen Floretten (*fleuret démoucheté*) und Stöcken, in die sie Zirkelspitzen eingesteckt hatten.[42] Girod wird selbst in ein Duell verwickelt, als ein älterer Schüler ihn aufs Gröbste beleidigt. Er sieht sich anschließend „dans l'obligation de

39 Vgl. Ludwig: Duell, S. 111–120.

40 Beide Duellanten beanspruchten das gefundene Pferd für sich und keiner von beiden wollte es an den jeweils anderen freiwillig abgeben bzw. drauf verzichten. Vgl. von Raven: Tagebuch, S. 116.

41 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 8.

42 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

demander raison", obwohl sein Gegner deutlich größer und stärker ist als er. Die älteren und einflussreicheren Zimmergenossen halten jedoch Rat und beschließen, dass es Girod und seinem Gegner nicht gestattet sei, „de croiser le fer", da es zu große Unterschiede in Bezug auf Alter, Größe und Kraft zwischen den beiden Duellanten gäbe. Ein älterer Schüler bietet Girod noch an, sich an seiner statt zu duellieren, doch die Sache kann dann schlussendlich ohne Zweikampf geregelt werden.[43]

Für die Schüler der Militärschule waren Duelle also nicht nur an der Tagesordnung, sondern sie waren ein solch bedeutender Teil ihrer militärischen Ausbildung und vor allem ihrer ständischen Lebensweisen, dass sie versuchten, die traditionsreiche Methode der Ehrenhändel mit allen Mitteln umzusetzen – selbst dann, als die Schulleitung offensichtlich versuchte, dies zu verhindern. Der Mangel an entsprechenden materiellen Voraussetzungen schien sie dabei nicht aufzuhalten. Allerdings wird auch deutlich, dass Duelle nicht um jeden Preis stattfinden sollten. Eine gewisse körperliche Gleichheit der Duellanten scheint für einen fairen Ausgang des Duells eine Bedingung gewesen zu sein. Falls eine solche nicht vorlag, wurde dennoch versucht, Satisfaktion zu erreichen, und sei es eben durch einen Ersatzmann.

Solche Duelldarstellungen wie die von Raven oder von Girod de l'Ain lassen jedwede Rückgriffe auf mögliche (Selbst-)Heroiserungsstrategien vermissen. Sie betonen weder im Detail die kämpferischen Fähigkeiten noch das *sang-froid*. Im Falle von Girod wird höchstens ein gewisser allgemeiner Eifer für die Bewahrung und Wiederherstellung der Ehre erkennbar, welcher sich in dem häufigen und engagierten Einsatz der Schüler in Ehrenhändeln zeigt. Da Girods eigenes Duell aber abgesagt wurde, erscheint die Erwähnung seiner ganzen Vorgeschichte – ähnlich wie der beiläufige Beitrag im Selbstzeugnis von von Raven – eher wie das bloße Bemühen um Vollständigkeit bei der Erzählung nicht nur der eigenen Lebensgeschichte, sondern auch der historischen Ereignisse und kulturellen, ständischen Gepflogenheiten und Verhaltensweisen. Denn Duelle waren offensichtlich typische Ereignisse innerhalb adliger Militärkreise und die Französische

[43] Vgl. ebd. Anlass für das Duell war wohl eine Beleidigung im Sinne von Witzeleien oder Streichen, die die älteren Schüler den jüngeren Kadetten spielten. Dieses Verhalten erinnert zum einen an das Verhalten der französischen Hofaristokratie (siehe hierzu Minelli: Ridicule) und zum anderen an die Initiationsrituale, wie sie bis heute im Militär praktiziert werden, wenn diese auch mittlerweile von der Öffentlichkeit kritisch gesehen werden. Siehe dazu die Berichterstattungen diverser großer deutscher Medienportale: Parvin Sadigh: Initiationsriten in der Bundeswehr. Die gemeinen Spiele der Männer, Zeit Online, 17. Februar 2010, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-02/bundeswehr-maennerrituale; Christina Steinlein: Initiationsriten. Die Gesetze der Meute, Focus Online, 15. November 2013, www.focus.de/wissen/mensch/psychologie/tid-17212/initiationsriten-die-gesetze-der-meute_aid_479223.html; Rolf Spinnler: Rituale. Alles nur perverse Männerspiele?, in: Stuttgarter Zeitung, 27. Januar 2011, www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.rituale-alles-nur-perverse-maennerspiele.a69644c5-9fda-4d0a-94c3-0e181128a36f.html; Marco Seliger: Die drastischen Rituale der Bundeswehr, F.A.Z. Online, 10. April 2017, www.faz.net/aktuell/politik/kritik-an-bundeswehr-wegen-sadistischer-rituale-14963975.html.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Revolution, so zeigt das Beispiel der von Napoleon gegründeten Militärschule, hatte es nicht geschafft, das Ehrverständnis aus dem Wertekanon adliger Militärs zu tilgen.[44] Eventuell übten sich gerade junge französische Adlige, wie die Schüler der *École militaire de Fontainebleau*, nach der Revolution sogar verstärkt im adlig-militärischen Habitus, um die Überwindung der revolutionären Doktrin und die Wiederherstellung bzw. das Überdauern ihres Wertesystems zu betonen.[45] Doch diese Bekennung zu den ständischen Norm- und Wertvorstellungen, ja sogar ihr (Wieder-)Herstellen, scheint sich eher durch Ausübung bestimmter Verhaltensweisen in der Praxis zu manifestieren als durch das schriftliche Festhalten für die Nachkommen und die Nachwelt. Die narrative und erzählerische Gleichgültigkeit gegenüber Duellen in den adlig-militärischen Selbstzeugnissen erscheint deshalb nicht nur angesichts der auf Tradition, Dynastie und *memoria* ausgelegten adligen Standeskultur, sondern auch wegen des Stellenwertes des Ehrenkodexes für adlige Militärs und den Vorzügen von Duellen für die heroisch-militärische Repräsentation bemerkenswert. Eben gerade auch, weil z. B. auf preußischer Seite während der 1830er und 1840er Jahre – einem Zeitraum, in dem nicht wenige Selbstzeugnisse verfasst oder zumindest angefangen wurden – in konservativen Kreisen ein Rekurs auf vorrevolutionäre Kriegsdeutungen sichtbar wurde, die einen sozialexklusiven Ehrbegriff in den Mittelpunkt stellten, der auf einer seit dem Siebenjährigen Krieg historisch gewachsenen Selbstidentifikation des preußischen Adels mit Krieg und Militär beruhte und welcher eine Abgrenzung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen erlaubte.[46] Ein Fehlen von traditionellen Elementen des distinktiven, adligen Ehrprinzips und -systems wie dem Duell in adlig-militärischen Selbstzeugnissen irritiert deshalb zunächst.

Aber: Vielleicht kann der Mangel an Duelldarstellungen in den Memoiren des Adels gerade als Zeichen gelesen werden, dass Ehre und Duelle eine besonders bedeutende Funktion im adligen Offiziershabitus einnahmen. Weil Duelle für den Adel schon seit Jahrhunderten ein typisches Mittel der Konfliktaustragung waren, waren sie ein übliches, fast schon alltägliches Element ihrer adligen Lebensführung oder, wie Ulrike Ludwig es beschreibt: „Duelle und Injurien [waren] zwar durchaus ein Thema für die adlige Gesellschaft, aber zum Dauer-

---

44 Im Gegenteil, gerade in den Armeen Napoleons wurden das Duell und die damit verbundenen Ehrverständnisse nicht nur äußerst populär, sondern quasi zu einer fest institutionalisierten Praxis des Militärs, an der nicht nur die Adligen teilnahmen. Siehe hierzu Geifes: Duell, S. 160–164.

45 Siehe auch Claude-Isabelle Brelot: La Mémoire de la Révolution dans les Rangs de la Noblesse Française (1789–1825), in: Martin Wrede / Horst Carl (Hg.): Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise, Mainz 2007, S. 351–366; Eckart Conze: Helden und Verräter. Zur Wahrnehmung politischer Aktivität im deutschen Adel des 19. und 10. Jahrhundert, in: Martin Wrede / Horst Carl (Hg.): Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise, Mainz 2007, S. 367–384 und Heinz Reif: Adel im 19. und 20. Jahrhundert, München 2012.

46 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 425.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

brenner avancierten sie nicht. Ehrkonflikte im Allgemeinen und Duelle im Besonderen waren vielmehr Teil einer adligen Geselligkeitskultur."[47] Damit bedurften sie erstens keiner ständigen Erwähnung in Selbstzeugnissen mehr, weil sie ein so selbstverständlicher Teil adlig-militärischer Biographien waren. Im Gegensatz zu bürgerlichen Offizieren, die sich Duellregeln und den Kodex der Offiziersehre erst mühsam aneignen mussten, waren sie für adlige Offiziere quasi ein Geburtsrecht. Das Gleiche kann für die eindeutige heroisierende Funktion der Duelle gesagt werden. Die Darstellung der kriegerischen Fähigkeiten, des *sang-froid*, der militärischen Disposition und die Wertschätzung der eigenen Ehre, welche in Duellen offensichtlich wurden, war für adlige Offiziere nicht nötig. Denn zum einen waren aufgrund der ausgeprägten Vertrautheit mit den Duellpraktiken und -kodexen auch die damit verbundenen, erforderlichen und bestätigten heroisch-militärischen Qualitäten bekannt bzw. als selbstverständlich vorausgesetzt. Mehr noch: Wenn Duelle als alltäglich und nicht erwähnenswert galten, wirkte eine darüber erfolgte Heroisierung ebenfalls recht banal. Eine Tat, die in einem als gewöhnlich und unspektakulär gewerteten Kontext vollbracht wird und dabei den erwarteten und bekannten Richtlinien folgt, kann – auch wenn sie eigentlich auf herausragende Charaktereigenschaften und Fähigkeiten hinweist – eigentlich nicht heroisch anmuten. Banalität und Heldentum sind quasi Gegensätze und damit wirkt eine Heroisierung anhand des als trivial gewerteten Duells nur begrenzt beeindruckend.

Zweitens galten Charaktermerkmale und kriegerische Eigenschaften als den adligen Ständen angeboren. Nicht nur, dass der Adel das Kriegshandwerk und das Militärwesen als seinen natürlichen Wirkungsbereich ansah, er vertrat auch die Vorstellung, dass kriegerische Tugenden und Ehre ihm angeboren seien. Er definierte sich über militärische Aktionen, was sich nicht zuletzt in seinem Recht, ein Schwert zu tragen und in Frankreich auch in seinem Namen – *noblesse d'épée* – ausdrückte. Da der Schwertadel diese Verbindung zwischen Erbbarkeit, Ehre und kriegerischer Exklusivität schon seit dem *Ancien Régime* durch den zunehmenden Aufstieg der *parvenus* der *noblesse de robe* bedroht sah[48] und diese Entwicklungen sich auf deutscher bzw. preußischer Seite Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Öffnung der Offiziersämter für die bürgerlichen Schichten ebenfalls anbahnten,[49] erscheint das Verschweigen von Duellen in der militärischen Selbstdarstellung den adligen Autoren als eine Möglichkeit, sich

47 Vgl. Ludwig: Duell, S. 182.

48 Vgl. Asch: Europäischer Adel, S. 157, S. 226, S. 229–234; ders.: Ständische Stellung; ders.: Staatsbildung, S. 380–382. Siehe auch Kelly Minelli: Die gesellschaftliche Bedeutung von Lachen und Gelächter am Hof Ludwigs XIV. Masterarbeit, Universität Freiburg 2015 [unveröffentlichtes Manuskript].

49 Preußen hatte im Vergleich zu anderen Territorien einen relativ geringen Anteil an bürgerlichen Offizieren. Für andere deutsche Regionen wie beispielsweise Kursachsen, Münster oder Schwedisch-Pommern war der Anteil an Bürgerlichen im Offizierskorps im 18. Jahrhundert deutlich höher. Dagegen entwickelte sich im 19. Jahrhundert dann in einigen Regionen sogar

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von nichtadligen Offizieren abzugrenzen. Diese erwähnten nämlich nicht nur ziemlich häufig ihre eigenen Duelle, sondern sie beschrieben auch den Verlauf detailliert auf mehreren Seiten.

Für bürgerliche Offiziere nahmen Duelle offensichtlich in ihrer Selbstdarstellung einen höheren Stellenwert ein, da diesen ein Verhaltens- und Wertesystem zugrundelag, das sie nicht nur erlernen mussten, um sich dem Umgangston im Offizierskorps anzupassen, sondern das auch klar Teil des Lebensstils eines höheren, privilegierten Standes war. Die Erwähnung der eigenen Duelle war für die Offiziere bürgerlicher Herkunft quasi ein Beleg dafür, dass sie den sozialen Aufstieg geschafft hatten. Mehr noch: Sie boten ihnen die Möglichkeit, bei ihrer Selbstdarstellung auf typische Merkmale kriegerisch-heroischen Verhaltens, welche vorher fast schon selbstverständlich dem Adel zugeschrieben wurden, zurückzugreifen. Adlige Militärs jedoch konnten sich gegen die *Emporkömmlinge* abgrenzen, indem sie eine Untertreibung, ein *understatement*, in Bezug auf Duelle und ihr Heroisierungspotenzial an den Tag legten. Indem sie Duelle eben nicht erwähnten, oder wenn doch in sehr knapper und beiläufiger Form, machten Adlige deutlich, dass sie solche fast schon als Banalität zu bezeichnenden Vorkommnisse nicht mehr für erwähnenswert oder besonders aufregend hielten. Sie waren ein Teil ihres Habitus, der keiner Erklärung bedurfte und auch die damit verbundenen heroischen Qualitäten galten quasi als vorausgesetzt.

Der beiläufige Umgang mit Duellen in adligen Selbstzeugnissen erinnert damit nicht zuletzt an die höfischen Umgangsformen des 18. Jahrhunderts, durch welche alteingesessene Adelsfamilien sich von den Neuadligen zu unterscheiden versuchten: Gewisse Verhaltensweisen und charakterliche Qualitäten seien angeboren und würden durch das Aufwachsen in einem spezifischen Umkreis geformt. Soziale Aufsteiger könnten niemals eine vollständige Nachahmung dieser adligen Merkmale erreichen, egal wie viele Ratgeber und Hofliteratur sie lasen. Diese „feinen Unterschiede“,[50] welche die *parvenus* niemals überwinden konnten, festigten auf implizite Art und ohne direkten Konfrontations- und Konfliktkurs das Standesverständnis und die Abgrenzungspraxis des alteingesessenen Adels.[51] Das Gleiche kann auch für Ehre, Duelle und die damit verbundenen heroischen Qualitäten gelten. Während junge Adlige den Duellkodex aus ihrer Familie kannten, wo er von Generation zu Generation weitergegeben wurde und dann in einem bestimmten Umfeld wie der Elitemilitärschule verstärkt wurde, wie das Beispiel des Baron Girod de l’Ain gezeigt hat, mussten bürgerliche Offiziere die entsprechende Ratgeberliteratur konsultieren. Dies erklärt beispielsweise den rasanten Anstieg von Duellratgebern ab der Mitte des

---

eine Rearistokratisierung des Offizierskorps, wie z. B. in Bayern. Vgl. Ludwig: Duell, S. 184–185. Siehe auch Gundula Gahlen: Das bayerische Offizierskorps 1815–1866, Paderborn 2011, S. 225–227.

50 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 2016.

51 Vgl. Minelli: Ridicule.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

19. Jahrhunderts in Preußen, nachdem das Offizierskorps nach der Einführung des Reserveoffizierskorps stärker noch als nach 1806 von Bürgerlichen durchdrungen war. Zugleich machte das Konsultieren der Duellratgeber aber deutlich, dass man eben nicht von Geburt aus zum sozialen Stand des Adels gehörte, sondern bürgerlicher Herkunft war. Die Ratgeber waren ein offensichtliches Zeichen ständischer Distinktion.

Das Gleiche kann über die (Über-)Betonung von Duellen und Ehrenhändeln in den Selbstzeugnissen von bürgerlichen Offizieren gesagt werden. Sie sind ein klarer Ausdruck dafür, dass es sich um Begebenheiten handelte, auf die die Aufmerksamkeit gerichtet werden sollte, sei es, weil sie als neu und dementsprechend aufregend erschienen oder weil sie ein offensichtliches Zeichen des sozialen Aufstieges waren, für den man Mühen und Leistungen aufgewendet hatte. Die spärliche Erwähnung von Duellen bei Adligen scheint dagegen genau das Gegenteil zu sein: ein Verteidigen des adligen Lebensstils und der adlig-militärischen Darstellung durch ein bewusstes Verschweigen typisch adliger Verhaltensweisen. Dies schien gerade auf französischer Seite wichtig, da die Französische Revolution und auch Napoleon die Offiziersränge schon früher und breiter für nichtadlige Militärs geöffnet hatten und vor allem auch, weil gerade in den napoleonischen Armeen das Duell zu einer äußerst populären, ja fast schon institutionalisierten Praxis wurde, an der sich alle Militärs, egal welchen Ranges, rege beteiligten.[52] Gerade bei den Unteroffizieren erfreute sich das Duell größter Beliebtheit und es war, wie Stephan Geifes in seiner Studie zum Duell in Frankreich gezeigt hat, diese Quasi-Institutionalisierung und Demokratisierung in der Armee des Kaiserreiches, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts den Weg bereitete für spezifische, vor allem vom Bürgertum praktizierte Duellformen wie das *duel politique* zwischen Abgeordneten der Nationalversammlung oder auch das journalistische Duell.[53] Genau aus diesen Gründen schien es für französische Adlige umso wich-

---

52 Vgl. Geifes: Duell, S. 161–170. Natürlich duellierten sich auch schon die Soldaten des *Ancien Régime*. Duelle von Militärs waren auch im 18. Jahrhundert nicht nur Sache der adligen Offiziere. Vgl. ebd., S. 162. Doch war es unter Napoleon, dass die Duelle zu einer anerkannten Praktik auch für die unteren militärischen Ränge wurden. Vgl. ebd., S. 161–170.

53 Vgl. Geifes: Duell. Der Begriff *duel politique* wurde erst während der Julirevolution 1830 geprägt, aber in den Interpretationen des 19. Jahrhunderts auf die Duelle zwischen Abgeordneten während der Französischen Revolution übertragen. Geifes konnte jedoch nachweisen, dass die Abgeordneten der Revolution, bei welchen es sich sowohl um Adlige als auch um Bürgerliche handelte, das Duell eher als eine Privatsache mit politischem Kontext behandelten und dass die Duelle vielmehr den Charakter von *klassischen* Duellen aus dem 18. Jahrhundert hatten, bei welchen das gegenseitige Ehrverständnis und das Teilen der gleichen Wert- und Normvorstellungen im Vordergrund standen. Dementsprechend sieht Geifes diese rückwirkende Beschreibung als *duels politiques* als irreführend an. Vgl. ebd., S. 98–99, 118–120. Das letzte offizielle Duell in Frankreich, das zugleich wohl auch als *duel politique* gelten kann, fand 1967 zwischen den Abgeordneten Gaston Defferre und René Ribière statt. In Bezug auf die journalistischen Duelle stellte Geifes wiederum fest, dass es sich hier meistens, gerade in der Zeit der Restauration und während der Julimonarchie, um Duelle zwischen Journalisten und anderen Personen, insbesondere Militärs, handelte, die sich durch einen Artikel oder eine Stellungnahme des betreffenden Journalisten in der Zeitung persönlich angegriffen und beleidigt

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tiger, sich von der breiten Masse der duellfreudigen Militärs aus den niedrigeren sozialen Schichten abzugrenzen, indem sie bestimmte populäre heroisch-militärische Verhaltensmuster in ihren Memoiren mit Absicht unter den Tisch fallen ließen.

Zudem weist die Darstellung in den Selbstzeugnissen auch darauf hin, dass bürgerlichen Offizieren vielleicht nicht so viele andere Möglichkeiten einer heroischen Selbstdarstellung gegeben waren wie adligen Militärs. Wie in Kapitel 1 und 2 bereits ausgeführt, boten Schlachten zwar Potenzial für eine heroische Darstellung, doch die eigenen heroischen Aktionen auf dem Schlachtfeld blieben bei den chaotischen Zuständen oftmals in ihrer direkten Wirkung auf das Schlachtgeschehen recht begrenzt, was die heroische Beschreibung nicht wirklich vereinfachte. Hier konnten vor allem die höheren Offiziersränge durch ihre Funktion als erfolgreiche Kommandeure, Befehlsgeber und geniale Feldherren ihre Leistungen glaubwürdig heroisieren. Während adlige Militärs dabei oft auf einen fast schon automatischen Aufstieg in die höheren militärischen Ämtern hoffen konnten, der sich manchmal schnell und manchmal weniger schnell vollzog[54] – es sei denn, man hatte bei Loyalitätskonflikten im Nachhinein auf der falschen Seite gestanden – blieb gerade in deutschen Territorien und vor allem in Preußen vielen Bürgerlichen, selbst wenn sie es zum Offiziersgrad schafften, Anfang des 19. Jahrhunderts die Laufbahn zu den höchsten Militärpositionen erst einmal verwehrt.[55] Dementsprechend konnte das Duell in bürgerlichen Selbstzeugnissen als eine willkommene narrative Gelegenheit erscheinen, detailliert auf die individuellen und persönlichen heroischen Qualitäten einzugehen. Adlige Offiziere mussten dagegen nicht auf solch banale, alltägliche Situationen für eine minutiöse heroische Darstellung ihrer Fähigkeiten und Charaktereigenschaften zurückgreifen. Gerade im Falle von längeren militärischen Karrieren boten sich hierfür weitaus bessere und eindrucksvollere Gelegenheiten.

4.1.4 Contenance und Selbstkontrolle – spezifische adlige Heldenmerkmale?

Diese hier dargestellte nicht-offensive, implizite Methode ständischer Abgrenzung und der Verzicht darauf, Duelle zumindest in der schriftlichen Selbstdarstellung als Mittel der Selbstheroisierung zu benutzen, wird in den militärischen Selbstzeugnissen des Adels ergänzt durch den Fokus auf als traditionell geltende

fühlten und ihn und auch manchmal die Redakteure der Zeitung zum Duell forderten, um Genugtun zu verlangen. Vgl. ebd., S. 192–201. Zum journalistischen Duell und zum politischen Duell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts siehe auch Nye: Masculinity, S. 187–200.

54 Girod de l'Ain beispielweise tritt nach der Militärschule schon im Rang eines Unteroffiziers in die Armee ein und steigt dann mit jedem Feldzug quasi einen Rang auf, bis die Restauration seine Karriere erst einmal bis 1830 unterbricht. Nach der Wiederaufnahme seines Dienstes im Jahr 1830 steigt er dann weiter bis zum *Marchéal de camp* bzw. *Général de brigade* auf.

55 So ergeht es z. B. Lietzmann, der trotz Auszeichnung und etlicher Dienstjahre seine Karriere als „aggregierter Sekondleutnant" beendet. Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 214.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

adlige Qualitäten, die als solche nicht so augenscheinlich und einfach nachzuahmen waren. Ein solche war z. B. jedwede Form von Selbstkontrolle, die zwar im Duell selbst eine Rolle spielte, aber von adligen Offizieren in ihrer Selbstdarstellung überbetont wird. Da das Duell im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend in den Kreisen bürgerlicher Militärs Verbreitung fand und somit die dafür vorausgesetzten männlich-heroischen Qualitäten auch für bürgerliche Duellanten öffnete, scheint es adligen Militärs wichtig gewesen zu sein, Duelle nicht als eine übereifrige, durch Verlust der eigenen Selbstbeherrschung entstandene Unnötigkeit darzustellen. So gesteht Girod de l'Ain, dass er sich während einer Schlacht hatte zu einem Duell provozieren lassen. Während der feindlichen Attacke warf ihm der Hauptman der Artillerie vor, ohne Ordnung und Befehl das Feuer eröffnet zu haben. Girod ist nicht nur entsetzt über den „ton si impertinent" des Hauptmannes, ein „assez grossier personnage", sondern sieht sich auch nicht im Unrecht, da er weder von besagtem Hauptmann Befehle entgegenzunehmen noch gegen die Anweisungen seiner Vorgesetzten verstoßen hätte, was er dem Hauptmann auch so mitteilt. Der Hauptmann fordert ihn daraufhin zum Duell und Girod „eu[t] la faiblesse de céder à cette provocation". Die beiden Duellanten begeben sich anschließend mit ihren Sekundanten zu einem Graben, um ihren Streit mit dem Säbel beizulegen. Die Sekundanten können jedoch den Duellanten „le ridicule d'une pareille conduite" klarmachen und den Hauptmann überreden, sein Verlangen nach Satisfaktion auf später zu verschieben. Girod hat jedoch anschließend nie wieder etwas von ihm gehört.[56]

Das Verhalten des Hauptmanns ist ein klarer Angriff auf Girods Ehre. Nicht nur, dass er seine Befehlsgewalt und seine militärischen Entscheidungen – und somit seine Fähigkeiten als befehlshabender Offizier – in Frage stellt, er tut es auch noch in aller Öffentlichkeit, während Girods Soldaten anwesend sind. Zusätzlich läuft die ganze Situation auch vor dem Hintergrund eines feindlichen Beschusses ab, so dass eigentlich weder Girod noch der Artilleriehauptmann Zeit haben, sich um persönliche Ehrenhändel zu kümmern. Die Verteidigung des Postens und das Kommandieren der Truppen hätten definitiv Priorität vor dem Duell der Offiziere. Genau dies macht Girod auch deutlich, indem er darauf hinweist, dass nicht nur die ganze Situation lächerlich sei, sondern dass auch der Hauptmann, dessen Namen und sozialen Stand Girod leider nicht erwähnt, sich absolut unmöglich und nicht seinem Dienstgrad entsprechend benommen habe. Sein eigenes Verhalten kritisiert Girod ebenfalls: Er bedauert, auf die Provokation dieser lächerlichen Person eingegangen zu sein, statt seine Selbstkontrolle gewahrt und der Dringlichkeit der militärischen Situation den Vorzug vor dem individuellen Ehrangriff gegeben zu haben. Obwohl er sich in seiner Darstellung Mühe gibt, die Ehrverletzung klar als solche hervorzuheben, wäre es wichtiger gewesen, seiner Pflicht als Offizier, sprich seinem Dienstethos und nicht seiner persönlichen Gefühlslage zu folgen, um den militärischen Erfolg zu sichern. Ehre

56 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 184–185.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mag zwar einen essentiellen Kern der adligen Identität dargestellt haben, doch die Selbstkontrolle als Teil der militärisch-heroischen Qualität des Offiziers war in bestimmten Situationen für die adlige Selbstdarstellung ausschlaggebender. [57]

Girod berichtet in seinen Erinnerungen noch von zwei weiteren „affaires d'honneur"[58] während seiner militärischen Laufbahn, die mittels einer ähnlichen narrativen Darstellung beschrieben werden: Bei der ersten gerät er mit einem guten Freund aneinander, da einer der Streiche, die sie sich gegenseitig zu spielen pflegten, außer Kontrolle gerät und es dadurch zu einem heftigen Streit mit entsprechenden Beleidigungen kommt. Die Sekundanten der beiden Duellanten schaffen es jedoch, die Situation zu klären, ohne dass daraus ein Kampf entsteht. Die Ehre der beiden betroffenen Parteien, das betont Girod dann doch, sei dabei jeweils wiederhergestellt worden.[59] Obwohl der Anlass zum Duell berechtigte und ihm an seiner Ehre und ihrer Wiederherstellung durchaus viel lag, macht Girod auch deutlich, dass eine Beilegung des Konfliktes ohne Blutvergießen eine akzeptable Option gewesen sei und ein Duell dementsprechend nicht unbedingt als eine absolute Notwendigkeit bei Ehrverletzungen erschien.

Auch beim Bericht über das zweite Duell macht Girod deutlich, dass die Devise *Duell um jeden Preis* in seinen Augen nicht gilt. Als Sekundant verhindert er die Wiederholung eines bereits abgeschlossenen Duells und den damit geklärten Ehrenhandel seines Freundes Watt, einem sehr beliebten Offizier mit tadellosem Ruf, welcher auf eine in der Öffentlichkeit eines Cafés erhaltene Ohrfeige hin Satisfaktion gefordert hatte. Watt war aus dem Duell als Sieger hervorgegangen, doch sein Gegner, ebenfalls ein Offizier, forderte nach seiner Genesung eine Revanche. Für Girod war das inakzeptabel, da das erste Duell auf jeden Fall gerechtfertigt gewesen war – körperliche Handgreiflichkeiten galten als eine der schlimmsten Beleidigungen – doch war die *affaire d'honneur* allen Regeln und Verordnungen folgend korrekt geklärt worden. Ein zweites Duell entsprach nicht nur nicht den gesellschaftlichen Konventionen und der anerkannten Duellpraxis, sondern bedeutete eine erneute Gefahr für den Offizier Watt, der nicht nur ein guter Freund Girods war, sondern auch ein überaus fähiges Mitglied des Offizierskorps. Seine Verletzung oder gar sein Tod hätten eine deutliche Schwächung und Reduzierung der militärischen Stärke und Effektivität von Girods Offizierskorps bedeutet.[60] Für Girod hatte es also Priorität, dieses Duell zu verhindern.

---

57 Hier ist der historische Kontext zu beachten, in welchem Girod seine Memoiren verfasst: die 1870er Jahre. Zu dieser Zeit boomte das Duell in Frankreich als Reaktion auf die militärische Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg. Das Publikum von Girods Memoiren hätte einerseits zwar wohl mehr Verständnis für seine Duelle gehabt, andererseits schien es angesichts der rezenten Niederlage auch wichtig zu betonen, dass die militärische Pflicht absolut notwendig sei, um den Sieg der Armee zu garantieren.

58 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 185.

59 Vgl. ebd.

60 Vgl. ebd., S. 185–186.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Damit wird deutlich, dass nicht so sehr das Duell, sondern vielmehr die Priorisierung der militärischen Stärke und Ordnung des Korps für Girod als wichtige Qualität eines (adligen) Offiziers galten. Offiziere sollten für die größtmögliche Effektivität der kämpfenden Truppen sorgen, als Führungspersonen war es ihre Aufgabe, den langfristigen Erfolg der französischen Streitmacht im Blick zu behalten. Das bedeutete eben auch, unnötige und zuweilen im Vergleich zur Bedeutung der übergeordneten Sache, dem Kriegszug, fast schon kleinlich wirkende private Streitereien und Ehrenhändel zu vermeiden. Die militärische Pflichterfüllung und der Dienst an der übergeordneten Sache wogen schwerer als die persönlichen Empfindungen und Angelegenheiten. Damit wird zum einen die Selbstkontrolle zu einer bedeutenden Qualität des adlig-heroischen Habitus, die für das Gelingen des Feldzuges auf kleinster Ebene sorgt, da sie Zurückhaltung, Disziplin und damit das effektive Funktionieren der Truppen garantiert. Zum anderen knüpft sie auch an die Vorstellung der kühlen Rationalität, der strategischen Versiertheit und der geschickt abwägenden und planenden Voraussicht an, welche einen essentiellen Bestandteil des adligen Offiziersbildes seit dem 17. Jahrhunderts, aber vor allem auch des Geniekultes der großen Feldherren bildeten[61] und zu der Zeit, als Girod de l'Ain seine Memoiren verfasste – unter dem bonapartistischen Regime Napoleons III. mit seinen Legitimationsanleihen an den großen General und Kaiser der Franzosen – gerade in konservativen Kreisen noch Gültigkeit besaß. Girod knüpft hier also indirekt an ein bekanntes, wenn auch in seiner Erreichbarkeit eher weniger offenes bzw. demokratisches militärisches Heldenbild an, ein Heldenbild, das eigentlich nur für die höchsten militärischen Ränge und damit hauptsächlich, wenn auch nicht nur, dem Adelsstand zugänglich war.

Zurückhaltung und Selbstkontrolle, wie sie Girod bei der Darstellung seines ersten Duells zu seinem eigenen Bedauern vermissen lässt, bilden also wichtige heroisch-militärische Qualitäten der adligen Selbstdarstellung. Dabei werden sie in adligen Selbstzeugnissen nicht nur bei der Darstellung bzw. der Nicht-Darstellung von Duellen erwähnt. Auch in anderen Situationen und Kontexten werden sie von adligen Autoren hervorgehoben und betont. So zeigt von Mühlenfels in dem bereits in Kapitel 1 zitierten Quellenauszug Selbstkontrolle, indem er dem Kosaken, der gerade ein Haus ausplündert, nur mit gezähmter Gewalt – einem Schlag mit der flachen Klinge seines Säbels auf den Kopf – begegnet. Dies scheint er nicht nur aufgrund der Tatsache getan zu haben, dass der Kosake ein Verbündeter und sein Niederstrecken quasi Mord gewesen wäre, sondern weil die Situation eher nach Deeskalation als nach blutigem Kampf verlangte. Der Kosake war *nur* am Plündern, er vergewaltigte oder tötete keine Anwohnerin, sondern zankte sich mit einer der Hausbewohnerinnen um ein Leintuch. Von Mühlenfels ging es nur darum, die Situation aufzulösen und den Kosaken zu verscheuchen.

61 Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 88.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zurückhaltung und wohlüberlegtes Handeln waren hier die Devise und nicht der übertriebene Einsatz von Gewalt.[62]

Auch der französische Offizier Auguste-Alexandre de Vanssay zeigt in seinem 1817 verfassten Selbstzeugnis ein hohes Maß an Selbstbeherrschung, als er sich weigert, einen gegnerischen General von hinten zu erschießen, der sich auf der Flucht vor ihm befindet:

> J'avais le désir de le [General Black] prendre, ce que j'aurais fait sans la vigeur de son cheval, qui le jeta au milieu des ennemis: j' aurais eu tout le temps de lui tirer un coup de pistolet dans les reins et de le tuer, mais il était indigne de mon caractère de tuer un ennemi fuyant.[63]

Die Begründung de Vanssays, er würde kein Militärmitglied töten, dass dabei sei, zu flüchten und ihm den Rücken zudrehe, weil dies gegen sein Ehrverständnis verstoße, macht deutlich, wie sehr Adlige selbst im 19. Jahrhundert noch bestimmten traditionellen Ehrvorstellungen verhaftet blieben. Denn das Töten des Generals wäre hier nicht nur eine höchst erfolgreiche militärische Leistung gewesen, sondern hätte vielleicht auch die Schlacht oder sogar den Feldzug der feindlichen Truppen beendet oder zumindest gehindert. Für einen einfachen Soldaten wäre das erfolgreiche Töten eines feindlichen Generals auf jeden Fall eine herausragende militärische Tat gewesen, für die er nicht nur ausgezeichnet, sondern auch in der militärischen Erinnerung heroisiert worden wäre, wie es z. B. für den bereits erwähnten Füsilier Wagner des württembergischen Infanterieregimentes Freiherr von Sparr der Fall gewesen ist.[64] Selbst für einen Offizier hätte eine solch ausschlaggebende militärische Aktion eine Aufwertung des eigenen (einfachen) kriegerischen Status zum Heldenstatus bedeuten können. De Vanssay entschied sich hier jedoch gegen die heroisch-kriegerischen Leitbilder von Effektivität und besonderer Leistung und für das Einhalten eines inoffiziellen Ehrenkodex der kriegerischen Fairness und des Gentleman-liken Verhaltens, welches ihm in dieser Situation offensichtlich wichtiger war.

Es bleibt noch die Möglichkeit, dass de Vanssay durchaus auf den General gefeuert und ihn verfehlt hatte oder es gar nicht erst schaffte, nahe genug an ihn heranzureiten, um einen effektiven Tötungsversuch zu unternehmen, und diesen Fehlschlag in seinem Selbstzeugnis durch eine ehrenhafte Haltung seinerseits überspielte. Dies bleibt jedoch nur Spekulation. Fakt bleibt die Selbstdarstellung de Vanssays, in welcher er die Vorstellungen ehrenvoller Gnade und Zurückhaltung über das erfolgreiche Ausführen einer militärisch-heroischen Handlung stellt. Wirft man einen Blick auf die Frage nach Heroisierungsprozessen, wird hier deutlich, dass de Vanssay sich vielleicht nicht trotz, sondern gerade wegen

---

62 Vgl. von Mühlenfels: Reiter, S. 493.

63 De Vanssay: Fragements, S. 77.

64 C. Schröder: Ruhmesblätter aus der Geschichte des Infanterie-Regiments Freiherr von Sparr, 3. Westfälisches Nr. 16., Dortmund 1880, S. 9–10: „Einer der bravsten der braven Kameraden war der Füsilier Wagner der 9. Kompagnie. Bei der Einnahme von Arnheim hat er nach der Erstürmung des Fan-Tores den französischen Brigadegeneral St. Marie gefangen genommen."

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dieses Fehlschlages heroisiert. Das Heldenbild, das er anstrebt bzw. das sich aus seiner Selbstdarstellung ergibt, ist das eines ehrenvollen, gnadenvollen und fairen adligen Offiziers, der seine Menschlichkeit und gebührende Zurückhaltung vor den rein ergebnis- und leistungsorientierten militärischen Wertekanon stellt. Oder anders betrachtet: De Vanssay orientiert sich an einem größeren Wertekanon, der diese adligen Qualitäten und Ehrvorstellungen miteinbezieht. Damit ist das heroische Leitbild de Vanssays und anderer Offiziere ein anderes als das, welches sich in den Selbstzeugnissen von einfachen Soldaten findet. Vor allem lässt sich eine narrative Kontinuität in Bezug auf typisch adlig-militärische Heldenmerkmale beobachten, denn zwischen dem Zeugnis von de Vanssay und Girod de l'Ain liegen mehrere Jahrzehnte. Die adlig-militärische Qualität der Selbstbeherrschung findet jedoch bei beiden Anwendung in den narrativen Strategien der Selbstheroisierung.

Die Beispiele von Girod de l'Ain und de Vanssay zeigen, dass die Unterschiede zwischen den heroischen (Selbst-)Darstellungen von Offizieren und Soldaten sich nicht nur aus einem abweichenden Ehr- und Rollenverständnis ergeben, sondern auch mit den unterschiedlichen Aufgaben zu tun haben, die die beiden Gruppen zu erfüllen hatten. Die Offiziere mussten nicht nur den Überblick in der Schlacht behalten, sondern erfüllten auch eine Vorbildfunktion für die Soldaten. Soldaten ließen sich wohl kaum zum Kampf motivieren, wenn ihre Vorgesetzten angesichts von Kampf, Tod und Zerstörung panisch davonliefen. Offiziere mussten also Haltung bewahren und durften sich ihre Gefühle nicht anmerken lassen. Dazu galt es angesichts des Chaos auf dem Schlachtfeld und der Bedrohung des eigenen Lebens einen kühlen Kopf zu bewahren, um zumindest den Versuch der Ordnungserhaltung und des taktischen Manövrierens zu gewährleisten. Dies lässt sich auch an der Selbstdarstellung der Offiziere in ihren Aufzeichnungen beobachten. Von Barsewisch erzählt in seinen Erinnerungen zum Siebenjährigen Krieg z. B. von einer Episode, in welcher er fast von einer Kugel am Kopf getroffen wird und, obwohl sie ihn fast tötet, anschließend noch gut gelaunt einen Witz macht:

> Ich für mein Teil hatte die Ehre zu Anfang des Treffens, daß mir nahe über dem Kopfe vorne durch die Spitze des Hutes eine Flintenkugel drang und nicht lange darauf eine zweite durch die große Krempe der linken Hutseite derart, daß mir dieser vom Kopfe fiel. Ich sagte zu denen von Hertzberg, so nicht weit von mir standen: ‚Meine Herren, soll ich den Hut wieder aufsetzen, den die Kaiserlichen so gerne haben wollen?'[65]

Woraufhin der ältere der Brüder von Hertzberg, ebenfalls Offizier, in gleicher jovialer und spöttischer Manier eine Schnupftabaksdose herumreicht mit den Worten: „Meine Herren, nehmen Sie eine Prise *Contenance!*"[66] Die Witzeleien sind jedoch nicht von langer Dauer, denn nur wenige Sekunden später wird ebendieser Offizier von einer Kugel in die Stirn getroffen und stirbt auf der Stelle.

---

65 Von Barsewisch: Von Rossbach, S. 77–78.
66 Ebd., S. 78.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Qualität der *contenance*, der Haltung und Gelassenheit waren Teil des adligen Habitus des 18. Jahrhunderts und konnte nicht nur wie in diesem Fall Mut angesichts einer lebensgefährlichen Situation ausdrücken, sondern wurde als ein allgemeiner Ausdruck angeborener adliger Eleganz und Grazie gesehen. Diese Vorstellung der aristokratischen Gelassenheit (*sprezzatura*) und der adligen *laisser-faire*-Haltung war schon im 16., vor allem aber im 17. Jahrhundert in Verbindung mit einer Leichtigkeit, welche sich auf alle Lebensbereiche und Handlungen adliger Lebenswelten ausdehnen sollte, als Idealbild aristokratischen Verhaltens definiert worden und hat sich bis ins 18. Jahrhundert weitergezogen. Im militärischen Zusammenhang bedeutet die Contenance zusätzlich ein Trotzen der Gefahren mit ehrenvoller Haltung, welche bei Soldaten das tapfere Standhalten gegen den Feind und das Nicht-Weglaufen beschrieb, bei Offizieren zusätzlich die kontrollierte Selbstbeherrschung und das Erfüllen ihrer vorbildlichen Standhaftigkeit.[67] Verbunden mit einem professionalisierten, gebildeten und aufgeklärten Blick nicht nur für militärische Angelegenheiten, wie sie auch im Leitbild des *grand homme*[68] zu finden sind, bestimmte Contenance auch die heroische Darstellung der höheren Militärs.

Der Begriff der Contenance beschreibt also eine wichtige heroisch-militärische Qualität: Neben von Barsewisch betont beispielsweise auch der Feldprediger aus dem Siebenjährigen Krieg, Carl Daniel Küster, die Bedeutung dieser Geisteshaltung für den erfolgreichen Verlauf der militärischen Operation[69] und gerade auch in den Selbstzeugnissen von französischen Adligen findet der Begriff auch noch ein Jahrhundert später rege Verwendung, wie beispielsweise bei Girod de l'Ain, der damit die ruhige, standhafte Haltung von sich selbst und auch seiner Truppen beschreibt.[70] Doch sowohl in Selbstzeugnissen von Nichtadligen als auch in späteren deutschen militärischen Zeugnissen aus dem 19. Jahrhundert wird diese Terminologie nicht mehr so häufig benutzt. Hier scheint eine sprach-

67 „CONTENANCE", s.f. habitude du corps, soit en repos, soit en mouvement, qui est relative à des circonstances qui demandent de l'assûrance, de la fermeté, de l'usage, de la présence d'esprit, de l'aisance, du courage, ou d'autres qualités convenables à l'état; & qui marque qu'on a vraiment ces dispositions, soit dans le cœur, soit dans l'esprit. Je dis, ou d'autres qualités convenables à l'état, parce que chaque état a sa contenance. La magistrature la veut grave & sérieuse; l'état militaire, fiere & délibérée, &c. d'où il s'ensuit qu'il ne faut avoir de la contenance, que quand on est en exercice, mais qu'il faut avoir partout & en tout terms le maintien honnête & décent; que le maintien est pour la société, & que la contenance est pour la représentation ; qu'il y a une infinité de contenances différentes, bonnes & mauvaises, mais qu'il n'y a qu'un bon maintien." CONTENANCE, in: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers Volume IV., 1754, S. 111.

68 Vgl. hierzu Asch: Herbst des Helden, S. 107–134 und Marquart: Grand homme.

69 Küster: Bruchstücke, S. 51: „[Das Ferdinandsche Regiment] hatte den wichtigen Auftrag, die Retraite des geschlagen rechten Flügels so zu decken, daß er möglichst die zerstreueten Leute und zurückgebliebene Artillerie an sich zöge, und der großen feindlichen Armee des Verfolgen hinderte. Dieses that sein Kopf und Herz meisterhaft, ohne einen Musquetenschuß thun zu lassen: durch Taktik und Contenance."

70 Vgl. Girod de l'Ain: Dix ans, S. 36, S. 55, S. 57, S. 131, S. 144, S. 217, S. 218, S. 290, S. 302, S. 330.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

liche Entwicklung stattgefunden zu haben, die eventuell auch auf einen Einfluss des Bürgertums hinweist. *Contenance* war ein französischer Begriff, der zwar Adligen oder sehr gelehrten Bürgerlichen wie beispielsweise Predigern geläufig war, da sie eine höhere Ausbildung genossen hatten und Französisch nicht zuletzt die Sprache war, die Adlige verschiedener nationaler und sprachlicher Herkunft bei einem Zusammentreffen meist miteinander sprachen. So findet sich in der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1754) ein umfassender Eintrag dazu, doch in zeitgenössischen deutschen Lexika und Wörterbüchern ist der Begriff eher selten zu finden. Weder *Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaft und Künste* (1731–1754) noch das *Deutsche Wörterbuch* (1838) der Gebrüder Grimm oder Friedrich Kluges *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (1883) enthält einen Eintrag zu Contenance oder den Nebenformen wie Kontenance oder Kontinenz. Das Grimm'sche Wörterbuch zitiert jedoch unter dem Begriff „Haltung" eine Passage aus der fünften Auflage von Adolph von Knigges *Über den Umgang mit Menschen* (1808): „Was die Franzosen Contenance nenne, Haltung und Harmonie im äusseren Betragen, Gleichmüthigkeit, Vermeidung alles Ungestüms, aller leidenschaftlicher Ausbrüche und Uebereilungen."[71] Gerade für deutsche Adlige war der französische Begriff der *Contenance* also nicht nur ein narratives Mittel, um ihre militärischen Qualitäten als Offizier hervorzuheben, allein die Herkunft und die Verwendung des Begriffes zeichneten den Schreiber als einem höheren Gesellschaftsstand zugehörig aus. Die Distinktion zu Militärs niederer Ränge erfolgte in der Darstellung als auch über die Wahl des Vokabulars, also über die bewusste oder unbewusste Benutzung sprachlicher Konventionen und damit des adligen Habitus. Zugleich erlaubte es diese Distinktion mittels Sprache und Vokabular auch, explizite adlige Heldenbilder zu beschreiben, die Fähigkeiten und Merkmale enthielten, die in bürgerlich-militärischen oder gar soldatischen Heldenrepräsentationen nicht enthalten sein konnten, weil sie diesen sozialen Schichten eventuell nicht bekannt waren und diese auch wenig Gelegenheit hatten, sich damit vertraut zu machen. Mehr noch, sie ermöglichten es dem Adel, die Darstellung und die Formulierung an sich des militärischen Heldentums an soziokulturelle und soziodemographische Verhaltensmuster und Konventionen zu binden. Damit wurde anderen gesellschaftlichen Ständen im Militär wiederum die Möglichkeit genommen, bestimmte heroische Qualitäten überhaupt erst zu formulieren. So konnte der Adelstand nicht nur Aspekte der heroisch-militärischen (Selbst-)Darstellung, sondern auch Teile des Heroisierungsprozesses an sich vereinnahmen. Der Gebrauch eines bestimmten heroischen Vokabulars, das nur wenigen Militärs zugänglich war, sorgte für eine Exklusivität der Methoden

[71] Adolph von Knigge: Ueber den Umgang mit Menschen. In drey Theilen. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage, Frankfurt am Main / Leipzig 1808, S. 65–66. Vgl. Jacob Grimm / Wilhelm Grimm: Haltung, in: Deutsches Wörterbuch, Bd. 10, Leipzig 1854, Sp. 303–306.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Formen der Heroisierung und schloss Mitglieder niedriger sozialer Stände von spezifischen Mitteln des Heroisierungsprozesses aus.

Und dass es adligen Militärs im Laufe ihrer Karriere stets ein Anliegen war, sich von einfachen Soldaten oder bürgerlichen Offizieren abzugrenzen, zeigen nicht nur die bereits erwähnten Kriegsdeutungen in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihrer Betonung eines auf dem exklusiven Verhältnis von Adel, Krieg und Militär beruhenden Ehrbegriffs, sondern auch die bellizistischen Diskurse in Frankreich. Gerade im Vergleich mit Preußen vor 1870 bemängelten Adlige den langfristigen Untergang des *esprit militaire* in Frankreich seit der Revolution: Kriegerische Qualitäten einer Nation könnten nur aristokratisch sein, denn nur dem Adel komme historisch gesehen die militärische Führung im Krieg zu. Dementsprechend distanzierten sich adlige Vertreter und Militärs z. B. auch von der republikanischen Mythisierung der *volontaires*.[72] Diese Bemühungen um Abgrenzung zu Militärs aus niedrigeren Ständen und deren Heroisierungen werden sowohl auf deutscher wie auf französischer Seite anhand der narrativen Strategien in adligen Selbstzeugnissen vom Siebenjährigen Krieg bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich, sei es in der Formulierung exklusiver heroischer Qualitäten, dem bewussten Verschweigen von als vorausgesetzt betrachteten sozial-militärischen Verhaltensweisen und Praktiken oder eben dem Gebrauch eines nur wenigen Gesellschaftskreisen zugänglichen Vokabulars.

4.2 Der Aufstieg des Bürgertums: Duelle und Freiwilligenregimenter

Die bedeutende Funktion des adligen Ehrverständnisses und der Duelle, die nicht nur vom König bzw. Kaiser anerkannt, sondern auch gefördert wurden, bildet sicherlich einen Grund für den Fortbestand der Duellpraxis sowohl in deutschen Staaten als auch in Frankreich im 19. Jahrhundert – trotz Kritik aus den aufklärerischen Kreisen des 18. Jahrhunderts, den linksliberalen und katholischen Gruppierungen des 19. Jahrhunderts und wiederholter juristischer Versuche, Duelle zu unterbinden und als strafbare Handlungen zu verurteilen. Doch scheint es die Akzeptanz bzw. die Übernahme der Duellpraxis durch die Mitglieder der bürgerlichen Schichten gewesen zu sein, die dazu führte, dass Duelle im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur präsent blieben, sondern sowohl auf französischer als auch auf deutscher Seite einen regelrechten Siegeszug antraten. Bezeichnungen wie ‚Bürgertum' oder ‚bürgerlicher Offizier' fordern indes, dass sie als Kategorisierung erst einmal problematisiert werden. Denn schon seit Jahrzehnten hat die historische Forschung klar belegen können, dass es sich beim Bürgertum eher weniger um eine homogene Gruppe handelt als vielmehr um eine Bezeichnung für eine sowohl kulturell, politisch, wirtschaftlich, aber auch

[72] Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 542–543.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sozial differenzierte Gesellschaftsschicht, zu welcher im 19. Jahrhundert das noch stark in den Strukturen und Traditionen des 18. Jahrhunderts verhaftete Stadtbürgertum ebenso gehörte wie das akademische Bildungsbürgertum und die sich langsam herausbildende Wirtschaftsbourgoisie.[73] Der Historiker Frank Becker plädiert deshalb dafür, das Bildungsbürgertum über die gemeinsame Kultur zu erfassen, da es sowohl in Bezug auf politisch-soziale, regionale und auch konfessionelle Zugehörigkeiten zu heterogen aufgestellt war. Diese Kultur wiederum lässt sich als ein „Abstraktum rekonstruieren",[74] als ein Set von kulturellen Praktiken und auf Bildungswissen beruhenden Wissensbeständen, das zu einem gewissen Gruppenbewusstsein und einer gewissen Gruppenidentität beigetragen hat. An dieser bildungsbürgerlichen Kultur konnten auch gebildete Adlige sowie Vertreter des Bürgerstandes ohne nennenswerte akademische Ausbildung teilhaben.[75] Für die hier gestellten Fragen nach einem spezifisch bürgerlich-militärischen Ehrverständnis und nach narrativen Strategien einer bürgerlich-militärischen (Selbst-)Heroisierung ist deshalb interessant, dass die bürgerliche bzw. bildungsbürgerliche Selbstwahrnehmung der militärischen Autoren sich oft im Vergleich, aber auch in der Abgrenzung zu den adligen Offizieren gestaltet.[76] Wie diese narrativen Strategien der Differenzierung vom Adel und von der Aristokratie dabei gesonderte Deutungsmuster eines bürgerlichen Heldenbildes schufen, soll in diesem Kapitel untersucht werden.

4.2.1 Bürgerliche Offiziere, Duelle und ihr Heroisierungspotenzial

Wie im ersten Teil dieses Kapitels dargelegt, wurden das Konzept der militärischen Ehre, die Duellpraxis und die daran anschließenden heroischen Qualitäten im 19. Jahrhundert zunehmend von Militärs bürgerlicher Herkunft übernommen, weshalb es adligen Offizieren wichtig war, sich auf andere Weise von den bürgerlichen *Emporkömmlingen* (*parvenus*) abzugrenzen. Denn auch wenn das preußische Offizierskorps in der Theorie für Mitglieder des Bürgertums nach den Militärreformen infolge der Doppelniederlage von Jena und

---

73 Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution" 1815–1845/49, München 1987, S. 174; Lothar Gall: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989; Jürgen Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, Göttingen 1995; Peter Lundgreen (Hg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997), Göttingen 2000; Reinhard Koselleck u. a.: Drei bürgerliche Welten? Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich, in: Hans-Jürgen Puhle (Hg.): Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Wirtschaft – Politik – Kultur, Göttingen 1991, S. 14–58; Benjamin Marquart: Héros, S. 184, S. 206.

74 Vgl. Becker: Bilder, S. 78.

75 Vgl. ebd., S. 77–78.

76 Dass die so entstandene Auffassung einer bürgerlichen Kategorie nicht den tatsächlichen sozialhistorischen Gegebenheiten entsprach, scheint für die so in der Selbstwahrnehmung der militärischen Autoren erfolgte Konstruktionsleistung erst einmal egal.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Auerstedt offen war, gestaltete sich die Praxis eher zurückhaltender. 1806 waren nur 10 Prozent der preußischen Offiziere nichtadliger Herkunft, im Jahr 1860 waren es schon 35 Prozent und 1913 war der Anteil auf 70 Prozent angestiegen.[77] Das Offizierskorps blieb also bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland eine vorwiegend durch den Adel dominierte und geprägte Institution und einer erfolgreichen Militärkarriere sowie den Aufstiegschancen für bürgerliche Offiziere waren etliche Hürden gesetzt. Je höher der militärische Rang, desto niedriger die Anzahl der bürgerlichen Militärs. Selbst bis zum Ende des Kaiserreiches waren einige Waffengattungen und Regimenter fast ausschließlich dem Adel vorbehalten. Bürgerliche Offiziere konnten vor allem in weniger angesehenen Infanterieregimentern sowie in Bereichen, in denen technische Kompetenzen von größerer Bedeutung waren, wie der Artillerie oder dem Ingenieurkorps, zu höheren Stellungen aufsteigen. Eine andere Möglichkeit bestand darin, sich als Landwehroffizier wählen und ausbilden zu lassen. [78]

Zudem herrschte unter den adligen Offizieren lange weiterhin Misstrauen gegenüber den bürgerlichen Militärs. Je mehr bürgerliche Linien-, Landwehr- und Reserveoffiziere im Laufe des 19. Jahrhunderts in der Armee aufstiegen, desto umfangreicher und mahnender wurden die Kritiker, die vor dem Verlust der inneren Homogenität des Offizierskorps und seines Korpsgeistes warnten. Die Historikerin Ute Frevert interpretierte die Bemühungen um die Kodifikation der Offiziersehre im 19. Jahrhundert sogar als Ausdruck, diesen als gefährlich angesehenen Entwicklungen entgegenzuwirken. Der militärische Ehrenkodex schien ihrer Meinung nach ein besonders geeignetes Mittel zu sein, um die bürgerlichen Offiziere, aber auch Soldaten im Geiste der Armee zu sozialisieren und in den höheren Rängen eine gewisse Homogenität herzustellen. Bürgerliche Offiziersaspiranten, die unter anderen Wertvorstellungen aufgewachsen waren als die adligen Militärangehörigen, sollten durch die „hohe Integrationskraft der Ehre“[79] an die Gepflogenheiten, Verhaltensnormen und Vorstellungswelt, sprich Mentalität des Militäradels, herangeführt werden. Die tendenzielle Zunahme statt Abnahme der korporativen Duellpflicht im Verlauf des 19. Jahrhunderts stehe auch im Zusammenhang dieser Entwicklungen, die die potenziell destabilisierende Folgen des vermehrten bürgerlichen Einstiegs in das Offizierskorps minimieren sollten.[80]

---

77 Vgl. Frevert: Ehrenmänner, S. 120–121.

78 Vgl. ebd., S. 121.

79 Frevert: Ehremänner, S. 122.

80 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen ebd., S. 122–123. Es ist wohl kein Zufall, dass zu dem Zeitpunkt, als die preußische Armee die Offizierskarriere für Bürgerliche öffnete, die ersten Bestimmungen über Ehrverletzungen im Offiziersstand erlassen und zudem korporative Institutionen geschaffen wurden, welche die Offiziersehre überwachen und kontrollieren sollten. Ehrgerichte unterstützten diesen Anpassungsprozess, der zugleich von verstärkten Bemühungen um die Verankerung des adlig-militärischen Ehrbegriffs begleitet wurde.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dass dies nicht immer mit der Erwartungshaltung und der Selbstdarstellung der adligen Offiziere konform war, hat das vorherige Zwischenkapitel deutlich gemacht. Gerade Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts scheint es den adligen Militärs eher wichtig gewesen zu sein, sich bewusst und unbewusst anhand ihres Ehrenkodexes und ihrer militärisch-heroischen Disposition von den bürgerlichen Offizieren abzugrenzen. Selbst in Frankreich, wo die Verbreitung von Mitgliedern des Bürgertums im Militär in Folge der Französischen Revolution nicht nur früher begonnen hatte, sondern auch weitreichender gewesen war, versuchten adlige Offiziere ihre Vorrangstellung in Bezug auf ehrenhaftes militärisches Verhalten und die daran anknüpfenden heroischen Leitbilder zu bewahren. Ausdrücklich findet sich dieser Versuch bei Girod de l'Ain, der nicht nur der alten französischen Aristokratie angehörte, sondern als Anhänger des adlig-konservativen Lagers während der Revolution 1848 in den Ruhestand versetzt worden und erst 1852 unter Napoleon III. wieder in das retablierte Reservekorps eingetreten war. In seinen nach 1852 verfassten Memoiren betont er eindrücklich, dass die hochgeborenen Offiziere aus der *École militaire de Fontainebleau* „apportèrent dans les régiments un ton et des manières qui les distinguaient des officiers de la Révolution".[81]

Gerade auch deshalb scheinen bürgerliche Offiziere sowohl auf französischer als auch deutscher Seite sehr bemüht gewesen zu sein, einige der adlig-militärischen Verhaltensnormen und Gepflogenheiten zu übernehmen und so nicht nur ihren sozialen Aufstieg zum Ausdruck zu bringen, sondern auch stärker auf die damit verbundenen Möglichkeiten der (Selbst-)Heroisierung zurückgreifen zu können. Dies betraf insbesondere die Duelle. In einem Großteil der militärischen Selbstzeugnisse berichten Mitglieder des Bürgertums nicht nur vergleichsweise oft, sondern auch äußerst detailliert und ausschweifend von ihren Duellerlebnissen. Der Kommandant Parquin, Sohn eines Kaufmanns, der durch seine steile Militärkarriere unter Napoleon später die höchsten Kreise des Adels frequentierte,[82] erzählt in seinen Anfang der 1840er Jahre verfassten Memoiren über zwei Seiten lang von seinem ersten Duell. Als er als junger Offizier bei einer Routineinspektion die mangelnde Sauberkeit eines Säbels beanstandet, wird er vom Besitzer desselben, einem Jäger namens Hayer, auf das Schärfste beleidigt. Hayer bezeichnet ihn als „blanc-bec", der kein Recht habe, einen erfahreneren Soldaten zu kritisieren und gibt an, er sei bereit, seinen Säbel gegen den Säbel Parquins zu testen, um zu beweisen, dass seiner der bessere sei. Parquin hätte den Soldaten, welcher im Rang und in der Befehlskette sein Untergebener war, einfach zu Arrest verurteilen können. Doch er lässt sich von dieser unerwarteten Provokation zu einem Duell verleiten, bei welchem er eine schlimme Fußverletzung erleidet, die er nicht nur sechs Wochen im Krankenhaus ausheilen lassen muss, sondern die fast seine militärische Karriere beendet hätte, da eine Amputation drohte. Der

81 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 4.
82 Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 6–7.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Soldat Hayer muss für fünfzehn Tage ins Gefängnis, da es ihm als Nicht-Offizier gar nicht zugestanden hatte, sich zu duellieren – schon gar nicht mit einem höherrangigen Militär. Parquin selbst hätte eigentlich auch Arrest bekommen müssen, da er sich mit einem Untergebenen duelliert hatte, doch sein Vorgesetzter verzichtete aufgrund seines langen Krankheitsfalles darauf.[83]

Nach den militärischen Verordnungen hatte Parquin also eigentlich sträflich gehandelt, doch nach den sozial-militärischen Konventionen und Gepflogenheiten hatte er sich angemessen verhalten. Dies wird vor allem deutlich, als er von seinen Kameraden nach seiner Genesung herzlich empfangen wird, was ihm verdeutlicht, dass „ma conduite m'avait fait honneur dans la compagnie". Sogar sein *marchéal des logis chef* gesteht ihm zu – „avec affection, en me serrant cordialement la main" – dass er sich mutig und brav geschlagen habe.[84] Die von Parquin geschilderte Episode zeigt zum einen die Rolle, welche Duelle im Ehrverständnis von bürgerlichen Offizieren einnahmen, denn Parquin war während der Napoleonischen Kriege zum Rang des Hauptmanns des 2. Jägerregimentes der kaiserlichen Garde aufgestiegen. Einige Jahre später heiratete er Mlle Cochelet, eine enge Freundin der späteren Ehefrau von Napoleons Bruder Louis Bonaparte und Königin von Holland. Ab dann verkehrte Parquin in den höchsten adligen Kreisen und seine Tochter heiratete sogar später den bayerischen Baron von Stingel.[85] Dies mag erklären, warum er in seiner Darstellung zumindest den Versuch unternimmt, sein Verhalten stark an dem Ehrverhalten und -system des Adels festzumachen.

Zum anderen zeigt die hier beschriebene Passage auch, wie wichtig diese Verhaltensweisen für die Anerkennung durch die anderen Militärs waren. Sie wurden nicht nur gleichsam von ihnen erwartet, obwohl sie teilweise gegen die Militärvorschriften verstießen, sondern sie konnten auch einen solchen Verstoß relativieren. Der im Duell gezeigte Mut und das dadurch implizierte Ehrverständnis stellten derart wichtige militärische Wertvorstellungen dar, dass sie sich strafmildernd auf ein normatives Fehlverhalten auswirkten. Die Episode aus Parquins Selbstzeugnis betont zudem die Diskrepanz zwischen dem theoretisch-normativen Gerüst, das versuchte, den militärischen Wirkungsbereich zu ordnen und den Norm- und Wertvorstellungen, die in der Praxis wohl öfters zum Tragen kamen. Gerade das Duell bildete einen Bereich, in welchem ständische Privilegien, immaterielles Kapital, Wertvorstellungen und gewohnheitsrechtliche Gepflogenheiten einen stärkeren Einfluss auf die Rechtsprechung ausübten als die juristischen Verordnungen.[86]

---

83 Vgl. ebd., S. 21–24. Die beiden Duellanten vertragen sich nach dem Duell recht schnell wieder: Hayer erkundigt sich nach seiner Entlassung mehrmals nach dem Gesundheitszustand von Parquin und entschuldigt sich nach dessen Genesung offenbar mit recht amüsanten Gründen bei ihm, und Parquin nimmt die Entschuldigung großmütig an.

84 Ebd., S. 23.

85 Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 6–7.

86 Vgl. Frevert: Ehremänner, S. 51, S. 76–80.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mehr noch: Durch sein Betragen im Duell und die Anerkennung, die Parquin daraufhin von seinen Kameraden und Vorgesetzten erfährt, kann er bei seiner Selbstdarstellung in dieser Szene, welche ganz am Anfang der mehrere hunderte Seiten langen Memoiren steht, erste heroische Eigenschaften für sich geltend machen. Insbesondere sein Mut wird als militärisch-heroische Qualität hervorgehoben und da sie ihm von anderen Militärs, gleichrangig und höhergestellt, bestätigt wird, kann auch für die Leser kein Zweifel daran bestehen, dass Parquin sich tatsächlich durch eine herausragende Haltung auszeichnete. Das Gleiche gilt auch für die Bestätigung seiner militärischen Ehre. Als Basis, ja quasi als Voraussetzung für eine überzeugende heroisch-militärische (Selbst-)Darstellung, legt Parquin mit der durch das Duell und durch die Versicherung seiner Kameraden bewiesenen Ehre direkt am Anfang seiner Memoiren den Grundstein für seinen heroisch-militärischen Charakter. Diese narrative Vorbereitung seiner heroisch-militärischen Disposition erweckt nicht nur beim Leser eine gewisse Erwartungshaltung bezüglich weiterer heroischer Taten Parquins, sondern macht die Darstellung heroischer Leistungen und heroisch-militärischer Qualitäten im weiteren Verlauf der Erzählung für das Publikum glaubwürdiger und akzeptabler. Mittels dieser narrativen Strategie etabliert sich Parquin direkt am Anfang seiner Erinnerungen als eine heroisch-militärische Figur, deren weiterer heroisch-militärischer Werdegang in den Memoiren erzählt wird.

Das Duell mit dem Soldaten Hayer blieb nicht Parquins einziges Duell in seiner militärischen Laufbahn. Als *adjudant-major* hat er ein Duell mit dem bereits erwähnten voreiligen, aber schlechten Duellanten Leutnant Hymonet.[87] Anlass waren mehrere Rügen sowie vier Tage Arrest, die Parquin Hymonet auferlegt hatte, da dieser seine Aufgaben nicht zufriedenstellend erfüllte. Bei ihrem ersten Kampf zerstört Parquin Hymonets Säbel und da dieser keinen Ersatz mitgebracht hatte, verlegen sie das Duell auf ein zweites Treffen. Das zweite Duell dauert jedoch nicht sehr lange, da Parquin relativ schnell einen Treffer landet. Obwohl das Duell hier zwischen zwei Offizieren stattfindet und sich deshalb in legitimen Bahnen bewegt, scheint Parquin eher davon genervt als begeistert. Er lässt sich zwar darauf ein, da eine Verweigerung eines Duells mit einem Offizier einen Ehrverlust bedeutete hätte, doch betont er, dass Hymonet erstens wohl aus Eifersucht auf Parquins Beförderung erst mit seinem undisziplinierten Verhalten angefangen hätte und zweitens, dass er „valait mieux être exact à son service que de m'appeler en duel". Danach geht er auf den hitzigen Charakter des Leutnants ein, der zwar kein „méchant homme" gewesen sei, doch „un ferrailleur [qui] avait toujours la main sur la hanche".[88] Seine Streitsucht sei der ständige Auslöser für Auseinandersetzungen, Spötteleien („mauvais compliments") und anschließende Duelle gewesen. Danach erzählt Parquin auch mehrere Seiten

87 Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 158.
88 Ebd., S. 158.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lang über Hymonets Auseinandersetzungen, seine Duelle und die Streiche, die andere Militärs ihm spielten.[89]

Nicht jedes Duell scheint also einen ehrenhaften Charakter gehabt zu haben, sondern es konnte auch schnell zu einer lästigen Pflicht werden, wenn es aus den falschen Gründen stattfand oder einer der Beteiligten sowieso schon einen zweifelhaften Ruf genoss. Die Tatsache, dass Parquin dennoch ausführlich davon erzählt, zeigt aber zumindest seine Faszination für die Ehrenkämpfe und die Bedeutung, die sie in seiner Darstellung militärischer Gepflogenheiten einnahmen. Dabei versucht er jedoch, weniger ehrenhafte und rühmliche Duelle, die das Publikum sowohl aufgrund ihrer zweifelhaften Ursache als auch des fragwürdigen Gegners als für die heroisch-militärisch Disposition fragwürdig empfinden könnte, so darzustellen, dass sie seiner Selbstdarstellung nicht zum Nachteil gereichen. Indem er seinen Gegner ausführlich diskreditiert – allerdings ohne dabei dessen Ehre in Frage zu stellen, da dies das ganze Duell und damit Parquins Ehre in ein zu negatives Licht gerückt hätte – und auch das zweifelhafte Duell an sich als Teil seiner militärischen Pflicht und nicht als großes heroisches Unterfangen darstellt, schafft er es, das am Anfang aufgestellte Narrativ seiner heroisch-militärischen Laufbahn aufrechtzuerhalten. Vor allem, da das Duell im Kontext seiner Beförderung stattfindet, schien es Parquin wichtig zu sein, seine Aufstiegsgeschichte und die darin enthaltende (Selbst-)Heroisierung nicht durch ein als unheroisch oder unrühmlich aufgefasstes Duell zu beflecken.

Doch wird Parquin nicht nur herausgefordert. Er selbst bemüht sich eifrig um ein Duell mit dem *payeur divisionnaire* Malet. Er war mit diesem Militär früher schon äußerst heftig aneinandergeraten, doch Malet hatte ihm die Satisfaktion verweigert und ein Duell abgelehnt. Als sie sich nun zufällig wieder begegnen, setzt Parquin alles daran, „pour (se) venger de cet insolent personnage", obwohl Duelle eigentlich gerade nicht der Rache dienen sollten, sondern – so wurde von Duellbefürwortern auf die Kritik der Duellgegner argumentiert – als Konfliktlösung, die allein dazu diene, Ehre wiederherzustellen und die beiden Duellanten miteinander zu versöhnen. Für Parquin war die frühere Beleidigung jedoch so verletzend, dass er nicht nur die Wiederherstellung seiner Ehre, sondern auch Genugtuung einfordern wollte. Parquin beleidigt Malet in Beisein einer Dame absichtlich als „impertinent" und „malhonnête"[90] und lässt ihn von seinen Bediensteten grob aus dem Haus, in dem beide logierten, hinauswerfen – all dies, um „le forcer à se battre…".[91] Der *payeur* lässt sich jedoch nicht darauf ein und sucht stattdessen einen vorgesetzten Offizier auf, um sich über Parquin zu beschweren. Parquin folgt ihm und fordert ihn diesmal gezielt vor ihrem Vorgesetzten zum Duell, indem er auch deutlich macht, dass Malet ihm zuvor die gewünschte Satisfaktion verwehrt habe. Er sei jedoch nur zu gerne bereit, Malet

89 Vgl. ebd., S. 158–162.
90 Parquin: Souvenirs, S. 193.
91 Ebd., S. 194.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

diese zu gewähren. Der vorgesetzte Offizier scheint ein Duell auch für sinnvoll zu halten, um diesen Konflikt zu klären und Malet, so unter Druck gesetzt, lässt sich überreden. Er schickt daraufhin kurze Zeit später eine schriftliche Nachricht an Parquin, in welcher er dessen Verhalten als „indigne d'un officier"[92] bezeichnet und ihm die genauen Daten zur Duellverabredung und die Waffengattung mitteilt. Anschließend erzählt Parquin ausführlich von dem Duellverlauf, bei welchem er nicht nur die Kampfszene, sondern auch den Wortwechsel sowie die Kleidung der Duellanten detailliert schildert.

Interessanterweise wird dieses Duell nicht nur bis zum ersten Treffer oder gar bis zum *premier sang* ausgeführt. Nachdem Malet aufgrund einer Verletzung anfängt zu bluten, ignoriert er die Wunde mit den Worten „ce n'est rien".[93] Selbst Parquin muss zugeben, dass er dies mit „beaucoup de sang-froid" tat.[94] Auch scheint Malet ein geübter und guter Kämpfer zu sein, doch bringt Parquin ihn zu Fall. Als sein Sekundant sich deswegen über Malet lustig macht, greift Parquin jedoch ein und bittet nicht nur um Hilfe, um dem gestürzten *payeur* wieder auf die Beine zu helfen, sondern bezeichnet ihn auch laut als „brave adversaire".[95] Offenbar hatten das Verhalten Malets im Duell und seine kämpferischen Fähigkeiten Parquin wieder milde gestimmt und die Ehrstreitigkeit nun zufriedenstellend beigelegt. Dies stellte auch den Respekt zwischen den beiden Militärs wieder her, da durch das Duell sowohl der Ehre als auch der Satisfaktion hinreichend Rechnung getragen worden war.

Anhand der hier aufgeführten Duellbeispiele des Offiziers Parquin treten zwei Beobachtungen in den Vordergrund: Erstens scheinen Ehre und Duelle gerade für bürgerliche Militärs von herausragender Bedeutung in ihrer Selbstdarstellung gewesen zu sein. Doch handelte es sich nicht unbedingt um eine direkte Übernahme adliger Ehr- und Duellkodexe. Einige prominente Vorstellungen in Bezug auf die Duellpraxis fanden offenbar nicht ganz Eingang in das bürgerlich-militärische Ehrverständnis. So beispielsweise der Gedanke, dass Duelle eigentlich nicht der Auslebung von Rachegelüsten dienen sollten, sondern – ganz im Gegenteil – vorrangig für die Wiederherstellung der Ehre der angegriffenen Partei herangezogen werden sollten. Eifersucht, als unberechtigt empfundene Rügen eines Vorgesetzten oder gezielte Provokation galten im adligen Sinne nicht unbedingt als die *richtige* Motivation für Duelle. Vielmehr sollten Duelle als Notmittel dienen, die eingesetzt wurden, wenn die hochgeschätzte, aber dadurch auch empfindliche Offiziersehre beschädigt worden war. Sie erfüllten eher eine *Im Falle-dass*-Funktion, um die Ehre der Offiziere schützen zu können, falls es zu Konflikten kam, welche aufgrund des hohen Stellenwertes derselben schon durch unbeabsichtigte Nichtigkeiten ausbrechen konnten und die Einigkeit und das reibungslose Funk-

92 Ebd.
93 Parquin: Souvenirs, S. 195.
94 Ebd.
95 Ebd., S. 196.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tionieren des Offizierskorps gefährdeten. Und da gerade Krieg herrschte, konnten Streitigkeiten und Reibungen unter den militärischen Führungsrängen ein wahrhaftes Problem für den reibungslosen Ablauf militärischer Operationen bedeuten. So konnte der Kommandant de Vérigny zum Beispiel ein Duell zwischen zwei Generälen verhindern, „un duel qui eut été d'un très mauvais exemple pour l'armée."[96]

Duelle sollten eben nicht zu einem *Um-jeden-Preis*-Moment ausarten, welches dem reinen Selbstzweck und der Eigendarstellung diente. Mag das in früheren Jahrhunderten noch der Fall gewesen sein, weil Duelle eben auch mit einem gewissen verwegenen und glorreichen Ruf einhergingen, scheint es gerade für adlige Militärs Ende des 18. und vor allem im 19. Jahrhundert nicht mehr nötig gewesen zu sein, da ihr Selbstverständnis, ihr Standesbewusstsein und ihre Ehre sich in anderen Handlungsweisen und ruhmreichen Taten widerspiegeln konnten. Aus diesem Grund wurden in ihren autobiographischen Erzählungen Ehrverletzungen oftmals ohne Duelle beigelegt und selbst wenn es zu Duellen kam, wurde über sie mit einer eher kritischen bzw. gleichgültigen Haltung berichtet. Für bürgerliche Militärs und insbesondere Offiziere jedoch scheinen Duelle ein klassisches, heroisches Verhalten des höheren Adelstandes gewesen zu sein, weshalb sie in ihrer Selbstdarstellung gleichsam die Rolle eines Zeichens des sozialen Aufstieges einnahmen. Das mag erklären, warum Militärs wie Parquin nicht nur jede noch so nichtige wie auch unangebrachte Duellforderung annahmen, sondern sie auch auf detaillierteste Weise in ihren Memoiren schilderten.

Zweitens bleibt in den Darstellung Parquins der heroische Charakter des Kämpfens im Duell erhalten. Auch wenn im Laufe des 19. Jahrhunderts das Pistolenduell stetig an Beliebtheit gewann, da es eine gewisse körperliche Gleichheit der Duellierenden herstellte, scheint Anfang des 19. Jahrhunderts gerade im Militär noch der Säbel oder etwas seltener das Schwert bevorzugt worden zu sein. Denn gerade mit diesen Waffen lag der Fokus verstärkt auf dem kämpferischen Geschick der Duellanten. Für die heroisch-militärische Selbstdarstellung konnte dies gerade in den Jahrhunderten der verstärkten industrialisierten Kriegsführung und der Kriege der Massenheere eine entscheidende Rolle spielen, bildete es doch gleichsam ein Kernelement des traditionell-ritterlichen, militärischen Heldentums. Obwohl das Duell eigentlich nicht mehr die Funktion einer Darstellung der kriegerischen Fähigkeiten erfüllen sollte, findet es in der narrativen Strategie bürgerlicher Offiziere durchaus noch Verwendung. Deshalb betonten sie auch regelmäßig, wie hervorragend ihr Gegner gewesen sei – sei es durch Talent im Umgang mit der Waffe, seine innere Haltung oder seine herausragende Körperlichkeit. So erwähnt Parquin das *sang-froid*, die Standhaftigkeit und die Sicherheit Malets bei der Handhabung des Schwertes.

---

96 Parquin: Souvenirs, S. 173. Der Streit wird beigelegt, indem einer der Generäle seinem beleidigten Gegenspieler ein altes Pferd schenkte, das angeblich Marie-Antoinette gehört haben soll.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein anderes Beispiel bietet der Schweizer Lieutenant-colonel Louis Bégos, der im Dienste Frankreichs an den napoleonischen Feldzügen teilnahm. Er berichtete in seinen 30 Jahre nach Kriegsteilnahme verfassten Memoiren von einem Duell gegen den Capitaine Muller, „un colosse d'une force herculéenne", was den Kampf gegen ihn für Bégos äußerst schwierig gestaltete.[97] Nicht nur die Referenz auf den antiken Helden Herakles, sondern auch die Erwähnung der übermenschlichen Kraft seines Gegners lassen Bégos Duell umso beeindruckender erscheinen, auch wenn er schlussendlich verliert. Die Duelle von Bégos und Parquin erscheinen in diesen Narrativen nicht so sehr als Ehrenhändel und standesbezogene Konflikte, sondern eher als eine Möglichkeit, heroisch-kriegerische Qualitäten zum Ausdruck zu bringen. Parquins Zweikampf gegen den ungeschickten Duellanten Hymonet wird beispielsweise viel weniger ausführlich beschrieben und auch insgesamt als eher negativ abgetan. Das mag nicht nur an der Tatsache gelegen haben, dass die Ursache für das Duell nicht wirklich mit den Vorstellungen der ehrenhaften Berichtigung einherging, sondern auch daran, dass der Kampf gegen einen Militär, der den Spitznamen *Facile (à tuer)* trug, selbst bei einem Sieg nicht besonders ruhmversprechend erschien. Für bürgerliche Offiziere blieb das Duell also auch eine Situation, in welcher sich traditionelle heroisch-militärische Fähigkeiten des Adels, sprich die angeborene kämpferische Überlegenheit der *noblesse d'épée*, demonstrieren ließ – etwas, das die adligen Offiziere aufgrund der erbbaren Zuschreibung eben nicht nötig hatten.

Der heroische Charakter von bürgerlichen Duellen tritt zusätzlich in den Vordergrund, wenn man die aufgeführten Beispiele mit der Theorie des Grenzziehungsprozesses untersucht: Während für adlige Offiziere Duelle so alltäglich waren, dass sie keiner gesonderten Erwähnung oder Darstellung bedurften, erlaubten sie bürgerlichen Offizieren offenbar, sich von den Kriegserlebnissen anderer Soldaten abzuheben und so eine exzeptionelle Kriegserfahrung zu postulieren. Nicht nur, dass durch das Duell ein individueller Kampf geschildert werden kann, der sich abseits des Schlachtgetümmels detaillierter und auf den Kämpfenden zugespitzt beschreiben lässt, es lässt die Duellanten auch als besonders ehrenhaft und todesmutig im Vergleich zu den Soldaten erscheinen, die eben keine herausgestellten Zweikämpfe erlebten. Auch wenn die Anzahl der eigenen Duelle und auch der Vergleich mit anderen bürgerlichen Offizieren Duelle fast schon inflationär anmuten lassen und dadurch auch die Außergewöhnlichkeit in Frage gestellt wird, scheint zumindest die narrative Strategie auf die Darstellung von Exzeptionalität und damit auch auf heroische Momente ausgelegt zu sein.

[97] Louis Bégos: Souvenirs des campagnes de lieutnant-colonel Louis Bégos, ancien capitaine-adjudant-major au deuxième régiment suisse au service de France, Lausanne 1859, S. 87.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.2.2 *Duelle im 19. Jahrhundert: napoleonische Ehre und die „culture of the sword"*

Die hier dargestellten bürgerlichen Aufstiegsaspirationen und das Bemühen, auf heroisch-militärische Qualitäten des Adels zurückzugreifen, scheinen jedoch nicht die einzigen Gründe für ausführliche Belege von Duellen in den Selbstzeugnissen von bürgerlichen Offizieren wie beispielsweise Parquin zu sein. Parquin war Offizier in der napoleonischen Armee, seine Duelle fanden um das Jahr 1811 statt. Für Napoleon und seine Regierung bildete die militärische Ehre ein zentrales Element soldatischer Leitbilder und Motivation. Wie bereits erwähnt, hatte Napoleon schon als General der Revolution und als Erster Konsul Wert daraufgelegt, seinen Soldaten durch Ehrzuschreibungen eine gewisse Hervorhebung von anderen Militärs zu ermöglichen. Dies geschah erstens durch die napoleonische Propaganda, in welcher Ehre und das Verlangen nach Ruhm als ein genuin französisches Merkmal definiert wurden, das nicht nur dem Adel zu eigen war, sondern auf alle männlichen Franzosen übertragen werden konnte. So wurden französische Soldaten in ihrer Disposition positiv von den Soldaten anderer Länder abgegrenzt. Zweitens erlaubte das napoleonische Belohnungssystem, dass Soldaten sich untereinander übertrumpfen konnten, um so das Gefühl der Ehre bei den Soldaten zu fördern. Am bekanntesten und wirksamsten erschien hier wohl die *Légion d'honneur*. Neben einem besonderen Sold und anderen Privilegien erhielten die Mitglieder bzw. Träger eine Medaille mit dem Porträt des Kaisers, der Abbildung des imperialen Adlers und dem Motto „honneur et patrie". Die *Légion d'honneur* bildete ein elementares Element der napoleonischen Militärkultur, das öffentlich wirksam in großen Zeremonien durch Napoleon und seine Generäle verliehen wurde, worüber dann anschließend in den militärischen Bulletins und den *ordres du jour* berichtet wurde. So wurde die Information über die Geehrten noch weiter in der Armee verbreitet.[98]

Die Öffnung des Konzeptes der Ehre für Soldaten jeden Ranges, welche zu einem herausragenden Merkmal des französischen Militärs wurde, unterstützte somit auch die Demokratisierung des Heroischen. Denn zum einen erlaubte sie die gesellschaftliche Wertschätzung der Soldaten, die, indem sie (militärische) Ehre besaßen, auch glaubhaft und von der Gesellschaft anerkannt heroisiert werden konnten. Zum anderen ermöglichte die Öffnung eines vormals adligen Leitbildes auch den Rückgriff auf die damit verbundenen heroisch-militärischen Qualitäten. Indem bürgerlichen Offizieren und einfachen Soldaten das Kernelement, die Basisvoraussetzung heroischer Militärbilder – die militärische Ehre – zugeschrieben wurde, stand ihnen nun auch die positive (Selbst-)Darstellung mittels kriegerisch-heroischer Attribute offen. In diesem Rahmen wurde auch die Duellpraxis demokratisiert, welche nun als wichtige militärische Institution der Ehre und Praxis der Verteidigung ebendieser auf alle militärischen Ränge aus-

98 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 57–58.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geweitet und im Kaiserreich quasi institutionalisiert wurde. Dadurch verbreitete sich die Duellpraxis im Vergleich zur Französischen Revolution nicht nur noch reger im militärischen Kreis – sowohl in der Quantität der geführten Duelle, ihrer Verbindlichkeit und ihrer ideologischen Grundlage – sondern sie wurde auch zu einem von der zivilen Gesellschaft akzeptierten Ehrverhalten.[99]

Was die Französische Revolution also angefangen hatte – die Ausweitung von besonderen heroischen Qualitäten des Adels auf die gesamte (männliche) französische Bevölkerung – führte Napoleon mit seiner Militärkultur fort. Dabei griff er jedoch wieder auf Vorstellungen von Ehre zurück, wie sie patriotische Autoren im 18. Jahrhundert, bevor die revolutionäre Regierung gegenüber dem Konzept der Ehre ihr ausdrückliches Misstrauen formulierte, postuliert hatten.[100] Zudem vereinte er die kriegerischen Tugenden des *Ancien Régime*, zu welchen eben auch die militärische Ehre der *noblesse d'épée* gehörte, mit den zivilen Tugenden der Französischen Revolution. So konnte er die heroischen Elemente Ehre, Ruhm und Patriotismus miteinander verbinden und schuf eine heroische Form der napoleonischen Ehre, die als eine nationale Ehre die Franzosen inspirieren sollte, für die *patrie* – und damit selbstverständlich für Napoleon und sein Regime – zu kämpfen. In dem so entstandenen soldatischen Heldenbild wurde die Ehre mit der patriotischen Tugend verbunden und sollte ein Ehrverständnis schaffen, das dem Allgemeinwohl diene und sich von der selbstsüchtigen Ehre des Adels des *Ancien Régime* unterschied. Die wahre französische Ehre könne nur durch Taten erreicht werden, die der *patrie* nützten[101] und sei so nicht mehr geburtsständisch, sondern meritokratisch begriffen worden.[102] Und nur so wurde sie auch Teil eines für die Obrigkeit annehmbaren heroisch-militärischen Leitbildes, welches nicht Gefahr lief, die Ziele der napoleonischen Regierung und den Erfolg der Feldzüge durch selbstsüchtige, auf den eigenen heroischen Ruhm ausgelegte Handlungen zu torpedieren. Diese Gefahr mag auch erklären, warum Napoleon Duellen gegenüber nicht unbedingt positiv eingestellt war. Parquin erwähnt beispielsweise einen Offizier, der Napoleon glatt ins Gesicht log, als dieser ihn auf eine Narbe in seinem Gesicht ansprach. Die Narbe hatte sich der Offizier im Duell zugezogen, doch die Erwähnung des Duells hätte seine Beförderung verhindert.[103]

---

99 Vgl. Geifes: Duell, S. 161–170, S. 186–187. Tatsächlich übertrug sich die militärische Duellpraxis aufgrund der Vorrangstellung der Militärkultur im Kaiserreich auch auf die zivile Welt. Vgl. ebd., S. 187. Für Stephan Geifes kam dem Duell damit in der napoleonischen Militärkultur eine Inklusionsfunktion zu, welche den Gleichheitsanspruch der Militärs fördern sollte. Erkennbar sei dies auch daran, dass ein großer Teil der Duelle zwischen Militärs unterschiedlicher Ränge stattfand. Vgl. ebd., S. 163.

100 Tatsächlich fiel die Kritik der Revolution am Ehrprinzip und der damit verbundenen Duellpraxis als Teil eines elitären Habitusverständnisses des Adels unter Napoleon komplett weg. Vgl. ebd., S. 187.

101 Die Ausführungen folgen Hughes: Making Frenchmen, S. 59.

102 Vgl. Geifes: Duell, S. 167.

103 Parquin: Souvenirs, S. 105. „L'Empereur, qui ne récompensait pas les duellistes, se serait bien gardé de nommer chef d'escadron le capitaine Lion, s'il avait connu ce détail." Allerdings förderte die Regierung Napoleons die Duelle durchaus als Mittel der Disziplinierung und Herstel-

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dennoch kann die überschwängliche Betonung von militärischer Ehre und Ruhm in der Propaganda und nicht zuletzt die Öffnung dieser Konzepte für alle Soldaten eine Erklärung dafür liefern, dass nichtadlige Offiziere sich so begeistert dem Ehrkonzept widmeten. Sie verinnerlichten die geforderten militärischen Qualitäten und versuchten ihre Selbstdarstellung nach diesen Leitbildern auszurichten, nicht zuletzt, um die damit einhergehenden heroischen Eigenschaften für sich geltend zu machen. Zugleich wird aber auch deutlich, dass die Propaganda ihre Grenzen hatte. Denn gerade in den Duellen, welchen die bürgerlichen Offiziere so intensiv nachgingen, zeigt sich an den Beispielen von Parquin, dass das eher individuelle, auf Eigennutz ausgerichtete Ehr- und Heroisierungsverständnis weiterhin auch in der napoleonischen Armee verhaftet blieb. *Wahre* patriotische Ehre mochte in militärischen Leistungen errungen werden. Duelle blieben jedoch der Ausdruck eines persönlichen Ehrkonzeptes, das sich nicht zuletzt an den (ehemalig) adligen Ehrauffassungen orientierte.

Ein weiterer Grund für Parquins Überbetonung der Duelle mag aus dem Entstehungs- bzw. dem Veröffentlichungskontext des Selbstzeugnisses hervorgehen. Zwar berichtet Parquin von seiner Militärkarriere während der Napoleonischen Kriege und verfasst seine Memoiren von1840 bis 1843, doch der Text selbst wurde erst 1897 für ein größeres Publikum veröffentlicht.[104] Dabei wird nicht wirklich klar, wieviel der Herausgeber Paul Laurencin, Attaché der Archive des Kriegsministeriums, am Text geändert, gekürzt, gegliedert oder insgesamt aufbereitet hat.[105] Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr das Duell in Frankreich, ähnlich wie im Kaiserreich, doch aus unterschiedlichen Gründen, eine rege kulturelle Verbreitung. Die Niederlage gegen Deutschland hatte die militärische Schwäche Frankreichs offengelegt. In den verschiedenen politischen Lagern wurden unterschiedliche Deutungen für den militärischen Abstieg Frankreichs entworfen: Der Adel hatte schon vor dem Deutsch-Französischen Krieg den Untergang des *esprit militaire* bedauert, das katholische Lager führte den Niedergang des militärischen Denkens und der bellizistischen Qualität der französischen Nation auf den moralischen Zerfall, die Abwendung vom Katholizismus und die Fortsetzung der Revolutionsidee bis hin zum Kommunenaufstand zurück und die

lung einer Binnenhomogenität in der neuen Armee – selbst wenn offizielle Äußerungen zum Duell teilweise anders lauten konnten. Napoleon äußerte sich zwar mehrmals eher negativ zum Duell, doch ging er nicht jurisitisch gegen Duellanten vor. Dagegen folgte er einer Politik der offenen Toleranz gegenüber den Duellen, was daran gelegen haben könnte, dass er – im Gegensatz zu den Herrschern des Ancien Régime wie Ludwig XIV. – seine Position als Garant von Recht und Ehre nicht infrage gestellt sah. Duelle stellten für ihn keinen Angriff auf sein Justiz- und Gewaltmonopol dar. Ausnahmen bildeten Fälle, in denen das Duell zu einem zu großen Problem für die öffentliche Ordnung wurde z. B. bei Duellen zwischen Militärs und zivilen Einwohnern. Vgl. Geifes: Duell, S. 168–170, S. 186–187.

104 Vgl. Parquin: Souvenirs, S.7.

105 Der Verlag gibt nur an, dass Laurencin das Vorwort und die Anmerkungen hinzugefügt habe, doch bearbeiteten Herausgeber in dieser Epoche Texte manchmal auch ausführlicher – vor allem, wenn die Schrift Textstellen enthielt, die sie selbst wenig spannend fanden, wie beispielsweise der Herausgeber von Lietzmanns Erinnerungen im Vorwort erklärt.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Republikaner forderten die allgemeine Wehrpflicht, die eine *nation armée* bestehend aus *soldats-citoyens* schaffen sollte, welche als Gegenentwurf zum dem als ungerecht empfundenen, durch das *remplacement*-System gestützten Wehrdienst des Bonapartismus dienen sollte.[106] Gleichzeitig war nach Kriegsende 1870/71 die Leitidee der *revanche* sowohl in der politischen wie auch der populären Literatur verbreitet, die angesichts der territorialen Verluste in Elsass-Lothringen die Zwangsläufigkeit eines erneuten Krieges mit Deutschland postulierte und Themen wie das Leiden der Bevölkerung in den verlorenen Regionen oder auch den Heroismus der nationalen Verteidigung hervorhob.[107] Die *revanche* fand sogar regen Eingang in die schulische Erziehung und Schulkinder setzten sich mit entsprechenden Schulmaterialen auseinander, in denen sie als zukünftige Generation von französischen Kriegern in Vorbereitung auf den nächsten, kommenden Krieg präsentiert wurden. [108]

Vor diesem Kontext entstand in der Dritten Republik, so der Historiker Robert Nye, eine „culture of the sword".[109] Wie auch in anderen Ländern, wie beispielsweise in Deutschland und Großbritannien, kam es zu einer begeisterten Zuwendung zu, ja fast schon Obsession mit den mittelalterlichen Vorstellung von Rittertum und Ritterlichkeit.[110] Diese Fokussierung auf die mittelalterliche *chivalerie* ermöglichte es den Mitgliedern des Bürgertums, Teile der monarchisch-adlig dominierten französischen Geschichte zu verherrlichen, ohne dabei die gesellschaftlichen Errungenschaften der Revolution zu hinterfragen. Die Rückwendung zur mittelalterlichen Ritterlichkeit erlaubte die Betonung von moralischen Tugenden und heroisch-kriegerischen Werten, welche die Monarchien überdauert hätten und die sich nun Mitglieder der bürgerlichen Schichten als Erbe der französischen Geschichte aneignen könnten. Diese kulturelle und intellektuelle Bewegung wurde in den Jahren nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 einerseits durch einen neu aufflammenden Patriotismus, aber andererseits auch durch die Kritik verstärkt, die demokratische, nichtadlige französische Gesellschaft hätte ihren kriegerischen Willen eingebüßt. Im Gegensatz zu Preußen, wo eine stärkere (adlige) Standesehre vorherrschte, müsste die demokratische, bürgerliche Ehre mit einem adligen und militärischen *esprit* verbunden werden.[111] In dieser kulturellen Stimmung entwickelte sich beim Bürgertum eine neue Fokussierung auf die Tradition des Schwertes – eine Tradition, die schon seit Jahrhunderten existierte, doch nun wieder neu belebt wurde.

---

106 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 748–754.
107 Vgl. ebd., S. 744.
108 Vgl. ebd., S. 743–744.
109 Nye: Masculinity, S. 148–171.
110 Authentische mittelalterliche Turniere wurden organisiert, inklusive Ritterrüstung, entsprechenden Waffen und Insignien Auch drückte sich diese kulturelle Bewegung in der Architektur, in der Kunst und der Literatur aus. Nye sieht darin das Bedürfnis, zu einer integrierten und geistigen Gesellschaft zurückzukehren, fernab von den Klassenkämpfen der industriellen Gesellschaft. Vgl. ebd., S. 150.
111 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen ebd., S. 150–154.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein Ausdruck davon war die überschwängliche Beteiligung von Mitgliedern des Bürgertums an der Mode des Fechtens. Fechten, welches im Endeffekt nur eine Form des Duells war, erlebte nach dem Deutsch-Französischen Krieg ein phänomenales *Revival*. Überall in Frankreich entstanden neue Fechthallen und -clubs und die Anhänger der Fechtkultur wurden nicht müde zu betonen, dass die Fechtkunst nicht nur den moralischen Charakter forme, sondern auch der Geselligkeit diene und vor allem mutige und fähige Krieger für zukünftige Kriege ausbilde. Fechten forme geradezu eine wehrhafte Nation tapferer und auf Abruf kampfbereiter Männer, die Frankreich zu seiner früheren militärischen Stärke zurückführen und für einen zukünftigen kriegerischen Gegenschlag vorbereiten sollten.[112] Mit der Betonung der kriegerisch-tugendhaften Werte vergangener Epochen, die sich vor allem im Schwertkampf Mann gegen Mann zeigten, wurden zugleich auch die entsprechenden Heldenbilder hochgehalten: Ein vormals dem Adel vorbehaltenes Kriegerverständnis, welches sich durch die heroischen Attribute der Ehre, des Mutes und des kriegerischen Geschickes auszeichnete und unter der Französischen Revolution und Napoleon mit Patriotismus und Tugend verbunden und zu einem anerkannten gesellschaftlichen Leitbild für alle französischen Männer wurde. Dieses heroisch-militärische Leitbild wurde durch die „culture of the sword" Ende des 19. Jahrhunderts so zu einem allen Männern zugänglichen Heldenbild.

In einem solchen Kontext verwundert es nicht, dass Memoiren, in welchen ein Militär seine Duelle mit größtmöglicher Detailtreue minutiös wiedergibt, Verlegern als gute und potenziell erfolgreiche Veröffentlichung erschienen, insbesondere wenn man die anvisierte Leserschaft des Selbstzeugnisses bedenkt: Parquins Memoiren werden vom Schulbuchverlag *Librarie d'Éducation A. Hatier* als eine „Édition pour la jeunesse" herausgegeben. Da die militärischen Erinnerungen sich an ein junges Publikum richteten, wurde die Ereignisse vermutlich etwas lebhafter und bildlicher dargestellt, um eine leichtere Verständlichkeit, aber auch Identifikation der Leser mit dem Autor zu ermöglichen. Zudem wurden Illustrationen eingefügt, u. a. zu der Episode über die Duelle des streitsüchtigen Hymonet.[113] Vor allem aber scheint mit der Veröffentlichung auch ein klarer Erziehungsauftrag einhergegangen zu sein: In einem Zeitgeist der *revanche*, der von Zweikämpfen als patriotischer Übung und Vorbereitung für die nächsten Kriege geprägt war und sogar in Schulen Einzug hielt, zielte ein Duelle verherrlichender Text, der Ehrenhändel als bedeutendes Element des militärischen Heldentums darstellte, eben auch auf die geistige Formung und Begeisterung zukünftiger Soldaten ab. Für den Herausgeber sowie den Verlag schien es also

[112] Vgl. Nye: Masculinity, S. 157, S. 160–164. Die Verbindung zwischen körperlicher Fitness und Patriotismus war dabei nicht nur auf das Fechten begrenzt. Auch in Turn- und Schießclubs sowie den paramilitärischen „bataillons scolaires" fanden diese Vorstellungen Ausdruck. Vgl. ebd., S. 163. Diese Entwicklung blieb jedoch nicht auf Frankreich beschränkt, wie in Deutschland die Turnerbewegung um Jahn belegt.

[113] Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 161.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durchaus sinnvoll, Ende des 19. Jahrhunderts einen zwischen 1840 und 1843 entstandenen Text herauszugeben, da er thematisch in eine kulturell-politische Mode fiel und damit eine vielversprechende finanzielle Investition sein konnte.

4.2.3 Duelle und Freiwilligenregimenter

Doch die französischen bürgerlichen Offiziere waren nicht die einzigen Militärs, die sich häufig duellierten. Auch auf deutscher Seite erfreuten sich Duelle gerade beim Bürgertum größter Beliebtheit. Der Leutnant Friedrich Lietzmann beispielsweise, der seine Memoiren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfasst, wird während seiner Militärlaufbahn gleich in mehrere Duelle verstrickt. So gerät er einmal mit seinem besten Freund Leutnant von Dantzen in Streit, woraufhin ihn sein Freund zum Duell auffordert. Sie fechten das Duell mit dem Säbel aus und Lietzmann vergisst nicht zu erwähnen, dass sein Freund „ein großer, starker Mann und ein guter Schläger" war, und dass er es bei diesem Kampf nicht leicht hatte.[114] Anschließend beschreibt er detailliert den Ablauf des Kampfgeschehens. Indem er sein kriegerisches Können nicht nur im Detail wiedergibt, sondern auch durch die körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten seines Gegners zusätzlich positiv hervorhebt, greift er auf typische narrative Strategien der militärischen Heroisierung zurück: die Darstellung der eigenen überlegenen und herausragenden kriegerischen Fähigkeiten im Kampf gegen einen herausfordernden, beeindruckenden Antagonisten.

Leider endet das Duell damit, dass Lietzmann seinem Freund fast den Zeigefinger abhackt. Darüber ist Lietzmann jedoch so bestürzt, dass er für die nächsten siebzehn Nächte am Bett seines Freundes wacht, bis die Wunde verheilt ist.[115] Das tut der heroischen Selbstdarstellung jedoch nicht unbedingt Abbruch. Im Gegenteil: Sein kämpferisches Geschick hat Lietzmann glaubhaft dargelegt und die Sorge, die er anschließend für seinen Freund ausdrückt, lässt ihn zudem als sensiblen und mitfühlenden Militär der höheren Gesellschaftsschichten erscheinen. Diese Eigenschaften bildeten im 19. Jahrhundert einen bedeutenden Teil militärisch-heroischer Männlichkeitsvorstellungen (siehe Kapitel 5 und 6), so dass Lietzmann hier das heroische Kampfethos mit der zeitgenössisch geforderten emotionalen Disposition verbindet.

Die hier geschilderte Szene macht jedoch deutlich, dass Lietzmann unterschätzt zu haben scheint, dass Duelle nicht nur eine militärische Verhaltensfloskel waren, der Offiziere wegen ihrer Ehre nachkommen mussten, sondern dass es sich tatsächlich um eine gefährliche Aktion handelte, bei der Verletzungen oder sogar der Tod ein möglicher Ausgang waren. Auch die Tatsache, dass die beiden Duellanten ihren Zweikampf auf Sonntagmorgen legten, um rechtzeitig für die

[114] Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 160.
[115] Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 161.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Parade um 11 Uhr zurück zu sein, dass sie also planten, nach dem Duell an dieser teilzunehmen, zeigt, dass der Ehrenhandel von Lietzmann (und seinem Freund) eher als eine von ihm und seinem Rang erwartete Pflicht wahrgenommen wurde denn als eine Konsequenzen nach sich ziehende Handlung, bei der eben gerade die mögliche Aussicht auf Tod und Verwundung das Problem, sprich die Ehrkränkung, lösen sollte.

Vielleicht mag Lietzmanns Naivität hier auch dadurch erklärbar sein, dass dies zwar nicht seine erste Duellverabredung ist, doch die erste, bei welcher das Duell tatsächlich stattfindet. So war er einige Zeit zuvor von einem französischen Infanterieoffizier zum Duell mit dem Degen aufgefordert worden, weil er die französische Hausdame, bei der er und der französische Offizier einquartiert waren, unabsichtlich beleidigt hatte. Der französische Offizier sieht sich daraufhin in der Pflicht, sich für die verletzte Dame zu duellieren. Lietzmann nimmt das Duell an, obwohl sein Kamerad ihm vorschlägt, den Franzosen einfach niederzuschlagen. Dagegen organisiert Lietzmann einen Zweikampf für den nächsten Morgen, doch der französische Infanterieoffizier taucht nicht auf, worüber Lietzmanns Kameraden sich sehr freuen.[116] Auch ein Duell, das aufgrund von Streitigkeiten zwischen zwei Regimentern ausgebrochen ist und für welches Lietzmann sich freiwillig meldet, um die Ehre seines Regimentes zu verteidigen, findet nie statt. Der erste Termin muss verschoben werden, weil Lietzmanns Gegner erkrankt ist. Beim zweiten Treffen tritt ein junger Infanterist vor, „ein stattlicher Jüngling", der „mit Begeisterung und poetischem Schwunge", den Husaren im Namen seines Regimentes die Versöhnung anbietet. Es sei offensichtlich, dass es niemandem in den beiden Regimentern an Todesverachtung fehle, das hätten sie alle bereits auf dem Schlachtfeld bewiesen. Was würde es denn jetzt nützen, dass sie sich gegenseitig untereinander töteten, wenn doch schon so viele während des Krieges den Tod gefunden hätten? Die Husaren beraten sich und nehmen das Versöhnungsangebot der Infanterie an, denn sie „hätten in Not und Gefahr treu zueinandergestanden" und zusätzliche Opfer jetzt, wo endlich der Frieden erklärt worden sei, seien unnötig. Lietzmann reicht seinem Gegner anschließend die Hand, woraufhin dieser sich auf ihn stürzt und ihn umarmt.[117]

Obwohl Lietzmann bewusst ist, dass das Duell tödlich verlaufen könnte – er bietet beispielsweise an, gegen einen anderen Infanteristen zu kämpfen, da sein ausgewählter Gegner Frau und Kinder hat, außerdem handelt es sich um ein Pistolenduell, das in der Regel tödlicher verläuft als ein Gefecht mit dem Säbel – eskaliert die Situation nicht, da die Ehrstreitigkeiten durch ein einfaches

116 Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 131–134. Lietzmann gibt in seinen Memoiren jedoch zu, dass er sich recht schlecht gegenüber der Dame benommen hatte. Er bezeichnet sich selbst als „grober, ungeschickter Pommer" und als er sieht, dass das „liebliche Frauenbild Tränen in den Augen" hatte, „ärgerte [er] [s]ich gewaltig über [s]ich selbst." Auch einer seiner Kameraden wirft ihm vor: „Mensch! Bei dir muß es doch manchmal nicht richtig sein. Wie konntest du ein solches Quartier verlassen!" Ebd., S. 132–133.

117 Ebd., S. 108–113.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gespräch geklärt werden können. Die gegenseitige Versicherung der Tapferkeit, Treue und Todesverachtung der Regimenter sorgt dafür, dass die Ehre aller Beteiligten wiederhergestellt wird. Einer von Lietzmanns Kameraden ist sogar überzeugt, dass ein Duell mit einem eventuellen Todesopfer die Freundschaft zwischen den beiden Regimentern eben nicht reparieren würde.[118] Dies macht deutlich, dass Duelle nicht immer als einzige und beste Möglichkeit betrachtet wurden, Ehrstreitigkeiten zu lösen. Dennoch kann sich Lietzmann trotz des Nicht-Stattfindens narrativ über die Duelle heroisch darstellen. Denn er hat Mut, Entschlossenheit und Ehre bewiesen, weil er im Falle des Duells mit dem französischen Offizier das *Richtige* tut und sich für das Duell und nicht für den Vorschlag des einfachen Verprügelns entscheidet, und sich beim zweiten geschilderten Vorfall zur freiwilligen Annahme des Duells zu Ehren seines Regimentes und seiner Kameraden bereiterklärt. Die Absagen der Duelle hätten die Zurschaustellung dieser heroischen Eigenschaften etwas schmälern können, da Lietzmann sie in der Praxis nicht hätte unter Beweis stellen müssen und eine Absage dementsprechend wie bloßes Reden ohne folgende Taten gewirkt hätte. Doch gerade beim Regimentsduell wird durch die gegenseitige Anerkennung des Mutes („Todesverachtung"), der Treue und der geleisteten militärischen Taten während des Feldzuges durch die anwesenden Militärs die heroisch-militärische Disposition aller Beteiligten hochgehalten und von Lietzmann in seinem Selbstzeugnis rezipiert. Diese Bestätigung der heroischen Qualitäten, die auf den Schlachtfeldern, sprich bei militärischen Aktionen zum Tragen gekommen waren, verstärken so Lietzmanns bereits durch seine freiwillige Meldung und Annahme der Duelle narrativ angedeutete (Selbst-)Heroisierung. Das Duell ist als Beleg seiner militärisch-heroischen Attribute nicht (mehr) notwendig.

Zudem zeigt die Tatsache, dass Lietzmann sich regelmäßig so schnell zu einer Duellteilnahme überreden lässt, dass er Duelle als eine erwartete Umgangsform, ja fast schon als Pflicht ansieht, die er als Leutnant zu erfüllen hatte. Gerade als bürgerlicher Militär im preußischen Dienst schienen Duelle für ihn als ein Standesverhalten von Offizieren und Unteroffizieren, auf das er nun Anrecht hatte, weil er einen gewissen Dienstgrad erreicht hatte. Dabei scheint auch gerade die ausführliche und detaillierte Erwähnung von Duellen, die eigentlich gar nicht stattfinden, dies zu belegen. Während adlige Offiziere Duelle entweder gar nicht oder eher beiläufig erwähnen, benutzt Lietzmann eine gegenteilige narrative Strategie: Er geht selbst ausführlich auf Duelle ein, die nie zustande gekommen sind. Dies macht deutlich, welchen Stellenwert die Ehrenhändel für Lietzmann als Teil seines militärischen Habitus und als Mittel der heroischen (Selbst-)Darstellung hatten. Zugleich *verrät* es ihn aber als Mitglied der bürgerlichen Schicht.

Vor allem aber scheint es die Mitgliedschaft in einem Freiwilligenregiment gewesen zu sein, die seine Begeisterung für das adlig-militärische Ehr- und Heldenverständnis beförderte. Die 1813 gegründeten Freiwilligenregimenter erfreu-

[118] Vgl. ebd., S. 112–113.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten sich beim Bürgertum großer Beliebtheit, da ein respektvollerer Umgang mit den Rekruten herrschte und die Freiwilligen vor allem gewisse Privilegien genossen, die ihnen in den regulären Truppen der Armee verwehrt blieben und zudem einen schnelleren militärischen Aufstieg ermöglichten. Dieses besonderen Status waren sich die Freiwilligen auch in ihrer Darstellung bewusst. So berichtet Lietzmann:

> Wir freiwilligen Jäger bildeten bekanntlich ein besonderes Korps mit gewissen Prärogativen. Wir wurden ‚Sie' genannt und zogen nur vor dem Feinde auf Wache und Posten. Unsere Oberjäger und Offiziere wählten wir selbst, und nur im Dienst machte sich der Rangunterschied geltend.[119]

Dementsprechend pikiert reagiert er auch, als ein Offizier aus den regulären Truppen ihm die höfliche Anrede verweigert.[120] Die Mitgliedschaft in einem Freikorps hatte also einen entscheidenden Einfluss auf die Selbstidentifikation der bürgerlichen Militärs. Nicht nur, dass sie – ähnlich wie in der Landwehr, in welcher ebenfalls 1813 die Wahl zum Offizier für Nichtadlige den Aufstieg in der Militärkarriere ermöglichte[121] – die tatsächliche und nicht nur theoretische Öffnung des Offizierskorps unterstützten, die Freiwilligen trugen auch ein gewisses Selbstverständnis zur Schau, das sie von den Soldaten der regulären Linientruppen unterschied. Es verwundert also nicht, dass gerade Offiziere aus den Freiwilligenregimentern, ein gewisses Standes- und Rangverhalten und die damit einhergehenden Möglichkeiten der militärischen Heroisierung, welche vorher nur adligen Offizieren vorbehalten gewesen waren, nicht nur übernahmen, sondern auch einforderten. Dies erklärt sich auch aus der kriegsmotivierenden Bedeutung, welche die Freikorps 1813 einnahmen: Als Sinnbild heroischer, patriotischer Bürger, die dem Ruf des Königs gefolgt waren, um das Vaterland vom Joch des Feindes zu befreien, wurden sie sowohl in der zeitgenössischen Propaganda als auch später in der Erinnerungskultur als ausschlaggebendes Element des preußischen bzw. deutschen Sieges über Frankreich gefeiert – auch wenn sie sich gegenteilig zur späteren Legendenbildung vermehrt aus Handwerkern und nicht Studenten zusammengesetzt hatten, ihr eigentlicher Anteil an der Kriegsführung eher bescheiden ausgefallen war, und sie sich, wenn überhaupt, hauptsächlich im Kleinen Krieg verdient gemacht hatten. Diese Erfolgs- und Relevanzzuschreibung, die als politischer Mythos sowohl den Einsatz des Bildungsbürgertums als auch die Wandlung des Krieges zum Nationalkrieg verkörpern sollte, förderte auch das Selbstbild der bürgerlichen Autoren während des eigentlichen Kriegseinsatzes, aber vor allem auch in der Retrospektive.[122]

Lietzmann verfasst seine Memoiren am Ende seines Lebens, weit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in einer Zeit, in welcher nicht nur die Freiwilli-

---

119 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 48.
120 Vgl. ebd., S. 102–103.
121 Vgl. Frevert: Ehrenmänner, S. 122.
122 Vgl. Becker: Bilder, S. 86–87.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

genregimenter der Befreiungskriege von den Obrigkeiten als Helden und damit als kriegsmobilisierende Vorbilder für den Deutsch-Französischen Krieg instrumentalisiert worden waren, sondern auch das Bürgertum seine politische sowie kulturelle Funktion zunehmend gefestigt hatte, insbesondere auch im Militär. Die zwischen 1859 und 1865 geschaffene Institution des Reserveoffiziers hatte nicht nur zu einer „Versöhnung" der bürgerlichen Schichten nach 1848 mit dem Militär geführt,[123] sie führte auch zu einer begeisterten Annahme der militärischen Karriere durch junge Männer des Bürgertums. Anstatt sich nämlich zu einem zwei- oder dreijährigen Militärdienst verpflichten zu lassen, konnten wohlhabende Rekruten sich nur ein Jahr als Freiwillige melden und nach diesem selbstfinanzierten Jahr und einer bestandenen Abschlussprüfung als Offiziersaspiranten der Reserve führen lassen. Anschließend bestand die Möglichkeit, nach mehreren Übungen und der Wahl durch das Offizierskorps das Offizierspatent zu erwerben. Am Ende dieses kostspieligen und langen Ausbildungsweges stand jedoch mit relativer Sicherheit ein militärischer Titel, welcher in der Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und insbesondere im Kaiserreich großes Ansehen genoss und nicht zuletzt auch Zugang zu elitäreren Kreisen ermöglichte. Über diesen Karriereweg konnten Offiziersaspiranten also eine bürgerliche Existenz – ein Studium und das Ausführen eines Gewerbes waren mit nur einem Jahr aktivem Militärdienst durchaus gut möglich – mit militärischem Prestige verbinden. Vor allem konnte ein hoher militärischer Rang in angesehenen Linienregimentern erworben werden und nicht nur, wie es noch 1813 der Fall gewesen war, in der teils recht abgehalfterten Landwehr, so dass der Reserveoffizier im Kaiserreich gleichsam zu einer regelrechten Identifikationsfigur für junge, männliche Mitglieder des Bürgertums wurde.[124]

Mehr noch: Auch die öffentliche Meinung wandelte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugunsten bürgerlicher Kriegsteilnehmer. Während Heeresverfassung, Kriegsgründe und -form oder auch die Tatsache, dass die Kriege vom innenpolitischen Gegner – den konservativen Monarchien – geführt wurden, bei liberalen Vertretern weiterhin Stein des Anstoßes blieben, bemühten sich liberale Zeitungen sowohl beim Schleswig-Holstein-Konflikt 1864 als auch beim Preußisch-Österreichischen Krieg 1866, die erfolgreichen Schlachtenverläufe auf die bürgerlichen Elemente in der Armee zurückzuführen. Sei es wegen der Effizienz der *bürgerlichen* Waffengattung Artillerie oder dem positiven Einfluss des Bildungsbürgertums auf die restlichen Soldaten, das Bürgertum leistete einen bedeutenden und verdienstvollen Kriegsbeitrag.[125] Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurden diese Leitideen nicht nur wieder aufgegriffen, sondern zu einem zentralen Narrativ liberaler Militär- und Kriegsdeutungen. Angesichts der glühenden Bewunderung, die insbesondere in den 1870er Jah-

123 Vgl. Frevert: Ehrenmänner, S. 122.
124 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 120–122.
125 Vgl. Becker: Bilder, S. 124, 126, 127, 149–151.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ren in den bürgerlichen Schichten, aber auch in der Gesellschaft insgesamt für das Militär einsetzte, wird ersichtlich, warum Autoren der Befreiungskriege eine solch selbstbewusste Darstellung in ihren Selbstzeugnissen pflegten. Gerade eine (Selbst-)Heroisierung mochte für die Autoren in einem solchem Klima der Anerkennung nicht nur als gut machbar, sondern auch als breit akzeptiert wirken. Sie griffen die Meinungsbilder und Mentalitäten des vorherrschenden kulturellen und gesellschaftlichen Klimas auf und ließen sie in das positive Narrativ des ehrhaften, standesbewussten Offiziers bürgerlicher Herkunft einfließen. So formten sie in ihrer Selbstdarstellung heroische Leitbilder, die von der zeitgenössischen Bevölkerung problemlos anerkannt und sogar unterstützt wurden. In gewisser Weise wirkten sie durch das Endergebnis ihrer Heroisierung wie die Vorreiter der zeitgenössischen, durch die Gesellschaft anerkannten und in die höheren Kreise aufgestiegenen bürgerlichen Offiziere des Kaiserreiches, da sie durch ihren Kriegsdienst und Heldenstatus die Autorität und Anerkennung seitens der Obrigkeit erlangt und den Weg für die nachfolgenden Generationen bürgerlicher Offiziere geebnet hatten. Die Autoren der Selbstzeugnisse sind aber dabei nicht nur als passive Träger der militärischen Erinnerungskultur zu betrachten, sondern gerade auch ihre veröffentlichten Memoiren und Autobiographien bildeten einen Teil dieser Erinnerungskultur und formten sowohl diese als auch die zeitgenössischen heroisch-militärischen Leitbilder gleichsam mit.

Das Gleiche galt genauso für das militärische Ehrverständnis und für Duelle. Als Teil des eigentlich adligen Ehrverständnisses waren Duelle bis zur Mitte des 19. Jahrhundert sogar in der Rechtspraxis klar adlig konnotiert. Der Paragraph 689 des 20. Titels, Teil II ALR des Allgemeinen Landrechts in Preußen legte die Grundlagen für das Bestrafen von Duellen. Dieser beschränkte sich jedoch allein auf Adlige und Offiziere. Zweikämpfe zwischen Nichtadligen wurden rechtlich nicht als Duelle gesehen und fielen juristisch dementsprechend unter Mordversuche. Die Standeszugehörigkeit der Duellanten räumte ihnen also nicht nur eine soziale Vorrangstellung ein (die sich sowieso auch in anderen normativen und nicht-normativen Privilegien manifestierte), sondern sie hatte zugleich eine immanente Auswirkung auf das juristische Urteil. Begründet wurde dieser Paragraph lange Zeit mit der Vorstellung, dass höhere Stände wie eben der Adel und/oder Offiziere ein stärkeres und damit empfindlicheres Ehrverständnis hätten und Duelle meistens, wenn nicht sogar immer durch Ehrkränkungen ausgelöst wurden. Die Bevorzugung des adligen Ehrverständnisses wurde also nicht nur sozial, sondern auch rechtlich verankert. Bis der Paragraph 1850/51 aus dem Strafgesetzbuch in seiner vorliegenden Form entfernt wurde,[126] bedeutete dies, dass bürgerliche Offiziere in Bezug auf Duelle rechtlich eine ambivalente Stel-

[126] Der Paragraph war bereits in 1820er und 1830er Jahren scharf in die Kritik geraten und revidiert worden. Doch 1838 kam es zu einem erneuten Umschwung und das Kammergericht kehrte wohl aufgrund von Druck durch die Obrigkeit, sprich dem Monarchen, zu seiner früheren Rechtspraxis zurück. Vgl. Frevert: Ehrenmänner, S. 78–83, S. 86–87.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lung einnahmen.[127] In ihrer Funktion als Offiziere wurden ihre Zweikämpfe als Duelle gewertet, handgreifliche Ehrstreitigkeiten jenseits ihres militärischen Dienstes wurden nach ihrer Standeszugehörigkeit beurteilt. Dies mag erklären, warum bürgerliche Offizier sich nicht nur äußerst oft duellierten, sondern dies auch in ihren Selbstzeugnissen so intensiv und häufig darstellten. Ähnlich wie bei den französischen Offizieren nichtadliger Herkunft bildeten Duelle für bürgerliche deutsche Offiziere ein Zeichen ihres militärischen und damit sozialen Aufstieges, der ihnen nicht nur gesellschaftlich Anerkennung verschaffte, sondern auch auf juristischer Ebene Rechte einbrachte, die ihnen vorher aufgrund ihrer Standeszugehörigkeit verwehrt geblieben waren.

Vor allem aber wird deutlich, dass es sich hier um eine Entwicklung des 19. Jahrhunderts handelte. Denn gerade im *Ancien Régime* waren die juristischen Grundlagen noch deutlich vager gewesen. So ging aus Duellmandaten und Rechtstexten des 17. und 18. Jahrhunderts nicht immer klar hervor, wer eigentlich satisfaktionsfähig war und wer sich dementsprechend in einem Duell engagieren durfte. Zwar bemühten sich die Duellmandate „satisfaktionsfähige Gruppen" zu definieren, zu denen meist der Adel, höhere Offiziere oder andere hohe Beamte der Krone zählten, doch zum einen blieb den Gerichten bei der Definition ein größerer Deutungsspielraum erhalten:[128] Erst um 1800 etablierten sich eindeutige, gesellschaftlich übergreifende Definitionen dieser Gruppe, welche die Abgrenzung nach berufs- bzw. geburtsständischer Qualität klar umfassten.[129] Zum anderen bedeuteten die vagen Ideen der satisfaktionsfähigen Gruppen des 18. Jahrhunderts in den Rechtstexten nicht, dass – im Gegensatz zum 19. Jahrhundert –, mit der Satisfaktionsfähigkeit auch eine Berechtigung zum Duell einherging.[130] Laut der Historikerin Ulrike Ludwig können deshalb die hier für das 19. Jahrhundert festgestellten Entwicklungen nicht so einfach auf das frühneuzeitliche Militär übertragen werden. Im Gegenteil, Ludwig sieht die geringe Anzahl von Duellen zwischen adligen und nichtadligen Offizieren als Beleg dafür, dass die bürgerlichen Offiziere im *Ancien Régime* die Duellpraxis eben gerade *nicht* als Maßnahme der Integration in das adlig dominierte Offizierskorps nutzten.[131] Dagegen verweist die hohe Anzahl an Duellen, die zwischen Militärs des gleichen Standes ausgefochten wurden, ihrer Ansicht nach auf die stark separierten sozialen Kreise innerhalb des Offizierskorps.[132]

---

127 Die Ausführungen bis hier folgen ebd.

128 Die Feststellung der Satisfaktionsfähigkeit betraf vor allem das Problem der Injurien, insbesondere der Verbalinjurien, für welche die Duellmandate nur die Gruppe der Adligen, hohen Offiziere und Beamten als satisfaktionsfähig ansah. Doch bestraften Gerichte durchaus im 18. Jahrhundert Personen nach den Duellmandaten, denen eigentlich keine gerichtliche Satisfaktion in Injuriensachen zustand. Vgl. Ludwig: Duell, S. 98, S. 103.

129 Vgl. Ludwig: Duell, S. 104.

130 Vgl. ebd., S. 98–99.

131 Vgl. Ludwig: Duell, S. 188–189.

132 Vgl. ebd., S. 188.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dies widerspricht jedoch nicht der eigentlichen These dieses Unterkapitels, welche postuliert, dass bürgerliche Offiziere in ihren heroischen (Selbst-)Darstellungen Duelle als Zeichen ihres sozialen Aufstieges benutzten und dass die Duellpraxis vor allem auch eine repräsentative Funktion hatte, welche anhand von Ludwigs Quellenkorpus, das sich vor allem aus Gesetzestexten und Strafverfahren konstituiert, nicht unbedingt immer nachweisbar ist.[133] Vielmehr muss betont werden, dass es sich bei diesem bürgerlichen Aufstiegsnarrativ in den Selbstzeugnissen keineswegs um die Selbstdarstellung der bürgerlichen Militärs als reine Nachahmung der adligen Militärs handelt. Denn auch wenn mit dem Aufstieg in höhere soziale Kreise auch eine gewisse Konformität der Umgangs- und Verhaltensweisen einherging, schienen sich bürgerliche Offiziere eben nicht einfach dem Adel anzupassen, sondern sich auch darüber zu identifizieren, dass sie sich bewusst gegen ein adliges Selbstverständnis abgrenzten. Robert A. Nye betont in seiner Monographie zu Männlichkeit und Duellen, dass es sich bei bürgerlichen Duellen bzw. Duellen von bürgerlichen Offizieren nicht um reine Assimilation des adligen Ehrenkodex handelte, sondern dass viel eher eine Vermischung traditioneller adliger Umgangsformen und bürgerlicher Wertvorstellungen vonstattenging.[134] Dies hat auch, wie bereits im vorherigen Unterkapitel erwähnt, Stephan Geifes anhand der Untersuchung der Entwicklung des Duells in Frankreich von der Französischen Revolution bis zur Julirevolution nachweisen können. Er konnte aufzeigen, wie die Demokratisierung des Duells seit der Revolution und die Institutionalisierung bzw. sogar die staatliche Förderung des Duells in der napoleonischen Militärkultur den Weg bereiteten für neue Duellpraktiken wie das *duel politique* und das journalistische Duell, die sich zwar an den adligen Vorbildern orientierten, aber auch gewisse Eigenlogiken entwickelten, die hauptsächlich von bürgerlichen Wert- und Normvorstellungen geprägt waren.[135]

Dies lässt sich auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch beobachten: Die seit Beginn des Jahrhunderts stetig in die bürgerlichen Gesellschaftsschichten vordringenden Vorstellungen von Ehre wurden nicht dort übernommen, wo es um die Kollektivehre ging. Im bürgerlichen Milieu wurde diese nämlich nicht so sehr auf den Stand als vielmehr auf die Nation bezogen. Die seit den Befreiungskriegen immer bedeutender werdende Größe der Nation, über deren Ehre *Patrioten* genauso vehement wachten wie über die eigene Ehre, Würde oder Integrität, wurde zu einem zentralen Element des bürgerlichen Ehrverständnisses und zeigt, dass bürgerliche Ehrvorstellungen mehr waren also nur

133 Ludwig selbst betont, dass angesichts der Rechtslage des *Ancien Régime* die wenigen gerichtlichen Verhandlungen von Ehrkonflikten bürgerlicher Offiziere nach Duellmandaten wenig verwunderlich sei. Vgl. ebd., S. 189. Das wiederum wirft die Frage nach der Dunkelziffer von (bürgerlich-militärischen) Duellen auf.

134 Vgl. Nye: Masculinity, S. 31–32.

135 Siehe Geifes: Duell.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine einfache Kopie des aristokratischen Ehrsystems.[136] Der Historiker Frank Becker sieht im 1870 vielzitierten Begriff der Nationalehre sogar den „Brückenschlag" zwischen der adligen Kultur und der bürgerlichen Kultur: Der Ehrbegriff stellte den Bezug zur Aristokratie her, während die Hinwendung zur Nation das bürgerliche Element hinzufügte. Dies erlaubte eine Identifikation sowohl seitens des Adelsstandes als auch des Bürgertums und erklärt vielleicht auch den Siegeszug des Begriffs im Rahmen des Deutungsnarrativs rund um die Emser-Affäre.[137]

Die Wahrung eines spezifisch bürgerlichen Charakters gilt auch für die mit den Ehrvorstellungen und der Duellpraxis einhergehenden heroisch-militärischen Qualitäten. In den militärischen Selbstzeugnissen spiegelt sich dies insbesondere in dem Bemühen von bürgerlichen Offizieren wider, sich von dem, was sie als adligen Standesdünkel und Allüren begriffen, abzugrenzen. Der Oberleutnant Friedrich Förster berichtet beispielsweise in einem Brief vom 20. April 1813 von der Sorge seiner Hauswirtin, als sie erfährt, dass ein Offizier bei ihr einquartiert werden solle. Sie hätte nämlich kein Fleisch im Haus und könne den Offizier dementsprechend nicht standesgemäß bewirtschaften. Förster beruhigt sie daraufhin, dass eine Vorzugsbehandlung nicht nötig sei, denn er sei „nur ein Gemeiner".[138] Und Lietzmann erzählt mehrere Jahrzehnte später in seinem Selbstzeugnis zu den Befreiungskriegen von einer Einladung eines Grafen, welcher er zusammen mit dem Rittmeister des Regimentes sowie einigen anderen Offiziere gefolgt war. In der illustren Schlossgesellschaft von Grafen, Generälen und Fürsten stellt der Rittmeister Lietzmann mit „von Lietzmann" vor, was dieser in seinen Aufzeichnungen amüsant kommentiert: „Auch meinem Namen wurde das ‚von' vorgesetzt; der gute Rittmeister wollte den gräflichen Herrschaften vermutlich die peinliche Empfindung ersparen, daß sie mit einem Bürgerlichen in gesellschaftlichen Verkehr treten würden!"[139]

Sowohl Lietzmann als auch Förster betonen ihre Bescheidenheit und ihre Bodenständigkeit als einen klaren Unterschied zu adligen Offizieren, deren (Standes-)Ansprüche wiederum so als arrogante Allüren erschienen. Diese von Förster Anfang des 19. Jahrhunderts und von Lietzmann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betonten Merkmale der Bescheidenheit erhielten so einen moralischen Charakter, der wie eine hauptsächlich auf das Bürgertum zugeschnittene heroische Qualität wirkt. Dies verwundert jedoch nicht, da sowohl im frühen 19. Jahrhundert als auch noch während der militärischen Konflikte der 1860er Jahre das Bildungsbürgertum moralische Kritik an den Lebensgewohnheiten adliger Offiziere übte: Als hochmütiger und arroganter *Geck in Uniform* verschrien, der sich dem Glücksspiel, der Trinksucht, der Verführung unschuldiger Frauen sowie dem Schmarotzertum hingab, erfuhr der *Junker* in der Mili-

136 Vgl. Becker: Bilder, S. 296.
137 Vgl. ebd., S. 296–306.
138 Förster: Erinnerungen, S. 65.
139 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 152.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tärkritik der liberalen Zeitungen des 19. Jahrhunderts wenig Anerkennung. Sein Dünkel und sein Herrschaftsgebahren wie auch seine wirtschaftliche Untätigkeit vertrugen sich schlecht mit bürgerlichem Nützlichkeitsdenken. Erst im Laufe des Deutsch-Französischen Krieges schien es in den liberalen Diskursen hier zu einer Versöhnung zu kommen.[140]

Nicht zuletzt spiegelte es bei dem *Patrioten* Friedrich Förster auch seine politische Auffassung der gleichgestellten, wehrhaften Bürger wider, die ohne Standesunterschiede den eigentlichen effizienten Kern der (militärischen) Gesellschaft bildeten. Das heroisch-militärische Leitbild, welches im Umkreis von Förster und *Patrioten* wie Ernst Moritz Arndt oder Theodor Körner hochgehalten wurde, entsprach eben genau diesem Bild des patriotischen Helden, welcher als Verteidiger des Vaterlandes die Wertegemeinschaft der vor allem bürgerlichen Schichten repräsentierte und für diese sein Leben im Kampf opferte.[141] Adliger Standesdünkel schien hier dem anvisierten militärischen Heldenbild und auch der Selbstheroisierung entgegengesetzt. Dies macht deutlich, dass der militärische Aufstieg zwar von den Mitgliedern des Bürgertums begrüßt wurde, doch dabei sowohl allgemein als auch gerade in der heroischen (Selbst-)Darstellung nicht unbedingt alle Wert- und Normvorstellungen abgestreift werden sollten, die das bürgerliche Selbstverständnis ausmachten. Im Gegenteil, die bürgerliche Herkunft wurde durchaus als positiv betrachtet, was ein wichtiges Element auch der eigenen militärisch-heroischen Identität bildete. Die Abgrenzung zum Adel und seinem Standesdünkel wurde hier zum einen als Mittel der Identifikationsbildung, zum anderen als Möglichkeit der Formulierung explizit bürgerlicher Heldenmodelle benutzt, wobei im Umkehrschluss so auch die eigenen bürgerlichen Standeseigenschaften betont wurden. Eventuell wurden sogar genau die Standesmerkmale hervorgehoben, für die man eigentlich belächelt wurde, wie beispielsweise eine gewisse Genügsamkeit, die von den höheren Ständen als Geiz oder Kleinbürgerlichkeit ausgelegt werden konnte. So konnte die narrative Strategie einerseits dazu benutzt werden, hervorzuheben, dass einem als Mitglied des Bürgertums der militärische und damit soziale Aufstieg gelungen war; anderseits war dafür keine Eins-zu-eins-Anpassung an die adlige Führungsschicht und ihre Heldenbilder nötig. Im Gegenteil: Die bürgerlichen Autoren boten sich durch ihre Darstellung selbst als eine (moralische) Oberschicht an, deren Wertesystem durch den militärischen Erfolg an Geltung gewann und damit eine akzeptable, vielleicht sogar bessere Projektionsfläche der militärischen Heroisierung bot. Dies betont Lietzmann nochmals ausdrücklich, indem er erklärt, dass „sich geistreiche Männer unter den Jägern [befanden]; einige haben hernach eine

140 Vgl. Becker: Bilder, S. 91, S. 122–123, S. 285–286.

141 Vgl. Förster: Erinnerungen, S. 11–12, S. 13–14, S. 15–16, S. 29. Vgl. auch Arndt: Katechismus, S. 7–9, S. 14–17, S. 19–26. Arndt hält vor allem die Tugenden der Bescheidenheit, Demut, Güte, Freundlichkeit, Gottesfurcht und des Gehorsams als essentielle Qualitäten des patriotisch-mannhaften und ehrvollen deutschen Kriegers hoch.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

glänzende Karriere gemacht sind hohe Offiziere und Beamte geworden".[142] Der soziale und militärische Aufstieg des Bürgertums war nicht nur ein symbolischer.

Während die bürgerlichen Offiziere sich bemühten, sich von den adligen Offizieren abzugrenzen, förderten sie mit ihrer Selbstdarstellung jedoch ihre ganz eigene Art von Diskriminierung – nämlich gegen die regulären Soldaten ohne Rang. Der französische Offizier und spätere General Louis-Joseph Lahure, der aufgrund seiner steilen Militärkarriere sogar zum Adelsstand aufstieg (*noblesse d'Empire* oder auch *nouvelle noblesse*), von Napoleon 1813 mit dem Titel *Baron de l'Empire* ausgezeichnet wurde und eine Adlige heiratete, gibt sich große Mühe, die Offiziere (offenbar gleich welcher Herkunft) in seinen Memoiren[143] von den einfachen Soldaten zu unterscheiden. Er berichtet davon, dass die eigenen Truppen aufgrund von Aufständen der Zivilisten begannen, diese niederzumetzeln:

> nos soldats massacrèrent les habitants, hommes, femmes et enfants, et mirent tout au pillage, malgré les efforts des officiers pour arrêter ces excès. […] Rien n'est plus difficile que de s'opposer à la rage du soldat, quand il est en proie à la fureur du carnage. Tout sentiment généreux disparaît, et la voix des chefs est méconnue.[144]

Dagegen hebt er die besondere Leistung eines Offiziers namens Le Bel während dieses Massakers hervor, der auf eigene Faust zwei Kinder, die fast von den Soldaten die Kehlen aufgeschlitzt bekamen, beschützt und aus der Gefahrenzone bringt. Dabei verliert er fast selbst sein Leben, denn einige Anwohner, die sich auf eigene Faust aus dem Gemetzel hatten retten können, erkennen nicht, dass er ihnen wohlgesonnen ist und beginnen auf ihn zu schießen, als er die Kinder zu ihnen bringen möchte. Dieser Leutnant, den Lahure als „héros d'un trait de pitié" beschreibt und der von den Anwohnern mit Lob und Beifall überschüttet wird, wird als edler, beherrschter und tugendhafter Offizier den verrohten und von jedweder Moral verlassenen einfachen Soldaten gegenübergestellt. Seine positiven Eigenschaften und seine heroische, selbstlose Tat werden so anhand von Lahures narrativer Strategie mit seinem militärischen Rang in Verbindung gebracht, was in der Darstellung automatisch auch eine Abwertung der unteren Ränge nach sich zieht. Mit dem militärischen und dem daran gebundenen gesellschaftlichen Aufstieg erfolgte zugleich die Übernahme eines Verständnisses von Offiziersehre, das sich gegen die einfachen Soldaten sogar der eigenen Truppen richtete. Die militärische und ständische Identitätsvergewisserung erfolgte also nicht nur im Vergleich mit den höheren Rängen und Ständen, sondern auch mit den niedrigeren Schichten, die militärisch und gesellschaftlich unter einem standen – so ähnlich, wie sich die altadligen Offiziere eigentlich von den *parvenus* des Bürgertums abgrenzten.

---

142 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 49.

143 Es ist nicht ganz klar, wann Lahur seine Memoiren schreibt. Er selbst spricht in seinem Einleitungssatz davon, dass „l'homme qui atteint le déclin de la vie, ou, au moins, l'âge du repos, se complait sans les souvenirs du passé et aime à évoquer les événements dont il a été témoin […]." Lahure: Souvenirs, S. 1. Da er 1834 im Alter von 65 Jahren in den Ruhestand tritt und 1853 stirbt, ist anzunehmen, dass er seine Memoiren irgendwann zwischen diesen Jahren verfasst.

144 Lahure: Souvenirs, S. 223.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.3 Regiments- und Berufsehre des einfachen Soldaten

Während Ehre für adlige und bürgerliche Offiziere ein zentrales Element ihrer militärisch-heroischen Darstellung bildete, war eine spezifisch militärische Ehre, die sich am gesellschaftlichen Stand und/oder dem militärischen Rang festmachte, für einfache Soldaten der regulären Truppen eher weniger ausschlaggebend. Das lag u. a. daran, dass ihnen die Standesehre wie beispielsweise die Offiziersehre oder auch die individuelle Ehre der niedrigeren Stände gar nicht wirklich zugestanden wurde. Zwar mögen z. B. Handwerker eine Art Berufsehre besessen haben, die sich an einem gewissen Stolz und an der Integrität ihres Handwerkes festmachte,[145] doch noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts betraf dies Soldaten nur im geringsten Maße. Erst diverse Ideen der aufgeklärten Philosophen, Literaten und Militärreformer sorgten um die Jahrhundertmitte für eine positivere Auffassung in Bezug auf einfache Soldaten, die im Jahrhundert davor noch als die am wenigstens produktiven Mitglieder der Gesellschaft betrachtetet worden waren, vor denen die Bevölkerung geschützt werden müsse.[146] Erst die umfassendere Wertschätzung des Soldaten als *soldats-citoyens* und seiner Opferbereitschaft für das Vaterland, welche in den bellizistischen Diskursen im Laufe des Siebenjährigen Krieges seinen Anfang nahm und vor allem während der Französischen Revolution auch praktisch zum Tragen kam, änderte diese Sichtweise. Die Verbindung zum Bürgerstatus führte dazu, dass die Soldaten eben nicht mehr bloß Soldaten waren – auch wenn sie ihre Rechte als Bürger für die Zeit des Militärdienstes ablegten –, sondern auch produktive Mitglieder der Gesellschaft mit Beruf, gesellschaftlichem Status in ihrer Gemeinde, politischem Partizipationsrecht und eventuell auch Familie. Sie wurden zudem in Frankreich als ausschlaggebendes patriotisches Element für den Sieg der Revolution über die monarchischen Kräfte Frankreichs und später dann über die europäischen Fürsten betrachtet, wodurch sich auch eine Aufwertung ihres Status und ihrer gesellschaftlichen Stellung erklärte. Doch gerade in Bezug auf die soldatische Ehre existierten zu diesem Zeitpunkt weniger Möglichkeiten individueller Auszeichnungen, wie sie später unter Napoleon mit seiner *Légion d'honneur* oder während der Befreiungskriege mit dem Eisernen Kreuz vorhanden waren und eine stärkere Demokratisierung der heroisch-ehrenhaften Darstellung individueller Liniensoldaten ermöglichten. Die Anerkennung der individuellen soldatischen Ehre war demnach ein relativer langer Entwicklungsprozess, der erst im Laufe des 19. Jahrhunderts gefestigt wurde. Ausschlaggebend hierfür waren einerseits das Hochhalten der Regimentsehre sowohl durch die Obrigkeiten als auch durch

145 Was z. B. auch daran erkennbar wurde, dass sich Handwerker in der Frühen Neuzeit durchaus nicht selten in Duellen betätigten. Vgl. Ludwig: Das Duell, S. 223–232.

146 Die Kasernierung der stehenden Heere unter Ludwig XIV. hat beispielsweise auch dazu beigetragen, dass Soldaten von der restlichen Bevölkerung getrennt waren und so ein gewisses Misstrauen vorherrschte.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Soldaten selbst, und andererseits die Entwicklung einer soldatischen Berufsehre, die sich auf den Stolz der regulären Truppen auf ihre besondere Effektivität und Professionalität stützte. Sowohl die Regiments- als auch die Berufsehre boten neue Möglichkeiten auch der soldatisch-heroischen (Selbst-)Darstellung, da sie die Basis für die Entwicklung neuer heroischer Qualitäten bildeten, auf die sich vor allem untere Militärs in ihrer Selbstbeschreibung beriefen.

4.3.1 Regimentsehre und Berufsehre - reguläre Soldaten und Freiwillige

Regimentsehre

Trotz der eingeschränkten Möglichkeiten, als Soldat eine individuelle militärische Ehre zu besitzen[147] bzw. diese glaubhaft in der (Selbst-)Darstellung zu vermitteln, gab es eine andere Form der Ehre, die für Soldaten ausschlaggebend sein konnte: die Regimentsehre. Regimenter, so die These der Historikerin Wencke Meteling, prägten als militärische Organisationen nicht nur ihre eigene Kultur aus, sondern konstruierten spezifische Eigengeschichten.[148] Auch wenn dies vorrangig die Offiziere und Unteroffiziere betraf, plädiert Meteling dafür, die rangübergreifende Suggestionskraft dieser Eigengeschichten nicht zu unterschätzen. Die regimentseigene Militärkultur bot ein Identifikationsangebot für die einfachen Soldaten und Rekruten, die sich während und nach dem Krieg mit der Geschichte des Regimentes identifizieren konnten. Gerade für die Napoleonischen Kriege und die anschließende Erinnerungskultur bedeutete dies, dass sich regelrechte „regimental identities“[149] herausbildeten. Als „militärische Soziotope“[150] mit quasi einer eigenen Kultur bildete die militärische Tradition „das Mittel zum Zweck einer syn- und allmählich diachronen Identitätsstiftung im militärischen Mikrokosmos als womöglich integriertem Teil der ihn umgebenden politisch-sozialen Lebenswelt“.[151] Befördert wurde diese militärische, regimentsinterne, traditions- und identitätsbildende Praxis u. a. durch das literarische Genre der Regimentsgeschichte, das sich in diesem Zeitraum verstärkt herausbildete und kanonisierte. Durch diese Schriften festigten sich Narrative und Deutungsmuster, die eine gewisse Kohärenz und Kontinuität der militärischen Ehr- und Ordnungsvorstellungen sicherten: Zentrale Elemente der Regimentsgeschichten bildeten die Bewunderung für die Regimentsoffiziere, die Treue zum Monarchen und zum Vaterland und vor allem die

147 Soldaten engagierten sich z. B. durchaus in Duellen, auch wenn diese in den Selbstzeugnissen wenig Erwähnung finden.
148 Die nachfolgenden Ausführungen folgen Meteling: Regimenter, S. 268–270.
149 John E. Cookson: Regimental Worlds. Interpreting the Experience of British Soldiers during the Napoleonic Wars, in: Alan Forrest u. a. (Hg.): Soldiers, Citizens and Civilians. Experiences and Perceptions of the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1790–1820, Basingstoke 2009, S. 23–42.
150 Meteling: Regimenter, S. 268.
151 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kriegerischen Leistungen des Regimentes als Ganzes sowie die heroischen Taten einzelner Mitglieder, ganz gleich welchen Ranges. Sie stellten also nicht nur die heroischen Taten des Regimentes in den Mittelpunkt, sondern erhoben auch einzelne mehr oder weniger prominente Mitglieder zu idealen militärischen Heldenfiguren. Dabei betonten sie, dass diese geleisteten Beiträge für König und Vaterland erfolgt seien, hoben die Treue der Helden zum Monarchen hervor und verwoben ihre eigene Geschichte möglichst eng mit der des Vaterlandes. So übernahmen die Regimentsgeschichten eine aktive Rolle in der dynastischen Deutung der Befreiung des Vaterlandes von der französischen Herrschaft und in der Nachkriegszeit konnten sie dementsprechend als Ordnungsinstrumente der Monarchie fungieren und zur internen Herrschaftsstabilisierung beitragen. Denn die Erinnerung an und Deutung der Kriegsereignisse, welche durch die Regimentsgeschichten postuliert wurden, waren im hohen Maße „konservativ-monarchisch und vaterländisch-kriegerisch“[152] geprägt, wie z. B. die *Geschichte des Leib-Infanterie-Regimentes von dessen Begründung bis zum Jahr 1820*[153] oder die *Geschichte des Königlich Preußischen Leib-Infanterie-Regimentes.*[154] Vor allem aber dienten sie auch zur Erziehung der neuen Rekruten des Regimentes, denen die Regimentsgeschichten „eingebläut“ wurden.[155] Der dort aufgeführte „schier unerschöpfliche Vorrat an Helden und Heldentaten“[156] wurde den Rekruten an die Hand gegeben und machte sie mit den von der Obrigkeit akzeptierten militärisch-heroischen Norm- und Verhaltensmustern vertraut. Ähnlich wie bei Liedern, Festivitäten, Schulbüchern und der Jugendliteratur diente auch die Heroisierung von Soldaten und Offizieren in den Regimentsgeschichten der Vorbereitung zukünftiger Generationen auf den Krieg, indem das Heroische der Militärs nicht nur als Vorbild präsentiert, sondern auch stark auf die regierende Obrigkeit ausgerichtet wurde.

Dieser auf die Monarchie bzw. Obrigkeit ausgerichtete Deutungscharakter der Regimentsgeschichte tat ihrer Identifizierungsfunktion für einfache Soldaten aber keinen Abbruch, ganz im Gegenteil. Denn in der zweiten Hälfe des 19. Jahrhunderts ließen sich Regimentsgeschichten gleichsam als eine Art Familiengeschichte der militärischen Einheit begreifen, da sie nicht nur an die Familiengeschichten und -chroniken von Adelsgeschlechtern erinnerten, sondern auch Ähnlichkeiten zu Memoiren und Biographien aufwiesen.[157] Dabei boten Regimentsgeschichten einschlägige Deutungsmuster und Formeln der militärischen Heroisierung, die nicht nur sprachliche Anknüpfungspunkte in Bezug auf die

152 Meteling: Regimenter, S. 193–195.
153 Carl August von Gorszkowsky: Geschichte des Leib-Infanterie-Regimentes von dessen Begründung bis zum Jahr 1820, entworfen von C. A. von Gorszkowsky, Premier-Lieutenant im Füsilier-Bataillon des 8ten Infanterie-Leib-Regimentes Frankfurt an der Oder 1820.
154 Arthus von Horn: Geschichte des Königlich Preußischen Leib-Infanterie-Regimentes, i. Auftr. des Regimentes verf. u. hg. von v. Horn, Berlin 1860.
155 Frevert: Herren, S. 338.
156 Ebd.
157 Vgl. Meteling: Regimenter, S. 270.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heroisierung von Regimentern und ihren einzelnen Mitgliedern boten, sondern auch exemplarisch aufführten, welche Taten und welches Verhalten als ruhmreich, heroisch und dem militärischen Werte- und Normsystem angemessen bewertet wurden. Durch die starke identitätsbildende Funktion der Regimentsgeschichten konnten die darin enthaltenen heroisch-militärischen Narrative für die Militärs unterer Ränge zugänglich gemacht werden: Die enge Verknüpfung der eigenen Identität mit der des Regimentes ermöglichte auch einfachen Soldaten eine leichtere Übernahme dieser heroischen Darstellung- und Deutungsmuster in ihrer eigenen Selbstdarstellung.

Obwohl Meteling ihre Beobachtungen für die Regimentsgeschichten des 19. Jahrhunderts nachgewiesen hat, lassen sich Formen dieser Identifikation mit der Regimentsehre auch für andere Elemente der Militärkultur finden. Ein prominentes Beispiel hierfür waren Truppen- oder Regimentsfahnen, Standarten und Feldzeichen. Diese dienten nicht nur als Erkennungszeichen einer Einheit, die den Soldaten auf dem Schlachtfeld halfen, sich zu orientieren, sondern hatten auch einen höchst symbolischen Charakter. Denn das Fallen der Fahne oder Flagge deutete an, dass das Regiment besiegt war, weshalb sie zu einem extrem umkämpften Ziel auf dem Schlachtfeld wurde. Sie war Ausdruck der Ehre des Regimentes und wurde von einem jungen Offizier, dem Fähnrich, im Gefecht getragen, der sie um jeden Preis zu beschützen hatte. Fiel dieser im Kampf, griffen andere Soldaten oder Offiziere die Fahnen deshalb unbedingt wieder auf – auch wenn dies bedeutete, damit zu einer leichten Zielscheibe zu werden. So berichtet der Fähnrich von Barsewisch aus dem Siebenjährigen Krieg über mehrere Seiten detailliert, wie er es schaffte, drei Regimentsfahnen unter Einsatz und Bedrohung seines Lebens zu verteidigen und die gesicherten Fahnen nach der Schlacht Friedrich II. zu präsentieren.[158]

Auch der Oberstleutnant Louis Bégos, der in den Napoleonischen Kriegen teilnahm, berichtet dreißig Jahre nach Kriegsteilnahme in seinen Memoiren ausführlich von einem Vorfall, bei dem es ihm gelang, die Regimentsfahne vor den gegnerischen Truppen zu verteidigen. Nachdem er mitbekommen hatte, dass der Fahnenträger verletzt worden war und deshalb mit dem Gewicht der Fahne zu kämpfen hatte, wollte Bégos diese an seinen Bruder übergeben, doch zu seinem Erstaunen meldete sich der Hauptmann Muller, mit welchem er sich noch einige Tage zuvor duelliert hatte, bei ihm und bat darum, die Fahne tragen zu dürfen. Dies schien dem Hauptmann ein dringendes Bedürfnis, da er aufgrund des Duells nun einen schlechten Ruf besaß und Bégos beweisen wollte, dass er ein pflichtbewusster Soldat sei. Mit der Fahne in der Hand lief er anschließend an die Spitze des Regimentes und versuchte, die Soldaten damit zum weiteren Angriff zu motivieren, doch aufgrund seiner außergewöhnlichen Größe bot er ein leichtes Ziel für die russischen Truppen und wurde von ihnen direkt niedergeschossen. Bégos, der sich sowohl für den Tod des Hauptmanns – er hatte ihm

158 Vgl. von Barsewisch: Von Rossbach, S. 79–81.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

immerhin die Fahne übergeben – als auch für deren Sicherheit verantwortlich fühlte, beschloss, unter Kugelhagel die Fahne wieder aus Feindeshand zurückzuholen: „J'entendais le sifflement des balles et des boulets, qui se croisaient au-dessus de ma tête; mais, n'importe, il s'agissait de l'honneur du régiment."[159] Nachdem er die Fahne sicher wieder zurückgebracht hatte, übergab er sie an einen Unteroffizier mit den Worten – an welche er sich noch dreißig Jahre nach dem Vorfall erinnern will –, dieser möge sie dem Oberst des Regimentes übergeben und von Bégos' Aktion berichten.[160]

Die detaillierten Beschreibungen Bégos' und von Barsewischs machen nicht nur deutlich, welche Bedeutung die Fahnen und Feldzeichen vom Siebenjährigen Krieg bis mehrere Jahrzehnte in das 19. Jahrhundert hinein für das Regiment und die Soldaten hatten – sie bildeten gleichsam das Symbol ihrer Ehre und ihr Verlust kam einer Ehrverletzung des Regimentes gleich –, sondern auch, welche Rolle sie in den militärischen Heroisierungsprozessen spielten. Die Verteidigung der Feldzeichen und Fahnen galt als ehrenvolle Aufgabe, ja sogar als militärische Pflicht der Regimentsmitglieder und in den narrativen Strategien der Autoren der Selbstzeugnisse konnte sie zu einer überzeugenden Projektionsfläche für die eigene Heroisierung werden. Wie bereits in anderen Kapiteln dargelegt, galten Retten und Verteidigen als Kernelemente des heroisch-militärischen Handlungsrepertoires. Diese Taten wurden zusätzlich aufgewertet, weil es sich um die Verteidigung der Ehre handelte – einem symbolischen Gut, welches in der militärischen Welt des 18. und 19. Jahrhundert einen sehr hohen Wert besaß. Dies alleine machte das Retten der Regimentszeichen bereits zu einer außergewöhnlichen Leistung, welche Beachtung und Anerkennung verdiente und sich dementsprechend auch gut für eine (Selbst-)Heroisierung in den eigenen Memoiren eignete. Verstärkt wird der heroische Aspekt der Tat zusätzlich durch die Tatsache, dass sowohl von Barsewisch als auch Bégos bzw. der Hauptmann Muller die Verteidigung der Fahnen trotz größter Gefahr für ihr eigenes Leben übernahmen. Der Hauptmann Muller starb bei der Aktion sogar. Diese Opferbereitschaft der Autoren, das eigene Leben ohne nachzudenken für den Erhalt des Allgemeinwohls des Regimentes aufs Spiel zu setzen, bildet gleichsam den Höhepunkt der heroisch-militärischen Pflichterfüllung. Ermöglicht wurde die heroische Überhöhung der Tat durch die Verknüpfung der militärischen Leistung mit dem Element der (Regiments-)Ehre.

Aufgrund des Stellenwertes der Feldzeichen und Fahnen für die Regimentsehre wog ihr Verlust umso schwerer. Das Gleiche war der Fall, wenn die Regimentsstandarte oder andere Feldzeichen dem Regiment wegen mangelnder militärischer Leistung oder, schlimmer noch, wegen Feigheit vom Monarchen aberkannt wurden. So drohte Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges seinen Truppen, ihnen die entsprechenden Feldzeichen sowie die

[159] Bégos: Souvenirs, S. 91.
[160] Vgl. ebd., S. 91–92.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schwerter der Soldaten wegzunehmen und die Abzeichen an den Hüten der Offiziere und Unteroffiziere abzuschneiden, sollten sie nicht vor den Linien der feindlichen Truppen standhalten. 1760 setzte er diese Drohung in die Tat um, als das Regiment Anhalt-Bernburg bei der Belagerung von Dresden von den Österreichern in die Flucht geschlagen wurde. Hier wurde das Regiment nicht nur entehrt, es wurde durch die Bestrafung auch deheroisiert, da die Aberkennung der Feldzeichen nicht nur den Ehrverlust, sondern auch die antiheroische Haltung und Taten des Regimentes für alle sichtbar werden ließ. Die fehlenden Regimentszeichen (sowie auch die fehlenden Schwerter und Abzeichen) wurden zum Symbol der Feigheit, kriegerischer Unfähigkeit und mangelnder militärischer Disposition, sprich zum genauen Gegenteil der zeitgenössischen militärisch-heroischen Qualitäten. Diese Entehrung zeigte jedoch eine erstaunliche Wirkung auf die Motivation der Soldaten, denn nur wenige Monate später bei der Schlacht von Liegnitz im August 1760 lancierte dieses Regiment einen Bajonettangriff, welcher zu einer der wenigen Situationen in der westlichen Kriegsgeschichte führte, in welcher eine Kavallerie durch attackierende Infanterie in einem regulären Schlachtgeschehen besiegt wurde.[161] Diese Aufstiegsgeschichte des Regimentes – vom tiefen Fall ausgelöst durch die Aberkennung der Ehrenzeichen und damit der Ehre bis hin zu den heroischen Taten, die nicht nur zum Wiederherstellen der Regimentsehre, sondern auch zur persönlichen Dankbarkeit und Anerkennung durch den Monarchen führte – fand prominenten Eingang in die Erinnerungskultur und wurde in historischen Kriegsdarstellungen bis weit ins 19. Jahrhundert wiedergegeben, wie z. B. in Franz Kuglers *Geschichte Friedrichs des Großen*[162] von 1840 oder Richard Knötels und Carl Röchlings Jugendbuch *Der Alte Fritz in fünfzig Bildern für Jung und Alt* von 1895.[163]

An diesem Beispiel wird deutlich, dass eine militärische Entehrung zwar zugleich auch eine Deheroisierung bedeutete, doch diese Deheroisierung nicht unumkehrbar war. Das Erfüllen der militärischen Pflicht und vor allem das Erbringen einer außergewöhnlichen militärisch-kriegerischen Leistung konnte die Schande tilgen und gerade auch auf lange Sicht eine erneute heroische Darstellung ermöglichen. Festzuhalten ist hierbei, dass sich die heroische Aufstiegsgeschichte des Regiments Anhalt-Bernburg an den Feldzeichen und seiner symbolischen Bedeutung für die Regimentsehre festmachte. Die Verbindung zwischen Regimentsehre und Heroisierung kommt hier deutlich zum Tragen.

Während der Verlust oder die Aberkennung der Regimentszeichen eine herbe Entehrung für das Regiment darstellte, galt die Eroberung einer Fahne oder eines Feldzeichens einer gegnerischen Einheit dementsprechend als besondere militärische Leistung und wurde nicht selten mit entsprechenden Auszeichnungen

161 Die Ausführungen in diesem Abschnitt folgen Berkovich: Fear, S. 97–98.
162 Vgl. Franz Kugler: Geschichte Friedrichs des Großen, Leipzig 1840, S. 451.
163 Vgl. Richard Knötel / Carl Röchling: Der Alte Fritz in fünfzig Bildern für Jung und Alt, Berlin 1895, S. 81.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

belohnt. Obwohl die Verteidigung der Fahne in erster Linie, wie die hier aufgeführten Beispiele deutlich gemacht haben, eine Pflicht der Offiziere oder Unteroffiziere war, hatte sie auch für die Soldaten eine identitätsstiftende Bedeutung. So berichtet der als einfacher Soldat gestartete und bis zum Offizier aufgestiegene Jacques-Français Chauveau in einem Brief vom 16. April 1808 an den Kriegsminister über den *aigle de drapeau* seines Bataillons: „tous les braves qui le [das Bataillon] compoisaent alors, jurèrent avec moi de le [aigle de drapeau] défendre dans les plus grands dangers, et de mourir plutôt que de le laisser prendre. […] Tous lui restèrent fidels."[164]

Die Fahnenadler waren ein 1804 von Napoleon eingeführtes Feldzeichen, das jedes Regiment zusätzlich zu seiner Truppenfahne führte. Es handelte sich um individualisierte Standarten, die von ihm persönlich gestiftet wurden,[165] weshalb sie eine besondere Symbolik erhielten: Sie verbanden die Ehre des Regimentes mit der Hingabe zum Monarchen. Dieser „dépôt sacré", wie Chauveau ihn nennt, erfüllte damit eine identitätsstiftende Funktion auf zwei Ebenen: Zum einen war er das Zeichen des spezifischen Regimentes, das seine Mitglieder während des Feldzuges begleitete und somit eine nostalgische, trostspendende und fast schon ins Abergläubische gehende Projektionsfläche für die ruhmreichen Taten des Regimentes bildete: „nous avons avec lui [l'aigle] passé et repassé les mers, malgré la finesse de notre plus grand ennemi; nous souhaitons, avec ardeur, combattre de nouveau sous ces aigles, afin de nous y couvrir d'honneur et de gloire."[166] Damit wird der Fahnenadler gleichsam mit den heroischen Taten des Regimentes verbunden, ja sogar verantwortlich gemacht für den Ruhm und die Ehre, die das Regiment in seinen Kämpfen erlangte. Seine Anwesenheit und sein Einfluss waren es, die dafür sorgten, dass die Soldaten zu heroischen Handlungen auf den Feldzügen fähig waren. Im Umkehrschluss scheint damit auch angedeutet zu werden, dass dem Regiment ohne den Adler entweder die Motivation, oder vielmehr eine wie auch immer definierte höhere Macht fehlte, die den Soldaten die Kraft und die Fähigkeiten zu ruhmreichen, heroischen Taten gewährte.

Das dezimierte Regiment von Chauveau sollte nämlich aufgrund der hohen Verluste mit einem anderen Regiment zusammengelegt werden, weshalb Chauveau den Fahnenadler an das Kriegsministerium zurückgeben musste. In seinem Brief bittet er jedoch darum, das Regiment als solches wieder kampffähig zu machen und ihnen entsprechend den Adler zurückzugeben, da er und auch die anderen Offiziere des Bataillons unter dem Adler die bisherigen Feldzüge mitgemacht hätten und wünschten, bei den noch kommenden Gefechten von ihm begleitet zu werden. Chauveau schreibt seinen Brief als Bitte an den Kriegsminister, weshalb seine Sprache naturgemäß etwas pathetischer und patriotischer

164 Jacques-François Chauveau: Lettre du chef de Bataillon Chauveau relative à l'aigle du 1er bataillon du 26e de ligne, in: Carnet de la Sabretache, 1908, S. 764–767, hier S. 764.
165 Vgl. Michael J. Hughes: Forging, S. 74.
166 Ebd., S. 766.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ist als Briefe, die Militärs beispielsweise an ihre Familien geschickt haben. Auch stellt sich die Frage, ob Chauveau und die anderen Offiziere neben der Treue zu ihrem Fahnenadler nicht auch eher von der Sorge über ihren weiteren Karrierefortgang im neuen zusammengelegten Regiment bewegt waren und es ihnen darum ging, ihre bisherige Stellung zu wahren. Fakt ist jedoch, dass zumindest in der Darstellung die Bedeutung und die Symbolkraft des *aigle de drapeau* für heroisch-ruhmreiche Aktionen stark hervorgehoben wird, und dass, auch wenn Chauveau es nicht gesondert betont, ihre Wirkung für das gesamte Regiment, also auch für die einfachen Soldaten, gegolten hat.

Zum anderen förderten Regimentsauszeichnungen wie der *aigle de drapeau* aufgrund der expliziten Verleihung des Ehrenzeichens durch den Monarchen die zusätzliche fürstliche Aufmerksamkeit für und Zuwendung zu den Regimentern. Und da die Regimenter quasi entweder stellvertretend für den Monarchen auf dem Schlachtfeld kämpfen oder aber, wie im Siebenjährigen Krieg im Falle des *roi connétable* Friedrich II., mit ihm zusammen die Kämpfe bestritten, wurden seine Ehre, aber auch sein Heldenstatus durch die öffentliche und symbolische Anerkennung des Wertes der Regimenter auf diese übertragen. Die Ehre und der damit verbundene heroische Status des Monarchen wurden zur Ehre des Regimentes. Dadurch entstand eine besondere Bindung an den Fürsten, die eine zusätzliche Motivation für die einzelnen Soldaten bilden konnte. Dabei musste die Anerkennung nicht immer materieller Natur sein. So berichtet der Unteroffizier J. S. Liebler in einem Brief vom 3. Oktober 1756, dass, nachdem die Truppen „löwenmäßig" gekämpft hätten, der König ihnen am nächsten Tag gedankt und die Parole gelautet hätte: „Sr. Königl. Majestät lassen denjenigen Regimentern, so ihre ausnehmende Bravour bei dem gestrigen Treffen bewiesen, vielmal danken und werden ihnen Proben von dero Gnade nach Möglichkeit beweisen."[167] Die heroischen Leistungen, die durch die Beschreibung des mutigen Kampfes des Regimentes impliziert werden, werden von Liebler hier direkt mit der Anerkennung durch den König verbunden. Auch die Tatsache, dass Friedrich II. alle verwundeten Offiziere persönlich besucht hatte, schien dem Autor erwähnenswert. Die Ehrbekundungen, die Friedrich durch seine persönliche Präsenz, seine Danksagung und den allgemeinen Anschein erwies, er würde sich um die Regimenter kümmern und sich um das Wohlergehen der Soldaten sorgen,[168] schufen offenbar ein militärisches Ehrgefühl, das die Ehre des Regimentes direkt an die Zuwendung und Aufmerksamkeit des Monarchen knüpfte und damit nicht nur eine weitere Motivation für außergewöhnliche militärische Taten schuf, sondern auch die (Selbst-)Heroisierung der Soldaten bzw. Regimenter explizit am Monarchen festmachte – etwas, das auch später Napoleon in seiner Militärkultur kultivierte. Er förderte den sogenannten *esprit de corps,* den Korpsgeist, durch individuelle Botschaften an die Regimenter und besondere Erwähnun-

[167] Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 19.
[168] Vgl. Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 12.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen in den *ordres du jour* und dem *Bulletin de la Grande Armée*, einem ein- bis zweiseitigen Nachrichtenblatt, das von Napoleon selbst und seinem Staatsekretär Hugues Bernard Maret verfasst und unter den Soldaten verteilt wurde.[169] Diese öffentliche Zufriedenheitsbekundung Napoleons spielte für die Motivation der Regimenter eine bedeutende Rolle, und Generäle und Marschälle baten Napoleon explizit um die Erwähnung ihrer Regimenter in den offiziellen Printmedien bzw. reagierten pikiert, wenn eine ihrer Meinung nach erwähnenswerte Leistung übergangen wurde.[170] Für eine mögliche Heroisierung eines Regimentes war die offizielle und sichtbare Anerkennung durch den Monarchen offenbar von größter Wichtigkeit.

Die Idee des *esprit de corps* ist jedoch keine Erfindung Napoleons. Die Treue zur militärischen Einheit, meist dem Regiment, die nicht nur den Zusammenhalt der Regimentsmitglieder, sondern auch den Stolz und die Ehre des Regimentes förderte, gewann im Laufe des 18. Jahrhunderts stetig an Bedeutung. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war die Vorstellung bei adligen Offizieren, dass sie ihren Soldaten, welche eigentlich nur kontrollierte Unruhestifter seien, nicht trauen könnten und ihnen dementsprechend die innere Einstellung fehle, sich für den Krieg und die Kriegsziele des Monarchen zu motivieren, noch relativ weitverbreitet. Dementsprechend setzten sie darauf, dass die Soldaten sich mit dem Regiment identifizierten, welches als eine Art Ersatzfamilie zur Erhaltung ihres guten Rufes auf das individuelle Betragen jedes einzelnen Mitgliedes angewiesen war.[171] Unterschiedliche Fahnen, Uniformfarben und Parolen sorgten für die klare Abgrenzung zu anderen Regimentern und somit zugleich zur Bildung von *in-* und *outgroups*, die das Zugehörigkeitsgefühl verstärkten. So betont auch der Militärhistoriker Ilya Berkovich, dass die Vorstellung einer militärischen Ehre als Motivation der unteren Ränge nicht erst mit der Französischen Revolution oder den Napoleonischen Kriege ansetzte, sondern schon im *Ancien Régime* eine entscheidende Rolle spielte. Zwar soll das Element des Zwanges noch stärker vorgeherrscht haben, doch zum einen zeigen neuere Studien wie die von Natalie Petiteau und Micheal J. Hughes, dass Zwang auch in den napoleonischen Armeen ein zentrales Element bildete,[172] und dass zum anderen die Angst vor dem Drill, den drakonischen Strafen und den Offizieren in der älteren Forschung überbetont wurde. Tatsächlich scheint die Angst vor der Entehrung in den Augen der Kameraden teilweise stärker gewogen zu haben.[173] So äußerten sich Soldaten beispielsweise in ihren Selbstzeugnissen abfällig über das feige Ver-

169 Vgl. Hughes: Forging, S. 30–32, S. 75.
170 Vgl. ebd., S. 75–76.
171 Vgl. ebd., S. 58.
172 Vgl. Hughes: Forging., S. 216–219; Natalie Petiteau: Survivors of War. French Soldiers and Veterans of the Napleonic Armies, in: Alan Forrest u. a. (Hg.): Soldiers, Citizens and Civilians. Experiences and Perceptions of the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1790–1820, Basingstoke 2009, S. 43–58.
173 Vgl. Berkovich: Fear, S. 93–110.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

halten ihrer Kameraden. Vor allem Soldaten, die im Vorfeld mit ihrem Mut und ihrem Kampfgeist geprahlt hatten und im Angesicht der Schlacht dann hinter den Erwartungen zurückblieben, wurden spöttisch kommentiert (siehe Kapitel 6). Auch Desertionen wurden negativ erwähnt.[174] Soldaten des *Ancien Régime* schienen also durchaus Vorstellungen von korrektem und ehrenhaftem militärischem Betragen zu haben, und davon, welchen Schaden der Ruf des Regimentes durch ihr eigenes Fehlverhalten erleiden konnte.

Die hier dargelegten Ausführungen zur soldatischen Regimentsehre und dem *esprit de corps* machen deutlich, warum diese eine Rolle bei der Heroisierung der unteren militärischen Ränge spielten. Die Regimentsehre, fassbar in Form von Fahnen, Standarten oder öffentlicher Zuwendung und Anerkennung des Monarchen, betonte den Mut und die Leistungen des Regimentes und bildete so ein Symbol, mit dem sich alle Mitglieder des Regimentes, egal welchen Ranges, identifizieren konnten. Durch die Hervorhebung und Belohnung der Tapferkeit und des heroischen Einsatzes der gesamten Truppe wurden diese militärisch lobenswerten Qualitäten gleichsam auf jedes einzelne Mitglied des entsprechenden heroischen Kollektives *Regiment* übertragen. Das Regiment wurde in dieser Militärkultur gleichsam als „einzigartige Sieger- und Heldengemeinschaft"[175] gefeiert. Diese Identifikation mit dem erfolgreichen Regiment erlaubte es nicht zuletzt Soldaten, Stolz für ihre Leistungen und ihre militärische Tätigkeit zu empfinden, was ihnen teilweise von der Gesellschaft eben noch verwehrt blieb. Selbst während der Französischen Revolution, in welcher der gesellschaftliche Status und Ruf der Soldaten anhand der eifrigen Indoktrinationspläne und Propagandabemühungen der revolutionären Regierungen sich eigentlich hätte verbessern müssen, gab es immer noch Kritik an den Taten der Soldaten bzw. ihrer Wirksamkeit und ihrem Erfolg auf dem Schlachtfeld. Dies führte wiederum dazu, dass Soldaten ihre Regimenter bzw. Bataillone vehement verteidigten. Flavier der Ältere zeigt sich beispielsweise empört, als die Leistungen seines Regimentes nicht von der Bevölkerung anerkannt bzw. sogar schlecht geredet wurden. In einem Brief vom 5. September 1791 an seine Mutter wehrt er sich gegen das seiner Meinung nach verleumderische Gerede:

> L'armée ennemie est dans Verdun; et notre courage, notre force n'ont pu l'arrêter devant cette place. Déjà dans une partie de la France on nous accuse, on nous traite de lâches; ah! qu'il est cruel quand on est innocent, quand on a prouvé son courage de s'entendre calomnier, de se voir vilipender par des hommes, desquels on rougiroit souvent d'être le semblable.[176]

Auch wenn die französischen Truppen den Feind nicht aufhalten konnten, macht Flavier hier deutlich, dass es nicht am mangelnden Mut und Einsatz der Soldaten gelegen habe. Im Gegenteil, er weist jede Kritik von sich; die Truppen und

[174] Vgl. ebd., S. 100–101.
[175] Meteling: Regimenter, S. 279.
[176] Duchet (Hg.): Deux volontaires, S. 68.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auch er selbst hätten ihren Mut bewiesen. Er verteidigt sich nicht nur gegen die Anschuldigungen, sondern attackiert seinerseits die Schmäher: Diejenigen, die sie als Feiglinge beschimpften, seien höchstwahrscheinlich selbst welche. Auch wenn hier also das Verehrerpublikum und die Anerkennung der heroischen Tat offenbar fehlten, versucht der Autor über Widerspruch, Relativierung und Selbstdarstellung, eine Heroisierung der betreffenden Militärs erfolgen zu lassen. Dies macht abermals deutlich, dass nicht nur eine Diskrepanz zwischen der eigenen soldatischen Erfahrung und der öffentlichen Wahrnehmung der militärischen Kampfeinsätze herrschte, sondern auch, dass sich die damit verbundenen Zuschreibungen des Heroischen in einem Aushandlungsprozess befanden. Wer als militärischer Held gefeiert wurde, war nicht einfach und eindeutig festgesetzt, sondern musste erst diskutiert und entschieden werden. Die heroische Selbstdarstellung mit Hilfe positiv konnotierter kriegerischer Attribute konnte eben ein Mittel von Soldaten sein, die Ehre ihres Regimentes zu verteidigen und zugleich ihre Ansprüche auf eine Heroisierung einzubringen und durchzusetzen.

Soldatische Berufsehre

Das Beispiel von Flavier dem Älteren enthält jedoch eine zusätzliche wichtige Komponente, die bei der Analyse von Regimentsehre und ihrer Darstellung durch die einfachen Soldaten ausschlaggebend ist: Es handelt sich beim Autor dieser Quelle um einen *volontaire* des Jahres II, der in einem der Freiwilligenregimenter kämpfte. Die patriotische Einstellung, die Flavier bei der Verteidigung seines Regimentes herausgestellt hat und welche ein zusätzliches Merkmal der Heroisierung bilden kann, findet sich insbesondere bei Freiwilligen der Revolutions- und Befreiungskriege. Interessant ist hierbei aber, dass professionelle Berufsmilitärs bemüht waren, sich von diesen Freiwilligen abzugrenzen. Auch wenn sie in der zeitgenössischen Propaganda und später in der Erinnerungskultur eine bedeutende Rolle einnahmen und sie für die Formierung eines Narratives der patriotischen Nationsbildung sowohl in den deutschen Staaten als auch immer wieder durch verschiedene politische Lager in Frankreich im Laufe des 19. Jahrhunderts herangezogen wurden, waren sie bei den Zeitgenossen nicht unumstritten.[177] Die Desertionsraten bei den Freiwilligenregimentern waren überdurchschnittlich hoch, die Freiwilligen galten als nicht besonders effektiv auf dem Schlachtfeld und zuweilen auch als recht undiszipliniert. So berichtet der Kanonier Bricard, selbst *volontaire* der Revolutionsarmee, über die chaotischen Zustände in seinem Freiwilligen-Bataillon und über die Fehler, die durch Unerfahrenheit der Soldaten, aber auch der Kommandanten passierten:

> Le peu d'expérience qu'avait ce bataillon faillit lui causer un revers irréparable: notre capitaine qui n'avait d'artilleur que le nom, au lieu de faire mettre ses deux pièces sur les monti-

[177] Vgl. Picard: Lettres, S. XVI.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

cules, qui dominaient le village, les fit mettre sous la remise d'un château situé dans un fond; les soldats, au lieu de rester réunis, s'éparpillaient dans le village pour chercher des vivres, faire des omelettes, des soupues à l'oignon, etc.[178]

Der ahnungslose Kommandant stellt hier nicht nur die zwei schweren Geschütze an einer für das darauffolgende Gefecht schlechten Position auf, sondern die Soldaten werden durch die Nähe zum umliegenden Dorf dazu verleitet, ihre Posten zu verlassen und sich auf Nahrungssuche zu begeben. Dies macht nicht nur die Unerfahrenheit des befehlshabenden Offiziers deutlich, sondern auch der *volontaires,* denen offenbar nicht bewusst ist, dass es eine taktisch schlechte Idee ist, seine Stellung kurz vor einem sich anbahnenden Gefecht zu verlassen. Auch spricht es nicht gerade für die Disziplin der Freiwilligen, dass sie einfach so beschließen, auf eigene Faust und ohne Absprache mit ihren Vorgesetzten das umliegende Dorf aufzusuchen, um sich um ihr Mittagessen zu kümmern.

Mehr noch: Kurze Zeit später greift der Feind tatsächlich an und angesichts des ersten Gefechts brechen einige der Freiwilligen in Panik aus und flüchten von ihrer Position: „Plusieurs lâches du bataillon jetèrent fusil, habit, veste, giberne, dans les fossés pour mieux se sauver. La majorité, heureusement, fit bonne résistance, et se rangea en bataille sur la hauteur où étaient nos pièces [die großen Kanonen]."[179] Obwohl der Einsatz der Freiwilligen eher unerfolgreich verläuft, versucht Bricard dennoch, ein halbwegs gutes Bild seines Regimentes zu zeichnen, indem er den Großteil der Truppe deutlich gegen die wenigen Negativbeispiele abgrenzt, die er als Feiglinge bezeichnet. Die Tatsache, dass er jedoch erleichtert ist, dass die Mehrheit der *volontaires* ihre Pflicht erfüllt, macht deutlich, dass dies offenbar nicht immer der Fall war und in den ersten chaotischen Zuständen der Revolutionsarmee auch nicht immer unbedingt zu erwarten war.

Dennoch gibt sich Bricard die Mühe, wenigstens einige der Freiwilligenbataillone positiv hervorzuheben. So berichtet er vom Bataillon de la Haute-Vienne: „nous avions pour eux une estime particulière, en raison des égards qu'ils avaient pour nous. L'ordre et la discipline qui régnaient dans leurs rangs, joints à leur bravoure, les faisaient remarquer pas les généraux. Étant avec eux, nous partagions l'honneur et la gloire de leurs travaux."[180] Anhand dieses Beispiels versucht Bricard deutlich zu machen, dass nicht alle Freiwilligen der Revolutionsarmee komplett disziplinlos und unfähig gewesen seien. Tatsächlich stachen einige davon gerade durch ihre Ordnung und Effektivität hervor. Dazu zeichnen sie sich auch noch durch besondere Tapferkeit aus, was als eine eindeutig heroische Zuschreibung gewertet werden kann. Der Ruf dieses Bataillons war so hervorragend, dass das Bataillon von Bricard aufgrund seiner Zusammenarbeit mit diesem von seiner Ehre und seinem Ruhm profitieren konnte und die Ehre und die damit

178 Bricard: Journal, S. 6.
179 Bricard: Journal, S. 5–7. Bricard berichtet auch regelmäßig von *volontaires*, die hingerichtet wurden, weil sie desertiert waren. Vgl. ebd., S. 103.
180 Ebd., S. 31.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zusammenhängende heroische Zuschreibung gleichfalls auf Bricards Bataillon übertragen wurde. Dies öffnete nicht zuletzt auch für Bricards Bataillon neue Möglichkeiten der (Selbst-)Heroisierung, da seine Mitglieder auf die heroisch-militärischen Qualitäten des Bataillons de la Haute-Vienne, wie beispielsweise Mut, Außergewöhnlichkeit und Effektivität, zugreifen konnten. Denn eventuell motivierte die hervorragende Disziplin und Organisation des Bataillon de la Haute-Vienne Bricards Freiwillige dazu, ihrem Verhalten zu folgen, wodurch sich auch ein bessere militärische Haltung in Bricards Bataillon breitmachte. Oder aber bei den gemeinsamen Erfolgen der beiden Bataillone wurde nicht so genau hingeschaut, welches Bataillon welchen Anteil und welche Leistung erbracht hatte, und wessen Verdienst der positive Ausgang eines Gefechtes schlussendlich eigentlich gewesen war. Bricard macht dazu keine genauen Angaben. Fest steht jedoch, dass die Regimentsehre bzw. Bataillonsehre einer Truppe einen positiven Einfluss auch auf das Verhalten der restlichen Regimenter und ihre Heroisierung haben konnte.

Es ist leider nicht eindeutig, wann genau Bricard seine Erinnerungen zu Papier brachte. Sprachliche Formulierungen und antizipierende Erwähnungen oder auch die Abschrift eines ganzen Briefes deuten zumindest auf ein sehr ausführliches Tagebuch hin, das in den Jahren nach Kriegsteilnahme überarbeitet und zu einem gut lesbaren Text gestaltet wurde. Dabei ist anzunehmen, dass Bricard im Laufe des 19. Jahrhunderts einer durch eine starke politisch-ideologische Fragmentierung und damit von unterschiedlichsten Erwartungshaltungen an das Militär und die Kriege Frankreichs geprägten Einschätzung der Freiwilligen und ihres Schlachteinsatzes ausgesetzt war. Während die Bourbonen, geprägt von der Erinnerung an das destabilisierende Potenzial der Revolutionsarmee, Maßnahmen zur quantitativen Reduzierung der Armee auf ein aus langgedienten Berufssoldaten bestehendes Heer beschlossen, um gerade auch eine militärische Volksbewegung wie in den 1790er Jahren zu verhindern,[181] und generell eine Politik *d'oubli officiel* gegenüber den Soldaten der Revolutions- und Napoleonischen Kriege führten,[182] blieben für die republikanischen Vertreter die Freiwilligen stets ein Anknüpfungspunkt in den bellizistischen Deutungen. Dies wurde gerade in den Krisen von 1830, 1848 und auch nach der Niederlage bei Sedan 1870 deutlich. Hier wurde der *soldat-citoyen*, der republikanische Vaterlandsverteidiger als Gegenbild zu dem als monarchisches Repressionsinstrument wahrgenommen stehenden Heer stilisiert und idealisiert.[183] Der Rückgriff auf den Mythos der *volontaires*, ihre Effizienz auf dem Schlachtfeld und ihre Bedeutung für die Siege der französischen Armee sowohl für die historisch-legitimistische Narration als auch für einen sinnstiftenden Bezug zur Deutung der gegenwärtigen Krisen und Kriege hing dementsprechend stark vom jeweiligen sozial-politischen Lager ab:

181 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 389.
182 Vgl. Petiteau: Lendemains, S. 90–94.
183 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 506–507.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kritik kam vom Besitzbürgertum, bei dem die Ereignisse von 1848 die Erinnerung an die Geschehnisse während der *Terreur* und die Angst vor einem erneuten Bürgerkrieg wachgerufen hatten und das stattdessen die Armee als Ordnungsfaktor gegen innere Instabilität forderte, von den Katholiken, die einen Bruch mit den Prinzipien der Revolution beschworen, sowie vermehrt seit dem Ende der 1860er Jahre von der konservativ-legitimistischen Seite, die versuchte, die Legende der Freiwilligen von 1792 „als Symbol der patriotisch-republikanischen Kriegsaneignung“[184] zu dekonstruieren.[185] Die republikanische Opposition hob stattdessen, unter Rückgriff auf eine verklärende Erinnerung an die Revolutionskriege, die Vorteile einer *nation armée* hervor und forderte die Abschaffung der Berufsarmee, da das stehende Heer als ein Machinstrument in den Händen der Monarchie gesehen wurde. Diese Militarismuskritik verstärkte sich vor allem nach der Niederschlagung des Juni-Aufstandes 1848 und dem Staatstreich von Louis Bonaparte 1851.[186] Liest man nun die Beschreibungen von Bricard, entsteht der Eindruck einer Mittlerposition zwischen diesen Positionen, die einerseits die Fehler der Freiwilligen nicht verklärt, aber durchaus auch ihre Vorzüge und heldenhaften Leistungen hochhält – eventuell ein Versuch, die eigene militärische Zugehörigkeit als *volontaire* und so auch die eigenen heroischen Taten glaubwürdig zu vermitteln.

Während der Freiwillige Bricard zwar möglichst realistisch versucht, die Fehler der Freiwilligenbataillone darzulegen, und doch zumindest auch die positiven Leistungen der *volontaires* hervorhebt, versuchen gerade die Soldaten der regulären Truppen und auch Berufsmilitärs sich in zeitgenössischen Quellen klar von den Freiwilligen abzugrenzen. Der preußische Unteroffizier Gottschall äußert sich in seinem Tagebuch von 1813 beispielsweise wenig positiv über die deutschen Freiwilligenregimenter:

> Traf die vielgeliebte (sic!) Freiwilligen. Sie sprachen überzeugt von ihrer Berufung. Seit Gr. Görschen war ihnen der Krieg unangenehm. Viele hatten sich verkrümelt, andere waren zu den Stäben gekommen und dieser Rest wurde von den Rgt. u. Batt. mitgeschleppt. Bei jeder Rast suchten sie ihr eigenes Quartier und Beute. Man duldete sie, verschwinden wollte man sich [sie?] nicht lassen. Es war der Rest eines großen Andenkens.[187]

Gottschall spricht hier über die Schlacht von Großgörschen vom 2. Mai 1813, der ersten Schlacht der Befreiungskriege. Napoleon erlangte darin den Sieg über die preußisch-russischen Truppen und infolgedessen räumten die Verbündeten einige Tage später Dresden, so dass ganz Sachsen wieder unter die Herrschaft Napoleons fiel. Für viele preußische Freiwillige scheint dieses Gefecht die erste Feuertaufe gewesen zu sein, und wie Gottschall spöttisch feststellt, scheinen sich

184 Leonhard: Bellizismus, S. 727.
185 Ebd., S. 417–418, S. 726–728.
186 Vgl. ebd., S. 415.
187 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815 Zu At. 18/19 – III/Bl. 11, S. 570.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ihre Kriegsbegeisterung und ihr Patriotismus durch die erste wirkliche Schlachtteilnahme schnell ernüchtert zu haben. Ein Großteil desertierte und für die regulären Truppen waren die übriggeblieben, zersprengten Freiwilligen anschließend eine Belastung, da sie nicht wirklich den Kommandos der Heeresoffiziere und damit auch der Versorgungslinie unterstanden und eine zusätzliche Gefahr für Zivilisten bedeuteten, da sie raubten und plünderten. Vor allem fällt die Diskrepanz zwischen der Stellung der Freiwilligenregimenter auf, die aufgrund ihrer Symbolkraft in der Gesellschaft großes Ansehen genossen und deswegen auch von der Obrigkeit gefördert wurden, und dem Urteil der regulären Soldaten, die die Freiwilligen in Aktion erlebten und ihrem Verhalten nicht viel Positives, geschweigedenn etwas Nützliches abgewinnen konnten.

Genau wie die französischen Freiwilligen der Revolutionskriege scheinen auch die deutschen Freiwilligen der Befreiungskriege eher für ihr undisziplinierten Verhalten und ihre Desertationsraten unter den regulären Linientruppen bekannt gewesen zu sein. Das Lützowsche Freikorps beispielsweise, eines der bekanntesten, wenn nicht sogar das bekannteste Freiwilligenregiment, welches nicht zuletzt aufgrund seiner berühmten Mitglieder wie Theodor Körner und Friedrich Förster in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts, ja sogar bis ins 20. Jahrhundert hinein als propagandistisches Mittel zur Kriegsmotivation instrumentalisiert wurde, hatte eine der höchsten Desertationsraten in der preußischen Armee. Auch die Effektivität der Freikorps war recht bescheiden. Mag Lietzmann zwar in seinen in der zweiten Jahrhunderthälfte verfassten Memoiren behaupten, dass die Totenkopfhusaren „ja immer die Ehre und Freude [hatten], vorne zu sein!“,[188] so geht doch nicht zuletzt aus seinen eigenen Memoiren hervor, dass die Freiwilligenregimenter an vielen Schlachten nicht teilnahmen, weil sie entweder zu spät auftraten oder nicht von den Kommandanten der regulären Armeen eingesetzt wurden. Selbst wenn sie sich an der Schlacht beteiligten, verlief die Zusammenarbeit zwischen den Freikorps und den regulären Truppen nicht immer einfach.[189] Tatsächlich wurden die Freikorps hauptsächlich für den sogenannten Kleinen Krieg eingesetzt, in welchem ihre Aufgaben vor allem darin bestanden, Versorgungstrupps oder auf dem Rückzug befindliche verstreute Truppenteile anzugreifen. In der Selbstdarstellung der Freiwilligen mag das nicht unbedingt weniger ehrenhaft erschienen sein, da ihnen nicht zuletzt auch der König für diesen Einsatz dankte,[190] doch für die Soldaten der regulären Einhei-

188 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 94.

189 So berichtet Lietzmann z. B. davon, wie schwierig es für ihn war, Befehle für die Freiwilligen Jäger von Jean Baptiste Bernadotte, dem Oberbefehlshaber der verbündeten Nordarmee, einzuholen. Die Offiziere inklusive Bernadotte haben wenig Respekt für die Freiwilligenregimenter und beleidigen Lietzmann, so dass es zu einem hitzigen Wortgefecht zwischen den beiden kommt und Lietzmann ohne Befehle wieder abzieht. Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 60–63.

190 Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 106. Es handelt es sich hier um eine Anmerkung des Herausgebers, welcher das Werk von August von Mackensen, *Schwarze Husaren*, zitiert: „Die abmarschierenden Jäger begleitete der Dank ihres Königs, die Anerkennung ihres Regimentes

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ten wie Gottschall nahmen sie eben nicht Teil am richtigen Krieg und verdienten dementsprechend auch wenig Anerkennung.[191]

Das Gleiche galt auch für den Landsturm und die Landwehr, die in ihrer Ausbildung deutlich hinter den Soldaten des regulären Heeres hinterherhinkten und für die Soldaten der regulären Einheiten so ein willkommenes Amüsement darstellten. So berichtet der Unteroffizier Gottschall: „Auch wurde zum ersten Mal der Landsturm organisiert. Die Ausbildung dieser Männer genossen wir stets, denn da gab es immer was zu lachen."[192] Doch machten sich die Berufsmilitärs nicht nur über die Laien- und Stümperhaftigkeit der Landwehr lustig. Sie zeigten ihnen gegenüber in ernsten Situationen ein durchaus aggressiveres abwertendes Verhalten. So berichtet Gottschall von der recht groben Behandlung der jungen Landwehrmitglieder durch ihn und seine Kameraden:

> Alle Augenblicke kamen Landwehrmänner, wahre Kinder noch, um sich am Feuer zu wärmen. In ihrer armseligen Kleidung froren sie. Das Feuer war so dicht umlagert, so daß derjenige, der sich entfernte, schnell den Platz des anderen einahm. Kam er aber zurück, dann faßte er den Armen und schleuderte ihn beiseite. Dabei rief er: ‚Dummer Junge! Geh nach Hause zu Muttern!' Der arme Kerl weinte dann wirklich. So brach friedlich der neue Tag heran.[193]

Obwohl in Gottschalls Beschreibung auch ein wenig Mitleid für die sehr jungen und schlecht gekleideten Landwehrsoldaten mitschwingt, ist in ihrer Behandlung davon nicht viel zu spüren. Das Alter und damit gleichsam die Unerfahrenheit der Landwehr wird von den Soldaten dazu benutzt, diese zu diskreditieren. Sie richten sie als negatives Merkmal gegen die Landwehrsoldaten und grenzen sich zugleich damit von ihnen ab. So bilden sich klare *peer groups*: Die unerfahrene Landwehr, die unter den wahren Soldaten keinen Platz hat, und die regulären Truppen, die sich ihren Platz am Feuer verdienten. Dabei scheint es fast so, und dies wird auch durch das Beispiel von Gottschall unterstützt, dass die Unzulänglichkeit der Landwehrtruppen zwar einerseits wie eine Beleidigung auf die regulären Soldaten wirkt – sie attackieren und verspotten die Landwehrmänner, ohne dass diese sie in irgendeiner Weise provoziert hätten. Andererseits bietet diese Gegenüberstellung für die regulären Truppen jedoch auch die Möglichkeit, ihre eigene Professionalität und ihre Effektivität und damit ihre Wichtigkeit für

---

und die Liebe und Achtung der Kameraden. Die Jäger hatten, jeder nach seinem besten Können, die Tätigkeit des Regiments, namentlich im kleinen Kriege, wesentlich unterstützt und seine Erfolge gefördert." August von Mackensen: Schwarze Husaren. Geschichte des 1. Leib-Husaren-Regiments Nr. 1 und des 2. Leib-Husaren-Regiments Kaiserin Nr. 2. Aus Anlass ihres 105jährigen Bestehens im Auftrage dieser Regimenter u. unter Benutzung einer Handschrift v. Blumenthal zusammengestellt, 2. Bde., Berlin 1892, hier Bd. 1, S. 456.

191 Vgl. hierzu auch Gerhard Bauer: „Wild und verwegen" oder „still und verlegen"? Preußische und deutsche Freikorps 1813–1815, in: ders.: Blutige Romantik, S. 138–147.

192 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815, Zu At. 18/19 – VII – 1, S. 613.

193 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815, Zu At. 18/19 – III/Bl. 8, S. 567.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Kriegsverlauf hervorzuheben. Durch diesen Abgrenzungsprozess mag zwar hier nicht unbedingt eine Heroisierung der einfachen Soldaten hervortreten, doch zumindest ein gewisser Berufsstolz, ja ein professionelles Soldatenethos, wird implizit erkennbar.

Die hier aufgeführten Beispiele der Kritik an den Freiwilligenregimentern und der Landwehr machen deutlich, dass der heroische Status bzw. die Heroisierung einer Person oder Gruppe nicht immer unumstritten waren. Während die Freiwilligen der Befreiungskriege nicht nur von den Autoritäten oft heroisch dargestellt wurden, sondern sich auch selbst Mühe gaben, ihre Rolle im Krieg und vor allem ihre Motivation und militärisch-patriotische Disposition möglichst heroisch aufzuladen, wurde dies von den regulären Linientruppen nicht nur nicht anerkannt, sondern auch wenig begrüßt. Die (Über-)Heroisierung einiger Regimenter schien – zumindest in den Augen der regulären Soldaten – wohl zu Lasten der anderen Truppen zu gehen, die so gefühlt nicht nur weniger Anerkennung, sondern auch weniger Möglichkeiten zur eigenen heroischen Darstellung erhielten. Mehr noch, da die Heroisierung der Freiwilligenregimenter ihnen als übertrieben und ungerechtfertigt erschien, impliziert es auch die Frage, was reguläre Linientruppen denn leisten mussten, um sich die entsprechende Heroisierung zu verdienen. Die regulären Heroisierungsprozesse der militärischen Sphäre, in welchen außergewöhnliche Leistungen auf dem Schlachtfeld, Aufopferung für das Vaterland und Pflichterfüllung als Grundvoraussetzungen für eine mögliche heroische Darstellung und eine Anerkennung dieser durch die Gesellschaft und die Obrigkeiten galten, schienen durch die bereitwillige und unverdiente Heroisierung der Freiwilligenregimenter in den Augen von Liniensoldaten wie Gottschall ausgesetzt. Dies betont die Aushandlungsprozesse, ja die Kämpfe, denen Militärs unterschiedlichster Ränge, Einheiten und Truppen bei ihrer (Selbst-) Heroisierung ausgesetzt waren und macht deutlich, dass weder eine einheitlich, allgemein anerkannte Heroisierungsstrategie noch spezifische, fest definierte Heroisierungsmuster in einer Epoche vorherrschend waren.

Natürlich war der abschätzigen Behandlung der Freikorps und der Landwehr durch die Linientruppen auch ein realer, pragmatischer Faktor zu eigen, denn unausgebildete und unerfahrene Truppen bildeten für die Mitkämpfenden eine Gefahr. Zu viele schlechte Soldaten schwächten die Kampfeskraft des Heeres erheblich, riskierten Unordnung auf dem Schlachtfeld und damit eine Niederlage, wenn nicht sogar die Vernichtung der Truppen durch den Feind. Jeder Soldat wollte während des Schlachtgeschehens einen Kameraden neben sich haben, der wusste, was er tat, denn dies steigerte die eigenen Überlebenschancen. Dementsprechend verwundert es nicht, dass gediegene und trainierte Soldaten widerständig bis wütend reagierten, wenn sie plötzlich neben undisziplinierten Neulingen in die Schlacht ziehen mussten, insbesondere, wenn diese in ihren Augen auch noch eine ungerechtfertigte Sonderstellung in der Öffentlichkeit und bei der Obrigkeit einnahmen. Den Freiwilligenregimentern und

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auch der Landwehr mag zwar eine stärkere Kriegsbegeisterung, Motivation und innere Überzeugung nachgesagt werden, doch in den Augen der regulären Soldaten wirkte ihre Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit auf dem Schlachtfeld als ein größerer Ehrverlust als eine eventuell unzureichende mangelnde patriotische Gesinnung.

Was anhand der hier aufgeführten Bemühungen, sich von den Freiwilligenregimentern abzugrenzen, deutlich wird, ist der Versuch der regulären Soldaten, ihren militärischen Ruf zu verteidigen. Dieser wurde in ihren Augen offenbar durch das undisziplinierte und unfähige Verhalten der Freiwilligen in Mitleidenschaft gezogen, da das Fehlverhalten der Freiwilligenregimenter drohte, auf das gesamte Militär zurückzuwirken. Dabei verfolgten einfache Soldaten zwei verschiedene narrative Strategien. Die erste bestand in der gerade dargelegten negativen Beschreibung und Verspottung der Freiwilligen. Die zweite Strategie bestand darin, die eigenen Truppen möglichst positiv hervorzuheben, indem das eigene professionelle Verhalten betont wurde. Professionelles Verhalten äußerte sich in Disziplin, Ordnung und Gehorsam sowie dem korrekten Ausführen von Befehlen – sprich es handelte sich um die Beschreibung und zuweilen Überbetonung von grundlegenden militärischen Tugenden, die sich schlussendlich in der Effektivität auf dem Schlachtfeld und/oder einem geordneten Rückzug manifestierten und die die Freiwilligenregimenter angeblich vermissen ließen. Über die Erwähnung dieser militärischen Qualitäten ließ sich dann auch eine Heroisierung herstellen, da die Merkmale zu tapferem Kämpfen, standhaftem Durchhalten und erfolgreichen Siegen führten. Der spätere Hauptmann Louis Bégos betont in seinen um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum verfassten Memoiren beispielsweise durchgehend die Ordnung, Disziplin und Professionalität seines Schweizer Regimentes. Während der zweiten Schlacht bei Polozk des Russlandfeldzuges 1812 erlaubten es die erfolgreichen Attacken seines Regimentes und der anschließende wohlgeordnete Rückzug, den russischen Truppen erheblichen Schaden zuzufügen:

> Il est vrai que les Russes avait aussi perdu beaucoup de monde à la bataille de Polotsk, et que notre artillerie et nos baïonnettes avaient sensiblement éclairci leurs rangs. Leur entrée dans Polotsk, au moment de l'incendie, leur avait fait perdre une partie de leurs meilleures troupes, de manière que notre retraite s'opérait en bon ordre.[194]

Und nur ungefähr einen Monat später während der Schlacht an der Beresina am 28. November, die „sera à jamais mémorable pour la gloire des Suisses", gerät das 2. Schweizer Regiment unter Druck, da die Russen nicht nur in der Überzahl sind, sondern dem Regiment auch die Munition ausgeht. Dennoch halten die Schweizer Soldaten tapfer stand:

> Notre régiment comptait à peine 800 hommes, mais bien équipés et comprenant l'importance de la position qui nous avait été confiée. […] Dans des moment pareils, chacun sent

[194] Bégos: Souvenirs, S. 94.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

l'importance d`être à son poste; et, comme il s'agissait d`empêcher les Russe de s'approcher, il faillait une défense héroïque, rien de plus, rien de moins![195]

Im Laufe des Tages verliert das Schweizer Regiment dennoch konstant an Boden, da es der Übermacht der Russen wenig entgegenzusetzen hat. Also beschließt Bégos, die gleiche Taktik wie in Polonsk anzuwenden und zum Angriff überzugehen. Sieben Mal befielt er die Attacke mit dem Bajonett und „bien que nos hommes fussent exténués de fatique, qu'ils n'eussent rient mangé de toute la journée, pas un d'eux ne proférait une plainte, et ils attaquient à la baïonnette toujours avec la même viguer."[196]

Bégos macht hier deutlich, wie überaus gut organisiert die Schweizer Truppen sind. Nicht nur, dass sie während des Russlandfeldzugs gut ausgestattet bleiben – etwas, das den französischen und deutschen Truppen aufgrund der zusammengebrochenen Versorgungslinien nicht gelingt –, sie zeigen selbst in gefährlichen Situationen ein professionelles Pflichtbewusstsein und absolute Disziplin. Weder weichen sie von ihren Posten noch beschweren sie sich über Hunger oder Müdigkeit, sondern sie führen die Befehle ihres Vorgesetzten ohne Murren aus. Darüber überträgt sich gleichsam ein heroisches Verhalten, da die Truppen zwar ihre Pflicht erfüllen, aber eben nicht nur das Mindeste tun, sondern vollen Einsatz zeigen und über sich hinauswachsen. Vor allem sind sie aufgrund ihres disziplinierten Verhaltens am Ende erfolgreich – ein Zeichen der Effektivität dieser professionellen Berufssoldaten.

Es verwundert jedoch nicht, dass gerade Bégos als Schweizer Offizier die Professionalität und Effektivität seiner Truppen so stark hervorhebt. Die Schweiz hatte eine lange Tradition von Söldnertruppen und Berufssoldaten, die bis ins Spätmittelalter zurückreichte. Die Reisläufer und Kriegsknechte des 15. Jahrhundert etwa genossen den Ruf besonders gefürchteter und begehrter Kämpfer, die extrem erfolgreich und diszipliniert auf dem Schlachtfeld agierten und von zahlreichen europäischen Mächten für ihre Kriege angeworben wurden.[197] In der Selbstdarstellung Bégos' scheint diese Tradition militärischer Professionalität zu einem Identitätsmerkmal für die eingezogenen Schweizer Truppen Anfang des 19. Jahrhunderts zu sein, die aufgrund des 1803 unterzeichneten Defensivbündnisses und einer Militärkapitulation zwischen Frankreich und der föderalistischen Schweizerischen Eidgenossenschaft auf Seiten Napoleons kämpften. Obwohl das Schweizer Regiment also aufgrund einer politischen Allianz, und nicht wie seine Vorfahren aus freier Berufswahl, an diesem Krieg teilnahm, versuchte Bégos dennoch, den professionellen militärischen Ruf der Schweizer Sol-

195 Ebd., S. 103–104.
196 Ebd., S. 105–106.
197 Siehe auch Matthias Rogg: Landsknechte und Reisläufer. Bilder vom Soldaten. Ein Stand in der Kunst des 16. Jahrhunderts, Paderborn 2002 und Stefan Xenakis: Gewalt und Gemeinschaft. Kriegsknechte um 1500, Paderborn 2015, sowie Reinhard Baumann: Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, München 1994.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daten hervorzuheben, der nicht zuletzt in Verbindung mit einem patriotischen Ehrgefühl für die Schweizer Herkunft auch eine Heroisierung seiner Truppen ermöglichte.[198]

Diese Verbindung von patriotischem Pflichtgefühl und soldatischem Berufsethos lässt sich jedoch nicht nur für die Schweizer Regimenter nachweisen. Der bayerische Soldat Büttner beispielsweise wehrt sich laut Angaben seines 1823 verfassten Textes nach seiner Gefangennahme in Russland entschieden gegen den spöttischen Ton eines deutschen Offiziers, der ihm vorwirft, die Bayern hätten in Russland nichts zu suchen und Büttner und seine Kameraden hätte lieber zu Hause blieben sollen:

> Eine Aeußerung der Art aus dem Munde eines Offiziers zu hören, vermuthete ich freilich nicht, und trozzig, aber kalt, entgegnete, ich ihm: ‚wir sind Soldaten, und jeder brave Soldat muß gehorchen, und dahin gehen, wohin ihn sein König bescheidet; wir haben als Soldaten gehorchen gelernt, und sind den Befehlen unserer Herren Officiers gefolgt, welche zu kommandiren beauftragt waren. Uibrigens fügte ich noch hinzu: wenn er nicht Sorge tragen wollte, daß wir verbunden würden, so wollten wir ihm zeigen, daß wir auch als brave Soldaten den Tod nicht fürchteten.'[199]

Büttner benutzt hier den Gehorsam der Soldaten als herausragende militärische Qualität, um sich gegen die Anschuldigung eines Offiziers zu wehren. Dieser mag die Entscheidungen von Büttners Vorgesetzten und der Heeresleitung kritisieren, doch die Soldaten hätten sich genauso verhalten, wie es von ihnen erwartet würde: Sie erfüllten treu, ohne zu murren und ohne ihre Offiziere zu hinterfragen ihre Pflicht – auch wenn dieser soldatische Gehorsam dazu geführt hatte, dass sie nun in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Büttner und seine Kameraden hätten sich nichts vorzuwerfen, sondern, ganz im Gegenteil, erfüllten das Idealbild des disziplinierten Militärs unteren Ranges. Mehr noch: Sie seien bereit gewesen, diese Pflicht bis aufs Äußerste ausfüllen und selbst in Kriegsgefangenschaft, sprich umgeben von feindlichen Truppen, ohne Waffen zur Verteidigung und ohne Möglichkeit der anschließenden Rettung, sich weiter zu wehren, ihre Gegner zu bekämpfen damit einem sicheren Todesurteil entgegenzusehen. Damit wird auch der Mut der Soldaten betont, denn der feindliche deutsche Offizier hätte Büttner allein schon wegen dieser Aufmüpfigkeit und unverschämten Drohung vorsichtshalber töten lassen können. Diese Todesverachtung, kombiniert mit einem leidenschaftlichen Pflichtgefühl und Patriotismus, der sich auf den bayerischen König bezieht, macht aus Büttner und seinen Kameraden in seiner Selbstdarstellung mehr als berufsstolze Soldaten, sondern verleiht ihnen zugleich auch einen heroischen Charakter, da die Soldaten hier eine militärische Disziplin und Qualität verkörpern, die über die gewöhnliche Dienstpflicht hinausgeht.

---

198 Siehe hierzu Marc Höchner: Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert, Göttingen 2015.

199 Büttner: Schicksale, S. 5–6.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Diese auf den soldatischen Berufsethos gestützte Form der Selbstheroisierung kann dann auch als Trost in der Gefangenschaft wirken: „[Ich] überdachte meine jämmerliche Lage, in der ich mich jezt befinde, doch das Bewußtseyn, meinen Beruf treulich erfüllt zu haben, tröstete mich in meinem Leiden, und hielt mich aufrecht."[200] Die soldatischen Leitmerkmale der Pflichterfüllung und Loyalität wirken hier wie Stützen, die mehr als nur eine Identitätsversicherung und einen Identifikationspunkt bildeten. Sie stellten eine Art der Bewältigungsstrategie (*coping mechanisms*) dar, an die sich Büttner klammert, um unter seiner Situation und dem erfahrenen Leid nicht zusammenzubrechen. Denn Büttner verbringt den restlichen Russlandfeldzug in Kriegsgefangenschaft, in der er Zustände erlebte, die teilweise katastrophaler und unerträglicher erschienen als die Strapazen des Feldzuges selbst. Ähnlich wie die Selbstheroisierung zum soldatischen Märtyrer, der für das Vaterland sein Leben und seine Gesundheit opfert (siehe Kapitel 3), erlaubte das Hochhalten der soldatischen Berufsehre, die erbrachten Kriegsopfer vor der Leserschaft und vor allem auch vor sich selbst zu rechtfertigen. Vor der Leserschaft wirkten sie eventueller Kritik entgegen, die Soldaten, die vor allem direkt am Anfang des Feldzuges in Gefangenschaft gerieten, hätten nichts zum Schlachtenverlauf beigetragen, nicht die gleichen Strapazen und Schrecken durchlaufen wie die restliche Armee oder eine bequemere Kriegserfahrung gehabt, was zugleich auch immer den Verdacht der absichtlichen Gefangenname und/oder Desertion mitschwingen lässt. Für den Autor selbst erlaubten sie es, dem ertragenen Leid und den daraus resultierten Folgen für das anschließende Zivilleben – Büttner wird während der Kriegsgefangenschaft verletzt und ist nach dem Russlandfeldzug kaum mehr arbeitsfähig – einen Sinn zu geben. Da der feindliche deutsche Offizier Büttner und seinen Kameraden anbot, zu desertieren und in die englisch-hannoverischen Dienste zu treten, was Büttner entschieden ablehnte, hilft das Festhalten an der Pflichterfüllung und Loyalität zum Monarchen ebenfalls den zerstörerischen Gedanken eines alternativen Szenarios entgegenzuwirken. Der Übertritt in den englischen Dienst hätte Büttner die Kriegsgefangenschaft und damit den körperlichen Verfall erspart. Seine Entscheidung könnte er also im Nachhinein, als er im Zivilleben versuchte, sich und seine Familie durchzubringen, bereut haben. Doch in der Selbstdarstellung wird sein Entschluss dadurch, dass er auf positiven militärischen Werten beruhte, zu einem Gegenargument zu diesem Szenario, welches seine Entscheidung zur richtigen werden lässt. Dieses Narrativ mag für den Autor selbst und seinen inneren Frieden eine persönliche Funktion erfüllt haben, es half jedoch auch bei Büttners materiellen Problemen: Denn er widmet sein Selbstzeugnis dem bayerischen König und bittet ihn um eine Anstellung, um für seine Familie sorgen zu können, welche dieser ihm dann auch gewährt.

Liest man solche Selbstdarstellungen von Soldaten regulärer Truppen, stellt sich unweigerlich die Frage, auf welche Art dieses soldatische Berufsethos in

[200] Ebd., S. 11.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Selbstzeugnissen von Freiwilligen Einzug fand. Denn zum einen bildete das Hochhalten patriotischer Pflichterfüllung ein Kernelement ihres heroisch-militärischen Narratives und zum anderen standen die Anschuldigungen der Undiszipliniertheit und Feigheit durch die regulären Soldaten nicht nur der eigenen Selbstheroisierung, sondern auch der Erinnerungskultur diametral entgegen. Gerade bei Selbstzeugnissen, die aus der Retrospektive geschrieben wurden, hatten die Autoren ja auch Zugang zu den Erfahrungsberichten ihrer Kameraden[201] und konnten sich deshalb der negativen Darstellung der Freiwilligenregimenter und der positiven Hervorhebung der regulären Einheiten in diesen Schriftstücken bewusst sein. Für Freiwillige wie den Totenkopfhusaren Lietzmann oder auch die Herausgeber der Zeitschrift *Die Grenzboten*, in der die Erinnerungen des Lützowschen Reiters von Mühlenfels erschienen, steht fest, dass gerade die freiwilligen Regimenter einen entscheidenden Beitrag zum Kriegsgeschehen geleistet haben.[202] Damit ordnen sie sich in einen jahrzehntelangen bürgerlichen Diskurs um die Effizienz und Bedeutung von nichtregulären Truppen im Kriegseinsatz ein. Während die Wehrverfassung von 1814 in Preußen zu einer gewissen Aufwertung der Landwehr beigetragen hatte (was bei der konservativen Militäraristokratie eher für Misstrauen und Kritik gesorgt hatte), verlor diese nur wenige Jahre später während der Restauration durch die neue Wehrverfassung von 1819 wieder ihre Selbstständigkeit und wurde in die Linienregimenter integriert. Auch wenn das Offizierkorps der Landwehr für das Bürgertum geöffnet war, dominierten maßgeblich doch die alten adligen Eliten in der Militärordnung. Das preußische Heer war im 19. Jahrhundert weiterhin als stehendes Heer organisiert, der von der bürgerlichen Öffentlichkeit geforderten Milizidee kam man nur mit der Landwehr ein Stück weit entgegen.[203] Dies stieß erwartungsgemäß beim Bürgertum auf wenig Gegenliebe und in der bürgerlichen Öffentlichkeit wurden sowohl politische wie auch wirtschaftliche Argumente gegen das stehende Heer sowie dessen Leitung, sprich den Militäradel, ins Feld geführt.[204] Durch die Revolu-

[201] Der bereits erwähnte Offizier Wilhelm von König, der explizit in seiner eigenen Darstellung auf den Text seines Kameraden Leutnant Schlaich eingeht, ist hierfür ein Beispiel. Doch auch wenn nicht alle Autoren das Selbstzeugnis eines anderen Militärs zitieren, kann angenommen werden, dass sie sich vor der Niederschrift ihrer eigenen Memoiren andere Zeugnisse durchlasen, vor allem, wenn sie in Zeitschriften wie dem *Carnet de la Sabretache* veröffentlicht wurden. Einige Autoren erwähnen in ihrem Vorwort auch, dass das Erscheinen der unzähligen Kriegsmemoiren sie dazu veranlasst oder inspiriert habe, nun auch ihre Sicht der Dinge und ihre eigenen Erfahrungen zu schildern. So z. B. H. von Franckenberg-Ludwigsdorff: „Insofern er [der Autor spricht von sich in der dritten Person] nicht als Augenzeuge berichtet, stützen sich seine Mittheilungen theils auf glaubwürdige Erzählungen geschätzter Cameraden, welche bald nach den Ereignissen niedergeschrieben wurden, theils auf später veröffentlichte amtliche oder doch zuverlässige Quellen." H. von Franckenberg-Ludwigsdorff.: Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels im Jahre 1809 errichtete. Aus dem Tagebuch eines Veteranen, Braunschweig 1859, S. 3.

[202] Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 94 und von Mühlenfels: Reiter, S. 481.

[203] Vgl. Becker: Bilder, S. 87–90.

[204] Vgl. ebd., S. 91–94.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tion von 1848/49 verstärkte sich diese Kritik, da die regulären Truppen, außer in Süddeutschland, auf Seiten der Fürsten gestanden hatten, was – ähnlich wie in Frankreich – auch in Deutschland den Vorwurf akzentuierte, die Armee sei ein Unterdrückungsinstrument der Monarchen. Gerade der erste Schleswig-Holstein-Krieg vertiefte die Kluft zwischen der konservativen Militärführung und den bürgerlichen Militärreformern: Erstere betonten die Unbrauchbarkeit der Nationalmilizen angesichts ihrer militärischen Unfähigkeiten und politischen Unzuverlässigkeit.[205] Die nach dem italienischen Krieg 1859 von der Militärleitung vorgeschlagenen Reformen der preußischen Armee – angedacht waren eine Vergrößerung der Armee, eine Festlegung der Dienstzeit bei den Linientruppen auf drei Jahre sowie eine neue Landwehr, welche zur Ersatzreserve degradiert wurde und damit den regulären Linientruppen nicht mehr bei- sondern nur noch nachgeordnet wurde – führte schlussendlich vom Heereskonflikt zum Verfassungskonflikt in den 1860er Jahren.[206] Der Konflikt ging einher mit gegenseitiger Kritik der unterschiedlichen politischen Lager inklusive Rückgriff auf althergebrachte Topoi: Die bürgerlichen Vertreter übersäten das *Junkerheer* mit Schmähungen und glorifizierten im Vergleich die Landwehr, die sich seit den Befreiungskriegen als höchst effektive und ausschlaggebende Institution bewährt hätte; die konservativen Militärs sprachen der Landwehr dagegen gerade im modernen Krieg jedweden militärischen Nutzen in Kampfeinsatz ab.[207] Sowohl im Deutsch-Dänischen Krieg 1864 als auch im Preußisch-Österreichischen Krieg 1866 wurde von bürgerlich-liberaler Seite der Ruf nach dem Einsatz von Bürgerwehren, Volkswehren und Milizen, ja sogar nach einem Volksheer laut, worauf die monarchischen Regierungen mit strikter Ablehnung reagierten und die Teilnahme jedweder nichtregulärer Truppen wie Bürgerwehren, Jugendwehren oder Freikorps am Krieg verbaten.[208] Genau in diesem Zeitraum verfasst der Bürgerliche Lietzmann seine Memoiren bzw. erscheinen die Erinnerungen von von Mühlenfels in den *Grenzboten* (1861), einer politisch liberal orientierten Rundschauzeitschrift, die durch ihre Herausgeber wie Gustav Freytag bis zur Reichsgründung mit einer Auflage von um die 1.000 Exemplaren zu den erfolgreichsten Revuen der Zeit galt.[209] Die positive Hervorhebung der Freiwilligenregimenter in den beiden Selbstzeugnissen überrascht also angesichts des vorherrschenden bildungsbürgerlichen Kriegsdiskurses nicht.

Der bereits zitierte französische Kanonier und *volontaire* Bricard beispielsweise versucht sich dagegen an einer etwas differenzierten Darstellung der Freiwilligen. So gibt er, wie weiter oben bereits analysiert, zu, dass es den Bataillonen der Freiwilligen an Erfahrung und teilweise auch an Disziplin fehlte. Doch wenn

---

205 Vgl. Becker: Bilder, S. 97–98.
206 Vgl. ebd., S. 100–102.
207 Vgl. ebd., S. 102–103.
208 Vgl. ebd., S. 110, S. 114, S. 142, S. 145–147.
209 Vgl. Sibylle Obenaus: Literarische und politische Zeitschriften 1848–1880, Stuttgart 1987, S. 38–43.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

er von dem gravierenden Fehlverhalten und der Gewalt gegen Zivilisten spricht, benutzt er meist die Begriffe „armée“ oder „troupes françaises“. So beispielsweise kommt es während der Vorbereitungsphase des Gefechtes Tirlemont im März 1793 nicht nur zu einem großen Durcheinander („On marcha jusqu'à Tirlemont dans un désordre affreux“), sondern die Soldaten verlässt auch jedwede Disziplin und sie beginnen zu plündern:

> Les campagnes étaient pillées et ravagées par les brigands de l'armée; la plupart des soldats ne voulaient plus obéir. Enfin, la situation faisait horreur à tous les vrais militaires; il était douloureux pour des hommes d'honneur de voir une armée, extrêment nombreuse, fuir devant son ennemi comme un troupeau de moutons.[210]

Bricard macht nicht genau deutlich, welche Soldaten bzw. welche Regimenter oder Bataillone sich hier so undiszipliniert verhalten. Zum Zeitpunkt dieses chaotischen Rückzuges war die *premier amalgame* bereits beschlossen worden. Die Truppen von Generalleutnant Dumouriez, über die Bricard hier berichtet, bestanden zwar größtenteils aus den *bataillons de volontaires nationaux*, doch nach der Zusammenlegung im Februar/März 1793[211] mit den *régiments de ligne*, den regulären Regimentern des stehenden Heeres des *Ancien Régime*, waren auch Berufssoldaten Teil der Truppen. Die Zusammenführung der Linienregimenter und der Freiwilligenbataillone hatte dem Ziel gedient, die zwar eifrigen, aber auch undisziplinierten und vor allem unerfahrenen und unausgebildeten Freiwilligen mit den besonneneren, gut ausgebildeten und organisierten Berufssoldaten zusammenzubringen, um eine bessere Struktur, stärkeren Gehorsam und größere Effektivität der Armee zu gewährleisten. Doch nach der Darstellung von Bricard schien zwischen den beiden Gruppen kein so großer Unterschied in der Haltung zu bestehen, wie von der revolutionären Regierung angenommen. Zumindest erwähnt er nicht explizit, dass sich die Freiwilligen mehr am Plündern beteiligt und mehr Ungehorsam gezeigt hätten als die regulären Truppen. Er spricht hier nun von der „armée“, obwohl er nur kurze Zeit später, als zwischen den Soldaten Uneinigkeit über Dumouriez' Putschversuch herrscht, klar zwischen den „volontaires“ und Soldaten des „régiment de ligne“ unterscheidet, obwohl die Soldaten eigentlich mittlerweile als einheitliche *demi-brigade* organisiert waren.[212] Warum Bricard in seiner Darstellung mit diesen Begriffen arbeitet, macht er nicht deutlich. Eventuell möchte er zwar möglichst authentisch und damit glaubwürdig bleiben, doch eben auch kein desaströses Bild der *volontaires* entwerfen. Oder aber ihm war schlicht nicht bekannt, welche Soldaten sich genau an den Plünderungen beteiligt hatten und bekam nur mit, dass es wohl passiert war. Tatsächlich könnte es sich auch einfach um die Wahrheit handeln

---

210 Bricard: Journal, S. 33.

211 Die Nationalkonvention hatte die *premier amalgame*, oder auch *première réorganisation* genannt, am 26. Februar 1793 beschlossen, doch die Umsetzung erfolgte erst später am 10. März, wie Bricard berichtet. Vgl. ebd., S. 33, S. 34.

212 Vgl. ebd., S. 52.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und sowohl die Freiwilligen als auch die ehemaligen Soldaten des stehenden Heeres beteiligten sich gleichermaßen an den disziplinlosen Ausschreitungen. Raub, Plünderungen und Gewalt gegen Zivilisten waren, wie in Kapitel 1 bereits dargelegt, sowohl auf deutscher als auch französischer Seite ein immer wieder auftretendes Problem der Armeen.

Wichtiger als die klare Unterscheidung zwischen Freiwilligen und Berufssoldaten in Bricards Darstellung scheinen die von ihm verwendeten Begriffe der „vrais militaires" und „hommes d'honneur" zu sein. Für Bricard scheint offensichtlich, dass nicht nur die Berufssoldaten der stehenden Heere militärische Professionalität und damit soldatische Berufsehre vorweisen konnten, sondern für ihn ist klar, dass auch er selbst als Freiwilliger und andere Gleichgesinnte ebenfalls militärische Qualitäten besaßen und dem soldatischen Berufsethos folgten. Die Tatsache, dass die Truppen sich nicht nur disziplinlos verhielten, sondern dass die Order darin bestand, sich vor dem Feind zurückzuziehen, brachte in den Augen Bricards Schande über die ganze Armee. Für ihn war der Rückzug (der eigentlich der Neugruppierung diente) der absolute Ausdruck von Feigheit, angesichts der Größe und Schlagkraft der französischen Truppen völlig unangemessen und eines militärischen Verhaltens nicht würdig. Er verletze gleichsam die heroisch-militärischen Qualitäten des soldatischen Leitbildes und jeder wahre Militär, jeder Soldat, der über ein Mindestmaß an (Krieger-)Ehre verfüge, müsse dieser Situation mit Entsetzen entgegenstehen.

Diese Betonung der „vrais militaires" oder der „vrais soldats" findet sich häufig in Bricards Selbstzeugnis. Vor allem stellt er diesen braven, pflichtbewussten Soldaten die „scélérats" entgegen – bloße Verbrecher und Feiglinge, die plünderten, vergewaltigten und Zivilisten töteten und sich dabei auch noch um die Schlachtteilnahme drückten, während die ehrenhaften Militärs den Feind bekämpften und ihren Dienst taten. Dabei würden die ehrenhaften Soldaten die Schandtaten dieser „fuyards qui infestaient l'armée" gerne verhindern, doch aufgrund der Vereinnahmung durch ihre anderen Pflichten, maßgeblich dem Kampf gegen die feindlichen Truppen, seien sie dazu leider nicht in der Lage. Die Rufschädigung, die diese schwarzen Schafe über die Truppen brachten, erschwerte zusätzlich noch die Situation der anderen Soldaten: Diese konnten sich nämlich nicht mehr in die Dörfer trauen, um auf legale Weise Lebensmittel zu erwerben, da sie Angst haben mussten, von den Anwohnern aus Rache getötet zu werden.[213]

[213] „Le brigandage faisait toujours des progrès: le vol, le viol et l'assassinat étaient commis tous les jours para des scélérats qui infestaient l'armée, et l'activité de nos colonnes ne permettaient pas aux vrais militaires d'arrêter ces horreurs qui devaient indubitablement causer de grands accidents." Bricard: Journal, S. 218. Weiter heißt es: „Nous marchions souvent dans le plus grand désordre, car la déroute était presque générale et occasionnée en partie par le brigandage d'une quantité de fuyards qui infestaient l'armée, et dont les infâmes excès étaient doublement préjudiciables. De braves militaires supportaient les attaques de l'ennemi, tandis que des lâches se livraient au pillage pour éviter le combat. Arrivés dans une position, les vrais soldats n'oisaient aller dans les villages pour se procurer des vivres, craignant qu'on ne se vengeât des horreurs que ces scélerats commettaient tous les jours. Ebd., S. 231. Ein anderes Problem sei auch der

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Deshalb begrüßten alle „militaires d'honneur" die neuen Regelungen der Militärverwaltung, die Plünderungen aufs Äußerste bestrafen würden.[214] Die Gegenüberstellung zwischen den wahren Militärs und den Verbrechern kann hier als ein heroisierendes Narrativ gesehen werden: Während die „scélérats" sich offensichtlich diverser Verbrechen schuldig machten, die nicht nur der Zivilbevölkerung, sondern auch ihren Kameraden und damit letztlich den Kriegszielen der Revolution schadeten, bedeutet dies im Umkehrschluss, dass die ehrenhaften Soldaten, die sich klar von diesem Verhalten distanzierten, automatisch die den schlechten Militärs fehlenden Tugenden und Charaktereigenschaften besaßen. Somit erfolgt eine indirekte Heroisierung sowohl der „vrais soldats" als auch Bricards selbst, der sich eben zu der positiv beschriebenen Gruppe dazuzählt. Diese unterschwellige, indirekte heroische Selbstdarstellung entpuppt sich dabei als geschickte narrative Strategie, die der Überheblichkeit der Selbstheroisierung entgegenwirkt, indem sie die heroischen Qualitäten nicht nominal zuschreibt, sondern in der Auseinandersetzung mit dem Gegenbeispiel hervortreten lässt.

4.3.2 Rivalität zwischen den Regimentern

Die Abgrenzung zu den Freiwilligenregimentern war jedoch nicht der einzige Konflikt, mit dem sich Soldaten der regulären Einheiten in Bezug auf ihren Berufsethos und ihre Regimentsehre konfrontiert sahen. Auch zwischen den Regimentern gab es eine gewisse Rivalität, die sich in den Selbstzeugnissen der Soldaten deutlich erfassen lässt. So äußert sich der Unteroffizier Gottschall in seinem 1812 bis 1815 verfassten Tagebuch wenig positiv über das eigentlich hochangesehene Korps des *Marschall Vorwärts* Blücher:

> Jetzt wäre eine Erfrischung nötig gewesen; zumal wir die fetten Papierhüllen der Kampfgefährten des Blücherschen Corps herumflattern sahen. Diese Truppe hatten (sic!) in Marschquartieren gelegen, während wir ständig unterwegs waren. Diese bittere Erkenntnis gab Anlaß zu Glossen. Es ist immer ein närrisch Ding im Kriege, denn die Begeisterung steht mit dem Hunger im ständigen Kampfe. Wir hatten doch unseren jungen Kriegsgefährten einiges voraus. Wir hatten die Bitternisse des Krieges gekostet und waren somit schlackefrei. Was nach einem mitgemachten Feldzug noch in Reih und Glied steht, ist der Kern der Truppe. Alle schwachen Glieder einer Armee sind verschwunden, nur der erprobte, physisch und moralisch Starke setzt sich durch. Nur ein feindliches Heer kann es vernichten.[215]

Alkohol und die Trinksucht vieler Soldaten: „[…] il y eut là encore beaucoup de désordres causés par la boisson; on faisait, en ces contrées, une bière qui portait à la tête comme du champagne." Ebd., S. 219.

214 „[Le général Bonneau] recommanda la sévérité, la justice et surtout l'obéissance; il menaça fortement les pillards, leur promettant que pour la moindre violation aux propriétés, soit particulières, soit nationales, il les ferait punir d'une manière exemplaire. Ces menaces firent grand plaisir aux militaires d'honneur." Ebd., S. 116.

215 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815, Zu At. 18/19 – II/Bl. 3, S. 548.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gottschall distanziert sich hier stark vom Blücherschen Korps, das in den Marschquartieren gelegen hatte, während sein Regiment deutlich mehr geleistet hatte und heftigen Strapazen ausgesetzt gewesen war. Dies machte Gottschalls Einheit jedoch zu weitaus fähigeren Soldaten, denn die Erfahrung der Schlacht, der Märsche und der Entbehrung habe die Soldaten abgehärtet und zu wahren Kriegern gemacht. In seinem Regiment gebe es keine Schwächlinge oder verweichlichte, naive Anfänger mehr. Die Soldaten seines Regimentes, die nach den Härteprüfungen noch übriggeblieben waren, bildeten die absolut besten und fähigsten Soldaten, eine wahre Elite, die nur noch im Kampf durch ein ebenso fähiges feindliches Heer, aber nicht mehr durch die Unannehmlichkeiten und Strapazen des Feldzuges bezwungen werden könne. Aus diesem Abgrenzungsprozess, der Gottschalls Regiment dem Blücherschen Korps entgegenstellt, geht eine deutliche Heroisierung von Gottschall und seinen Kameraden hervor. Die Grenzziehung erlaubt es Gottschall, sich selbst und seinen Mitsoldaten über ihre gesammelten Kriegserfahrungen und -erlebnisse die kriegerischen Merkmale heroisch-militärischer Leitbilder zuzuweisen: außergewöhnliche physische sowie psychische Stärke, die sich in der kämpferischen Effektivität der Truppe manifestieren. Die heroische Selbstdarstellung erfolgt hier mittels einer narrativen Strategie, welche die eigene Truppe einem angeblich mental und körperlich weniger fähigen Korps gegenüberstellt, und indem die geleisteten Opfer und erlebten Mühsale nicht nur betont, sondern als ultimatives Element der militärischen Ausbildung dargestellt werden.

Der Versuch, das eigene Regiment und damit auch sich selbst anhand einer Gegenüberstellung mit einem anderen Korps zu heroisieren, mag ein Grund sein, warum Gottschall darauf in seinem Selbstzeugnis so ausführlich eingeht. Doch ähnlich wie in den Quellenauszügen, die die Unfähigkeit und Unerfahrenheit der Landwehr und Freiwilligen ankreiden und verspotten, ist auch in Gottschalls Kritik an dem Blücherschen Korps ein praxis- und realitätsbezogenes Element enthalten. Die Gegenüberstellung macht klar deutlich, dass es in der regulären Armee offenbar Regimenter oder Korps gab, die finanziell, materiell und versorgungstechnisch besser aufgestellt waren als andere. Diese Ungleichheit bedeutete für die benachteiligten Regimenter oftmals Hunger, schlechtere Kleidung und Waffen, mangelnde Einquartierung und im Endeffekt dadurch mehr Beschwernisse und im Ernstfall Krankheit und Tod. Hinzu kamen dadurch natürlich auch Neid, Missgunst und Konflikte zwischen den Regimentern, die auf lange Sicht ein Problem für die Zusammenarbeit und damit das reibungslose Funktionieren der Armee bedeuteten. Gottschall versucht mit seiner narrativen Strategie, die negativen Folgen dieser ungleichen Versorgungslage – die nicht zuletzt ihn und seine Kameraden eventuell neidisch, habsüchtig und kleinlich hätte wirken lassen – zu einem positiven Element umzuformen, indem er das Zukurzkommen seiner Einheit als einen Vorteil darstellt. Erst die ungünstige Situation, in der er und seine Kameraden sich befanden, hätte ihnen die Möglichkeit eröffnet, zu

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wahren und exzeptionellen Kriegern zu werden – etwas, das dem anderen Korps aufgrund seiner privilegierten Stellung verwehrt geblieben sei.

Neben Konflikten aufgrund der unterschiedlichen Versorgungslage wurde die Frage der Regimentsehre insbesondere auch zwischen den verschiedenen Waffengattungen ausgehandelt. Regimenter unterschiedlicher Waffengattungen standen in einem Konkurrenzverhalten in Bezug auf Effektivität auf dem Schlachtfeld, Prestigeträchtigkeit der Einsätze und Wichtigkeit im Schlachtverlauf und damit auch auf heroische Zuschreibung und Anerkennung der heroischen (Selbst-)Darstellung. Dies wurde einerseits dadurch befördert, dass unterschiedliche Waffengattungen im 18. und 19. Jahrhundert noch stark an den jeweiligen sozialen Stand der Militärs gekoppelt waren. Die Kavallerie blieb beispielsweise vor allem auf deutscher Seite bis weit ins 19. Jahrhundert ein vorrangig durch den Adel besetzter militärischer Bereich mit Ausnahme weniger wohlhabender Mitglieder des Bürgertums, die versuchten, in diesen prestigeträchtigen Einheiten ihre militärische Karriere voranzutreiben, was nicht zuletzt zu den in den ersten beiden Unterkapiteln beschriebenen Spannungen führte. Andere bürgerliche Soldaten versuchten sich dagegen eher in der Artillerie oder im Ingenieurskorps, da hier eine technische Ausbildung gefragt war, die durch ein Universitätsstudium verschiedener Fächer leichter zugänglich war.[216] Dabei blieb die Bedeutung der Artillerie für das Bürgertum noch bis in die 1860er Jahre bestehen: Insgesamt stieg in diesen Jahren – trotz des Heeres- und Verfassungskonfliktes – die Zahl der bürgerlichen Offiziere in der Armee an, denn die Vergrößerung des Heeres führte zu einem erhöhten Bedarf an Offizieren, der allein durch die Aristokratie nicht gedeckt werden konnte. Diese bürgerlichen Offiziere fanden entsprechend vor allem in der Artillerie Zugang, da die Artillerie als Fernwaffe nach dem Ehrenkodex der alten Militäraristokratie als weniger edel galt und so den bürgerlichen Aufsteigern schmerzloser überlassen oder zumindest zugänglich gemacht werden konnte.[217]

Soldaten, die aus den unteren Bevölkerungsschichten stammten, wurden dagegen größtenteils der Infanterie zugeteilt, da hier die geringste Ausbildung nötig war, der militärische Umgangston am stärksten hierarchisiert und die Ausrüstung, im Gegensatz zur Kavallerie, bei welcher zumindest für ein Pferd gesorgt werden musste, am kostengünstigsten war. Die Infanterie stellte aber nicht zuletzt auch die gefährlichste militärische Karriere dar, da Feldzugsbedingungen, die langwierigen Märsche und die schlechte Einquartierungspraxis, die sich zu Fuß und in großen Mengen fortbewegende Infanterie am härtesten trafen. Außerdem hatte sie auch auf dem Schlachtfeld die ungünstigste Position inne und wurde nicht selten als *Kanonenfutter* eingesetzt, bevor die Artillerie und die Kavallerie die entscheidenden Manöver gegen die feindlichen Truppen führten. Man könnte argumentieren, dass genau diese gefährlichen Umstände

[216] Vgl. Frevert: Ehrenmänner 119–125.
[217] Vgl. Frank: Bilder, S. 104.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Infanterie besonders heroisch erscheinen ließen, doch es überwog der teils doch recht entwürdigende Umgangston und der standesbezogene Charakter, welche die Infanterie zu der am wenigsten prestigeträchtigsten Waffengattung machten.[218]

Anderseits war die Waffengattung ähnlich wie das Regiment oder Korps insgesamt ein starker Identifikationspunkt für die Soldaten. Die Sozialisation innerhalb der Regimenter, angefangen beim Einzug in die Garnison über die gemeinsame Ausbildung bis hin zur schlussendlichen Kriegsteilnahme förderte den kameradschaftlichen Zusammenhalt, aus dem sich eine gewisse Loyalität und Treue auch zum Regiment herausbildete. Die Kameraden des Regimentes oder des Korps wurden zum neuen sozialen Umfeld, in welchem sich der Militär bewegte und welches, genau wie in der sonstigen Gesellschaft die Familie, die Gemeinde oder im 20. Jahrhundert das Milieu, einen prägenden Einfluss auf die Identität einer Person ausübte.[219] Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass sich bei dieser identitätsbezogenen Gruppenbildung auch Prozesse der Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen, den *out-groups*, manifestierten, die zugleich aber den inneren Zusammenhalt der *in-group* förderten.

Wie abwertend die Kavallerie- und Jägereinheiten der Infanterie gegenüberstanden, machen z. B. die Aufzeichnung von Ernst von Baumbach von 1838 deutlich, der darüber berichtet, dass, nachdem ein Grenadier seines Regimentes einen russischen Kürassier gefangennahm, dieser darum bat, erschossen zu werden, da er die Schande nicht ertrug, von Infanteristen gefangengenommen zu werden. Die Rivalität zwischen den Waffengattungen wird hier auf die Spitze getrieben, da es sich hier nicht nur um bloßes Konkurrenzverhalten handelte, sondern um eine Ehrverletzung durch eine Waffengattung, die als unterlegen gesehen wurde. Mehr noch: Die abwertende Haltung gegenüber der Infanterie ließ das Unterliegen des Kürassiers als ein schlimmeres Schicksal als den Tod erscheinen. Diese extreme Reaktion des russischen Kürassiers mag auf seinen persönlichen Charakter oder eventuell seinen kulturellen Hintergrund zurückzuführen sein. Denn zumindest gab es in dem hier untersuchten Quellenkorpus deutscher und französischer Militärs keinen Autor, welcher aufgrund der Waffengattung seiner Gegner den Tod einer Gefangennahme vorzog, auch wenn die Gefangennahme durch eine konkurrierende Waffengattung eventuell für das eigene Ehrempfinden als abträglich empfunden worden sein mag. Dennoch muss

---

[218] Natürlich spielten auch andere Faktoren für das Ansehen eines Regimentes eine Rolle. Ein besonders renommierter Kommandant wie Blücher hob das Prestige allemal. Genauso konnte der schlechte Ruf des Kommandanten oder das undisziplinierte Benehmen der Soldaten das Ansehen des Regimentes schmälern. Johann Konrad Friederich berichtet über genau diese Probleme bei seinem Regiment, das Regiment des Fürsten von Isenburg. Johann Konrad Friederich: Abenteuer unter fremden Fahnen. Erinnerungen eines deutschen Offiziers im Dienste Napoleons, Berlin 1990, S. 9. Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Frevert: Ehrenmänner, S. 119–125.

[219] Vgl. Meteling: Regimenter, S. 268–270.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

berücksichtigt werden, dass, auch wenn die Forderung des russischen Kürassiers für die deutschen Zeitgenossen seltsam übertrieben anmutet, jedoch feststeht, dass auch Duelle, die aufgrund von Regimentsstreitigkeiten stattfanden, im Endeffekt ein Todesrisiko beherbergten. Tod vor Schande war also für Soldaten eine Devise, die im Namen der Regimentsehre und den damit verbundenen Handlungserwartungen und Verhaltensnormen Geltung hatte – selbst wenn die Todesaussicht dabei nicht so direkt und der Tod auch nicht immer garantiert war.

Dies wird in dem bereits im zweiten Teil dieses Kapitels erwähnten Duell von Friedrich Lietzmann deutlich. So wird er zum Duellanten, um die Ehre seines Kavallerieregimentes gegen Anschuldigungen durch die Mitglieder der Infanteristen des gleichen Heeres zu verteidigen:

> [Der Hauptmann der Infanteristen] beklagte, daß die bisherige Eintracht zwischen den beiden Detachements nun plötzlich gestört worden sei, und ermahnte uns, sie wiederherzustellen. Der bedauerliche Vorfall selbst sei freilich ohne Duell nicht gutzumachen. Sein Oberjäger sei schwer tätlich beleidigt und fordere Satisfaktion […]. Wer von den Kavallerie-Jägern das Duell annehmen wolle, möge vortreten. Augenblicklich trat ich vor. – „Aber Sie haben ja gar nichts mit der Sache zu tun gehabt", sagte unser Rittmeister. […] Ich erwiderte, daß ich nun einmal vorgetreten sei und die Annahme des Duells gewiß nicht wieder rückgängig machen würde. Übrigens hätte der Oberjäger, als ich ihn schützen wollte, nach mir gestoßen. Ich würde mich jedenfalls mit ihm schießen, und zwar im Namen meines Detachements.[220]

Da Lietzmann ein bürgerlicher Offizier eines Freiwilligenregimentes war, ist seine Darstellung der Ereignisse wohl hier auch von der Motivation, über das Duell gewisse standes- und rangbezogene Erwartungshaltungen zu erfüllen, geprägt. Interessant ist dennoch, dass er zum Zeitpunkt des Duells noch kein Leutnant war, also noch keinen Offiziersrang innehatte und dennoch für die Satisfaktion seines Regimentes eintrat – oder dies zumindest in seiner Selbstdarstellung als Vorwand für ein antizipiertes Duell vorschiebt. Zwar findet das geplante Duell nie statt, denn die Offiziere der betroffenen Regimenter schaffen es, eine Aussöhnung zwischen ihren Soldaten zu erreichen, doch scheint der Angriff auf die Ehre des Regimentes dem Autor in seiner Selbstdarstellung schlimm genug, dass er bereit ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, um Wiedergutmachung einzufordern – obwohl er selbst von dem ganzen Vorfall nur indirekt betroffen war. Die Regimentsehre um jeden Preis gegen die Waffengattung der Infanterie zu verteidigen, zeigt, welche Rolle diese, bedenkt man Lietzmanns militärischen Rang zu diesem Zeitpunkt, bei der Identifikation gerade der Soldaten und Unteroffiziere spielte: Die Ehre des Regimentes war zugleich auch die Ehre der einzelnen Mitglieder. Wurde diese verletzt, fühlten sich die Soldaten auch in ihrer individuellen Ehre angegriffen. Dies bedeutete aber auch, dass sich hier die Möglichkeit einer individuellen Heroisierung anbot: Die Erwähnung seiner quasi selbstlosen

[220] Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 108.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bereitschaft, sich für die Ehre des Regimentes und der Kameraden aufzuopfern, erlaubte es Lietzmann, mit seiner narrativen Strategie an eine individuelle, heldenhafte Repräsentation anzuknüpfen.[221]

Doch nicht nur auf deutscher Seite war das Konkurrenzverhalten zwischen den Regimentern ein gängiges Verhaltensmuster der Soldaten. Auch in französischen Selbstzeugnissen finden sich Erwähnungen von Regimentern, die ein besonders ausgeprägtes Ehrverständnis für sich beanspruchten. Parquin berichtet in seinen Anfang der 1840er Jahre verfassten Memoiren beispielsweise vom 43. Infanterieregiment, das besonders viele Duelle ausfocht,[222] und der Husarenkommandant Victor Dupuy erzählt in seinem um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Selbstzeugnis von einer „scène qui eût pu devenir bien sanglante“:[223] Ein Brigadier seiner Kompanie war bei einem Duell von einem Grenadier des 108. Infanterieregimentes schwer verletzt worden. Es kamen nun Gerüchte auf, dass es bei dem Duell nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Nachdem dadurch schon mehrere kleine Streitereien zwischen den Regimentern ausgebrochen waren, wurde entschieden, dass es zu einer Art Massenduell kommen sollte, bei dem 50 Jäger der Husaren gegen 50 Grenadiere des betreffenden Infanterieregimentes kämpfen sollten. Obwohl beide Seiten mit größter Mühe versuchten, das Treffen geheim zu halten, bemerkte eine Marketenderin die Husaren, die an ihrem Haus vorbeigelaufen waren. Sie folgte ihnen zum vereinbarten Treffpunkt und stellte sich anschließend zwischen die beiden Gruppen, um zu vermitteln. Sie schaffte es, die Soldaten auf beiden Seiten zu beruhigen und den Frieden wiederherzustellen. Die beiden Gruppen sprachen sich aus, und es stellte sich heraus, dass die Husaren im Unrecht waren – das besagte Duell, welches Anlass zu den Streitigkeiten gegeben hatte, war den Regeln und Verordnungen entsprechend verlaufen. Die Soldaten der beiden Regimenter tranken anschließend freundschaftlich das von der Marketenderin mitgebrachte Fass aus. Dupuy kommentiert die Episode anschließend mit den Worten:

> Ainsi se termina, grâce à l'intervention d'une courageuse femme, un rencontre qui pouvait être d'autant plus fatale, que les deux régiments eussent nécessairement pris fait et cause; qu' alors, une collision générale entre les deux corps eût amené de graves désordres, fait répandre beaucoup de sang et n'eût pu être apaisée que par le départ d`un des deux régiments.[224]

Dupuy schreibt seine Memoiren aus der Retrospektive, einige Jahrzehnte, nachdem er eine erfolgreiche militärische Karriere hinter sich gebracht hat und bis zum Schwadronschef aufgestiegen war. Dass er aus dieser Perspektive das Mas-

---

221 Es muss jedoch erwähnt werden, dass der Autor offenbar ein reizbares Temperament hatte, durch das er mehr als einmal in Schwierigkeiten kam und das ihm, wie oben dargelegt, auch mehr als einmal ein Duell einbrachte. So kann zumindest vermutet werden, dass die Darstellung seiner freiwilligen und recht spontan erfolgten Bereitschaft, das Duell anzunehmen, vielleicht auch den Zweck hatte, seine überstürzte und waghalsige Reaktion zu rechtfertigen.

222 Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 18.

223 Dupuy: Souvenirs, S. 108.

224 Ebd., S. 108–109.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

senduell verurteilt und als fatale Eskalation bezeichnet, die Unordnung und unnötiges Blutvergießen nach sich gezogen und den Frieden zwischen den Regimentern unterschiedlicher Waffengattungen unwiderruflich gestört hätte, ist nachvollziehbar. Aus seinen Aufzeichnungen geht im gesamten Text eindeutig das Narrativ des wohlbedachten Kommandanten hervor, der durch sein ausgezeichnetes Benehmen und seine erbrachten Leistungen erfolgreich im Militärdienst aufgestiegen war. Vom Beginn seiner Erzählung an lehnt er jedes nicht regelkonforme Verhalten ab und verurteilt moralisch zweideutiges Benehmen.[225] In diesem Narrativ liegt die Betonung auf der Berufsehre und dem professionellen Verhalten eines Militärs, so dass eine durch Gerüchte ausgelöste Massenkeilerei zwischen zwei Regimentern in der Selbstdarstellung eigentlich nur verurteilenswert erscheinen kann. Fakt bleibt dennoch, dass Dupuy, der zum Zeitpunkt dieses Ereignisses noch ein junger Husar ohne Offiziersrang war, zusammen mit fast hundert anderen Soldaten der gleichen Armee plante, sich wegen Ehrstreitigkeiten zu bekämpfen.

Zudem ereignete sich die Situation im Jahr 1799 während der Regierungszeit des Direktoriums. Zwar hatten verschiedene Generäle bereits angefangen, das Ehrverständnis ihrer Soldaten durch Belohnungen und Auszeichnungen zu fördern, doch die offizielle Richtlinie der revolutionären Regierung betrachtete Ehre und damit auch Duelle noch als eher suspekt. Dass Dupuy und seine Kameraden sich davon jedoch nicht beeinflussen ließen und ohne zu zögern aufgrund von Ehrstreitigkeiten eines einzelnen Regimentsmitgliedes einen Kampf mit einem anderen Regiment organisierten, macht deutlich, wie wichtig die Regimentsehre für einfache Soldaten gewesen war. Natürlich kann argumentiert werden, dass ein Teil der Soldaten durch *peer pressure* zu der Teilnahme am Konflikt bewegt wurde. Auch mag der eine oder andere Unteroffizier, einer der beiden ursprünglichen Duellanten war immerhin ein Korporal, Druck auf die ihm untergebenen Soldaten ausgeübt haben. Doch die Tatsache, dass auch vor dem verabredeten Massenschlagen das ominöse Duell schon Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der beteiligenden Regimenter ausgelöst hatte, belegt, wie involviert einfache Soldaten in Ehrangelegenheiten des Regimentes gewesen seien müssen und vor allem, das haben die hier zitierten deutschen und französischen Beispiele gezeigt, dass die Regimentsehre auch in der Selbstdarstellung der Militärs in ihren Aufzeichnungen eine tragende Rolle spielte.

[225] Vgl. Dupuy: Souvenirs, S. 2–4. Dupuy stören die rohen Gepflogenheiten im Militär und die „courtisans", die sich von ihm Getränke spendieren lassen wollen. Er ist schockiert über die Plünderer und traurig, dass diese jetzt seine Kameraden sein sollen.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5. Heroische Männlichkeit

Der militärische Held war bis ins 20. Jahrhundert hauptsächlich männlich. Zwar gab es historisch vereinzelte weibliche Militärhelden wie beispielsweise Jeanne d'Arc und Belege für diverse Kriege in der Frühen Neuzeit, in denen sich Frauen als Männer verkleideten, um als Soldaten in einer Armee zu kämpfen,[1] doch wurden sie im besten Fall als interessantes Kuriosum und im schlimmsten als ein gravierender und unverschämter Verstoß gegen die Geschlechterordnung wahrgenommen.[2] Kriegseinsätze forderten eine körperliche und geistige Stärke, die traditionellerweise mit der männlichen Physiognomie und Psyche assoziiert wurde.[3] Damit blieben das Kriegshandwerk und auch das Soldatentum ein Bereich, der nicht nur den Männern vorbehalten war, sondern in dem sich konsequenterweise auch Ideale von Männlichkeit und Maskulinität herausbildeten. Diese Verbindung zwischen Militär und Männlichkeit ist jedoch keine Erfindung der Frühen Neuzeit oder des 19. Jahrhunderts. Im Gegenteil, sie ist Teil eines größeren kulturellen Erbes, das einen Großteil der (west-)europäischen Gesellschaften seit dem Mittelalter, wenn nicht sogar schon seit der Antike,

---

1 Ein bekanntes Beispiel wäre Catalina de Erauso, eine baskische Adlige des 17. Jahrhunderts, die unter dem Namen Francisco Loyola mehrere Jahrzehnte nicht nur als Mann lebte, sondern auch als Soldat und Matrose kämpfte. Sie hat ihre Lebensgeschichte schriftlich festgehalten. Catalina de Erauso: Die Nonne-Fähnrich oder Geschichte der Dona Catalina de Erauso: von ihr selbst erzählt, hg. von Joaquin de Ferrer, übers. von Andreas Daniel Berthold von Schepeler, Aachen 1830. Ein anderes Beispiel stellt die russische Kavalleristin und spätere Offizierin Nadeschda Durowa dar, die als Mann verkleidet in die russische Armee eintrat, um gegen Napoleon zu kämpfen. Nachdem sie entdeckt wurde, bot Alexander I. ihr die ehrenvolle Entlassung an, doch sie weigerte sich, den Militärdienst zu verlassen und erhielt vom Zaren das Offizierspatent. Sie hat ebenfalls ein Selbstzeugnis hinterlassen: Nadesha Durowa: Die Offizierin. Das ungewöhnliche Leben der Kavalleristin Nadeshda Durowa erzählt von ihr selbst, Leipzig 1994. Auch auf preußischer Seite gab es mehrere Frauen, die in diversen Regimentern kämpften. Am bekanntesten war hier wohl die „Jeanne d'Arc von Potsdam" Eleonore Prochaska, die im Lützower Freikorps kämpfte und dank einer erfundenen Erzählung Friedrich Försters auch als Lützower Trommlerin bekannt wurde. Vgl. Bernhard von Poten: Prochaska, Eleonore, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 26, Leipzig 1888, S. 621–622. Ein weiteres weibliches Mitglied des Lützowschen Korps war Anna Lühring, die ebenfalls als Mann verkleidet in den Militärdienst trat. Vgl. Karl Ernst Hermann Krause: Lühring, Anna, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 19, Leipzig 1884, S. 622–623.

2 Siehe hierzu Marian Füssel: „Frauen in der Schlacht? Weibliche Soldaten im 17. und 18. Jahrhundert zwischen Dissimulation und Sensation", in: Klaus Latzel u. a. (Hg.): Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Krieg in der Geschichte 60), Paderborn 2011, S. 159–178.

3 Dem weiblichen Körper wurde eine größere *sensibilité*, d. h. im medizinischen Sinne *sensibilité physique,* also Reizbarkeit der Nerven nachgesagt. *Médicins-philosophes* wie beispielsweise Pierre Roussel gingen davon aus, dass Frauen über weichere Organe, Gefäße, Nerven und Fasern verfügten, die aufgrund ihrer erhöhten Schlaffheit und Beweglichkeit leichter durch Eindrücke aus der Umwelt geprägt werden könnten und da ihnen eine gewisse Robustheit fehle, welche die Eindrücke abwehren oder filtern könne, seien sie ihnen hilflos ausgeliefert. Vgl. Pierre Roussel: Système physique et moral de la femme, Paris 1775, S. 26–36, S. 41–43.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dominierte. Die mittelalterlichen Vorstellungen von Rittertum und Ritterlichkeit sind ein Beispiel für kriegerische Männlichkeitsideale, die im Endeffekt dem Ziel dienten, das Töten, aber auch die Kriegsführung zu legitimieren, und die im Laufe der Frühen Neuzeit und darüber hinaus immer wieder adaptiert und für politische Zwecke neu interpretiert wurden.[4] Da militärische Vorstellungen von Maskulinität eine solch zentrale Rolle in den frühneuzeitlichen Kulturen und Vorstellungen von Geschlechterverhältnissen einnahmen, verwundert es nicht, dass kriegerische Männlichkeit auch zu einem elementaren Bestandteil der militärischen Heldenbilder wurde.

Beschäftigt man sich mit den Vorstellungen von Männlichkeit und ihrer Funktion in militärischen Heldenbildern, muss jedoch ein genauerer Blick auf die Entwicklung verschiedenster Ideen von Maskulinität in diesem Zeitraum geworfen werden. Denn wie alle kulturellen und sozialen Deutungsmuster sind Auffassungen von Männlichkeit Interpretamente von Geschlechterverhältnissen, damit zwangsläufig auch von Gesellschaftsordnungen, und dementsprechend dem historischen Wandel und zeitgenössischen Diskursen unterworfen. Sie bilden demnach keine fixen anthropologischen Konstanten mit universellem Geltungsanspruch, sondern müssen in ihrem jeweiligen kulturellen, sozialen und politischen Kontext erfasst werden. Dieses Kapitel untersucht die Entwicklungen von kriegerischen Männlichkeitsvorstellungen von der Mitte des 18. bis zum 19. Jahrhundert in ihrer Funktion als Teil des militärischen Heldenbildes. Die bisherige historische Forschung widmete sich bereits intensiv einigen Komponenten der Maskulinitätsvorstellungen und -diskurse, die in der Untersuchungsepoche entscheidenden Veränderungen in Bezug von Männlichkeitsauffassung unterlagen: kriegerisches Können, Patriotismus, Staatsbürgerschaft, Ehre und Selbstopfer. Da diese Merkmale aber bereits in den vorangegangenen Kapiteln in Verbindung mit militärischem Heldentum detailliert analysiert worden sind, soll die Untersuchung der Männlichkeitsvorstellungen sich hier vor allem auf ein entscheidendes Element konzentrieren: das Verhältnis der Militärs zu Frauen und seine Rolle in der heroischen (Selbst-)Darstellung.[5]

Die Beziehungen zu Frauen scheinen in den heroisch-militärischen Maskulinitätsidealen von zwei zentralen Leitgedanken bestimmt gewesen zu sein: Erstens müssten Frauen beschützt werden und es sei die Aufgabe der Militärs, der *wahren* Männer, dies zu übernehmen. Zweitens sei der kriegerisch-männliche Idealtyp nicht nur extrem viril, sondern übe eine besondere Anziehung auf Frauen aus. Diese beiden Leitvorstellungen militärischer Männlichkeit, so kon-

4 Vgl. Alan Forrest: Citizenship and Masculinity. The Revolutionary Citizen-Soldier and his Legacy, in: Stefan Dudink / Karen Hagemann (Hg.): Representing Masculinity. Male Citizenship in Modern Western Culture, New York 2007, S. 111–130, hier S. 111.

5 Ein weiteres Element von Männlichkeitsvorstellungen, nämlich die Problematik von Emotionen, Maskulinität und Heroisierung, wird in Kapitel 6 behandelt.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

trär sie teilweise auf den ersten Blick wirken können, sollen in den folgenden Unterkapiteln in Bezug auf ihre heroische Qualität untersucht werden.

5.1 Beziehungen zu Frauen: Beschützen von Frauen

Der Gedanke, dass es eine der Hauptaufgaben von Militärs sei, die eigenen Frauen zu beschützen, ist keine reine Erfindung des 18. bzw. 19. Jahrhunderts. Er geht zum Teil auf heroische Präfigurate älterer Epochen wie beispielsweise das Rittertum des Mittelalters zurück. Zugleich wurde er aber auch von allgemeineren zeitgenössischen Auffassungen von Männlichkeit, Militär und Wehrhaftigkeit mitbestimmt. Diese hatten auch einen essentiellen Einfluss darauf, wie die Verteidigung von Frauen als Teil eines konkret heroischen Männlichkeitsideals dargestellt wurde und dementsprechend auch auf die narrativen Strategien der Autoren der militärischen Selbstzeugnisse. Für die untersuchten Selbstzeugnisse aus dem 18. und 19. Jahrhundert scheinen dabei zwei unterschiedliche kulturelle Topoi vorrangig auf die Darstellung des heroisch-männlichen Beschützens von Frauen gewirkt zu haben: erstens die mittelalterlichen Vorstellungen von Ritterlichkeit und zweitens die zeitgenössische Idee des wehrhaften Bürgersoldaten.

5.1.1 Ritterlich-männliche Leitbilder

Die traditionelle Vorstellung des adligen Ritters, dessen Verantwortung es, ja für den es sogar fast schon notwendig war, eine Jungfrau in Nöten zu retten, um seinen Status als ritterlicher Held zu bestätigen, geht auf mittelalterliche Verhaltenskodexe des Rittertums zurück und fand anschließend im mittelalterlichen Minnesang, in der Epik und vor allem in den Ritterromanen, wie beispielsweise der Artus-Sage, eine rege Verbreitung. Diese musikalischen und literarischen Medien dienten der adligen Führungsschicht zur Unterhaltung, aber auch zur Inspiration.[6] Die darin enthaltenen Norm- und Wertvorstellungen sowie Verhaltensweisen fanden noch in den Ritterromanen und der Hofliteratur der Frühen Neuzeit eine rege Verbreitung,[7] bis zu dem Punkt, dass sie zu einem literarischen Topos wurden, der bis heute als eine der Voraussetzungen des ritterlich-heldischen Leistungskanons gesehen wird, jedoch nicht ganz ohne Spott und Satire auskommt.[8] Schon im frühen 17. Jahrhundert parodierte Miguel de Cervantes

---

6 Am bekanntesten sind hier wohl das *Chanson de Roland* und Thomas Malorys *Le Morte Darthur*.

7 Asch: Herbst, S. 76, S. 80, S. 125. Vgl. auch Günter Berger: Aspekte der Rezeption des mittelalterlichen Romans im 17. Jahrhundert, in: Reinhold R. Grimm (Hg.): Mittelalter-Rezeption. Zur Rezeptionsgeschichte der romantischen Literaturen des Mittelalters in der Neuzeit, Heidelberg 1991, S. 89–109.

8 In Filmen wie Disneys *Herkules* oder Warner Bros.' *Shrek* wird der Topos parodiert: Herkules, der eine Heldenkarriere startet, um als Held seinen geraubten Götterstatus zurückzuerlangen und nach Hause auf den Olymp zurückkehren zu können, hakt die Rettung der „Jungfrau in

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Ritterromane und die darin enthaltenen adligen Handlungs- und Deutungsmuster in seinem Roman *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha*. Doch auch wenn die ritterlich-adligen Wertvorstellungen seitdem regelmäßig in verschiedenen Medien ins Lächerliche gezogen wurden, so hielt sich der literarische Topos des Kriegers, der eine Dame aus einer misslichen und gefährlichen Lage befreite, über die Jahrhunderte hartnäckig und wurde weiterhin auch in mehr oder weniger ernster Weise in der Literatur und Dichtung, im Theater, in Liedern, und nicht zuletzt in der heutigen Zeit auch in Filmen und Videospielen aufgegriffen.[9] Er gehört deshalb zu den bekanntesten Figurationen kriegerisch-heldischer Vorstellungen und es verwundert nicht, dass er auch in den militärischen Selbstzeugnissen des 18. und vor allem 19. Jahrhunderts zur Selbstheroisierung der Autoren herangezogen wird.

Das auffälligste Beispiel findet sich in den 1861 veröffentlichten Aufzeichnungen Ludwigs von Mühlenfels. Er berichtet in seinem Selbstzeugnis von dem in anderen Kapiteln bereits zitierten Vorfall:

> Auf dem Marsche von Plauen nach Weida war ich von meiner die Nachhut bildenden Schwadron etwas zurückgeblieben, um den Sattelgurt fester zu schnallen. Indem ich der Schwadron nacheilte, stürzte ein Weib mit fliegenden Haaren mir in den Weg und flehete um Hülfe; die Kosaken plünderten bei ihr und mißhandelten ihre Tochter. Ich erblickte denn auch zwei Kosakenpferde vor der Thüre des Bauernhauses angebunden, aus welcher mir Wehklagen entgegenschallte. Ich übergab der Frau mein Pferd zum Halten und eilte mit blankem Säbel ins Haus. Hier fand ich denn wie Kosaken im Ringen mit einem Mädchen begriffen; es schien den Kosaken bloß um's Plündern zu thun, denn sie hatten verschiedene Kleindungs- und Bettstücke ergriffen, die das Mädchen ihnen zu entreißen suchte. Einige derbe Hiebe mit flacher Klinge trieben die Kerle zum Hause hinaus.[10]

Das ritterlich-heroische Narrativ tritt in diesem Quellenauszug eindeutig hervor: Der junge Krieger eilt ohne zu zögern einer jungen Frau zur Hilfe und bewahrt sie durch sein Eingreifen vor Schaden. Darin lässt sich nicht nur die Heldenqualität des Mutes finden, welche Teil des traditionellen ritterlichen Heldenbildes seit dem Mittelalter war, sondern auch die überlegenen kämpferischen Fähigkeiten des Autors, der die Angreifer mit nur einigen Hieben vertreiben kann

---

Nöten" als einen Punkt auf seiner Liste der heroischen Taten ab. In dem Film *Shrek* rettet der Oger Shrek die Prinzessin Fiona aus einem von einem Drachen bewachten Turm, eine Aufgabe, an der zuvor etliche Ritter und Prinzen gescheitert sind. In dem Comicstrip *Helping the Princess* von Port Sherry hilft dagegen der Drache der Prinzessin, indem sie (der Drache ist weiblich) der im Turm gefangenen Prinzessin zuerst eine kurze Beschreibung des Auftretens und der äußerlichen Erscheinung des Ritters gibt, der angetreten ist, sie zu befreien. Je nachdem, ob der Ritter der Prinzessin zusagt oder nicht und in Übereinstimmung mit ihr verjagt der Drache den ritterlichen Kandidaten dann, indem er Feuer nach ihm speit oder eben nicht.

9 Die Filme von Disney aus der sogenannten Golden Age-Phase, die sich zuweilen auf die Märchen der Gebrüder Grimm stützen, sind bekannte Beispiele. Doch auch die Fantasy-Literatur mit prominenten Vertretern wie der *Herr der Ringe*-Trilogie oder der Roman- und Videospielreihe *The Witcher* greifen auf tradierte Charakteristika und Topoi der mittelalterlichen Ritterbilder zurück, auch wenn sie sich teilweise etwas kritischer damit auseinandersetzen.

10 Von Mühlenfels: Reiter, S. 493.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und sich gleichzeitig zwei Gegnern entgegenstellt, werden durch die Darstellung impliziert. Verstärkt wird dieses Bild noch durch die Erwähnung des Pferdes und des gezückten Säbels, die eine ritterliche Ästhetik evozieren.

Gleichzeitig mit dem ritterlichen Auftreten wahrt von Mühlenfels den soldatischen Wertekodex, indem er seine Pflicht erfüllt und nur mit einer im vorgesehenen Rahmen gerechtfertigten Gewaltanwendung gegen die Dissidenten vorgeht.[11] Es ist in dieser Darstellung seine soldatische Pflicht, gegen eine solche illegitime Gewaltausübung seiner Verbündeten vorzugehen. Er stellt die Unversehrtheit der Zivilisten und die Einhaltung der militärischen Verordnungen vor die Loyalität zu seinen Verbündeten und tritt damit als Verteidiger von Recht und Ordnung auf. Auch das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht wird hier eindeutig auf die kriegerisch-militärische Konnotation ausgerichtet, was wiederum die Geschlechterrollen eindeutig zuweist: Nicht nur, dass von Mühlenfels einer jungen Frau zur Hilfe eilt, weil Gefahr besteht, dass ihre Jungfräulichkeit geschändet werden könne, es ist zudem die Mutter, eine andere weibliche Person, die den Kavalleristen um Rettung bittet. Von Mühlenfels erfüllt dagegen die ihm zugewiesene männlich-kriegerische Aufgabe: Er beschützt die Frauen erfolgreich vor dem gewalttätigen Übergriff.

Warum Ludwig von Mühlenfels sich in seiner Darstellung so sehr an den Vorstellungen ritterlich-männlicher Handlungsmuster orientiert, lässt sich teilweise mit einem genaueren Blick auf den historisch-kulturellen Kontext erklären. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in Deutschland die mittelalterlichen, ritterlichen Sagen und Heldengeschichten gleichsam wiederentdeckt. 1807 wurde beispielsweise das Nibelungen-Lied ins Hochdeutsche übersetzt. Die mittelhochdeutschen Versepen erfreuten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts im deutschen Bildungsbürgertum zunehmender Beliebtheit und fanden sogar allmählich Eingang in schulische Lehrpläne. Zwar waren die Hauptfiguren dieser Erzählungen meistens Ritter von adliger, sogar königlicher Herkunft und verkörperten Tugenden wie Ehre, Treue, Kampfbereitschaft oder eben auch die Verteidigung der Wehrlosen, die traditionellerweise als Werte des Adelsstandes gesehen wurden, doch gewannen einige von ihnen zunehmend Resonanz beim Bürgertum.[12] Für Ludwig von Mühlenfels, der aus einem niedrigen Adelsgeschlecht stammte und eher eine bildungsbürgerliche Karriere verfolgte,[13] verwundert es

---

11 Ebd., S. 493.

12 Nicht zuletzt auch, weil das Nibelungen-Lied als Projektionsfläche für die Idee einer deutschen Nation dienen konnte. Siehe Frevert: Herren und Helden, S. 324.

13 Die Familie von Mühlenfels war ein recht unbedeutendes Adelsgeschlecht aus der Nähe von Stralsund, ihre Anfänge und ihr Aufstieg in den Adelsstand sind etwas diffus. Ludwig selbst schreibt, dass sein Vater Pfandträger der schwedischen Krone gewesen sei. Von Mühlenfels: Reiter, S. 481. In Leopold Zeldlitz-Neukirchs Adelslexikon wird erwähnt, dass der König von Schweden die Familie in den Adelstand erhoben hätte. Die Allgemeine Deutsche Biographie nimmt auf diesen Eintrag Bezug und erklärt ihn jedoch für falsch. Sie hält fest, dass die Familie 1729 vom Kaiser Karl VI. geadelt wurde. Vgl. Leopold von Zedlitz-Neukirch: Neues preußisches Adels-Lexicon, oder genealogische und diplomatische Nachrichten, Supplement-Band 2,

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

also nicht, dass er eine gewisse Affinität für die Verwendung ritterlich-männlicher Darstellungsmuster in seiner Lebensbeschreibung hegte.[14] Das von ihm verwendete Narrativ der selbstlosen Errettung der schutzlosen Frau macht ihn in seiner Selbstdarstellung zum Retter der wehrlosen Unbeteiligten, wodurch er zusätzlich dem militärisch-soldatischen Heldenideal der Pflichterfüllung gerecht wird. Denn die Verteidigung der (weiblichen) Bevölkerung wurde, wie im folgenden Unterkapitel dargestellt, im Laufe der Französischen Revolution und später noch während der Napoleonischen und vor allem während der Befreiungskriege ein zunehmendes Element heroisch-militärischer Idealisierung.

5.1.2 Der wehrhafte Bürgersoldat

Der zweite wichtige Ideenstrang, welcher starken Einfluss auf die Darstellung der Beziehung zwischen Militärs und Frauen hatte, war die zunehmende Verbindung zwischen Männlichkeit, Patriotismus und Staatsbürgerschaft. Die Französische Revolution hat hier zu einer einschneidenden Veränderung beigetragen. Es kam zu einem entscheidenden Wandel, wenn nicht sogar zu einem Bruch mit den elitären Maskulinitätsvorstellungen des 18. Jahrhunderts, wie dem *honnête homme,* dem *libertin* oder dem *philosophe.* Bei diesen Männlichkeitsbildern hatten im 18. Jahrhundert die Aufwertung der Position der *Intellektuellen* sprich Philosophen, Literaten und Dichter sowie die Veränderung des französischen Patriotismus und der französischen nationalen Identität eine entscheidende Rolle gespielt. In diesem Zusammenspiel von sensiblem *honnête homme*, Patriotismus und neuer Bedeutung der *lettres* war das Ideal des Philosophen entstanden, der zwar den Prinzipien der Aufklärung getreu gelehrt und aufgeklärt war, allerdings immer noch gewandt im höfisch-geselligen Umgang. Kein trockener Buchgelehrter, sondern ein virtuoser, toleranter und leidenschaftlicher Mann, der metaphysische Spekulationen zugunsten von praktischem Wissen ablehnte. Zudem solle er ein beispielhafter Patriot sein, der sich zwar natürlich den Auffassungen der *lumières* entsprechend als Kosmopolit sah, doch in seinem Französischsein

---

Leipzig 1843, S. 341 und Theodor Pyl: Mühlenfels, Johann Jakob von, in: Allgemeine Deutsche Biographie 22, 1885, S. 467–468. Ludwig von Mühlenfels wird nach seinem Kriegsdienst Literaturhistoriker, Richter und Professor für deutsche und nordische Sprache und Literatur an der University of London.

14 Es ist nicht genau geklärt, wann Ludwig von Mühlenfels die entsprechenden Ereignisse seiner militärischen Karriere festhielt. Die mit *Ein Lützower Reiter* betitelten Lebensbeschreibungen, die den Zeitraum seines Dienstes beim Lützower Korps festhalten, sind 1861 anlässlich seines Todes in der Zeitschrift *Der Grenzbote* erschienen. Die Herausgeber der Zeitschrift geben auch nur an, dass Freunde von Ludwig ihnen das Selbstzeugnis überliefert hätten. Ob die Niederschrift also kurz nach der Kriegsteilnahme, sprich Anfang des 19. Jahrhunderts, erfolgte oder erst einige Jahrzehnte später in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kann nicht eindeutig geklärt werden. Auf jeden Fall fällt sie jedoch in den kulturellen und literarischen Kontext des bildungsbürgerlichen Interesses an den mittelalterlichen Erzählungen und den darin postulierten männlich-ritterlichen Wertvorstellungen.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

komplett aufging. Die stetige Erweiterung dieses Männlichkeitskonzeptes, das schließlich die Expertise auch in Feldern wie Literatur und Militär umfasste, hatte dann zur Entstehung des Kultes um den *grand homme* geführt, einem – wie der Name schon andeutet – rein männlichen Idealbild, das sich nicht nur durch bewundernswerte Qualitäten in seinem ausgewählten Wirkungsbereich (Philosophie, Literatur, Militär) auszeichnete, sondern auch durch seine Hingabe und seinen Dienst an seinen Mitmenschen noch bis ins 19. Jahrhundert hinein Männlichkeitsvorstellungen entscheidend prägte.[15] Gerade in der Französischen Revolution wurde das Konzept des *grand homme* als Gegenbild zum aristokratischen Militärhelden herangezogen – der vor dem ideengeschichtlichen Hintergrund der französischen Aufklärung definierte *grand homme* erhielt seine Anerkennung gerade nicht, weil er nur dem eigenen persönlichen Ruhm dienende Taten vollbrachte, Taten, die zudem auch nur möglich waren, weil er seine Position aus einer überkommenen Ständeordnung ableitete, sondern weil er auf aus seinem eigenen Verdienst heraus Sorge für das Allgemeinwohl und ein starkes Pflichtbewusstsein hegte. Damit war der *grand homme* unabhängig von äußeren Einflüssen, sein Heldentum war ein inneres, was sich nicht zuletzt durch bildliche Darstellungen der *grands hommes* in ihrer Einfachheit ausdrückte.[16]

Obwohl das Konzept des *grand homme* während der Französischen Revolution zunehmend im Rahmen des revolutionären Totenkultes instrumentalisiert und dadurch weiter geöffnet wurde (so wurden beispielsweise auch Opfer von politischen Attentaten zu *grands hommes* stilisiert),[17] blieb es in der Praxis, auch wenn es als Gegenentwurf zu den alten Heldenbildern des Adels fungieren sollte, doch ein recht exklusives Leitbild, da eben mehrheitlich die Expertise in einem bestimmten Wirkungsbereich oder eine herausragende Leistung als Voraussetzung gegeben waren und damit der Weg für mögliche Aspiranten erschwert wurde. Für die einfachen Bürger, ja gerade für einfache Militärs, gewann in Bezug auf Männlichkeitsvorstellungen vielmehr die Vorstellung des Bürgersoldaten, des *soldat-citoyen*, der als mündiger Bürger nicht nur seine Familie, sondern auch sein Vaterland verteidigte und dementsprechend auch politische Partizipationsrechte und Freiheiten besaß, in dieser Epoche eine neue Deutungshoheit.[18] Mit neuen Bildern wie denen des heroischen Märtyrers, des patriotischen Arbeiters sowie des Bürgersoldaten schuf die Französische Revolution ansprechende Vorstellungen von Männlichkeit, die durch die Ideen von (Staats-)Bürgerlichkeit, Freiheit, Gleichheit und Patriotismus bestimmt wurden und für eine

15 Vgl. Anne C. Vila: Elite Masculinities in Eighteenth-century France, in: Christopher E. Forth / Bertrand Taithe (Hg.): French Masculinities. History, Culture and Politics, New York 2007, S. 15–30, hier S. 25.

16 Vgl. Marquart: Grand homme.

17 Vgl. ebd.

18 Diese politischen Rechte lagen quasi latent im Körper des männlichen Freiwilligen und Wehrpflichtigen, und sein reales bzw. potenzielles Opfer sicherte ihm die Dankbarkeit der Nation. Vgl. Nyes: Western Masculinities, S. 418.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

weitaus größere Zahl von Männern aus unterschiedlichsten sozialen Kontexten Identifikationsangebote lieferten als die elitären Männlichkeitsideale des *Ancien Régime*.[19] Dabei entwickelten sich im Laufe der Revolutionskriege mehrere Vorstellungen von Maskulinität, die teilweise extremes Gewaltpotenzial entfalteten, zugleich aber bürgerliche Ideale in Bezug auf Ehrbarkeit und Respektabilität im Zusammenhang mit Verdienst, Besitz und Individualität festigten. In einem Klima des politischen und sozialen Umbruchs, in welchem die Stellung des einfachen Bürgers, seine soziale und politische Funktion, ja die gesamte Gesellschaftsordnung und ihre Wert- und Normvorstellungen neu etabliert werden sollten, entstanden so erst Möglichkeiten, traditionelle Geschlechterbilder und sexuelle Standards zu überdenken und zu verändern.[20] Die so entstandenen vielfältigen und miteinander konkurrierenden Männlichkeitsvorstellungen der Französischen Revolution waren – so die These des Historikers Sean M. Quinlan – das Ergebnis von heftigen Aushandlungsprozessen, die in jeder der verschiedenen Phasen der Revolution mit ihren jeweiligen distinktiven politischen Kulturen die Praktiken und die Vorstellungen von Maskulinität formten.[21]

Dies zeigte sich auch in der neuen revolutionären Symbolik und Ikonographie: Die Anfangsphase der Revolution war von dem Versuch gekennzeichnet, die patriarchische Autorität zu mindern, welche den Vorstellungen von Brüderlichkeit und Gleichstellung entgegenstand. Dies erfolgte einerseits durch soziale Reformen wie der Anerkennung von Scheidungen, unehelichen Kindern und

19 Vgl. Sean M.: Men without Women? Ideal Masculinity and Male Sociability in the French Revolution, 1789–99, in: Christopher E. Forth / Betrand Taithe (Hg.): French Masculinities. History, Culture and Politics, New York 2007, S. 31–50, hier S. 31.

20 Vgl. ebd.

21 Vgl. ebd., S. 32. Auf praktischer Ebene bildeten sich in den neuen Formen der männlichen Sozialität wie politischen Clubs, revolutionärem Aktivismus und später auch im Militärdienst neue, teilweise konkurrierende Männlichkeitsvorstellungen. Diese Konkurrenz der Männlichkeitsbilder wurde durch das Auseinanderfallen des revolutionären Konsens und insbesondere die Kriegserklärung 1792 verstärkt. Auf der einen Seite orientierte sich die ‚Mittelklasse', bestehend aus Kaufleuten, Geschäftsmännern und Intellektuellen in den sich 1790–91 stark ausbreitenden politischen Clubs an älteren Formen der männlichen Sozialität wie Freimaurerlogen, Akademien, religiösen Bruderschaften und Zünften. Sie propagierte einen strengen, fast schon puritanischen Lebensstil, der sich gegen Luxus und Libertinismus wandte und dagegen das brüderliche Opfer und leidenschaftliche Freundschaft in den Mittelpunkt stellten. Auf der anderen Seite forderten die Sans-Culottes, welche vorwiegend aus der städtischen Arbeiterschaft und Handwerkerberufen stammten, die männliche Idealvorstellung der politischen Mittelschicht heraus und vertraten dagegen das Bild eines Mannes, der mit seinen Händen arbeitet, seine Frau und Kinder mit den grundlegendsten Gütern des täglichen Bedarfes versorgt und seine Familie genauso wie die Nation gegen Gefahren, Mangel und politische Feinde verteidigt. Dabei schienen sie in ihrer Übernahme der Idee der Brüderlichkeit oftmals gewalttätiger, nachdrücklicher und militanter, was sich nicht zuletzt in ihrer Wertlegung auf die äußerliche Erscheinung widerspiegelte. Maskulinität war für sie gleichsam in der moralischen Vision der Gesellschaft verwurzelt: Ein Mann müsse gleichzeitig ein guter Bürger und Vater sein, er sei unabhängig und am Wohle der Gemeinschaft orientiert. Diese Verbindung zwischen privatem und politischem Wirkungskreis legitimiere auch die aktive Bürgerschaft, denn seine Familienwerte und sein Patriotismus erlaubten es ihm, seine Männlichkeitsvorstellungen auch im politischen Leben auszuüben. Vgl. ebd., S. 38–39.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Gleichstellung von Männern und Frauen im Erbrecht.[22] Anderseits enthielt dieser Wandel auch eine stark symbolische Komponente, die sich in der Abschaffung des Inbegriffes der patriarchalischen Symbolik und traditionellen männlichen Autorität – dem König – äußerte. Die Hinrichtung von Ludwig XVI. 1793 schloss diesen Prozess ab, doch bedingte damit auch auf Dauer ein sakrales Vakuum männlicher Symbolfiguren, das in den weiteren Etappen der Revolutionskriege mehr oder weniger erfolgreich gefüllt wurde.[23] Die französischen Bürger, die endlich aus der paternalistischen, sprich monarchischen, Vormundschaft befreit und so die männlich-bürgerliche Eigenständigkeit erreicht hätten, sollten nicht durch väterliche Repräsentationssymbolik an ihre Freiheiten und ihren Dienst für die *patrie* erinnert werden. Stattdessen setzten die Revolutionäre auf weibliche Ikonographie: Freiheit und die Nation wurden mittels anmutiger weiblicher Figuren dargestellt, die beschützt werden müssten. Dieser Schutz erfolge durch die Bürgersoldaten, sprich die französischen Männer. Der ansprechende Körper der Frau wurde so zum Fokus der männlich-patriotischen Aufwendung.[24] Dadurch erfolgte eine scharfe Trennung des weiblichen und männlichen Wirkungsbereiches: Den Männern wurde der Krieg, also die explizite Verteidigung der *patrie* zugeordnet, während die Frauen Teil dieser zu verteidigenden Wertegemeinschaft wurden und eine weitaus passivere Rolle im patriotischen Kampf um die Ideale Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit und die Bewahrung der französischen Nation einnahmen.[25]

Diese Vorstellungen geschlechtlicher Zuordnungen im patriotischen Bürgerdiskurs wurden zum einen von Napoleon und seiner Regierung in der Propagierung der französisch-kriegerischen Maskulinität übernommen. Zum anderen beeinflussten sie auch die Darstellungen männlicher Idealbilder auf deutscher, vor allem preußischer Seite. Tatsächlich scheint sich das propagandistische Bild des kriegerischen, zur Verteidigung der Frauen und des Vaterlandes aufgerufenen Mannes auf deutscher Seite während der Befreiungskriege noch verstärkt zu haben. Das seit der Französischen Revolution vorherrschende Bild des wehrhaften Mannes, der, losgelöst von der paternalistischen Bevormundung des Königs, als mündiger Bürger selbstständig zur Waffe greift, um seine Familie, sein Zuhause, seine Gemeinde und sein Vaterland zu beschützen, bildete auch ein zentrales Element der preußisch-patriotischen Propaganda der Befreiungskriege. Das Bild richtet sich hauptsächlich an erwachsene Männer, die als Familienväter angesprochen wurden und deren Rolle als Männer sich in ihrer Pflicht gegenüber ihre Familie, ihrer Heimat, dem König und ihrem Vaterland konzentrierte.[26] Diese Wehrhaftigkeit und Bereitschaft zum kriegerischen Einsatz wurden

22 Vgl. Quinlan: Men, S. 32.
23 Vgl. ebd., S. 32–33.
24 Vgl. Nye: Western Masculinities, S. 422.
25 Vgl. Quinlan: Men, S. 32–33.
26 Vgl. Hagemann: Nationalkrieger, S. 88–89.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zudem an die Idee und vor allem an den Status der Bürgerschaft geknüpft: Sie waren zugleich Voraussetzung und Erfüllung für den Erhalt der (staats-)bürgerlichen Privilegien, Rechte und Freiheiten sowie für die Konstitution des männlichen Charakters. Männern, die den Kriegsdienst verweigerten oder sich davor drückten, wurde gleichsam die Männlichkeit abgesprochen und sie wurden aus dem Kreis der mündigen Bürger ausgeschlossen.[27] Die Frauen wiederum dankten in diesem Bild den Männern für ihren Einsatz, ihr Opfer und den Schutz, den sie ihnen durch ihren Kriegsdienst boten, und erwarteten die Männer geduldig zuhause zurück, um ihnen bei der Rückkehr ein verdientes und glückliches Heim zu bieten.

Dabei blieb in dieser Form der Maskulinität auch ein Risiko erhalten. Denn der Bürger sollte zwar in sich die Qualität des Kriegers tragen, doch zugleich musste er auch Bürger bleiben, was vor allem nach dem Krieg relevant wurde, wenn er ins zivile Leben zurückkehrte.[28] Der Übergang zwischen ziviler und militärischer Maskulinität sollte so erfolgen, dass dabei weder der zivile Frieden noch die Effizienz der Kriegsführung gefährdet würde.[29] Diese Sorge sowohl der deutschen als auch der französischen Regierungen seit der Französischen Revolution zeigte sich nicht zuletzt in den Bemühungen, das militärische Männlichkeitsideal auch verstärkt im zivilen Raum zu verbreiten, z. B. durch militärische Paraden, Festivitäten und architektonische wie praktische Gedenkkultur um die gefallenen Soldaten.[30] Auch die napoleonische Idee, dass Veteranen im zivilen Leben ihren *esprit militaire* an ihre Nachkommen und ihre Gemeinschaft weitergeben sollten sowie die umfangreiche deutsche und französische militärische Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts trugen zu dem Versuch einer reibungslosen Koexistenz von sowohl ziviler als auch militärischer Maskulinität bei.[31] Dies erfolgte nicht zuletzt auch in der Auseinandersetzung mit einem Großteil des zivilen Publikums – den Frauen, welche nicht nur den Gegenstand des patriotisch-männlichen Verteidigungsdiskurses bildeten, sondern als Maßstab des militärischen Männlichkeitsbildes und als Hoffnungsträger auf eine Reintegration der Soldaten in die Gesellschaft der Friedenszeit fungierten.[32]

---

27 Vgl. ebd.
28 Vgl. Nye: Western Masculinities, S. 417.
29 Vgl. ebd.
30 Vgl. Quinlan: Men, S. 38.
31 Die napoleonische Militärkultur beschränkte sich nicht nur auf die eigentlichen Soldaten, denn der Prozess der Militarisierung hörte nicht auf, wenn diese ins zivile Leben zurückkehrten. Im Gegenteil: Das napoleonische Regime erwartete von seinen Veteranen, ein respektiertes Mitglied der Gesellschaft zu werden, zu heiraten, Nachkommen zu zeugen und die militärischen Männlichkeitsvorstellungen an diese Nachkommen weiterzugeben. So würden die kriegerischen Werte und Tugenden an die jungen Männer der Gemeinschaft und auch die anderen Bürger in Kontakt mit den Veteranen vermittelt. Die kriegerische Maskulinität würde die Zivilbevölkerung zurückgetragen und die jüngere Generation durch diesen *esprit militaire* inspirieren, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten und ebenfalls zu motivierten Soldaten zu werden. Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 56.
32 Vgl. ebd., S. 61.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Genderdiskurse, welche den Männern die Kriegssphäre, den Frauen dagegen die häusliche Sphäre zuteilte, waren ein dominantes Element in unzähligen Propagandaschriften und -liedern. Die Darstellungen von Maskulinität und Femininität wurden dabei benutzt, um den kriegerischen Charakter der Männlichkeit zu betonen.[33] In der Französischen Revolution zählte der *Recueil des Actions Héroïques et Civiques* Beispiele heroisch-patriotischen Verhaltens sowohl von Bürgern als auch von Bürgerinnen auf. Während die Beispiele von jungen Männern oftmals eine kriegsbezogene Tat involvierten, äußerte sich der Patriotismus der Frauen durch Leistungen in der Heimat, die die Revolution und die revolutionäre Regierung meist finanziell oder materiell unterstützten.[34]

Eine weitere Darstellung dieser genderspezifischen Differenzierung findet sich in dem Bild der verzweifelten Frau, die sich in Tränen aufgelöst von ihrem Mann, Liebhaber oder Sohn verabschiedet, der mit Elan und Begeisterung in den Krieg zieht. Solche Szenen lassen sich meist in Soldatenliedern wiederfinden. Die Erwähnung der weinenden Frauen ist dabei ein zentrales Element, denn sie verstärkt das kriegerisch-männliche Ideal des aufbrechenden Soldaten. In diesem direkten Vergleich werden die Traurigkeit und die Angst der weiblichen Personen der Kriegsbegeisterung und dem Pflichtgefühl der männlichen Figuren gegenübergestellt. Der Unterschied im Verhalten der beiden Geschlechter macht deutlich, dass Krieg und Armee quasi als natürlicher oder zumindest als grundlegender Bereich der Maskulinität erscheinen, in welchem Männer erst ihr volles Potenzial erreichen können. Männer hegen Begeisterung für den Kampf, das Bedürfnis nach Ruhm sowie die Bereitschaft, für die Verteidigung und den Ruf des Vaterlandes notfalls in den Tod zu gehen. Ein Fehlen dieser Charaktereigenschaften wird in diesen Darstellungen klar mit Weiblichkeit assoziiert. Mehr noch, die Tränen und die Verzweiflung der Frauen werden gleichsam als eine erste Hürde präsentiert, ein Hindernis, das die Soldaten überwinden bzw. dem sie widerstehen müssen, um ihre kriegerische Pflicht zu erfüllen. Zugleich impliziert die Gegenüberstellung auch, dass die Frauen im Vergleich zu der Charakterstärke der Männer zaghaftere, ja schwächere Gesinnungen hätten, was eine generelle Schwäche implizierte und sie dementsprechend auch des Schutzes durch die männlichen Krieger bedurften.[35]

Während der Historiker Michael Hughes dieses Narrativ für die Napoleonischen Kriege beobachtet und es explizit an der Intention der napoleonischen Regierung, die französischen Männer als Inbegriff des Kriegertums darzustellen, festgemacht hat, scheint es jedoch nicht nur auf diesen Krieg und auf die französische Kriegspartei begrenzt. In einem am 24. Mai 1814 zu Ehren des siegreichen Einzuges der preußischen Truppen in Magdeburg von den „Jungfrauen dienenden Standes" herausgegebenen Flugblatt werden beispielsweise die Bilder des

33 Vgl. ebd.
34 Vgl. Recueil des Actions Héroïques et Civiques des Républicains français, Nr. III, S. 16.
35 Die Ausführungen folgen Hughes: Making Frenchmen, S. 61.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wehrhaften Bürgers und Verteidigers in propagandistisch-patriotischen Versen heraufbeschworen. Nachdem auf der ersten Seite des Flugblattes die preußischen Soldaten für ihre blutigen Kämpfe und ihre Treue zu König und Vaterland in mehreren Gedichtstrophen ausdrücklich heroisiert werden, zeigen die Jungfrauen auf der Rückseite des Papiers ihre Dankbarkeit für diesen Einsatz und die erbrachten Opfer: „O naehmt Ihr wohl gern aus der Jungfrauen Hand / Den Preis Eures Muths und der Dankbarkeit Pfand? / Die Fahne – sie heißt Euch am friedlichen Heerd / Nach blutigen Kaempfen willkommen."[36] Die Soldaten haben hier nicht nur ihre militärische Pflicht erfüllt, sondern sie erlangen dafür die Anerkennung und Bewunderung der jungen Frauen, welche den heroischen Verteidigern des Vaterlandes nach ihrem Kriegseinsatz die ihnen zustehende Annehmlichkeiten und Position in der zivilen Gesellschaft offerieren. Die geschlechterspezifische Aufteilung der Aufgabenbereiche ist hier eindeutig: Die Männer kämpfen und opfern sich in der Kriegswelt für Freiheit, Vaterland und König, die Frauen stellen in der zivilen Welt die versprochene Belohnung in Form von Heim, Familie und weiblicher Zuneigung bereit.

Nun muss jedoch gefragt werden, inwieweit diese Ideen der Kriegspropaganda auch in den Selbstzeugnissen wiedergegeben wurden. Der Kanonier Bricard berichtet in seinem Zeugnis aus den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen z. B., dass die Soldaten beim Auszug aus der Stadt Marseille mit einer „gaieté surnaturelle" aufbrachen, während die Bewohner den Aufbruch „avec tristesse" beobachten. Vor allem die Frauen „en grande partie versaient des larmes d'attendrissement" und bedauern, dass die schöne (männliche) Jugend mit Begeisterung aufbricht, ohne dabei das Ziel ihres Feldzuges zu kennen und höchstwahrscheinlich auch nicht lebend zurückkommen wird.[37] Auch der Abschied der *volontaires* in der Nähe von Paris wird begleitet von „beaucoup de citoyennes qui pleuraitent en faisant la conduite, les unes à leur mari, les autres à leurs amis", die anschließend nach Hause gehen, „la larme à l'œil".[38] Die hier von Bricard geschilderten Szenen entsprechen exakt den in der Propaganda gezeichneten Bildern der gegenderten Gefühlsreaktionen: Die jungen Männer brechen mit Elan auf, um für die *patrie* zu kämpfen, ohne Angst oder Zweifel angesichts des ungewissen Ausgangs ihrer Reise. Die Frauen hingegen zeigen mit ihren Tränen ein Gefühl von Schwäche und bedauern das Opfer, das die männlichen Soldaten für das Vaterland erbringen müssen. Anschließend kehren sie in die weibliche Sphäre des Zuhauses zurück, während die Männer sich in die ihnen zugeordnete Sphäre des Krieges begeben.

Erstaunlicherweise sind die Bilder des tränenreichen Abschieds und der bewussten Verteidigung der weiblichen und familiären Lebenswelt in Memoiren und Tagebücher insgesamt jedoch eher weniger präsent. Im Gegensatz zu den hier von Bricard dargestellten Szenen scheuen sich die Autoren oftmals nicht, zu

36 Flugblatt der Jungfrauen dienenden Standes, 24. Mai 1814, GStAPK, IV. HA, Rep. 15 A, Nr. 68.
37 Bricard: Journal, S. 298–299.
38 Ebd., S. 298–299, S. 3.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erwähnen, sie selbst hätten mit den Tränen kämpfen müssen, als sie sich von ihren Angehörigen verabschiedeten. So berichtet der Offizier Einsiedel in seinem Tagebuch von einem „sauren Abschied" von seinem Vater, dessen Wagen er mit Tränen in den Augen nachschaute, als er davonfuhr.[39] Und auch Parquin erzählt in seinen Anfang der 1840er Jahre verfassten Memoiren wie er sich mit „les larmes aux yeux" von seinen Angehörigen trennt.[40] Interessanterweise findet die nach Geschlechtern getrennte Zuordnung der Emotionen in diesen Auszügen nicht statt. Die Autoren, sprich die Männer, empfinden Traurigkeit angesichts des Abschieds von ihren Angehörigen und nicht selten zeigen sie diese auch offen. Dies erlaubt nicht nur eine größere Authentizität der Selbstdarstellung, sondern deutet auch auf einen Versuch hin, eine Bindung zu und Identifizierung mit der Leserschaft aufzubauen. Zusätzlich lassen sie auch einen anderen Umgang mit dem Zusammenhang von Männlichkeit, Kriegertum und Emotionen in den Selbstzeugnissen erkennen, als er in der offiziellen Propaganda zur Geltung kommt.[41] Interessant ist auch, dass sich solche Abschiedsszenen in Quellen aus ganz unterschiedlichen Zeiträumen wiederfinden lassen, sei es in zeitgenössischen Tagebüchern oder auch in Jahrzehnte später verfassten Memoiren, die zuweilen sogar erst Ende des 19. Jahrhunderts von Nachfahren veröffentlicht werden: Die bewusste Trennung von der zivilen Welt, um aktiv in den Militärdienst einzutreten, ist ein Narrativ, dass im gesamten 19. Jahrhundert eine Kontinuität aufzeigt und sich auch in militärischen Selbstzeugnissen aus späteren Kriegen, wie beispielsweise dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 finden lässt.[42]

Ein weiterer Unterschied der Darstellungen in den Selbstzeugnissen zu den Propagandabildern sind die Angehörigen selbst, welche die Militärs beim Aufbruch verabschieden. Es sind nicht nur Mütter und Ehefrauen, sondern auch Väter, Brüder und Freunde. Sowohl der Ausdruck und das Empfinden spezifischer Gefühle als auch die klare Zuteilung der Wirkungssphären – männlicher Krieg, weibliches Zuhause – sind hier nicht so eindeutig geschlechtlich konnotiert, wie Kriegslieder, Pamphlete und Flugschriften es implizieren. Dies mag damit zusammenhängen, dass die Kriegsrealität eben nicht so eindeutig nach Geschlechtern getrennt war, wie die Propaganda es zu verkaufen versuchte. Nicht jeder Mann wurde Soldat und zog in den Krieg. Dies betraf hauptsächlich die jungen Männer und in vollerem Umfang auch erst, nachdem in den verschiedenen Ländern die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden war. Ältere Männer oder Männer, die als einziges männliches Mitglied ihrer Familie versorgen konnten, blieben in der zivilen und damit auch häuslichen Welt zurück. Überhaupt war die Trennung von privater und öffentlicher Sphäre, die angeblich eine Zurückdrängung der Frauen in die häusliche Lebenswelt seit dem späten

39 GSTAPK, IV. HA, Rep. 15 B, Nr. 43, Tagebuch des sächsischen Offiziers Einsiedel, S. 2.
40 Parquin: Souvenirs, S. 81.
41 Darauf wird in Kapitel 6 noch ein genauer Blick geworfen.
42 Vgl. Becker: Bilder, S. 174–175.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

18. bzw. frühem 19. Jahrhundert begünstigte, nicht so sehr in der Realität verankert, wie es die Propaganda, aber auch die ältere Geschlechterforschung zuweilen postulieren.[43] Gerade Frauen aus höheren Gesellschaftskreisen waren z. B. als Mitglieder des Hofes oder als Gastgeberinnen und Besucherinnen von Salons selbst im 19. Jahrhundert noch sehr in öffentlichen, zuweilen sogar politischen Sphären präsent.[44]

Dies gilt genauso für den Bereich des Militärischen: Es gab durchaus eine gewisse Anzahl von Frauen, die sich im Wirkungskreis der Armee aufhielten. Während die militärische Obrigkeit Ende des 18. Jahrhunderts zwar versuchte, den typischen frühneuzeitlichen Armeetross, bestehend aus Ehefrauen, Kindern, aber auch Prostituierten und Händlerinnen, mit strengeren Verordnungen zu unterbinden, gibt es in den Selbstzeugnissen durchaus Berichte von Soldaten, die von ihren Frauen in den Krieg begleitet wurden. Bricard beispielsweise berichtet, dass er versucht habe, einen *passeport* für die Frau eines Kameraden, die ihn auf seinen Kriegszügen begleitete, zu besorgen, als die Militärführung 1794 beschloss, die Anzahl der Ehefrauen in Begleitung der Truppen stark einzugrenzen.[45] Die Trennung zwischen männlicher und weiblicher Wirkungssphäre war also nicht so eindeutig, wie es die Abschiedsszenen oder die Geschlechterdiskurse insgesamt in der Kriegspropaganda darstellten.

Ein Element dieser Bilder lässt sich, das haben die hier erwähnten Beispiele gezeigt, dennoch in den Selbstzeugnissen wiederfinden: Der Abschied von Angehörigen, Freunden und Familienmitgliedern, ob nun weiblich oder männlich, stellte ein (erstes) Hindernis für die Soldaten und Offiziere dar, das es zu überwinden galt, bevor die Militärs in den Krieg ziehen konnten. Dadurch, dass sie das Vertraute, das Sichere und das Geliebte zurücklassen, wird das Opfer,

---

43 Vgl. hier Olwen Hufton: Arbeit und Familie, in: Georges Duby / Michelle Perrot (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit, hg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davies, Frankfurt am Main / Paris 1994, S. 27–59 und Heide Wunder: Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit, in: Karin Hausen (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993, S. 19–39.

44 Siehe hierzu Claude Dulong: Salonkultur und Literatur von Frauen, in: Georges Duby / Michelle Perrot (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit, hg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davies, Frankfurt am Main / Paris 1994, S. 415–440 und Silke Dombrowsky: Kontinuität und Neuanfang. Von der aufgeklärten salonnière zur revolutionären citoyenne, in: Spirale der Zeit. Frauengeschichte sichtbar machen 4, 2008, S. 40–46 sowie Natalie Zemon Davies: Frauen, Politik und Macht, in Georges Duby / Michelle Perrot (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit, hg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davies, Frankfurt am Main / Paris 1994, S. 189–206.

45 Vgl. Bricard: Journal, S. 254. Der Lieutenant-Général Baron L.-J. Lahure berichtet über die negativen Auswirkungen der Familienbegleitung auf die Truppen: „Beaucoup d'hommes se faisaient suivre de leur femme ou de leur maitresse et de leurs enfants; on peut se figurer l'aspect que présentaient ces rassemblements. Les effectifs diminuaient aussi à vue d'oeil, soit par la désertion, soit par les congés obtenues des officiers sous prétexte de maladie ou autres motifs. L'embrigadement changea cela du tout au tout, non pas immédiatement, mais assez vite." Lahure: Souvenirs, S. 68.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das sie für das Vaterland, den Monarchen oder die ideologischen Werte ihrer Regierung erbringen, noch einmal hervorgehoben. Sie stellten ihr Leben, ihre Zukunft und ihr Glück hintenan, um ihre Pflicht zu erfüllen, was die heroische Qualität des bereits in Kapitel 3 beschriebenen militärischen Selbstopfers evoziert. Zudem verstärken die in den Selbstzeugnissen beschrieben männlichen Gefühle dieses Bild zusätzlich. Denn anstatt nur die Tränen der Frauen überwinden zu müssen, müssen die Militärs hier quasi ihre eigenen Emotionen und ihre eigenen Schwächen, die sie in Versuchung führen könnten, sich um ihre Pflicht zu drücken, besiegen. Dies erforderte eventuell sogar noch mehr Kraft als das Beiseiteschieben der weiblichen Gefühle und Anhänglichkeit. Auf den ersten Blick mag die Darstellung der Abschiedsszenen in den Selbstzeugnissen in ihrer Unterscheidung zu der in der Propaganda heraufbeschworenen militärischen Maskulinität verwundern. Eine genauere Analyse zeigt jedoch, dass die von den Autoren verwendeten narrativen Elemente nicht nur eine stärke Identifizierung mit ihrem Publikum, sondern sogar ein zusätzlich heroisches und damit auch militärisch-männliches Element enthielten.

Das andere Element der propagandistischen Genderpolitik – die explizite Verteidigung von Frauen – findet sich in den Selbstzeugnissen eher in indirekter Form. Die Soldaten berichten weniger davon, dass sie, ähnlich wie von Mühlenfels, zur Rettung einer Frau herbeigeeilt seien. Stattdessen deuten sie an, dass Frauen (und oft auch Kinder) zu den schutzlosesten Opfern des Krieges gehörten und drücken in ihren Selbstzeugnissen ihr Bedauern oder ihre Wut darüber aus.[46] Da es die Aufgabe der Soldaten war, durch ihre Kriegsteilnahme wieder für Frieden und damit für Ordnung und Sicherheit zu sorgen und so die missliche Lage der Frauen zu beenden, kann aus diesen Kommentaren durchaus der Wunsch oder zumindest die Darstellung herausgelesen werden, das weibliche Geschlecht gegen Gefahren zu verteidigen. In einem der untersuchten Selbstzeugnisse lässt sich hier die Beschreibung einer recht ungewöhnlichen Szene finden, die genau diesen Aspekt der Bewahrung der weiblichen Unversehrtheit in den Mittelpunkt stellt. Der anonyme, aber schon von den Zeitgenossen als Leutnant Schlaich identifizierte Offizier verfasste nur einige Jahre nach dem Ende der Befreiungskriege seine Erinnerungen an die Kriegsteilnahme 1812–13. Während des Russlandfeldzuges durchquert er mit seinem Regiment hierbei einen kleinen ruhigen Ort, der bis dahin von den Kriegswirren verschont geblieben war. Beim Anblick der feindlichen Soldaten fliehen die Anwohner und auch die Bewohner eines Schlosses, das in diesem Tal steht. Sie verlassen ihr Zuhause mitten in ihren alltäglichen Erledigungen. Der Offizier wandert nun durch das menschenleere

46 So z. B. berichtet der junge Soldat und spätere Abbé Cognet, dass eine Granate neben zwei spielende Kinder rollte und explodierte, als die Großmutter der Kinder auf sie zulief, um sie vor der Gefahr zu warnen. Cognet: Souvenirs militaires, S. 22. Auch berichtet er, dass mehrere Bataillone aufgrund der schlechten Wege gezwungen waren, dass kleine Haus und den Garten eines Bauern zu durchqueren, welcher zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern in der Ecke kauerte, die alle angesichts der Soldaten halbtot vor Angst waren. Vgl. ebd., S. 32.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schloss, und kommt an einem Schlafgemach vorbei, das so aussieht, als hätten sich die Bewohner noch vor wenigen Minuten dort aufgehalten:

> Eine Frauen-Toilette stund vor einem ungeheuren Spiegel aufgeschlagen […]. In stiller Wehmuth betrachtete ich dieses weibliche Heiligthum. Noch von wenigen Minuten ruhte vielleicht ein glücklicher Gatte am Busen seines geliebten Weibes in diesem Asyl der Liebe, und jetzt – jetzt steht ein feindlicher Krieger einsam in dem verlassenen Paradies! Aber wahrlich nicht fühlos! – Die Thränen traten mir bei diesen Betrachtungen in die Augen, und ich verlies das Zimmer mit inniger Rührung. Fest verschloß ich es, steckte den Schlüssel zu mir, damit wenigstens in meiner Anwesenheit keine rohe Hand dieß Heiligtum berühre.[47]

Bewegt von der Intimität der weiblichen Lebenswelt, in welcher sich Schlaich als Eindringling fühlt, beschließt er sein Möglichstes zu tun, um diesen Rückzugsort vor Plünderung und Zerstörung zu bewahren. Obwohl es sich hier um das Zuhause von Einwohnern des Feindeslandes handelt, scheint Schlaich sich verpflichtet zu fühlen, die weibliche Sphäre, welche in dieser Szene einen konzentrierten Ausdruck der Geborgenheit, Liebe und familiären Lebenswelt impliziert, zu verteidigen. Hier wird ein Männlichkeitsideal evoziert, dass sich in der Beziehung zum weiblichen Geschlecht äußert: Der Krieger hat die Aufgabe, die Frauen und ihr Zuhause vor der Gewalt und der Zerstörung des Krieges zu beschützen, ganz gleich, ob es sich dabei um Frauen des eigenen Landes oder dem des Feindes handelt.

Schlaichs Aufzeichnungen von 1819 sind keine leicht einzuordnende Quelle. Sie wurden ganz klar mit der Intention verfasst, veröffentlicht zu werden. Der Autor entschied sich, seine Erlebnisse in Form eines Briefromans festzuhalten. Die einzelnen Etappen seines Feldzuges beschreibt er in einzelnen Briefen, die er aus dem jeweiligen Feldlager an seinen Freund schickt. Die Erzählform, aber auch der sehr blumige und poetisch angehauchte Schreibstil des Verfassers lassen dabei teilweise Zweifel an der Authentizität des Geschilderten aufkommen. Auch wenn der Autor versichert, die beschriebenen Erlebnisse hätten sich so zugetragen, so überformen der poetische Schreibstil und die Erzählform doch die Kriegserfahrungen recht stark. Der Schreibstil scheint an die zu dieser Zeit schon abnehmenden, aber in literarischen Kreisen immer noch präsenten Konventionen des Kultes der Empfindsamkeit anzuknüpfen, der in seiner Entwicklung nicht zuletzt auch in dem Genre der Romantik endet. Der sehr sensible und mit persönlichen Gefühlen und Eindrücken fast schon überladene Ausdruck wirkt – vergleicht man den Text mit anderen militärischen Memoiren und Tagebüchern dieser Zeit – in einem militärischen Selbstzeugnis fremdartig. Schon zeitgenössische Militärs, die ebenfalls ihre Selbstzeugnisse veröffentlichten, sahen das Schriftstück recht kritisch und spotteten über den unmilitärischen Charakter des Textes. So bezeichnet Wilhelm von Koenig ihn als „unmilitäri-

[47] Schlaich: Interessante Scenen aus den Feldzügen von 1812 und 1813. Romantisch dargestellt von einem deutschen Offizier in Briefen an seinen Freund, Ludwigsburg 1819, S. 43–44.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sches und fades Geschreibsle“ und „poetisch, von Schiller gespiekte[ ] Gedanken und Phantasien.“ [48]

Dennoch stellt die Quelle ein interessantes Zeugnis militärisch-männlicher Leitbilder dar. Zum einen verdienen solch ungewöhnliche Selbstzeugnisse „trotz ihrer quantitativen Unerheblichkeit“[49] gerade besondere Beachtung, da sie bezeugen, dass es für die Formulierung der militärisch-heroischen Leitbilder keine „übermächtigen Sprachregelungen oder unhintergehbaren Formen der Selbstzensur gegeben hat, die den Konsens der Auffassungen erzwangen.“[50] Die Möglichkeiten einer individuellen Darstellung der eigenen Kriegserlebnisse und -erinnerungen waren durchaus gegeben, auch wenn sie das Risiko von Kritik durch die militärischen Zeitgenossen und Waffengefährten und damit auch den Verlust an Sozialprestige bargen – ein Grund, warum Schlaich seine Erinnerungen wohl anonym veröffentlichte, was jedoch nur bedingt erfolgreich war.[51]

Zum anderen kann die Erforschung der Wahrheit hinter dem Text und die Frage, ob sich das Erzählte auch wirklich so zugetragen hat, bei der Arbeit mit Selbstzeugnissen und ihrem subjektiven Charakter nur bedingt zu Ergebnissen führen. Dagegen birgt das Zeugnis von Schlaich jedoch interessante Einblicke in die narrativen Strukturen, die der Autor für seine Selbstdarstellung benutzt: Er stellt sich als sensibles Mitglied der höherrangigen Militärordnung dar, das seiner männlichen Pflicht, die weibliche Lebenssphäre zu beschützen, nachkommt. Dabei grenzt er sich aber durch seine ständische Mentalität, die seine empfindsame Natur, seinen Anstand und sein Pflichtgefühl bestimmt, von der verrohten Geisteshaltung und dem Verhalten seiner eigenen Soldaten ab, gegen welche er das „weibliche Heiligthum“ verteidigen möchte. Mehr noch, er knüpft in seiner Selbstdarstellung an frühere Männlichkeitsbilder der höheren Gesellschaftsschichten an. Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatten sich vor allem in Frankreich, aber zunehmend auch in England und deutschen Territorien gleich mehrere in Konkurrenz stehende Ideale von Maskulinität entwickelt, bei denen zum Schluss der militärische Held als eines der wichtigsten Männlichkeitsideale hervortrat. Dies geschah vor allem in der Auseinandersetzung mit der Hofkultur. Die Männlichkeitsbilder der adligen Elite wie der *honnête homme*, der *petit maître* und vor allem der *libertin,* die aus der höfischen Kultur des 17. Jahrhunderts entstanden waren, waren im 18. Jahrhundert zunehmend kritisiert worden. Neue Formen der Geselligkeit und Öffentlichkeit wie die Salons und die *republic des lettres* formten kulturelle Sphären, die zuweilen getrennt waren vom monarchischen Hof. Zwar wurden sie immer noch zu großen Teilen von Adligen frequentiert und die Vermischung von Mitgliedern der Aristokratie und Angehörigen der sich langsam stärker herausbildenden Schicht des Bürgertums war bei weitem nicht

48 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 105–106.
49 Becker: Bilder, S. 180.
50 Ebd.
51 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

so gegeben, wie sie von der älteren Forschung postuliert wurde,[52] doch gerade auf diese soziale Schicht des Bürgertums, welche ein Jahrhundert davor noch in Theaterstücken und Literatur lächerlich gemacht worden war, wurde zunehmend ein neues Licht geworfen.[53]

Hinzu kam eine Umformung der männlichen Identität durch den Kult der Empfindsamkeit, die Aufwertung des Natürlichen als moralisches und ästhetisches Prinzip sowie eine ideologische Förderung der Vaterschaft. Diese Elemente wurden jedoch von Aspekten der Vorstellung vom *honnête homme* beeinflusst. Das Ergebnis war eine Vermischung der Ideale des *honnête hommes* mit Vorstellungen des *bon citoyen*: An die Stelle der *art de plaire,* eines für den höfischen *honnête homme* vormals essentiellen Charakteristikums, trat nun die Kunst zu fühlen, sprich die Fähigkeit, Mitleid und Empathie für Bedürftige und Notleidende zu empfinden und auszudrücken. Der Kult der Empfindsamkeit förderte in diesem Zusammenhang eine regelrechte Notwendigkeit von Tränen und Weinen, die als Ausdruck dieser inneren Sensibilität gesehen wurden.[54] Die Sentimentalität, die der Offizier Schlaich beim Betrachten des weiblichen Schlafzimmers zum Ausdruck bringt, erscheint als eine logische Fortsetzung genau dieser Entwicklung des höfischen *honnête homme* durch Einflüsse der Kultur der Empfindsamkeit und bürgerlichen Wertvorstellungen, die Anfang des 19. Jahrhunderts das Bild des empathischen und emotionalen Offiziers, dessen Männlichkeit sich in seiner gefühlvollen Zuwendung zu Frauen und seinem Wunsch bzw. seiner Pflichtwahrnehmung, diese zu beschützen, offenkundig äußerte.[55]

Die oben aufgeführten Beispiele machen deutlich, warum die hier vorgestellten Narrative männlicher Selbstdarstellung nicht nur Teil von militärischen Leitbildern waren, sondern warum diese spezifische Form militärischer Maskulinität auch eine leichte Heroisierung ermöglichte. Die Rettung und Verteidigung von Frauen durch die kampferprobten, ehrenvollen und tugendhaften Militärs bildete zum einen ein bekanntes und tradiertes Merkmal traditioneller ritterlicher Heldenbilder, die schon seit dem Mittealter zum kulturellen Erfahrungskontext vieler europäischer Gesellschaften gehörten und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein tradiert wurden. Obwohl diese eher Teil eines adligen Habitus und Selbstverständnisses gewesen waren, öffnete die Französische Revolution diese Qualitäten für einen breiteren Kreis von Militärs, was unter Napoleon noch verstärkt, von

---

52 Siehe hierzu Antoine Lilti: Le monde des salons. Sociabilité et mondanité à Paris au XVIII^e^ siècle, Paris 2005. Lilti konnte in einer minutiösen Detaillanalyse der Gäste verschiedener Salons nachweisen, dass sich Bürgerliche und Adlige eher in unterschiedlichen Salons aufhielten und mehr unter sich blieben als die ältere Forschung, welche die Salons als Schmelztiegel der ständischen Durchmischung gefeiert hatte, postulierte.

53 So zum Beispiel im Genre des Dramas. Vgl. Vila: Elite Masculinities, S. 23.

54 Die Ausführungen zum Wandel des Männlichkeitsbildes folgen hier Vila: Elite Masculinities, S. 23.

55 Ob es sich beim Offizier Schlaich um einen Adligen oder ein Mitglied des hohen Bürgertums handelte, kann angesichts der wenigen Informationen über seine Person nicht genau festgestellt werden.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

deutscher Seite während der Befreiungskriege in leicht abgewandelter Form übernommen wurde und in den Jahrzehnten der Nachkriegszeit von den aufsteigenden Schichten des Bürgertums weitergetragen und angeeignet wurde. Mit der Verknüpfung der Vorstellungen von Verteidigen und Bewahren mit der Idee des Bürgersoldaten konnten diese ritterlich-adligen Eigenschaften für alle Soldaten geltend gemacht werden. Die Verbindung zu patriotischen Heldenqualitäten wie der Selbstaufopferung und der Pflichterfüllung machte dieses Männlichkeitsbild zu einem ansprechenden Narrativ der (Selbst-)Darstellung für Militärs jeden Ranges. Dabei blieben Kernelemente heroisch-ritterlicher Leitbilder wie Stärke und kriegerisches Geschick erhalten, indem auf die Verteidigung des Vaterlandes und der Frauen und somit auf den militärischen Kampf verwiesen wurde. Verstärkt wurden diese Eindrücke noch durch symbolische Formen des Kampfes, welche sich im Abschied von Angehörigen bzw. der Trennung von der zivilen Welt wiederfanden. Diese wurden als Herausforderung, als Hindernis dargestellt.

Es gibt jedoch es eine Diskrepanz in der Darstellung von Abschiedsszenen in der Propaganda und in den Selbstzeugnissen. In den autobiographischen Schriften wird neben der Überwindung der Tränen der Frauen auch der Kampf gegen die eigenen Gefühle und damit gegen die eigene Schwäche und Versuchung beschrieben. Obwohl hier zwar eine Abweichung zu der von der Obrigkeit propagierten stoischen und kampfeslustigen militärischen Männlichkeit stattfindet, die ihre Erfüllung in der kriegerischen Begeisterung für den Kampf und den Militärdienst findet, wird durch die Darstellung der eigenen Emotionen als Hindernis die heroische Qualität des in den Krieg ziehenden Militärs zusätzlich betont. Denn anhand der erwähnten männlichen Gefühle werden das Selbstopfer sowie der Vorrang der militärisch-bürgerlichen Pflicht noch einmal verstärkt hervorgehoben, welche so diese exzeptionelle Leistung der Soldaten in den Mittelpunkt stellen. Über diese Sensibilität kann dann in einzelnen Fällen gerade auch in Verbindung zur weiblichen Lebenswelt, wie beispielsweise in Schlaichs Erinnerungen, die heroische Disposition des Militärs beleuchtet werden, der bei seiner Verteidigung von Vaterland und Zivilbevölkerung seine eigenen Gefühle einerseits zu beherrschen, sie andererseits aber auch als Werte- und Tugendkompass zu nutzen hat.

5.2 Beziehungen zu Frauen: Virilität und Beliebtheit bei Frauen

Obwohl die Forschung sich in den letzten Jahrzehnten intensiv mit der napoleonischen Militärkultur auseinandergesetzt hat, wurde ein Aspekt relativ stark vernachlässigt: die eindringlichen sexuellen Inhalte und deren lebhafte Darstellung in der offiziellen Propaganda. Dabei orientierte sich der Geschlechterdiskurs nicht nur an der Vorstellung des kriegerischen Mannes, der die Frau vor Gefahren beschützt, sondern hob auch gerade die Virilität und die Anziehung der napoleonischen Soldaten hervor. Die napoleonische Militärkultur förderte dabei zwar eine

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verstärkte Darstellung männlicher Virilität in Beziehung zu Frauen, doch die Idee, dass Soldaten bzw. der Militärdienst Männer besonders attraktiv mache, ist keineswegs eine Erfindung Napoleons. Schon im 16. Jahrhundert genossen Söldnerheere wie die deutschen und schweizerischen Landsknechte und Reisläufer nicht nur den Ruf, sehr versierte Kämpfer zu sein, sondern in literarischen und bildlichen Erzeugnissen wurde ihnen eine herausragende Männlichkeit attestiert, die extrem anziehend auf Frauen wirke.[56] Diese Idee des Soldaten als Inbegriff attraktiver und viriler Männlichkeit zog sich durch die gesamte Frühe Neuzeit hindurch bis ins 20. Jahrhundert.[57] Dass die Verbindung von aggressiver männlicher Virilität und unermüdlichem Kampfeseinsatz unter dem napoleonischen Regime so stark betont wurde, mag also nicht nur aus neuen Elementen der napoleonischen Militärkultur und der dazugehörigen Propaganda resultieren, sondern auch auf vorherige militärische Leitbilder zurückzuführen sein. Gerade die Französische Revolution und insbesondere die Jahre der *Terreur* mögen mit der starken Heroisierung und damit der Überhöhung der militärischen Männlichkeit als eine der dominantesten Maskulinitätsvorstellungen den Boden für die aggressiv-kämpferische Virilität der napoleonischen Propaganda bereitet haben. Der Kriegsbeginn 1792 bildete hierfür ein entscheidendes Datum. Zwischen 1792 und 1794 verwandelte die französische Regierung das Militär in eine *école du jacobinisme*. Die Militärkultur der jakobinischen Republik sollte die Rekruten zu Bürgersoldaten formen. Hierfür war entscheidend, dass die Vorstellung des militärischen Mutes, eine heroische Qualität, die vorher ein typisches Merkmal adliger Männlichkeitsvorstellungen gewesen war, auf alle männlichen Bürger übertragen wurde, unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Stand. Der französische Mann wurde als natürlicher Soldat dargestellt, dessen Elan und Patriotismus ihn auf dem Schlachtfeld gleichsam unbesiegbar machten.[58] Dabei propagierte die revolutionäre Regierung zwei essentielle Ideen von heroischer Maskulinität: Erstens sei das patriotische Opfer, das die Soldaten im Krieg leisteten, das ultimative Zeichen von Männlichkeit. Und zweitens wirke das Schlachtfeld als bestes Testfeld für die eigene Maskulinität. Damit rückte der Militärdienst aus genderperspektivischer Sicht zur höchsten Vokation auf, die sogar Familie und Religion in ihrer Bedeutung überschattete und nur hier die ultimativen heroischen Taten zuließ.

Während der *Terreur* nahmen diese Vorstellungen von heroischer Maskulinität dann ihre extremsten Formen an, indem quasi im patriotischen Selbstopfer eine Erlösung durch Gewalt und eine Reinigung durch Blutvergießen propagiert wurde.[59] Am stärksten wurde diese radikale Maskulinität jedoch im Kult um die Revo-

---

56 Vgl. Minelli: Soldat. Siehe beispielsweise den Kupferstich *Das Fräulein zu Pferde und der Landsknecht v*on Albrecht Dürer aus dem Jahr 1497. Siehe auch Rogg: Landsknechte; Xenakis: Gewalt und Gemeinschaft, sowie Baumann: Landsknechte.

57 Siehe hierzu, vor allem zur anziehenden Männlichkeit von NS-Soldaten, den Aufsatz von Marstaller: Zur Erotik des Kriegsversehrten.

58 Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Hughes: Making Frenchmen, S. 54.

59 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 54. Siehe auch Kapitel 3.2.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lutionshelden sichtbar, der sich beispielsweise in Staatsbegräbnissen in der 1792 in das Panthéon umgewandelten Kirche Saint-Geneviève und in neuer patriotischer Kunst zeigte.[60] Die Revolutionäre der *Terreur* versuchten also, ein emotional ansprechendes und appellatives Männlichkeitsideal zu schaffen, das offensichtliche heroisch-militärische Züge trug und mit dem sich Männer aller sozialen Schichten identifizieren konnten. Es sollte so zur Nachahmung anregen, um nicht zuletzt darüber politische Konformität zu schaffen. Dafür griff man auf ein breites Spektrum verschiedener medialer Vermittlungen zurück, wie eben die Erziehungspolitik, offizielle und öffentliche Festivitäten sowie radikale Rhetorik, Ikonographie und Insignien, die das Maskulinitätsideal der Bevölkerung näherbringen sollten.[61]

Obwohl sich unter den Thermidorianern und dem Direktorium von 1794 bis 1799 die Vorstellungen von Maskulinität abermals veränderten und infolge der traumatischen Erfahrungen der *Terreur* und des Bürgerkrieges wieder Werte wie Kontrolle, Mäßigung und Familiensinn als wichtige Elemente des männlichen Leitbildes hochgehalten wurden,[62] war erstens diese offizielle Rhetorik nicht unbedingt von Erfolg gekrönt[63] und zweitens wurden die kriegerisch-militärische Männlichkeit und damit die französischen Soldaten mit ihren kriegerischen Tugenden gleichsam unter Napoleon und seinem Regime wieder zum Epitom der Männlichkeit. Dieses Maskulinitätsideal umfasste Attribute wie kriegerisches Geschick, Begeisterung für den Kampf und das Verlangen nach Ruhm und Ehre – heroische Merkmale also, die traditionellerweise eher mit adligen Männlich-

60 Zu den *grands hommes* vgl. Marquart: Grand homme und Bumbaris: Eine Nation.

61 Vgl. Quinlan: Men, S. 40–41.

62 Traumatisiert von der *Terreur* und dem Bürgerkrieg schwankten vor allem die besitzenden Schichten zwischen Radikalismus und Reaktion, in der Hoffnung, die erkämpften Werte und Freiheiten von 1789 erhalten zu können. Als Grund für die Ereignisse der *Terreur* wurden im offiziellen Moraldiskurs unkontrollierte Emotionen und individuelle Emanzipation ausgemacht. Daraufhin wurde argumentiert, dass, um die soziale Ordnung zu erhalten, auf privater Ebene, sprich in der Familie, strenge häusliche Gesetze vorherrschen sollten, damit gefährliches Verhalten im Vorfeld kontrolliert werden könne, bevor es im öffentlichen Leben quasi explodiere. Damit wurde die Rolle der Familienväter gestärkt, welche sich durch die männlichen Werte von Kontrolle, Mäßigung, Vernunft und Familiensinn auszeichnen sollten. Vgl. ebd., S. 43.

63 Diese offizielle Moralität stand im Kontrast zu den Ausschweifungen. In ihrer Reaktion gegen den jakobinischen Puritanismus bildeten sich modische Exzesse und schockierende kulturelle Praktiken heraus, wie beispielsweise Bälle für die Angehörigen von Guillotineopfern inklusive der entsprechenden Kostümierungen. Dies untergrub nicht nur die offizielle Rhetorik der Familienwerte, sondern führte auch dazu, dass Männer sich in kleineren brüderlichen Assoziationen außerhalb von Familie und Staat zusammenfanden, wofür die sogenannten Muscadins ein auffälliges Beispiel bildeten. Die Muscadins galten als gewalttätige Gruppen von jungen Männern, die sich als Kämpfer der thermidorianischen reaktionären Politik verstanden und bekannte Mitglieder der *Terreur* und Personen in radikal-revolutionärer Kleidung in den Straßen von Paris mit Prügeln angriffen. Sie waren oftmals Kriegsdienstverweigerer und benutzten medizinische Gründe, wie beispielsweise schlechtes Augenlicht, als Gründe für die Befreiung vom Militärdienst. Sie galten als Antithese zu den Sans-Culottes, und benutzten ihre Mode als eine politische Uniform. Ihr weiblicher Counterpart waren die Merveilleuses. Vgl. Quinlan: Men, S. 44.

https://doi.org/10.5771/9783967401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

keitsvorstellungen assoziiert wurden. Dabei wurden auch die Tugenden des Patriotismus und der Bereitschaft, für das Vaterland und seinen Ruf zu kämpfen, die unter der Französischen Revolution bereits für alle Bevölkerungsgeschichten geöffnet worden waren, erneut betont und verstärkt auf den militärischen Kontext ausgelegt. Hinzu kam in dieser neuen Männlichkeit eine aggressive und virile Heterosexualität. Ziel der napoleonischen Regierung war es, den heroischen Militär als essentielles Modell französischer Männlichkeit zu fördern und – ähnlich wie es die revolutionären Regierungen versucht hatten – dieses Modell für alle Männer zugänglich zu machen, damit quasi alle männlichen Franzosen zu Kriegern gemacht werden konnten. Dies ging so weit, dass Französischsein und Kriegertum gleichgestellt wurden: Den Franzosen, so die napoleonische Propaganda, seien kriegerische Fähigkeiten und Tugenden angeboren.[64]

Diese Idee an sich war nicht komplett neu: Der europäische Schwertadel hatte sich zeitlebens darüber definiert, dass der Militärdienst sein natürlicher Aufgabenbereich sei und dass der männliche Adel das Kriegsführen quasi im Blut habe. Im Mittelalter war die militärische Funktion deshalb praktisch synonym mit adliger Männlichkeit gesetzt worden und der militärische Held blieb trotz des Aufkommens neuer Maskulinitätsideale wie dem *honnête homme,* dem *gentilhomme* oder dem *courtisan* auch im Laufe der Frühen Neuzeit noch das dominierende Männlichkeitsbild der Aristokratie.[65] Die Französische Revolution hatte aber die Grundsteine dafür gelegt, diese Vorstellungen auf die gesamte französische Bevölkerung auszuweiten, und Napoleon begann schon in seiner Funktion als General der Revolutionsarmee, diese Werte auf seine Truppen zu übertragen. Er erkannte das Potenzial der Armee, um einen weitreichenden Wandel in der französischen Gesellschaft und Kultur herbeizuführen. Als Konsul und später dann als Kaiser entwickelten er und seine Regierung eine Militärkultur mit weitreichendem Programm, bestehend aus einem Set von Ideen und Praktiken, die nicht zuletzt eine Armee kreieren sollten, welche extrem motiviert und beeinflusst von kriegerischen Werten und vor allem auch loyal zu Napoleon und seinem Staat war.[66] Die Betonung der soldatischen Virilität und damit implizit angedeutet der angeblich erleichterte und zuweilen auch erzwungene Zugang zu Frauen und sexuellen Beziehungen bildeten hierbei ein wichtiges Element. Der Historiker Michael J. Hughes konnte sogar in seiner Studie zu den napoleonischen Soldaten nachweisen, dass virile Männlichkeit von der Regierung als ein Motivationsfaktor für die Armeemitglieder benutzt wurde.[67] Vor allem in Liedern, die zu weiten Teilen von der Obrigkeit, sogar von Napoleon selbst in Auftrag gegeben wurden, wurden die Anziehung der französischen Soldaten sowohl in der Heimat als auch im Feindesland und ihre sexuellen Eroberun-

64 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 51–52.
65 Vgl. ebd., S. 52–53.
66 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 55.
67 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen besungen. So beispielsweise in dem Lied *Encore un coup!*, das der berühmte Gesangsverein *Caveau moderne* bei einem Bankett der Armee vortrug: „Jeunes Héros sous la tente / A table, au lit, au combat/ Chantez ce refrain qui tente / La Filette et le Soldat."[68] Hier wird nicht nur das kämpferische Können der Soldaten, sondern auch ihr Talent im sexuellen Bereich gelobt. Dabei wird eine explizite Verbindung zwischen der Virilität und dem Kriegertum hergestellt: Die distinktive kriegerische Version dieses napoleonischen Männlichkeitsbildes äußert sich in seiner Verbindung und seiner Wirkung auf das weibliche Geschlecht.

Ein anderes Lied aus der gleichen Liedersammlung *Aux Braves de la Grande Armée* illustriert diese Wirkung in einer etwas subtileren Weise: „C'est en vain que l'Anglais trame / Et s'apprête à des succès / La Victoire est une femme / Et vous… des Soldats français."[69] Hier wird impliziert, dass die französischen Soldaten auf Frauen solch einen anziehenden Effekt ausübten, dass diese ihnen – trotz der Bemühungen anderer Männer – auf jeden Fall auf kurz oder lang zugeneigt seien. Da es sich bei der hier besungenen Frau aber nicht um eine reale Person handelt, sondern um den personifizierten Sieg, wird abermals die Verbindung zwischen den kriegerischen Fähigkeiten und den sexuellen Talenten der französischen Soldaten hergestellt. Denn der militärische Sieg wird selbstverständlich nicht mit Bravour im Liebesakt errungen, sondern durch taktische und kämpferische Überlegenheit auf dem Schlachtfeld. Dass der Sieg, in Form einer weiblichen Gestalt, den Franzosen dennoch zweifellos zukommen werde, deutet auf die unumstrittenen, überlegenen kriegerischen Fähigkeiten der napoleonischen Soldaten hin, die mit ihrer Superiorität in Liebensdingen quasi gleichgesetzt werden. Zusätzlich wird ein Seitenhieb auf die militärischen Gegner, die Engländer, ausgeteilt, die weder das militärische Geschick noch den sexuellen Charme der Franzosen besäßen.

Solche Lieder wie die der *Caveau moderne* wurden auf offiziellen Feiern, Banketten und militärischen Festivitäten von professionellen Gesangsvereinen, den *Gouettes*, vorgetragen und von den Soldaten selbst gesungen. Sie wurden zu großen Teilen von der Regierung in Auftrag gegeben. Das Lied *Encore un coup!* wurde beispielsweise von einem Liederschreiber der *Caveau* komponiert, der Auftraggeber war jedoch Napoleon selbst.[70] Die Lieder wurden von der Regierung unter den Soldaten verbreitet, sie konnten einzeln oder in ganzen Sammlungen von sogenannten *colporteurs* gekauft werden und wurden regelmäßig in militärischen Kontexten vorgetragen.[71] Ein Blick in eine der Liedersammlungen der *Caveau moderne* zeigt, dass fast alle Lieder auf der Melodie eines anderen Soldatenliedes oder Volksliedes basieren bzw. nach dessen Melodie gesungen werden sollten. So fiel es Soldaten leichter, sich die entsprechenden Lieder selbst

68 Hommage du Caveau moderne, S. 25.
69 Ebd., S. 30.
70 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 51.
71 Vgl. ebd., S. 55.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mit neuen Liedtexten zu merken und sie wiederzugeben, da sie auf bereits vertraute und verinnerlichte Tonfolgen und Rhythmen zurückgriffen. Dies konnte wiederum helfen, die Soldatenlieder einfacher, schneller und weiter zu verbreiten und große Teile der Armee mit ihren Inhalten, inklusive der Männlichkeitsbilder, bekannt zu machen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass sich die in den Liedtexten enthaltenen Vorstellungen von sexueller Anziehung und Männlichkeit durchaus in den Selbstzeugnissen wiederfinden.

5.2.1 Explizite Beziehungen zu Frauen: Ständische Umgangsformen

Ein Selbstzeugnis, in welchem sich mehrere Hinweise auf die Beziehung von Frauen zu den Soldaten der Revolution und in diesem Kontext auch über die angebliche Attraktivität der Militärs finden lassen, sind die Memoiren des *volontaire* Bricard. So bemerkt er, dass die holländischen Frauen den einmarschierten französischen Soldaten durchaus nicht abgeneigt gewesen seien: „Les femmes, qui sont charmantes, ne paraissaient pas avoir d'aversion pour les Français."[72] Expliziter wird der Autor dann bei seinem Feldzug nach Italien 1797. Als sie nach Treviso kommen, werden er und seine Kameraden von einer großen Menge schwangerer Frauen empfangen, die nach Neuigkeiten und dem Verbleib ihrer „anciens locataires" fragen, sprich also den französischen Soldaten, die bereits vor einigen Monaten hindurch gezogen und bei den Frauen einquartiert gewesen waren.[73] Dass die Soldaten eine sexuelle Beziehung zu den italienischen Einwohnerinnen gepflegt haben, ist durch die Schwangerschaften und die Besorgnis der Frauen um den Verbleib der Väter mehr als offensichtlich. Mit seinen Erzählungen erfüllt der Autor schon für die Soldaten der Französischen Revolution ein Bild soldatischer Männlichkeit, das später Napoleon in seiner Militärkultur stark implizieren sollte: Das Versprechen, der Militärdienst werde französische Soldaten so unwiderstehlich machen, dass die Frauen in den eroberten Feindesländern ihnen nicht widerstehen könnten, was nicht nur zu sexuellen Begegnun-

---

72 Bricard: Journal, S. 124. Und auch die Anwohnerinnen der Stadt Erlangen sind den Revolutionssoldaten sehr zugetan. Zusammen mit den männlichen Anwohnern und den Kindern der Stadt besuchen sie abends das Lager der Truppen und heißen die Soldaten willkommen. Diese sehr eleganten, in Weiß gekleideten Damen unterhalten sich mit den Franzosen, „d'une manière très affable et très spirituelle, joignant à ces belles qualités une rare beauté", was auf einen recht gesitteten Umgang schließen lässt, doch einige von ihnen „d'un genre plus leste, couchèrent au camp avec les militaires." Ebd., S. 218. Zwar erwähnt der Autor nicht, dass es zu sexuellen Beziehungen zwischen den Anwohnerinnen und den biwakierenden französischen Soldaten kam, doch es impliziert sehr stark, dass die Frauen nicht bloß zum Biwak hinaufgekommen waren, um dort zu übernachten, wenn ihre Stadt nicht allzu weit entfernt war.

73 Bricard: Journal, S. 283. Zu den italienischen Frauen äußert sich Bricard auch noch ausführlicher: „les femmes y sont très aimables, très complaisantes, mais aussi, bien friandes et bien nonchalantes; enfin ce sont de charmantes femmes à la chambre et non au ménage." Ebd., S. 290. So berichtet der Autor zwar nicht direkt, dass er selbst eine sexuelle Beziehung zu einer Frau gepflegt habe, sein Kommentar impliziert es jedoch recht stark.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen führen werde, sondern auch dazu, dass die Frauen zu Geliebten und späteren Ehefrauen würden.[74]

Doch auch in deutschen Selbstzeugnissen lassen sich Berichte über die angeblich anziehende Männlichkeit einiger Soldaten finden. Das betrifft zum einen die Offiziere, die zwar deutscher Herkunft waren, aber unter Napoleon dienten. Ein Beispiel wäre hier der badische Offizier Carl Sachs, der in seiner vergleichsweise wenig umfangreichen Sammlung von Tagebuchblättern sehr häufig von den schönen Töchtern seiner Wirte berichtet, mit denen er anbandelte. Sogar nach seiner Rückkehr aus dem Russlandfeldzug 1812, bei dem er extrem traumatische Erfahrungen gemacht und großes Leid gesehen hatte, wendet er seine Aufmerksamkeit wieder recht schnell – sobald er wieder halbwegs sicheren, sprich deutschen Boden betreten hat – den Frauen zu.[75]

Ein fast schon außergewöhnlich zu nennendes Selbstzeugnis stellen in diesem Kontext auch die 1848 zum ersten Mal veröffentlichten Aufzeichnungen des Offiziers Johann Konrad Friederich dar, der zuerst als Unteroffizier im Regiment des zu Napoleon übergelaufenen Fürsten von Isenburg diente. Seine Memoiren sind nicht nur mit Beziehungen und kurzen Liebesaffären mit den Töchtern seiner Wirte und „Strohwitwen" überladen, sondern er beschreibt sie auch derart explizit, dass seine Veröffentlichung lange Zeit von Verlegern, Herausgebern und Bearbeitern eher als Sammelobjekt erotischer Literatur betrachtet wurden denn als Quelle zur Militärgeschichte.[76] Mit gerade mal 16 Jahren in den Militärdienst eingetreten, beschreibt er direkt am Anfang die „feurigsten Küsse […] und eine lange, lange Umarmung"[77] sowie expliziter noch Nächte, in denen er sich „sämtlich und ziemlich ent- oder vielmehr nur zu Hälfte bekleidet"[78] mit gleich mehreren Frauen zur Ruhe begibt, in denen er „erst gegen Morgen […] das gastfreundliche Zimmer und Ehebett"[79] verlässt oder sich von einer sechs Jahre älteren Dame, der er den sexuell „unerfahrenen Neuling" vorspielt, „in die Geheimnisse der praktischen Liebe"[80] einweihen lässt. Dabei nehmen die Beschreibungen seiner sexuellen Erlebnisse fast schon abenteuerliche Züge an: Einmal betritt er aus Versehen nachts statt des Schlafzimmers seiner Geliebten das Schlafzimmer ihrer Mutter,[81] ein anderes Mal wird er in Genua von einer seiner Liebhaberinnen fast mit einem Stilett erstochen, als diese herausfindet, dass er mehr als nur einer in Dame in Genua gleichzeitig den Hof macht.[82] Dazu

74 Vgl. Hughes: Making Frenchmen, S. 61.
75 Vgl. Sachs: Erinnerungsblätter, S. 54.
76 Vgl. Friederich: Abenteuer, Nachwort S. 550.
77 Ebd., S. 24.
78 Ebd., S. 19.
79 Ebd., S. 24.
80 Ebd., S. 33.
81 Vgl. ebd., S, 23–24.
82 Vgl. ebd., S. 114. Besagte Dame schleicht maskiert zusammen mit einer anderen Frau, der der Autor ebenfalls Avancen gemacht hatte, in sein Zimmer, wo er sich mit einer dritten Frau treffen wollte. Die dritte Frau ist die, an der er am meisten interessiert ist und der Versuch, sie zu

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

drängt er sich den Frauen regelmäßig auf, küsst diese auch, wenn sie sich „sträuben" und kommt nachts in ihre Schlafzimmer, auch wenn sie ihm dies zuvor untersagt haben,[83] so dass seine Erzählungen nicht nur regelmäßig ziemlich übertrieben, sondern auch eher geschmacklos und lüstern statt galant wirken.

Da schon andere von ihm berichteten Ereignisse und Behauptungen als nichtzutreffend geklärt werde konnten,[84] steigern diese sehr ausgeschmückten Episoden viriler Männlichkeit die Zweifel am Wahrheitsgehalt seiner Erzählung. Zudem versuchte sich der Autor nach seinem Militärdienst, den er eher unzufrieden beendet hatte, als Schriftsteller, Verleger und Herausgeber, woran er jedoch scheiterte, und am Ende starb er verarmt.[85] Mit seinen Memoiren scheint also auch der Versuch verbunden gewesen zu sein, einen literarischen Erfolg zu erzielen. Er veröffentlichte sie zunächst 1848/49 in Tübingen unter dem Pseudonym des angeblich bereits verstorbenen deutsch-französischen Offiziers Karl Ferdinand Fröhlich, was schon ein Beleg dafür ist, dass die Veröffentlichung des Selbstzeugnisses nicht unbedingt mit der Intention, das eigene Leben und die eigenen Erfahrungen möglichst wahrheitsgetreu wiederzugeben, erfolgte. Vielmehr schien es darum gegangen zu sein, ein breites Publikum zu erreichen und das Schriftstück erfolgreich zu verkaufen.

Dies macht auch der kurz nach Johann Konrad Friederichs Tod erschienene Nachdruck von 1858, der unter dem Titel *Casanovas Nachfolger oder Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse eines galanten Offiziers* herausgegeben wurde, deutlich. Überhaupt scheint die Erzählung stark von den zu dieser Zeit immer wieder neu aufgelegten Memoiren von Giacomo Casanova beeinflusst zu sein. Auch dies stellt wiederum die Authentizität des Selbstzeugnisses in Frage. Vor allem aber verweist der Titel auf eine bestimmte heroische Figur, die auf den ersten Blick nicht immer unbedingt im militärischen Kontext verortet wird, nämlich die Figur des Frauenhelden.[86] Beim Frauenhelden handelt es sich nicht um einen Quellenbegriff oder gar eine zeitgenössisch scharf umrissene kulturelle Figur, sondern um eine eher vage heroische Präfiguration, die quasi den „erotischen Archetypus" verkörpert und für „halb geduldete, halb sanktionierte Abweichungen monogamen Normverhaltens innerhalb von heterosexuellen Geschlechtsbeziehungen"[87] steht. Dabei repräsentiert der Frauenheld die männliche Vorstellung sexueller Omnipotenz; seine historischen und literarischen Erscheinungsformen dienen also in erster Linie der Projektion männlicher Sexualinteressen. Doch damit ist ihm zugleich – wie eigentlich allen Heldenfiguren auch – ein destabi-

umwerben, ist gleichsam eine Erzählung für sich, eine seitenlange Liebesgeschichte mit dramatischen Hindernissen und Intrigen. Vgl. ebd., S. 93–117.

83 Vgl. ebd., S. 23.

84 Vgl. ebd., S. 545–546.

85 Vgl. ebd., S. 550–551.

86 Die weiteren Ausführungen in diesem Absatz folgen Dominik Pietzcker: Frauenheld, in: Compendium Heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/frhd1.0

87 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lisierendes Element zu eigen: Durch seine transgressiven Aktionen überschreitet er die gesellschaftlichen und religiösen Wert- und Normvorstellungen von Ehe, Treue und Keuschheit und bildet damit zugleich ein Ventil für die restriktive und repressive Sexualmoral einer Gesellschaft. Gerade diese Funktion mag erklären, warum er trotz seiner den dominanten Moral- und Tugendvorstellungen der Frühen Neuzeit und den moralischen Leitlinien des Bürgertums des 19. Jahrhunderts entgegenstehenden Handlungen und Überzeugungen in der Literatur, dem Theater und der Oper ein recht beliebtes Motiv bildete.[88] Und es wird auch deutlich, warum der Frauenheld im postmodernen Zeitalter, welches sich im Vergleich zu den früheren Jahrhunderten durch deutlich liberalere und freiere Auffassungen von Sexualität und romantischen Beziehungen auszeichnet, eigentlich nur als Karikatur auftritt.

Der Typus der Frauenhelden lässt sich in unterschiedlichsten Formen bis in die Antike zurückverfolgen. So findet sich in der antiken Mythologie und Literatur häufig das Bild des promiskuitiven und untreuen Mannes, welches nicht zuletzt an das klassische Bild des Heros angelehnt ist.[89] Doch auch antiken historischen Persönlichkeiten wurden Merkmale und Charaktereigenschaften dieses Leitbildes des promiskuitiven Mannes zugeschrieben. Dabei wird gerade auch militärischen Helden und berühmten Feldherren oftmals ein ausgeprägtes (sexuelles) Interesse an Frauen nachgesagt. Der Heerführer Sulla zeichnete sich angeblich nicht nur durch seine genialen, militärischen Erfolge aus, sondern auch durch seine Nähe zu Schauspielerinnen und Lebedamen. Auch Caesar soll in seinen jungen Jahren angeblich einen ausgeprägten „erotischen Appetit“[90] gehabt haben, und Marcus Antonius ging nicht nur wegen seiner fast schon legendären Liebesaffäre mit Kleopatra in die Geschichte ein, sondern auch wegen seiner ausschweifenden Feste, bei denen er sich als neuer Dionysos feiern ließ.[91] Diese historischen und literarischen Beispiele wurden bis in die Frühe Neuzeit rezipiert und es entwickelten sich teilweise daran angelehnte, aber durchaus veränderte Formen des Frauenhelden. In der italienischen Frührenaissance fand das höfische Ideal des *galantuomo* rege Verbreitung[92] und im *Ancien Régime* Frankreichs wurde Choderlos de Laclos’ Briefroman *Les liaisons dangereuses* von 1782 zu einem großen Erfolg. Der Roman kann hierbei nicht nur als Beispiel der *libertinage*, sondern auch als Ausdruck „einer spezifischen erotischen Kultur romanisch-lateinischer Prägung“ gelesen werden, auch wenn er eher ein recht zynisches Sittengemälde der Epoche zeichnet.[93] Die Französische

88 Vgl. Pietzcker: Frauenheld.
89 Vgl. Pietzcker: Frauenheld.
90 Ebd.
91 Vgl. ebd.
92 Der *galantuomo* bildet das Idealbild des Mannes von Welt, welcher nicht nur in der Jagd, der Diplomatie und der Dichtkunst glänzt, sondern auch im Umgang mit den Frauen besonderes Geschick zeigt. Boccaccios erotische Novellen sind hierfür das klassische Beispiel. Vgl. ebd.
93 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Revolution mag zwar mit ihrem bürgerlichen Tugendkult striktere Vorstellungen von erotisch-sexuellen Beziehungen und Freiheiten postuliert haben, doch konnte sie den „sexuellen Liberalismus" nicht wirklich ausradieren.[94] Genau dies ermöglichte es dann der napoleonischen Militärkultur, an die vielfältigen, teilweise jahrhundertealten heroischen Leitbilder und Präfigurate des Frauenhelden anzuknüpfen und ihn für die Vorstellungen militärisch-heroischer Männlichkeit zu instrumentalisieren.

Dabei wird anhand der Quelle von Johann Konrad Friederich deutlich, wie weit das Bild des virilen, galanten napoleonischen Offiziers und seiner aggressiven Heterosexualität, sprich eines militärischen Frauenhelden, auch unter deutschen Soldaten und der deutschen Leserschaft verbreitet war. Denn gerade im deutschsprachigen Raum (mit Ausnahme von Österreich) fällt die Abwesenheit von prominenten neuzeitlichen Verführungskünstlern und Frauenhelden sowohl in der Geschichte als auch in der Literatur auf. In den berühmtesten Liebesgeschichten der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts wird meist eher die unerschütterliche Treue zu einer einzelnen Frau, oftmals mit tragischem Ausgang, erzählt.[95] Anstelle von Liebesabenteuern scheint eher die Thematik des Liebesschmerzes im Vordergrund gestanden zu haben.[96] Daher mag es auf den ersten Blick verwundern, dass ausgerechnet ein deutscher Offizier bei seiner Selbstdarstellung in seinem Selbstzeugnis auf die typischen Merkmale des literarischen Typus des Verführungskünstlers zurückgreift: die sexuellen Omnipotenz, seine galanten Umgangsweisen, die auffallende Beliebtheit bei den Frauen, die Eifersucht seiner unterschiedlichen Geliebten und sogar die Gefahr, welche durch die betrogenen Ehemänner, die wiederum selbst einen eigenen Topos in der (Liebes-)Literatur bilden,[97] ausgeht. Diese Darstellung als Frauenheld mit ausschweifenden sexuellen Eskapaden und Abenteuern erscheint jedoch weniger verwunderlich, wenn man bedenkt, dass Johann Konrad Friederich eigentlich in französischen Diensten stand. Anhand von Quellen wie Friedrichs Memoiren, aber auch den Tagebuchblättern von Carl Sachs – wenn auch hier die Beziehungen zu Frauen etwas weniger skandalös beschrieben werden – wird erkennbar, dass, obwohl die napoleonische Militärkultur primär das Französischsein und

94 Vgl. ebd.

95 Im Gegensatz zu den französischen oder angelsächsischen Frauenhelden schienen die deutschen romantischen Liebhaber in der Literatur wie beispielsweise in Goethes *Werther*, Novalis' *Heinrich von Ofterdingen* oder Hölderlins *Hyperion* sich eher durch „Objekttreue bis zum Tode" auszuzeichnen: Anstatt möglichst vielen Frauen erfolgreich den Hof zu machen, konzentrieren sie ihre Hingabe und Liebe – zuweilen exzessiv – auf eine einzige weibliche Figur und nehmen dafür auch unbeschreibbares Leid und sogar den Tod in Kauf. Dominik Pietzcker sieht den deutsch-bürgerlichen Protestantismus und seine repressive Sexualmoral als eine Erklärung dafür. Nationaltypisch in diesem Sinne ist für ihn beispielsweise auch die Faust'sche Gretchentragödie „als Ausdruck des unlösbaren Dilemmas der verführten Frau in einer feudal geprägten Unterdrückungsgesellschaft." Vgl. Pietzcker: Frauenheld.

96 Vgl. ebd.

97 Vgl. ebd.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die attraktive kriegerisch-virile Maskulinität miteinander verband, diese Leitbilder auch von den ausländischen Soldaten rezipiert wurden, die während der Napoleonischen Kriege für Frankreich kämpften.

In der *Grande Armée*, welche eben nicht nur aus Franzosen, sondern auch aus Rekruten und Regimentern der eroberten und alliierten Gebiete bestand, waren die Soldaten unterschiedlichster Herkunft der napoleonischen Militärkultur und ihrer postulierten Männlichkeit ausgesetzt, nicht zuletzt mit dem Ziel, diese zu einer militärischen Einheit, zu einer Armee zu formen. Es verwundert also nicht, dass hier die typisch französischen napoleonisch-militärischen Männlichkeitsbilder von deutschen Militärs übernommen wurden. Im Falle der Qualität des Patriotismus übernahmen vor allem die Regierungen und die intellektuellen *Patrioten* die Beobachtung, Aneignung und Vermittlung französischer Ideen, während die Soldaten anhand ihrer Selbstzeugnisse eher an der Bewertung, Rezeption und Festigung der angeeigneten heroischen Deutungsmuster beteiligt waren. Im Gegensatz dazu scheinen bei der Qualität der kriegerischen Männlichkeit die Offiziere und Soldaten auch an der Vermittlung aktiv mitgewirkt zu haben. Hier erfolgte eine direkte Übernahme der napoleonisch-französischen Deutungsmuster durch die (deutschen) Militärs, welche als Teil der *Grande Armée* direkte Adressaten der napoleonischen Propaganda waren. Die Rezeption und Aneignung der fremden Kulturelemente wurde dann ebenfalls durch die Militärs vorangetrieben, indem sie sie noch Jahrzehnte später in ihren Memoiren und Autobiographien festhielten und an ein deutsches Lesepublikum herantrugen. Selbst in den Erscheinungsjahren von Friederichs Memoiren, in denen die napoleonischen Eroberungskriege mit einer zunehmenden kritischen Haltung betrachtet wurden, scheinen die Männlichkeitsvorstellungen in Bezug auf die militärischen Offiziere jener Zeit durchaus noch Einfluss gehabt zu haben.

Vor allem aber wird deutlich, dass die napoleonischen Männlichkeitsvorstellungen für Soldaten und vor allem Offiziere eine Form der Heroisierung ermöglichten, die abseits der klassischen militärischen Betätigungsfelder Kampf und Schlacht existieren konnte. Dabei war es gerade die Verbindung zum männlichen Kriegertum, die die heroische Darstellung als Frauenheld annehmbar machte. Da das dominierende Männlichkeitsbild der napoleonischen Zeit der kriegerische, virile Soldat war, war es für Militärs durchaus legitim, ihre (Selbst-) Heroisierung an geschichtliche und literarische Archetypen anzulehnen, deren prominenteste heroische Merkmale die Verführung von Frauen, sexuelle *prowess* und erotischer Appetit bildeten. In den heroischen (Selbst-)Darstellungen der napoleonischen Offiziere wurden diese Eigenschaften mit der kriegerischen Profession und dem militärischen Rang zusammengeführt und so das zeitgenössische, militärisch-männliche Heldenbild um nicht-kämpferische Aspekte ergänzt. Dabei muss jedoch angemerkt werden, dass es hier schnell zu einem Widerspruch der Männlichkeitsbilder der napoleonischen Militärkultur kommen konnte. Denn während einerseits das Beschützen und Retten von wehrlosen

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Frauen im In- und Ausland als Teil der kriegerischen Aufgabe des französischen Soldaten postuliert wurde, riskierte die Betonung der extremen Virilität, schnell ins Negative abzurutschen und den Eindruck von Vergewaltigungen zu evozieren, die ja tatsächlich in der Realität stattfanden.[98] Dementsprechend mussten (französische) Militärs bei ihrer heroischen Selbstdarstellung als Vaterlandsverteidiger und Frauenhelden den Spagat zwischen Attraktivität bei Frauen und unerwünschten, ja sogar kriminell anmutenden Verführungen schaffen – etwas das z. B. Johann Konrad Friederich nicht immer hundertprozentig gelang. Wichtig war hierbei das Hervorheben nicht nur von Charme, sondern auch von bestimmten und korrekten sozialen Umgangsformen, wie es nicht zuletzt in deutschen Selbstzeugnissen zu finden ist – eventuell gerade um sich von den im Ausland zuweilen doch recht negativ konnotierten französischen, (über-) sexuellen militärischen Männlichkeitsbildern abzugrenzen.

Denn Männlichkeitsideale an sich, vor allem in Bezug auf die Beziehung zu Frauen, lassen sich nicht nur auf der französischen bzw. napoleonischen Seite finden. So berichtet der Freiwillige Jäger Lietzmann in seinen mehrere Jahrzehnte nach Kriegsteilnahme verfassten Memoiren über die Befreiungskriege: „Es ereignete sich wohl, daß hin und wieder eine reizende, gebildete und feine Dame dem Jäger vor dem Offizier den Vorzug gab."[99] Der Autor berichtet auffallend oft von schönen Damen und hübschen Mädchen, die ihm und seinen Soldaten zugetan waren. Dabei ist es ihm aber auch wichtig, zu betonen, dass er und seine Kameraden sich stets ehrenhaft gegenüber den Frauen verhalten hätten: So gibt er an, aufgepasst zu haben, dass sich seine Soldaten während eines ausgelassenen Festes nicht zu sehr mit den einheimischen Damen amüsierten,[100] und er selbst berichtet von einem heimlichen abendlichen Abschiedstreffen mit seiner Angebeteten, deren Vater eine Heirat aufgrund der schlechten finanziellen Verhältnisse des Autors ablehnte. Obwohl dieses letzte Treffen sehr tränenreich und emotional für die beiden Liebenden war und sie sicher waren, dass ihre Beziehung wohl keine Zukunft haben konnte, berichtet der Autor: „Selbst das Bewußtsein vermochte mich nicht zu trösten, daß ich mich ehrenhaft und ritterlich benommen hatte, und daß wir uns nach diesem seligen Wiedersehn nur um so mehr achten und in unwandelbarer Treue lieben konnten."[101]

Diese Darstellungen können einerseits auf ein bestehendes Ideal von bürgerlichen Tugenden und Wertvorstellungen zurückzuführen sein, oder auch auf das Bemühen um eine bewusste Abgrenzung zu den negativen Darstellungen der französischen Soldaten als verrohte Vergewaltiger. Der Autor erlebte nämlich als Jugendlicher die Belagerung und Zerstörung seiner Heimatstadt durch die französischen Truppen, die Schäden und Angriffe auf die Zivilbevölkerung nach der

98 Zu den Vergewaltigungen siehe Hughes: Forging, S. 197–198.
99 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 49.
100 Vgl. ebd., S. 169.
101 Ebd., S. 166.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Besetzung durch feindliche Truppen waren ihm also nicht fremd. Er stellt hier eine tugendhafte, ritterliche Männlichkeit, die sich eher durch Enthaltsamkeit und ein ehrenvoll-sittsames Verhalten gegenüber Frauen konstituiert, der virilen und aggressiven Sexualität der napoleonischen Soldaten gegenüber.

Zugleich bezieht er sie stark auf sein Regiment, die Freiwilligen Jäger der Totenkopfhusaren, dem er somit eine kultiviertere und elitärere Maskulinität attestiert, als es bei anderen Soldaten, ja selbst bei einigen Offizieren anderer Regimenter der Fall gewesen sei. Dies hebt die Freiwilligen Jäger nicht nur von anderen Regimentern ab, sondern verweist auch auf unterschiedliche Männlichkeitsvorstellungen je nach sozialem und kulturellem Hintergrund der Soldaten. Bürgerliche und adlige Offiziere scheinen bei den Darstellungen ihrer Männlichkeit vor allem auch ihre Galanterie und ihre kultivierten Umgangsformen gegenüber Frauen hervorzuheben – und zwar sowohl auf deutscher als auch französischer bzw. napoleonischer Seite. Der badische Offizier Carl Sachs erwähnt in seinen Tagebuchblättern zum Russlandfeldzug öfter, dass er mit den Frauen tanzt, sei es auf dem Ball des Gouverneurs, wo er seine Aufmerksamkeit der „schönen Helena" zuwendet oder beim Besuch im Pfarrhaus, wo er „nach dem Clavier mit den beiden Töchtern [tanzt]".[102] Den schönen Töchtern der Witwe des Bürgermeisters hingegen schreibt er ins Stammbuch und der Tochter seiner verwitweten Gastgeberin in Neuteuch zeichnet er ein Stickmodell.[103] Und auch der bereits zitierte Frauenheld Johann Konrad Friederich war geübt in den „frivoleren Künsten",[104] Musik, namentlich Klavier und Singen, sowie Tanzen und Reiten, in denen er „eine ziemlich hohe Stufe erreicht"[105] hatte, und er berichtet ziemlich oft von Bällen, Theaterbesuchen und Abendgesellschaften mit sozial hochgestellten Zivilisten, an denen er teilgenommen hat.[106]

Hier wird deutlich, dass sich die heroische Maskulinität für bürgerliche und adlige Militärs nicht nur in der reinen sexuellen Eroberung der Frauen manifestierte. Die Beziehungen zu Frauen und der Erfolg beim weiblichen Geschlecht blieben zwar, wie auch bei einfachen Soldaten, ein Kernelement der heroisch-militärischen Männlichkeit. Denn sie galten quasi als Auszeichnung der eigenen außergewöhnlichen Maskulinität und waren damit für eine glaubhafte (Selbst-) Heroisierung essentiell – welcher Offizier könnte sich als überzeugender Held präsentieren, wenn ihm schon die Anerkennung seiner Männlichkeit durch Frauen verwehrt blieb? Doch blieb die Instrumentalisierung des Erfolges bei Frauen als Element der heroischen Selbstdarstellung bei Offizieren an den sozialen Status und die daraus resultierenden Verhaltensweisen gebunden. Die Anziehung der Offiziere resultierte nicht nur aus dem bloßen Fakt, dass sie Militärs

102 Sachs: Erinnerungsblätter, S. 6–7.
103 Vgl. ebd, S. 7, S. 10.
104 Friederich: Abenteuer, S. 5.
105 Ebd.
106 Zum Beispiel ebd., S. 11, S. 33, S. 97, S. 98.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

waren, sondern dass sie das Bild einer gewissen militärischen Galanterie verkörperten,[107] die ihre Maskulinität ebenso bestimmte wie ihre kriegerischen Fähigkeiten. Was bei einfachen Soldaten und in Liedern nur angedeutet wird bzw. oft im Unklaren bleibt, nämlich warum Frauen den Militärangehörigen so zugeneigt seien, wird bei den Selbstzeugnissen von höherrangigen Militärs deutlicher: Ihre selbstbewusste Soziabilität und ihr gesellschaftlicher Umgangston zeichneten sie als vorbildlichste und bestmögliche Vertreter ihres sozialen Standes aus. Damit wurde zugleich auch die Basis für eine mögliche (Selbst-)Heroisierung bereitet, denn die eigene Männlichkeit wurde nicht nur als außergewöhnlich, sondern auch als der von anderen Männern überlegen etabliert. In Verbindung mit der kriegerischen Disposition wurde sie so zu einem Kernelement des heroischen Militärs, der auf allen Ebenen seiner Profession – sowohl auf dem Schlachtfeld als auch bei gesellschaftlichen Zusammenkünften – brillierte.

Es verwundert daher auch nicht, dass die Erwähnung von Begegnungen mit dem weiblichen Geschlecht oder Beobachtungen in Bezug auf Frauen allgemein öfter und ausführlicher in den Selbstzeugnissen von höherrangingen Militärs vorkommen. Auch wenn das Soldatentum in Bezug auf die homosozialen Bindungen der Kameradschaft eine rein männliche Gemeinschaft und Erfahrungswelt widerspiegelt, so stammen die bürgerlichen und adligen Militärangehörigen doch aus einem kulturellen Kontext, in welchem noch im 18. Jahrhundert gerade im höfischen Umfeld die Vorstellung vorherrschend war, vollendete gesellige Umgangsformen und männliche Verhaltensweisen würden sich nur im Umgang mit Frauen herausbilden – Annahmen, die nicht zuletzt im traditionellen Ideal des *honnête homme* verankert waren.[108] Dabei ist auch auffällig, dass Offizieren viel öfters die Gelegenheit gegeben wurde, im gesellschaftlichen Rahmen mit Frauen in Kontakt zu kommen, da sie auf Bälle und Feiern der Städte bzw. der städtischen Obrigkeit eingeladen wurden. Auch scheinen die Einwohner, bei denen sie während des Feldzuges und Durchmarsches einquartiert waren, eher geneigt gewesen zu sein, ihre Töchter mit den Offizieren verkehren zu lassen, da ihnen eine ehrenvolle Haltung und anständige Gesinnung nachgesagt wurde. So bat Carl Sachs nach der Rückkehr aus Russland in Berlin an der Tür des ihm zugewiesen Quartiers um die Einquartierung, doch die Hausbesitzerin reagierte darauf erst einmal sehr abgeneigt (sie schlägt ihm die Tür vor der Nase zu mit den Worten: „scher dich zum Teufel"). Erst auf seine bejahende Antwort hin auf ihre Frage, ob er denn ein Offizier sei, ließ sie ihn eintreten, bereitete ihm einen freundlichen Aufenthalt und es war ihr sogar recht peinlich, dass sie ihn am Anfang so forsch behandelt hatte.[109]

---

[107] Vgl. Forrest: Citizenship, S. 111–130.

[108] In der Höflichkeitsliteratur wurde diese Idee schon im 17. Jahrhundert verbreitet. Vgl. z. B. Nicolas Faret: L'honneste-homme, ou l'art de plaire à la court, Paris 1630, S. 89–90, S. 220–234. Gerade in den Salons blieb dieser Gedanke jedoch noch im 18. Jahrhundert verbreitet. Siehe hierzu Lilti: Le monde des salons.

[109] Vgl. Sachs: Erinnerungsblätter, S. 55.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das bedeutete nicht, dass einfache Soldaten keinen Kontakt mit Zivilisten und Zivilistinnen hatten. Auch sie wurden teilweise bei Anwohnern einquartiert, besuchten Theatervorstellungen und Feiern in den Städten oder schauten sich die berühmten Bauwerke der Gegend an.[110] Für sie gab es aber weniger einen anerkannten sittlichen sozialen Rahmen, in welchem die Begegnung mit Frauen als unproblematisch, ja sogar als Teil der Standeskultur gesehen wurde. Vielleicht sind die Darstellungen von Kontakten zu Frauen in den Selbstzeugnissen einfacher Militärs aus diesen Gründen nicht so häufig präsent oder so detailliert beschrieben: Die Erwähnung von solchen mochte beim antizipierten Leserpublikum, insbesondere bei Zeugnissen, die mit dem Gedanken auf Veröffentlichung verfasst wurden, eventuell Anstoß erregen, gerade weil viele einfache Soldaten aus eher konservativen bäuerlichen Haushalten kamen und selbst das Ansprechen von sexuellen oder romantischen Beziehungen vor einer nur aus Angehörigen und Nachkommen bestehenden Leserschaft ihnen als problematisch erscheinen konnte.[111] Bei adligen und bürgerlichen Autoren, gerade denen mit höheren militärischen Rängen, könnten ihre Beziehungen zu den weiblichen Einwohnerinnen aus den gleichen Gedanken überbetont sein – sie erfüllten gewisse Vorstellungen von militärischer, aber vor allem ständegebundener Maskulinität, die ihr Publikum gleichsam erwartete zu lesen. Und da sie auch als Teil der heroischen (Selbst-)Darstellung fungieren konnten, wurden sie eventuell gerade dann öfters herangezogen, wenn der mitgemachte Feldzug – der Russlandfeldzug, an welchem Carl Sachs teilgenommen hatte, ist hier beispielsweise ein treffender Fall – eher weniger Möglichkeiten zu heroischen Taten im klassischen militärischen Betätigungsfeld, nämlich dem Kampf auf dem Schlachtfeld, geboten hatte. Die heroische Selbstdarstellung über die Beziehung zu Frauen zeigt jedoch vor allem, dass bestimmte Heroisierungsformen und -muster trotz voranschreitender Demokratisierung der heroischen Darstellung immer noch an bestimmte soziale und ständische Wert- und Normvorstellungen gebunden blieb und, dass in den Selbstzeugnissen die narrativen Strategien zur Selbstheroisierung durchaus in Hinblick auf die Erwartungshaltung des Publikums entwickelt wurden.

5.2.2 Der attraktive Militär: Ästhetik und Abenteuer

Schon Jean-Jacques Rousseau hatte im 18. Jahrhundert in seiner Kritik an der Dekadenz und den höfischen Sitten seiner Zeit den natürlichen und starken Körper der Soldaten der römischen und griechischen Antike, die problemlos noch große Strecken zu Fuß bewältigen konnten, als Ideal der männlichen Körperlichkeit herausgestellt. Dieses Maskulinitätsideal kontrastierte er mit

[110] Bricard schaut sich z. B. die Festung Luxemburgs an, von der er sehr angetan ist. Vgl. Bricard: Journal, S. 255.
[111] Vgl. Hughes: Forging, S. 196.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der verweichlichten, weibischen und von Luxus verdorbenen Physiognomie der männlichen Eliten seiner Zeit und forderte eine Rückkehr zu der natürlichen physischen Vitalität der Antike.[112] Die Französische Revolution griff diese Gedanken auf. Die Revolutionäre stützten sich auf eben diese Kritik der Moralisten des 18. Jahrhunderts, die die Ansicht vertraten, die Gesellschaft, aber allen voran die Männer seien durch Luxus, Libertinismus und ungebührliche Frauen korrumpiert worden. Sie forderten, dass Männer diesem Verfall von Sitte und Moral durch Reformationen entgegensteuern sollten.[113]

Die Revolutionäre versuchten, diese Ideen in die Praxis umzusetzen. In den ersten Monaten der Revolution glaubten ihre Anhänger, dass aus dem Verfall des Staatswesens ein neuer Mensch, spezifischer ein neuer Mann, hervorgekommen sei. Diese schon fast als Wiedergeburt zu bezeichnende Regeneration des Mannes sei spontan und plötzlich mit dem Sturz des alten Regimes erfolgt und sei sowohl affektiv als auch körperlich gewesen.[114] Auf der körperlichen Ebene bedeutete dies, dass die Revolution und die neue mündige Freiheit die weibischen und verfallenen Männerkörper in schöne und begehrenswerte Figuren verwandelt hätten. Diese so stark durch die Politik geformten ästhetischen Ideale des männlichen Körpers wurden vor allem in der Kunst, wie beispielsweise in den Gemälden von Jacques-Louis David, verbreitet.[115]

Im Laufe der Revolution richteten sich diese Vorstellungen immer stärker auf das Militär aus und unter Napoleon wurde diese Ästhetik des männlichen Körpers dann vollends von der kriegerischen Militärkultur vereinnahmt. Doch auch auf deutscher Seite entwickelte sich ein männliches Körperideal, dass eng mit der kriegerisch-militärischen Disposition verbunden war. Ein zentrales Element war hier die Vitalität der Jugend. Zwar richteten sich die militärischen Männlichkeitsvorstellungen auch unter der Französischen Revolution und Napoleon primär an junge Männer – die *levée en masse* betraf immerhin hauptsächlich unverheiratete oder verwitwete Männer zwischen 18 und 25 Jahren –, doch beschworen während der Befreiungskriege preußische *Patrioten* wie Ernst Moritz Arndt das Bild des deutschen Heldenjünglings, welches den jungen, meist bildungsbürgerlichen Freiwilligen idealisierte, der in der Blüte seines Lebens sein Leben und seinen Körper im Kampf für das Vaterland opferte. In Gestalt des Lützower Jägers Theodor Körner, der während der Befreiungskriege zu Tode kam, wurde dieses heroische Leitbild quasi personifiziert und bis weit ins 19. Jahrhundert, ja sogar noch für die Weltkriege des 20. Jahrhunderts, von den deutschen Obrigkeiten

112 Vgl. Jean-Jacques Rousseau: Lettre à d'Alembert, in: Jean-Jacques Rousseau: Contrat social ou principes du droit politique, précédé de Discours, Lettre à d'Alembert sur les spectacles et suivi de Considérations sur le gouvernement de Pologne et la réforme projetée en avril1 772, Paris o. J., S. 204–206.
113 Vgl. Quinlan: Men, S. 33–34.
114 Vgl. ebd., S. 34.
115 Vgl. ebd., S. 33–34.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zur Motivation der Truppen in der Kriegspropaganda instrumentalisiert.[116] In einer romantischen Leseart der patriotischen Propaganda wurde während der Befreiungskriege die heroisch-virile, aber zugleich auch empfindsam-geniale Dimension des „bildungsbürgerlichen Junghelden"[117] betont, der im Kriegseinsatz zum einen ein Initiationsritual in die erwachsene Männlichkeit und damit eine Loslösung aus der väterlichen Vorherrschaft fand, zum anderen den Kampf fürs Vaterland aber auch als eine ganzheitliche, Körper und Geist umfassende Selbstvervollkommnung wahrnahm.[118] Daran machte sich auch die Vorstellung fest, dass der männliche Körper durch Krieg und Drill zu seiner idealen physischen Verfassung geformt werde.

In den untersuchten Selbstzeugnissen gibt es relativ wenig Referenzen zur körperlichen Idealverfassung der Soldaten. Zwar finden sich einzelne Erwähnungen von besonders gutaussehenden bzw. „schönen Männern".[119] Johann Konrad Friederich berichtet in seinem 1848/49 veröffentlichten Selbstzeugnis z. B. von „vielen hübschen Frauen und Mädchen […], wie sie mit verlangender Neugierde die braungebrannten martialischen Gesichter"[120] der vorbeiziehenden Soldaten betrachten und der Freiwillige Friedrich Förster äußert sich in seinen Briefen positiv über die Auswirkung des Soldatenlebens auf die körperliche und geistige Verfassung der jungen Männer,[121] doch beschreiben die Autoren nicht selbst ihre eigenen körperlichen Vorzüge. Dies wäre der Eitelkeit dann wohl doch zu viel gewesen und hätte auf die Leserschaft schnell unglaubwürdig, wenn nicht sogar anstößig gewirkt, selbst wenn das avisierte Publikum nur aus der eigenen Familie und den Nachkommen bestand. Stattdessen lässt sich eine Andeutung ihrer körperlichen und psychischen Kraft aus den beschriebenen kriegerischen Leistungen auf dem Schlachtfeld herauslesen. Die in Kapitel 1 erfassten narrativen Strukturen, die die exzeptionellen Einsätze der eigenen Truppen und auch der Autoren selbst als eine heroische Qualität erscheinen lassen, implizieren automatisch auch, dass die Militärs über außergewöhnliche körperliche und geistige Eigenschaften verfügen mussten, um diese Taten vollbringen zu können.

Ein Bereich, in dem die Vorstellung der kriegerisch-männlichen Ästhetik in den Selbstzeugnissen jedoch zum Tragen kommt, sind Erwähnungen oder längere Schilderungen der Uniformen der Regimenter und Truppen.[122] In vielen

---

116 Dies blieb nicht allein auf Frankreich und Deutschland beschränkt. Auch in Großbritannien kam es zu einer zunehmenden Heroisierung der Jugend im Krieg. Vgl. Douglas A. B. Ronald: Youth, Heroism and War Propaganda. Britain and the Young Maritime Hero, 1745–1820, London 2015.

117 Hagemann: Nationalkrieger, S. 88.

118 Vgl. Hagemann: Nationalkrieger, S. 74–102, S. 88.

119 Beispielsweise bei Deifel: Mit Napoleon, S. 53.

120 Friederich: Abenteuer, S. 39.

121 Vgl. Förster: Erinnerungen, S. 63.

122 Siehe auch Sabrina Brädli: Von „schneidigen Offizieren" und „Militärcrinolinen". Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts, in: Frevert: Militär, S. 201–228.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Selbstzeugnissen finden sich Verweise nicht nur auf die Schönheit der Uniformen, sondern auf die dadurch erzeugte Gesamterscheinung der Armee. Vor allem die Autoren der Freiwilligenregimenter der Befreiungskriege, die sich im Gegensatz zu den eingezogenen Truppen selbst ausstatten mussten, beschrieben detaillierter, wie die Uniformen ihres Regimentes aussahen und welchen Eindruck die Soldaten darin vermittelten.[123] Doch auch andere Militärs berichten davon, wie beeindruckend die Truppen auf Militärparaden und vor dem Aufbruch zum Feldzug aussahen.[124] Der Unteroffizier Gottschall verbindet in seinem Tagebuch über die Befreiungskriege das Aussehen der preußischen Truppen sogar explizit mit militärischer Männlichkeit:

> Die Haltung der Truppe war großartig. Das Corps bestand aus Männern im kräftigen Mannesalter, die von den Schlacken der Schlachten gereinigt waren. Jeder hatte seinen Pelz, tüchige Ohrlappen und einen Bart wachsen lassen, an dem jetzt Eiszäpfchen hingen. So schritten sie mutig und kräftig aus. Nie sind mir Bataillone so mannhaft erschienen, als in diesen Schneefeldern.[125]

Hier werden nicht nur die Uniform und das Aussehen der Soldaten positiv hervorgehoben, sondern sie werden auch mit körperlicher Überlegenheit, einem motivierten Geist und einer idealen militärischen Disposition in Zusammenhang gebracht. Das Resultat führt für Gottschall nicht nur zu perfekten Kriegern, sondern sogar zu den männlichsten Truppen, die er je gesehen hat. Aussehen, Uniform und militärischer Charakter waren für ihn also gleichsam nicht nur Ausdruck, sondern auch Inbegriff von Maskulinität. Zugleich evoziert er hier auch heroische Eigenschaften der Soldaten. Sowohl die körperliche als auch die geistige Verfassung der Soldaten wird mit den in Kapitel 1 untersuchten Begriffen und Bildern des vorherrschenden heroisch-militärischen Leitbildes beschrieben („mutig", „kräftig", „großartig[e] Haltung"). Dabei werden sie hier explizit genau wie die Männlichkeit am Aussehen und der Uniform festgemacht und so wiederum eine direkte Verbindung zwischen militärisch-ästhetischer Männlichkeit und Heldentum hergestellt.

Auch gab es wohl bestimmte Vorstellungen, die Zivilisten in Bezug auf das Erscheinungsbild von Militärs hegten. Der französische Unteroffizier Denis-Charles Parquin berichtet in seinem Anfang der 1840er Jahre verfassten Selbstzeugnis von einem Gespräch mit einer hübschen russischen Frau, die hoffte, einen französischen Grenadier zu Gesicht zu bekommen, da sie von deren großen imposanten Schnurrbärten gehört hatte und Parquin erst einmal nicht glauben wollte, als er ihr versicherte, er sei ein solcher Grenadier, da ihm die

---

123 Lietzmann berichtet detailliert von den Uniformen, die die Freiwilligen Jäger erhalten und die sehnlichst von den Mitgliedern des Regimentes erwartet wurden. Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 24.

124 Zum Beispiel Parquin, der sich endlich den großen Wunsch erfüllen kann, sich entsprechend wie ein Militär einzukleiden. Vgl. Parquin: Souvenirs, S. 11–13, S. 25.

125 GStAPK, IV. HA Rep 15 B, Nr. 7, Kriegstagebücher eines unbekannten Soldaten aus den Befreiungskriegen 1812 bis 1815, Zu At 18/19 I/Bl. 7, S. 541.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

entsprechende Gesichtsbehaarung fehlte. Erst als er der Dame erklärte, in Frankreich würden die Grenadiers „parmi les gens de coeur et de taille" ausgesucht und ihr sogar seinen *bonnet de police* als Beweis seiner militärischen Stellungen zeigen mochte, war die Dame dann doch von seinem Rang überzeugt. Parquin rief daraufhin noch einen Kameraden herbei, den „porteur des plus formidables moustaches du détachement", um die Dame zufriedenzustellen und diese gab Parquin aus Dankbarkeit zwei Goldstücke.[126]

Diese vom Autor als amüsant beschriebene Szene macht deutlich, dass den französischen Soldaten selbst in entlegensten Regionen in Russland ein bestimmtes beeindruckendes Äußeres nachgesagt wurde, das nicht zuletzt bei den Frauen eine gewisse Erwartungshaltung erzeugte. Als die äußere Erscheinung des Autors den Erwartungen nicht gerecht wird, macht er die weibliche Enttäuschung jedoch mit seinem Charme, seinem militärischen Orden sowie seiner freundlichen Hilfsbereitschaft wieder wett. Vor allem zeigt die Erzählung des französischen Hauptmanns, dass die Propagandabilder der napoleonischen Regierung einen weitreichenden Einfluss selbst außerhalb Frankreichs hatten, und dass eine gewisse männliche Ästhetik nicht nur Teil der Militärkultur war, sondern auch als Teil der narrativen Darstellung in die Selbstzeugnisse der Militärs Eingang fand.

Einige Aspekte dieser Ästhetik, wie beispielsweise eine modische Gesichtsbehaarung, konnten dabei sogar – zusammen mit den Uniformen – als eine auffällige Auszeichnung militärischer Männlichkeit gesehen werden. Denn Girod de l'Ain wurde beispielsweise einmal während seiner ersten Jahre im Militärdienst aufgrund seiner fehlenden Gesichtsbeharrung für eine Frau gehalten, nämlich für die Liebesaffäre (oder eventuell sogar die Prostituierte) eines befreundeten Offiziers, die sich in Offizierskleidung verkleidet hätte.[127] Diese Verwechslung empörte ihn zutiefst, da er sie als einen Angriff auf seine Männlichkeit und Ehre wahrnahm, doch zumindest hatte sie keine weitreichenden Konsequenzen für ihn. Anders verhielt es sich dagegen, als Napoleon ihm die Beförderung zum Leutnant aufgrund des mangelnden Bartwuchses verweigerte. Natürlich war es nicht die Gesichtsbehaarung an sich, welche die Entscheidung des Kaisers beeinflusste, sondern die Tatsache, dass der fehlende Bart ein Zeichen dafür gewesen sei, dass Girod zu dem Zeitpunkt noch zu jung für den Dienstgrad des Leutnants war. Der eigentliche Grund für die nicht erfolgte Beförderung war also Girods

126 Parquin: Souvenirs, S. 91–92.

127 Girod de l'Ain: Dix Ans, S. 75: „Plusieurs jours après, j'appris que l'épicier s'était plaint de ce que l'officier qu'il logeait, non content d'avoir avec lui sa prétendue femme, avec une femme de chambre, en faisait encore venir d'auters de Berlin; que, notamment, tel jour, il en était venu une habillée en officier […]. Qu'on juge de ma colère, lorsque, la date et les détails rapportés, il me fut évident que c'était *moi-même* que le méchant épicier avait pris pour une femme…, et quelle femme encore! […] Il faut, du reste, convenir que, quoique portant l'épaulette, je n'avais encore, alors ni moustache, ni barbe au menton; on verra même que, bien plus tard, le grand Napoléon me refusait, à cause de cela, le grade de lieutenant."

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Alter, doch in seiner Darstellung macht er explizit die Gesichtsbeharrung dafür verantwortlich:

> Mais l'Empereur me trouva trop jeune; on eut beau lui dire que j'étais le plus ancien sous-lieutenant du corps, que j'avais fait, comme officier de *voltigeurs*, les campagnes de Prusse et de Pologne, etc. […] Bref, il persista dans son refus, en disant qu'il *fallait avoir de la barbe au menton pour être lieutenant*, et il demanda un autre officier pour l'emploi auquel il s'agissait de pourvoir. J'eus, alors, le crèvecoeur de voir jusqu'à *huit* sous-lieutenants, moins anciens que moi, me passer sur le corps![128]

Die Gesichtsbehaarung war also auch ganz klar Ausdruck von Männlichkeit im Sinne von Reife: Sie signalisierte ein gewisses Alter und militärische Erfahrung, welche zu Führungsposition befähigte. Dementsprechend evozierte sie auch eine bestimmte heroisch-militärische Disposition, nämlich die des erfahrenen Kriegers, dessen Männlichkeit sich an seinen Führungsqualitäten festmachte. So wurde über die Gesichtsbehaarung eine direkte Verbindung zwischen innerer und äußerer militärischer Männlichkeit hergestellt und es verwundert deshalb nicht, dass diese militärisch-männliche Ästhetik für die Militärs in ihren Selbstzeugnissen eine Rolle spielte – selbst wenn sie nicht immer in Bezug auf Frauen erwähnt wurde.

Im starken Kontrast zu den erwähnten Beispielen stehen dann die Beschreibungen von noch nicht eingekleideten und unbewaffneten Rekruten[129] oder zurückkehrenden Truppen, die durch Schlachtteilnahmen, lange Märsche und schlechte Versorgung oft in einem desolaten Zustand waren, was sich meistens schon auf den ersten Blick anhand der äußeren Erscheinung der Soldaten erkennen ließ. Insbesondere der Russlandfeldzug war hier ein einschlägiges Beispiel. Nicht nur, dass jegliche militärische Ordnung und Organisation der Truppenkontingente zusammengebrochen war, der Zerfall der *Grande Armée* machte sich auch in der militärischen Ästhetik sichtbar: Die Soldaten trugen keine Uniformen mehr, sondern waren in Lumpen, Decken, zivile Kleidungsstücke, Pelze und sogar Damenkleidung gehüllt – sie hatten alles Mögliche benutzt, um sich gegen die harsche Kälte des russischen Winters zu schützen. Der württembergische Kanonier Heinrich Wesemann erklärt in seinem Selbstzeugnis, er und seine Kameraden hätten eher wie Räuber, ja schlimmer noch „als der grässlichste Räuber, denn wie Militärs ausgesehen".[130] Damit zerfiel nicht nur das Bild der disziplinierten, anziehenden Militärs, sondern es wurde quasi ein Gegenbild zum Heroischen heraufbeschworen. Die zerlumpten, zurückkehrenden Soldaten

---

128 Ebd., S. 99–100 (Hervorhebung im Original).

129 Vgl. Friederich: Abenteuer, S. 16. Er hatte als Unteroffizier den Auftrag erhalten, einen Trupp von neuen Rekruten nach Toul zu transportieren. Diese Truppe bestand seinen Berichten nach aus recht unwürdigen Männern, vor allem aus Deserteuren unterschiedlichster Länder. Dieses „Gesindel" sah wie eine „Räuberbande oder einem zusammengelaufenen Vagabundenkorps" aus. Ebd.

130 Wesemann: Kanonier, S. 42.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wirkten durch ihr Aussehen gar wie Verbrecher – eine Zuschreibung also, die dem heroisch-militärischen Leitbild diametral entgegengesetzt war.

Diese Beschreibung der zerlumpten Soldaten als Verbrecher weist auf eine weitere Bedeutung der Uniform im militärisch-heroischen Kontext hin: Und zwar hatte die Uniform bzw. das Fehlen der offiziellen militärischen Bekleidung auch militärrechtliche Konsequenzen im Kriegsgeschehen. Denn die Uniform zeichnete den Soldaten erst als dem Militärstand angehörig aus und machte es dem militärischen Gegner damit offensichtlich, dass es sich hier um einen Feind handelte, dessen Tötung oder Gefangennahme – im Gegensatz zu einem Zivilisten – rechtlich konform war. Bei Guerillataktiken oder Partisanenkriegen wurde sich dieser Umstand zunutze gemacht, indem Kämpfer sich ohne militärische Uniform unter die Zivilisten mischten, um sich so vor den gegnerischen Truppen zu verstecken und gleichzeitig überraschend zuschlagen zu können. Solche Taktiken erfuhren aber sowohl im öffentlichen Diskurs (vor allem der leidtragenden Kriegspartei) als auch in der Erinnerungskultur oftmals starke Ablehnung, da solche Aktionen als unmilitärisch, unehrenhaft, barbarisch und feige dargestellt wurden – also genau das Gegenteil des heroisch-militärischen Kriegers. Mehr noch: Sie riskierten, die gegnerischen Truppen zu Gewalt gegen die Zivilbevölkerung zu motivieren, wie es z. B. im Spanischen Feldzugs Napoleons der Fall gewesen war. Selbst Ende des 19. Jahrhunderts blieb dieses Problem virulent, wie der Einsatz der *Franctireurs* im Deutsch-Französischen Krieg, die massive Kritik auf deutscher Seite an dieser Taktik sowie die damit einhergehenden Rechtfertigungen der Gewalt der deutschen Truppen gegen die französische Bevölkerung belegen.[131]

Doch selbst mit der entsprechenden Uniform gab es Fälle, in denen die militärisch-kriegerische Ästhetik nicht erreicht werden konnte. So berichtet der sächsische Offizier Einsiedel in seinen Aufzeichnungen von 1806 bis 1817, wie er mit gerade mal 14 Jahren noch nicht die entsprechende Körpergröße und männliche Figur erreicht hatte, für die die Uniformen ausgelegt waren. Die Uniform hing an ihm herunter wie ein „Sack", die Stiefel ähnelten an seinen Füßen eher „Wasserfässern" bzw. „Kuhdecken" und die Frisur, der militärische Haarzopf, stand in einem ungünstigen Verhältnis zu seiner geringeren Körpergröße. Er bildete ein „wahres Lachbild" und musste sich nicht nur den Spott der Offiziere, sondern, schlimmer noch, dem Gelächter der Damen aussetzen. Beides trieb ihm Tränen in die Augen, da er sich so lächerlich und blamiert fühlte.[132] Diese Beispiele zeigen, dass die militärische Uniform nicht nur ausschlaggebend für die Erkennung und Zuordnung zum Militärstand war, sie war auch essentiell für die männlich-kriegerische Ästhetik. Wurde diese aus welchen Gründen auch immer nicht erreicht bzw. zerstört, fiel auch ein entscheidender Teil der soldatischen Anziehungskraft weg, welche wiederum ein bedeutendes Merkmal des militä-

131 Vgl. Becker: Bilder, S. 233–237.
132 GStAPK, IV. HA, Rep. 15 B, Nr. 43, Tagebuch des sächsischen Offiziers Einsiedel, S. 2–3.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

risch-heroischen Männlichkeitsideals bildete. Damit wird deutlich, dass von der äußeren Erscheinung und Attraktivität auf bestimmte heroische Charaktereigenschaften und Qualitäten geschlossen wurde: Die korrekt sitzende, gepflegte Uniform und eine entsprechende Gesichtsbehaarung waren Ausdruck von Disziplin, soldatischem Können und einer männlich-kriegerischen Haltung. Fehlten diese, blieb im schlimmsten Fall der Eindruck entweder eines unmilitärischen und dem Soldatenstand nicht würdigen Knaben oder gar eines Verbrechers zurück.

Neben sozialkulturellen Umgangsformen und der anziehenden Ästhetik gab es weitere Faktoren, die die Militärs angeblich in den Augen des weiblichen Geschlechts besonders attraktiv machten. Einer davon war der *Hauch von Abenteuer*, der Soldaten umgab: Aufgrund ihrer weiten Märsche und Kampagnen waren sie weit gereist und konnten damit einen reichen Schatz an spannenden Erlebnissen und Wissen über ferne Länder und Kulturen vorweisen. Nicht zuletzt verkaufte die Propaganda die Kriegsteilnahme als ein Abenteuer, das als männlicher Initiations- und Selbstvervollkommnungsritus angesehen wurde.[133] Zudem waren Soldaten eben auch direkte Zeugen des Schlachtgeschehens. Das Interesse der Zivilisten an Kämpfen und Schlachten war seit dem Siebenjährigen Krieg so groß, dass sich ein regelrechter *Schlachtfeldtourismus* entwickelte. Zivile Mitglieder der höheren sozialen Schichten gingen auf picknickähnliche Ausflüge in der Nähe von sich ankündigenden großen Schlachten, um diese aus der Ferne zu beobachten und wanderten nach den Kampfgeschehnissen über das Schlachtfeld, um Souvenirs zu finden, die sie mit nach Hause nehmen konnten. In diesem Kontext entwickelte sich auch der Begriff der *Waterloo teeth:* Buchstäbliche Zähne von gefallenen Soldaten der Schlacht von Waterloo, die eingesammelt oder den toten Körpern der Soldaten entnommen und zu großen Teilen entweder als Souvenir oder anschließend in Zahnprothesen verkauft wurden.[134] Dementsprechend verwundert es nicht, dass Zivilisten mit Begeisterung Soldaten nach ihren Erlebnissen befragten, wie Carl Sachs nach seiner Rückkehr aus Russland berichtet: „Auch dort [seinem Quartier in Heidelberg] war ich stets von Neugierigen umlagert, die mich kaum eßen ließen, indem ich stets erzählen sollte."[135]

Gerade auch Frauen scheinen großes Interesse an den Schlachterfahrungen der Soldaten gehabt zu haben. So berichtet Lietzmann in seinen 60 Jahre nach Kriegsteilnahme verfassten Memoiren von seiner Einquartierung in Berlin bei dem wohlhabenden Bankier von Halle:

> Wohl zwanzig Damen saßen um einen Tisch und zupften Scharpie. „Hier meine Damen," sagte Herr v. Halle, „stelle ich Ihnen einen jungen Krieger vor, der eben vom Schlachtfelde kommt und Ihnen erzählen kann." Alle sprangen auf, umringten mich und betrachteten mich mit erstaunten Blicken.[136]

133 Vgl. Hagemann: Nationalkrieger, S. 88.
134 Vgl. Füssel: Ungesehenes Leid, S. 50.
135 Sachs: Erinnerungsblätter, S. 57.
136 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 67.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das geschilderte Interesse der Frauen an den Militärs macht deutlich, dass die diesen zugestandene Männlichkeit eben gerade auch im Gegensatz zu den zivilen Männern hervorstach. Sie verfügten über Wissen und einen Erfahrungsschatz, der den Daheimgebliebenen fehlte und verkörperten als Krieger einen Typ von Männlichkeit, der im alltäglichen Leben der Frauen so nicht anzutreffen war. Dies schien ihnen eine Attraktivität zu verleihen, die nicht-militärischen Männern fehlte und die diese offenbar auch nicht immer durch andere männliche Qualitäten, wie z. B. das Bieten finanzieller Sicherheit, kompensieren konnten.

Die hier in den Selbstzeugnissen herausgearbeiteten Narrative männlicher Leitbilder machen deutlich, warum die militärische Maskulinität auch Teil einer heroischen Darstellung war. Sie verweisen auf Bröcklings heroische Qualität der Außergewöhnlichkeit. Der heroische Militär unterscheidet sich von anderen Soldaten nicht nur durch sein exzeptionelles Verhalten im Kampf, sondern auch durch seine außergewöhnlich favorisierte Stellung bei Frauen. Durch einen Grenzziehungsprozess im Bereich der sexuellen und attraktiven Exzeptionalität heben sich die Autoren und ihre Regimenter nicht nur klar von anderen Soldaten, feindlichen oder auch verbündeten ab, sondern auch von den zivilen Männern, die der Anziehung der Militärs offenbar nichts entgegenzusetzen haben. Dies lässt die militärisch-kriegerische Maskulinität als dominanteste und überlegenste Form der Männlichkeit erscheinen und macht deutlich, warum sie Teil des militärischen Heldenbildes sein musste. Die kriegerischen Talente scheinen größtenteils das zu sein, was die Militärs so anziehend macht, da sie auf eine überlegenere körperliche Verfassung und einen starken Geist verweisen. Die sexuellen und kämpferischen Leistungen werden mit der militärischen Maskulinität nicht nur in der Darstellung in Kriegsliedern, sondern teilweise auch in Selbstzeugnissen gleichgesetzt. Diese Verbindung zum Kampf und seinen heroischen Implikationen erklärt, warum der Kampf oder die Eroberung von Frauen eine heroische Konnotation erhalten konnten. Hinzu kommt eine gewisse Attraktivität der Militärs, die sie aufgrund eines Anscheins von Abenteuer und Weltgewandtheit umgab. Bürgerliche und adlige Offiziere betonen zudem ihre Galanterie und ihre kultivierten Umgangsformen, die sie im Zusammentreffen mit Frauen vorzeigen. Diese anziehenden Merkmale können so Teil der appellativen Kraft des Helden sein: Für den militärischen Helden reichte es offenbar nicht, nur auf emotionaler Ebene Anziehung auszuüben,[137] sondern er sollte darüber hinaus auch über eine sexuelle Anziehungskraft verfügen. Wie bereits in den vorherigen Kapiteln erwähnt, ist der Held abhängig von seiner Interpretationsgemeinschaft, von seinem Publikum, das ihm Bewunderung und Verehrung entgegenbringt. In der Beziehung zu einer Frau findet der militärische Held die kleinstmögliche Verehrergemeinde: Eine einzelne Person, deren Hingabe und Liebe sich auf ihm verdichtet und derer er sich im Umkehrschluss auch würdig erweisen musste, indem er den vorherrschenden Männlichkeitsvorstellungen entsprechend begehrens-

[137] Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 53–54.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wert war und indem er die ihn verehrende Person beschützte. Die Attraktivität für Frauen war also ein offensichtlicher Beweis, dass die Militärs über eine nachahmenswerte männliche Qualität verfügten: Eine kaum zu überbietende Form der positiven Zuschreibung, die wenig hinterfragt werden konnte, da die Kritik sonst schnell nach Neid oder eigener (sexueller) Unzulänglichkeit aussah. Für die heroische Selbstdarstellung war die militärische Maskulinität in Bezug auf die erfolgreiche Beziehung zu Frauen deshalb ein recht unumstrittenes Merkmal, das schon fast als minimale Basis der Heroisierung fungierte.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

6. Militärisches Heldentum und Emotionen

Im vorherigen Kapitel zur heroischen Männlichkeit wurde ein Aspekt der heroisch-militärischen Leitbilder angerissen, welcher nicht nur für deren appellative Wirkung ausschlaggebend war, sondern auch gerade im langen Untersuchungszeitraum einen entscheidenden Deutungswandel durchläuft. Er verweist zudem auf die Aushandlungsprozesse des Heroischen zwischen normativer (Erinnerungs-)kultur, offiziellen Diskursen und individueller Aneignung. Die Rede ist von Emotionen. Nicht nur eng verbunden mit den Vorstellungen von Männlichkeit, spielen Emotionen auch in der Darstellung des Heroischen eine Rolle. Welche Emotionen durften oder sollten militärische Helden zeigen? Welche wurden verschwiegen? Und wie gestaltete sich das Verhältnis von Männlichkeit, Emotionalität und Heldentum? In diesem Kapitel soll diesen Fragen nachgegangen werden, wobei zuerst ein kurzer Blick auf die emotionsgeschichtlichen Ansätze geworfen wird, die hier zur Untersuchung der in den Selbstzeugnissen erwähnten Gefühle verwendet werden. Anschließend wird dann die Darstellung von verschiedenen Emotionen in den narrativen Strategien der (Selbst-)Heroisierung genauer analysiert.

6.1 Theorieansätze der Emotionsgeschichte

In den letzten Jahren hat sich die Geschichtswissenschaft zunehmend die Frage nach der Rolle von Emotionen in der Geschichte gestellt. Der *emotional turn* trug zu einer Vielzahl theoretischer Konzepte bei, die sich mit den Problemstellungen bei der Untersuchung von Gefühlswelten der Vergangenheit befassen.[1]

[1] Zu den bedeutendsten gehört die Idee der Gefühlsnormen, die Peter und Carol Stearns in den 1980er Jahren unter dem Begriff der *emotionology* vorstellten: Carol Stearns / Peter Stearns: Emotionology. Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards, in: The American Historical Review 90.4, 1985, S. 813–836. Einen etwas anderen Ansatz vertritt dagegen William Reddy mit seinem Modell der *emotional regimes*: William M. Reddy: The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions, Cambridge 2006 und ders: Against Constructionism. The Historical Ethnography of Emotions, in: Current Anthropology 38.3, 1997, S. 327–351. Gegen dieses Konzept eines einzelnen dominierenden Sets von Gefühlsnormen innerhalb einer Gesellschaft sprach sich die Mediävistin Barbara Rosenwein aus. Sie schlug das Konzept der „*emotional communities*" vor: Barbara Rosenwein: Emotional Communities in the Early Middle Ages, Ithaca 2006. Zu erwähnen ist schlussendlich auch noch das Konzept des Latinisten Robert A. Kaster über die emotionalen Skripte: Robert A. Kaster: Emotion, Restraint, and Community in Ancient Rome, Oxford 2005. Einen Überblick über die Konzepte sowie ihre Schwächen und die entsprechenden Kritikpunkte bietet Jan Plamper: Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte, München 2012; Bettina Hitzer: Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen, in: H-Soz-Kult, 23. November 2011, hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum /2011-11-001; Susan J. Matt: Current Emotion Research in History Or, Doing History from the Inside Out, in: Emotion Review 3.1, Januar 2011, S. 117–124; William M. Reddy: Historical Research on the Self and Emotions, in: Emotion Review 1.4, Oktober 2009, S. 302–315; Barbara Rosenwein: Worrying about Emotions in History, in: The Ameri-

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Trotz dieses Booms der Emotionsgeschichte scheint jedoch der Zusammenhang zwischen Emotionen und Männlichkeit eher weniger im Fokus der Untersuchungen gestanden zu haben, insbesondere die Erforschung von gefühlsgebundenen Männlichkeitsentwürfen in der *longue durée* weist noch entscheidende Lücken auf. Dies gilt umso mehr für die Verbindung von Emotionen und Heldentum. Dabei definieren sich Helden nicht nur über ein stark appellatives Element, welches zum einen auf der emotionalen Anziehungskraft des Helden und den bei seinem Publikum geweckten Gefühlen beruht,[2] sondern auch die mediale Inszenierung des Heroischen beruht häufig auf emotionalen Darstellungsformen. Nicht selten spielen nämlich gefühlsgeladene Pathosformeln eine entscheidende Rolle bei der Heroisierung einer bestimmten Figur.[3]

Vor allem aber stellt sich die Frage, welche Emotionen für heroische Figuren von Bedeutung sind. Welche Gefühle dürfen sie zeigen, ja sollen sie sogar zeigen und welche stehen der Heroisierung eher im Wege? So galt der Zorn des Herakles als ein essentieller Bestandteil seiner heroischen Darstellung, doch durfte dieser nicht zu einem unkontrollierten Furor ausarten, die den Helden zum Berserker machte.[4] Wie werden Emotionen also im Heroisierungsprozess dargestellt und wie verändern sie sich im Laufe der Zeit und wenn sich Heldenbilder wandeln? Dabei ist es auffällig, dass im Falle von militärischen Helden die Frage von Emotionen eng an die Vorstellungen von Männlichkeit geknüpft ist. Gefühle spielen auf dem Schlachtfeld eine tragende Rolle, wenn es um die Darstellung von heroisch-militärischen Tugenden wie Disziplin, Mut und Patriotismus geht. Sie definieren die Grenze zwischen Schwäche und Stärke, zwischen Feigheit und militärischer Disposition. Für Erika Kuijpers und Cornelis van der Haven steht fest, dass die *battlefield emotions* schon seit Jahrhunderten in einem Spannungskonflikt zwischen innerer Gefühlswelt der Militärs und den äußeren soziokulturellen Umständen stehen. Nicht nur, dass Soldaten und Offiziere nach ihrer Kriegsteilnahme in eine Gesellschaft zurückkehrten, die ihre Erinnerungen, Erfahrungen und vor allem Gefühle nicht unbedingt verstehe und anerkenne, sondern das Militär selbst sei ein Musterbeispiel für die Herausbildung eines sogenannten *emotional regimes*, in welchem die militärische Disziplin es nicht erlaube, Emotionen zu zeigen, die die Moral der Truppe untergrüben, den Kriegseinsatz irgendwie gefährdeten oder die offiziellen Darstellungen militärischer Leitbilder durch die Autoritäten torpedierten. Zudem seien Soldaten und

---

can Historical Review 107.3, Juni 2002, S. 821–845; Barbara Rosenwein: Problems and Methods in the History of Emotions, in: Passions in Context 1.1, 2010, S. 1–25; Anna Wierzbicka: The „History of Emotions" and the Future of Emotion Research, in: Emotion Review 2.3, Juli 2010, S. 269–273. Eine lebhafte Diskussion findet sich bei Jan Plamper: Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? William Reddy, Barbara und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, in: Werkstatt Geschichte 54, 2010, S. 39–69.

2 Vgl. Bröckling: Postheroische Helden, S. 53–54.

3 Vgl. ebd., S. 54.

4 Vgl. ebd., S. 32.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Offiziere bei ihren militärischen Aktionen auf einen mentalen Zustand angewiesen, der dafür sorge, dass sie zum einen ihre Angst und ihren Selbsterhaltungstrieb überwänden und sich zum anderen zum Töten und Verletzen anderer Menschen motivierten.[5] Das konnte zuweilen zu einem Konflikt zwischen der militärischen und der zivilen Sphäre führen, denn Männer der militärischen Gemeinschaft mussten die strengen militärischen Verhaltensnormen von Disziplin und Gehorsam sowie die Ehrenkodexe aufrechterhalten, die eine Form des männlichen Stoizismus inklusive Vorstellungen von Mut, Ritterlichkeit, aber auch Aggression und Unbesiegbarkeit postulierten, während sich gerade im 18. Jahrhundert eine Kultur der Empfindsamkeit und Sentimentalität herausbildete, die eine „weichere", gefühlsbetonte und sanfte Männlichkeit hervorhob.[6]

Dieser Kontrast zwischen ziviler und militärischer Sphäre des 18. Jahrhunderts weist auf ein wichtiges Element der geschichtswissenschaftlichen Untersuchung von Emotion hin: Gefühle unterliegen wie fast alle Aspekte des menschlichen Lebens dem historischen Wandel. Dabei kann es in einer geschichtswissenschaftlichen Untersuchung von Emotionen nicht darum gehen, herauszufinden, ob sich das Selbst, sprich der physiologisch-kognitive Aspekt der Emotion, im Laufe der Geschichte verändert – in einigen naturwissenschaftlichen Fächern wurde für lange Zeit die Theorie von Paul Ekman über die Basalemotionen als anthropologische Konstante hochgehalten[7] –, sondern wie sich die sozio-kulturellen Ausdrücke von Emotionen im historischen Kontext wandeln und welchen Stellenwert sie in spezifischen Deutungsmustern und Interpretamenten historischer Phänomene einnehmen. Bei der Untersuchung von Emotionen als Teil des militärisch-heroischen Leitbildes stützt sich dieses Kapitel deshalb auf mehrere theoretische Ansätze, die diese Problematiken gezielt im Blick haben.

Erstens: das Konzept des emotionalen Habitus von Monique Scheer. Gestützt auf Bourdieus Ansatz des sozialen Habitus erscheinen in diesem theoretischen Konzept Emotionen als Erfahrungen, Ausdrücke und Verhaltensweisen, welche seit der Kindheit eingeübt und geformt wurden und so zu einem großen Teil automatisch und unbewusst seien. Zugleich könnten Emotionen bzw. ihre Unterdrückung aber auch durch bewusstes und wiederholtes Üben und Einüben erlernt werden.[8] Während das Militär ein Paradebeispiel für das Einüben von Emotionen durch Praktiken wie Drill, Training, aber auch kollektive Gebete

---

5 Vgl. Erika Kuijpers / Cornelis van der Haven: Battlefield Emotions 1500–1800. Practices, Experience, Imagination, in: dies. (Hg.): Battlefield Emotions 1500–1800. Practices, Experience, Imagination, London 2016, S. 4.

6 Vgl. Kuijpers / Van der Haven: Battlefield Emotions, S. 4 und Cornelis van der Haven: Military Men of Feeling? Gender Boundaries and Military-Civil Encounters in Two German Soldier Plays (1760–80), in: Journal of Eighteenth-Century Studies 41.4, 2018, S. 511–526, hier: S. 512. Siehe auch Kapitel 4 und vor allem Kapitel 5 dieser Arbeit.

7 Vgl. Jan Plamper: Emotionsgeschichte, S. 178.

8 Vgl. Monique Scheer: Are Emotions a Kind of Practice (And Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuian Approach to Understanding Emotion, in: History and Theory 51.2, Mai 2012, S. 193–220.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vor und nach der Schlacht bildet,[9] erlaubt das Konzept des emotionalen Habitus ebenfalls einen genaueren Blick auf die zivile Sphäre. Denn der Kult der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts beispielsweise scheint eine spezifische Form anerzogener, eingeübter Emotionalität zu sein, die sich nicht nur von den Jahrhunderten davor und danach unterschied, sondern die auch vorrangig in bestimmten höheren gesellschaftlichen Kreisen praktiziert wurde. Diese zeichnete sich durch fortwährende, exzessive Introspektion und das äußerliche, körperliche Ausdrücken von Emotionen in unterschiedlichen sozialen Kontexten, situativen Gelegenheiten und in Konfrontation mit diversen Medien wie Literatur oder Theater aus.

Diese Überlegung lässt bereits den zweiten theoretischen Ansatz dieser Untersuchung erkennen, nämlich Barbara Rosenweins Idee der *emotional communities*. Eine solche emotionale Gemeinschaft bestehe aus affektiven Bindungen zwischen Personen und den Formen der emotionalen Ausdrücke, welche von den Beteiligten erwartet, ermutigt, toleriert oder abgelehnt würden. Dabei seien Menschen nicht auf eine einzige *emotional community* beschränkt. Im Gegenteil, sie wechseln zwischen verschiedenen emotionalen Gemeinschaften ständig hin und her. Dies wiederum bedeute, dass es durchaus verschiedene emotionale Modelle und Normen in einer Gesellschaft gebe, die sich widersprächen oder entgegengesetzt seien.[10] Beispielsweise existierten die empfindsame, zivile Sphäre der aristokratischen und bürgerlichen Gesellschaft und die disziplinierte, militärische Sphäre der Armee so nicht nur nebeneinander, sondern da ihre Mitglieder, und dies gilt vor allem für die Offiziere, beiden Gemeinschaften angehörten und zwischen ihnen hin und her wechselten, beeinflussten sie die emotionalen Normen in der jeweiligen *emotional community* durch die affektiven Modelle und Werte aus ihrer anderen Gemeinschaft und schufen so einen Transfer emotionaler Praktiken und Stile. So blieben die *emotional communities* nicht statisch, sondern veränderten sich durch die Interaktion und die Mobilität ihrer Mitglieder.

Für die Untersuchung von Emotionen und ihrer Darstellung in Selbstzeugnissen hat sich zudem ein dritter Ansatz als besonders fruchtbar erwiesen: William Reddys *emotives* und *emotional regimes*. Nach Reddys Theorie bilden *emotives* emotionale Ausdrücke bzw. Sprechakte, welche eine sowohl beschreibende als auch transformative Funktion haben. Diese Sprechakte verliehen den Emotionen Ausdruck, ja formten das vage, formlose „*feeling*" erst zur Emotion und förderten sowohl die Identifikation mit als auch die Intensivierung der Emotion. So bestimmten die emotionalen Ausdrücke entscheidend, wie Personen ihre Gefühle wahrnähmen. Die Gefühlsäußerungen dienten damit der *navigation of feeling*, was auch zu einer Veränderung der inneren Realität der fühlenden Person führe.

---

9 Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 7–8.

10 Vgl. Rosenwein: Emotional Communities. Siehe auch dies.: Worrying, S. 842.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Doch nicht nur der Sprechakt hat nach Reddy Einfluss auf die Formung und Umformung der Emotion, sondern auch die sogenannten *emotional regimes*. Diese *regimes* bestehen laut Reddy aus einem Set an Gefühlsnormen, die von der herrschenden gesellschaftlichen Obrigkeit oder den Autoritäten eines bestimmten sozialen und kulturellen Bereichs bestimmt werden. Die *emotional regimes* können mehr oder weniger emotionale Freiheit und Spielraum bereitstellen, doch komme es gerade in strengen und einschränkten Gefühlsregimen, welche abweichende Emotionen und ihre Ausdrücke nicht nur ablehnen, sondern auch mit Strafe auf entweder unerwünschte *emotives* oder das Weigern, die normativen Emotionen wiederzugeben, reagieren. Oftmals komme es in solch einschränkenden normativen Gefühlsrahmen zu einem intensiven *goal conflict*, welcher emotionales Leiden verursachen könne.[11] Da diese Theorie der *emotional regimes* jedoch eine starke normative Voraussetzung postuliert und so riskiert, die Untersuchung auf die sozial, kulturell und ökonomisch dominante Gesellschaftsschicht zu verengen, wird Reddys Ansatz mit denen von Rosenwein und Scheer kombiniert, um die Überschneidungen, den Wandel sowie die identitäts- und gruppenbildende Wirkung von emotionalen Praktiken und ihrer Deutungshoheit stärker in den Blick zu nehmen.

Eine Vielzahl von Autoren, die sich mit der Frage von militärischen Emotionen auseinandergesetzt haben, umrissen den Untersuchungskanon der Gefühle, die sie analysierten, eher traditionell, in dem Sinne, dass sie sich auf emotionale Qualitäten stützten, die über Jahrhundert hinweg relativ unangefochten zu den Kernelementen militärischer Leitbilder gezählt wurden. So bildeten Mut, Ehre und Patriotismus oftmals die Kernelemente der Untersuchungen. Da diese Merkmale aber bereits in anderen Kapiteln ausführlich analysiert worden sind, werden sie hier nur am Rande behandelt. Ähnliches gilt auch für verschiedene Formen des Leidens, die ebenfalls bereits dargelegt wurden. Stattdessen konzentriert sich dieses Kapitel vorrangig auf die Emotionen und ihre Ausdrücke, die in den Selbstzeugnissen besonders häufig erwähnt werden: Tränen, Trauer und Ergriffenheit, Freude und Liebe sowie Angst. Vor allem soll danach gefragt werden, ob und wie die narrativen Darstellungen dieser Emotionen mit Heroisierungsstrategien zusammenhängen.

6.2 Freude, Liebe und Zärtlichkeit

In vielen Selbstzeugnissen berichten die Militärs darüber, wie sehr sie sich freuen, wenn sie Briefe oder Nachrichten von zu Hause erhalten. Dies findet sich sowohl in den Briefen als auch in den Tagebüchern und Memoiren. Otto von

11 Vgl. Reddy: The Navigation und ders.: Against Constructionism. Vgl. auch Ian Germani: Mediated Battlefields of the French Revolution and Emotives at Work, in: Erika Kuijpers / Cornelis van der Haven (Hg.): Battlefield Emotions 1500–1800. Practices, Experience, Imagination, London 2016, S. 173–194, hier S. 174–175, sowie Hitzer: Emotionsgeschichte.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Raven berichtet in seinem Tagebuch aus dem Russlandfeldzug regelmäßig, dass er „hocherfreut" war, wenn er einen Brief von seinen Eltern überbracht bekam.[12] Ähnlich verhält es sich, wenn Soldaten Verwandte, meist ihre Brüder, die ebenfalls im Krieg kämpften, auf dem Schlachtfeld antrafen oder erfuhren, dass sie einen Kampf überlebt hatten. So beschreibt Jakob Walter in seinen Jahrzehnte nach Kriegsteilnahme am Russlandfeldzug entstandenen Memoiren: „Mit ausgepresstem Herzen suchte ich meinen Bruder und als er auch mich suchte fanden wir uns unbeschädigt: Da kann gewis jeder der sich Bruderliebe zu denken weis unsere Freude denken."[13] Er schreckt in seinen Memoiren nicht davor zurück, zu schreiben, dass er ängstlich und verzweifelt war, als er nach seinem Bruder suchte und auch die ehrliche Freude und Liebe zu ihm wird ausdrücklich beschrieben. Die Liebe zu seinen Geschwistern und die Tatsache, dass er sie so sehr vermisste, waren für ihn für sogar schwerer zu ertragen als das drohende Unheil eines bevorstehenden Kampfes:

> Obwohl die ganze Nacht es unruhig war, und zu jeder Stunde ein neuer Kampf hätte entstehen können, so wahr unter allen Trangsalen keines so hart und drükend, als das Andenken meiner Geschwister und Freunde. Dieses Gefühl war mein gröster Schmerz welchem ich mit der Hofnung zu unterdrüken suchte.[14]

Diese Gefühle finden sich auch in früheren Selbstzeugnissen, in Briefen des Siebenjährigen Krieges, in denen Soldaten sich nach ihrer Familie sehnen und die Adressaten bitten, ihnen doch Auskunft über ihre Gesundheit und die Lage zu Hause zu geben[15], wenn auch die emotionalen Ausdrücke Walters mehrere Jahrzehnte, ja fast schon ein Jahrhundert später in ihrer Form etwas extremer und intensiver sind. Vor allem aber scheinen solche Emotionen nicht unbedingt dem Leitbild des stoischen Militärs zu entsprechen, der sich diszipliniert zusammenreißt und eigentlich begeistert am Feldzug teilnimmt. Gefühle wie Heimweh und das Vermissen der Angehörigen bildeten vielmehr Emotionen, die von der Heeresleitung nicht gerne gesehen wurden, da sie die Moral und die Motivation der Truppen untergraben konnten. Im äußersten Fall konnten sie zur Desertation führen. Hier wird der von William Reddy beschriebene *goal conflict* deutlich, der aufgrund der strengen Gefühlsnormen des Militärs und der Emotionen der Soldaten, welche aus ihrem gewohnten Umfeld und ihrer Heimat, ihrer *emotional communtiy* mit ihren emotionalen Praktiken als Familienmenschen gerissen wurden, zustande kommt. Das emotionale Leiden, der „Schmerz" wie Jakob Walter es nennt, kommt hier klar zum Vorschein und die Tatsache, dass Soldaten in ihren Selbstzeugnissen *emotives* verwendeten, die weniger gern von den mili-

---

12 Vgl. von Raven: Tagebuch, S. 69, S. 157.
13 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 23–24.
14 Ebd., S. 48.
15 So zum Beispiel der Soldat Adem Becker, dessen Frau das gemeinsame Kind zur Welt gebracht hatte, während er auf dem Feldzug war. Vgl. Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 38–39.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tärischen Autoritäten gesehen wurden, zeigt, dass die Übernahme und vor allem das Einüben von Emotionen durch militärischen Drill, Training und das Leben in der militärischen Gemeinschaft mit ihren emotionalen Normen nicht immer den gewünschten Effekt der völligen Anpassung an das *emotional regime* mit sich brachte.

Das Erwähnen von Heimweh und dem Vermissen der Familie scheint in diesem Fall nicht besonders heroisch, doch verhält es sich etwas anders, wenn die gleiche Freude beim Wiedersehen in der Heimat stattfindet. So schreibt Jakob Walter am Ende seines Selbstzeugnisses: „Dieser Feldzug ist also beendet und meine beide Schwestern und Freunde besuchten uns beide Brüder und das Wiedersehen war eine Freude welche als Geschwisterlieben nicht grösser ein konnte."[16] Und Otto von Raven berichtet: „Wir passirten die meklenburg-schwerinsche Grenze und begrüßten unser Vaterland! Mit den höchsten Gefühlen der Freude waren indeß wehmuthsvolle Gedanken unzertrennlich verknüpft, denn schrecklich war des Todes Wüthen unter uns gewesen, und Wenige nur waren so glücklich wie wir."[17] Und als er anschließend seine Verwandten trifft, heißt es:

> Über das Wiedersehen der nächsten Verwandten und nun der von selbigen herbeigerufenen Eltern unternehme ich keine Beschreibung. Nach solchem schrecklichen Feldzuge, als Anfang eines jungen Mannes Laufbahn, in den liebenden Armen treuer Eltern sich befinden war ein Glück, welche viele Tage noch wie ein Traum mir erschien.[18]

Auf den ersten Blick erscheinen solche emotionalen Aussagen weder militärisch noch besonders heroisch. Die Erleichterung über das Ende des Feldzuges scheint eine gewisse kriegerische Disposition vermissen zu lassen. Doch ein genaues Hinsehen zeigt, dass hier durchaus heroische Narrative zum Tragen kommen. Zum einen findet sich in den Aussagen, insbesondere bei von Raven, eine patriotische Gesinnung wieder, die sich in der Liebe zum Vaterland und der Freude, endlich wieder deutschen Boden betreten zu können, ausdrückt. Zudem haben die Militärs ihren Feldzug lebend überstanden und da es sich in beiden Fällen um den Russlandfeldzug von 1812 handelt, ist auch klar, dass sie nicht nur Unerträgliches überstanden und ertragen haben, sondern dass sie dadurch auch ihre letzten Kräfte dem Dienst am Vaterland geopfert haben (siehe Kapitel 3).

Jedoch scheint auch noch ein weiterer Aspekt in diesen emotionalen Ausdrücken zum Vorschein zu kommen: Neil Ramsay stellte in seiner Studie über die britischen militärischen Memoiren der Romantik fest, die er bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts datiert, dass Memoiren oftmals auf das Narrativ des leidenden Reisenden zurückgreifen und Ähnlichkeiten mit dem Genre der Reiseberichte des 18. und 19. Jahrhundert aufweisen.[19] Die dort enthaltenen heroischen Narrative und Deutungsmuster des Abenteuers, des Überstehens von Beschwer-

16 Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 26.
17 Von Raven: Tagebuch, S. 175.
18 Ebd., S. 176.
19 Vgl. Ramsay: The Military Memoir, S. 8, S. 11–12.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nissen, des Einsatzes des eigenen Lebens für ein höheres Ziel und des erfolgreichen Abschlusses der Reise durch die Heimkehr lassen sich in ähnlicher Weise auch in den militärischen Selbstzeugnissen finden. Mehr noch, sie erinnern an das von Joseph Campbell definierte Narrativ der Heldenreise, welches schon in antiken Epen wie der Odyssee ein zentrales Motiv bildet.[20] Die Erleichterung und Freude angesichts der erfolgreichen Rückkehr aus dem Krieg und den weit entfernten Regionen der Schlachtfelder und das Wiedersehen mit den Verwanden kann also durchaus als Teil eines heroischen Narratives gesehen werden und die beschriebenen Emotionen unterstützen die Darstellung dieses Narratives in den Memoiren und Tagebüchern als Teil der literarischen Strategie.

Neben der Verbundenheit zu Familie und Vaterland lassen sich jedoch auch Beschreibungen von romantischen Beziehungen, sprich Liebesbeziehungen finden. So berichtet der Unteroffizier Joseph Schrafel 1835 seitenlang über die sich anbahnende romantische Beziehung zwischen ihm und seiner zukünftigen Frau – angefangen von der anfänglichen Abneigung zwischen den beiden noch jungen Menschen über den Wandel der Gefühle bis zu den Problemen der Mesalliance (Schrafel war Soldat aus der untersten Gesellschaftsschicht und seine Frau eine wohlhabende Bürgerstochter), denen sich die beiden Liebenden stellen mussten.[21] Und auch der Freiwillige Jäger Lietzmann berichtet um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum von einer Liebesgeschichte, die aber aufgrund seiner schlechten finanziellen Verhältnisse als Soldat kein glückliches Ende nimmt.[22] Interessant ist dabei, mit wieviel Detail und intensiver Beschreibung diese Episoden in den Selbstzeugnissen von den Autoren festgehalten werden. Auch die Sprache evoziert eine gewisse Zärtlichkeit und Sanftheit, die eigentlich nicht zum Topos der *harten* militärischen Disposition und der auf Rationalität beruhenden emotionalen Gefasstheit des professionellen Soldaten passt. So nennt Schrafel seine Frau das „edelste Geschöpf der Welt“[23] und Lietzmann schreibt über das letzte Zusammentreffen mit seiner Marianne: „Meine Feder ist zu schwach, um die Seligkeit dieses Augenblickes zu schildern.“[24]

Doch lassen sich solche Belege zärtlicher Zuwendung nicht nur in Memoiren und Tagebüchern finden, wo sie in der Retrospektive in eine zusammenhängende, zielführende Erzählung zusammengefasst werden können. Auch in zeitgenössischen Briefen lassen sich solche emotionalen Ausdrücke nachweisen. Der Generalmajor Léopold Berthier beispielsweise schreibt während des Feldzuges von 1806 eine ganze Reihe von Liebensbriefen an seine Frau, in welchen er in einem romantischen Schreibstil immer wieder seine Liebe betont. So beendet er die meisten Briefe mit Formulierungen wie: „Je te donne mille bons baiser

20 Zum Narrativ der Heldenreise siehe Joseph Campbell: Der Heros in tausend Gestalten, Berlin 2019.
21 Vgl. Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S. 5–8, S. 17–19.
22 Vgl. Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 158–166.
23 Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S. 8.
24 Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 166.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

d'amour et [suis] pour la vie, ton ami, ton amant"[25] Auch erwähnt er regelmäßig, wie schmerzhaft es für ihn sei, von ihr getrennt zu sein,[26] dass er sie mehr als alles andere auf der Welt liebe,[27] bittet sie, ihm treu zu sein, wenn ihr etwas an seinem Glück liege[28] und versucht, während des Feldzuges Perlen für sie kaufen, da er ihren Geschmack ja gut kenne und alles versuche, um ihn zu befriedigen.[29] Dabei tauchen solche *emotives* auch schon vor den Napoleonischen Kriegen auf. Der *volontaire* Louis Pillaut schreibt am 18. Februar 1797 an seine Geliebte Fanquette, dass er immer an sie denke, dass er unter all den Frauen auf der ganzen Welt keine so sehr liebe wie sie und dass man ihr sagen solle, dass er „toujours son nom gravé dans mon coeur" habe. Nur der Tod könne seine Gefühle für sie ändern und sie sei sein „bonheur et l'unique espoir de ma consolation" und von ihr, seinem Objekt der Liebe, getrennt zu sein, mache ihn unglücklich. Er schließt mit „Adieu, ma chère Fanquette, j'ai les larmes aux yeux".[30] Solch klare Liebesbekundungen, die eigentlich ein Bedauern des Kriegseinsatzes ausdrücken, da er zu einer Trennung von der Geliebten führte, scheinen gerade während der Französischen Revolution nicht unbedingt dem patriotisch-eifrigen und kriegsbegeisterten freiwilligen Kämpfer zu entsprechen. Auch die Erwähnung seiner Tränen scheint auf den ersten Blick irritierend.

Doch ist er nicht der einzige französische Freiwillige, der von Tränen in Liebesdingen spricht. Der Soldat Antoine Jabouille schreibt 1793 seinem Vater von seinem gebrochenen Herzen, nachdem die Frau, in die er sich verliebt hatte und die er heiraten wollte, mit gerade einmal 15 Jahren verstorben ist. Noch schlimmer wird für ihn die Situation, da sein Vater wohl der Überzeugung ist, die junge Frau sei nicht wirklich an ihm interessiert, sondern bloß eine Prostituierte gewesen:

> Enfin je l'ai perdue, elle est morte [...], elle serait encore en vie et j'aurai rendu à la société une aimable femme et bonne mère. [...] Je [ne] pleure pas facilement; mais si vous l'eussiez connue, vous sentiriez ma douleur et vous [ne] m'auriez pas fait l'injustice de croire que c'était une fille prostituée.[31]

Die hier dargelegten emotionalen Beschreibungen der Soldaten und ihre entsprechenden körperlichen Reaktionen bzw. Ausdrücke (Tränen) gewannen während der Kultur der Empfindsamkeit Ende des 18. Jahrhunderts an Anerkennung und Wertschätzung.[32] Dies galt sowohl für Frauen als auch für Männer. Der sogenannte „man of feeling", definiert durch Henry Mackenzies gleichnamigen und sehr populären Roman von 1771, präsentierte eine neue Form von Maskulini-

---

25 Léopold Berthier: Lettres adressées par le Général de division Léopold Berthier à sa femme pendant la campagne de 1806, in: Carnet de la Sabretache, 1906, S. 591-608, hier S. 592.
26 Vgl. ebd.
27 Vgl. ebd., S. 595.
28 Vgl. ebd., S. 592.
29 Vgl. ebd., S. 603.
30 Picard: Lettres, S. 185
31 Picard: Lettres, S. 146.
32 Vgl. Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 14

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tät, die sich nicht scheute, Emotionen und Zärtlichkeit in der Öffentlichkeit zu zeigen.[33] Der Einfluss solcher literarischen Werke, verstärkt durch die Diskurse in der Philosophie, der Medizin und der Anthropologie, wertete die Stellung von Emotionen und ihren öffentlichen Ausdrücken auf und gerade in der zivilen Sphäre wurde zunehmend verlangt, die innere moralische Disposition anhand von Gefühlen und Empfindungen nach außen hin zu zeigen. Für Männer lag der Hauptfokus dabei auf ihrer Rolle als Vater und Ehemann, doch begannen diese zivile Moral und vor allem die daran gebundenen emotionalen Praktiken und *emotives* im Laufe des 18. und vor allem 19. Jahrhunderts in Konflikt mit den kriegerischen Ehrenkodexen des Militärs zu treten.[34]

Tatsächlich vertrat die Forschung lange Zeit die These, dass die Veränderungen im Kampfsystem, der Militärtaktik und dem sozialen Status der Soldaten auch einen Einfluss auf das militärische Verhalten in Bezug auf Emotionen hatten. Die Entwicklung der stehenden Heere im 17. Jahrhundert zusammen mit der Kasernierung ließ bei den Bevölkerungen die Erwartung entstehen, dass die Soldaten in ihrem Verhalten gezähmt würden. Diese Idee wurde während der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts weitergetrieben und fand in Preußen mit der Vorstellung der eisern gedrillten, maschinenhaften Soldaten ihren Höhepunkt. Diese stetig anwachsende Professionalisierung und Disziplinierung sollte einhergehen mit einer strengen Emotionskontrolle.[35] Doch dieser Disziplinierung stand immer noch das Chaos frühneuzeitlicher Schlachtfelder entgegen, die mit ihren Massenschlachten, den zahlreichen Toten und Verwundeten sowie mit dem allgemeinen Leid die Grenzen der kalten Emotionskontrolle sichtbar machten. Um 1750 begann zwar die sogenannte Seelenkunde der militärischen Aufklärung, nach der Moral der Soldaten auf dem Schlachtfeld zu fragen, sprich danach, wie ihre Emotionen für den Sieg eine ausschlaggebende Bedeutung haben konnten. Das Interesse an den Emotionen des Soldaten, ihrer Auswirkung auf seine Motivation und seine Bedürfnisse wurde somit zu einem wichtigen Teil der militärischen Theorien Ende des 18. Jahrhunderts. Doch auch wenn viele Militärtheoretiker eine Verbesserung der Situation der Soldaten forderten,[36] lag der Fokus im Endeffekt eher auf den Formen eines *emotional managements*, welches den Soldaten und Offizieren erlaubte, ihre Emotionen auf dem Schlachtfeld sinnvoll und effektiv zu mobilisieren und zu kontrollieren,[37] um dadurch besser in der militärischen Position zu funktionieren und zum erfolgreichen Gelingen des Feldzuges beizutragen. Dadurch wurde eine spezifische emotionale und damit auch moralische Disposition ein entscheidendes Merkmal soldatischer Leitbilder und vor allem der Ideale der Offiziere.

---

33 Vgl. van der Haven: Military Men, S. 513–154.
34 Vgl. Frevert: Die kasernierte Nation und ebd., S. 520.
35 Der Absatz folgt Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 4–5.
36 Vgl. Pichichero: Le soldat sensible.
37 Vgl. Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 5 und van der Haven: Military Men, S. 513.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vor allem aber zeigen diese Entwicklungen, dass die im Militär vorherrschenden emotionalen Standards und Praktiken sich nicht unabhängig vom Rest der Welt entwickelten. Zwar können Armeen, wie Erika Kuijpers und Cornelis van der Haven in ihrem Sammelband angemerkt haben, als selbst-regulierende *emotional communities* gesehen werden, doch nicht nur die militärischen Tugenden und Wertvorstellungen, sondern auch die emotionalen Kulturen des Militärs interagieren immer mit der zivilen Welt, indem die Erwartungen und emotionalen Antworten nicht-militärischer Gemeinschaften dort verhandelt werden. Das Gleiche gilt für die militärisch-emotionalen Regeln.[38] Die Forderungen nach einer Professionalisierung und Verbesserung des Status des Militärs nicht nur von Seiten der militärischen Aufklärung, sondern auch von Stimmen aus nicht-militärischen Kreisen waren eng geknüpft an den Versuch der Militärreformer, Wertvorstellungen, soziale Normen sowie emotionale Praktiken der zivilen Welt mit dem Militär zu verbinden. Gerade von Offizieren, die selbst während eines Feldzuges in vielfacher Weise in unterschiedlichsten Kontexten ziviler Geselligkeit (etwa bei der Einquartierung bei Personen der höheren Stände, auf Festen und Einladungen von ansässigen Adligen) agieren mussten, forderte dies die Fähigkeit, sich schnell an die entsprechenden kulturellen und emotionalen Normen dieser sozialen Sphäre anzupassen. Diese emotionale und verhaltensbedingte Flexibilität forderte vom Offizier, dass er ein „men of feeling" innerhalb und außerhalb des Militärs zu sein hatte.[39]

Die oben aufgeführten Beispiele von Liebe und Zärtlichkeit sind hierbei exemplarisch für die gegenseitige Beeinflussung von zivilen emotionalen Praktiken der Empfindsamkeit und den emotionalen Vorstellungen des Militärs. Gerade für Offiziere, die in den höheren Gesellschaftsschichten sozialisiert wurden und einen entsprechenden emotionalen Habitus präsentierten, spielten die emotionalen Ausdrucksformen und die eingeübte empfindsame Emotionalität eine entscheidende Rolle auch für ihre Vorstellung militärischer Repräsentation. So hatte schon um 1740 der Leutnant M. de Lamée in einem Arbeitsentwurf seines *Essai sur l'art militaire* angemerkt, dass das Wesentliche eines Offiziers in seinem *esprit,* seinem Herzen und seinen Gefühlen liege. Dazu kamen eben auch eine angenehme (Geistes-)Haltung, ein gewisser Charme und *grâce,* welche die anderen Qualitäten komplettierten.[40] Diese sehr aristokratisch ausgerichtete Vorstellung eines Offiziers fand aber gerade durch den Kult der Empfindsamkeit offenbar auch Verbreitung bei den Militärs der unteren Ränge, wie die Briefe der Freiwilligen der Revolutionskriege belegen. Dies galt zum einen für die Vorstellungen der zärtlichen Sensibilität und des Einfühlungsvermögens des Familienvaters, die sich im Militär recht bald in der Darstellung der Offiziere

38 Vgl. Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 9.
39 Van der Haven: Military Men, S. 513.
40 Vgl. SHD/GR – 1 M 1703 – M. de Lamée: Essay sur l'art de militaire dessein de l'ouvrage.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Unteroffiziere als liebende Väter für ihre Soldaten äußerten.[41] So beschreibt nicht nur Ernst von Barsewisch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ergebenheit und Zuneigung, die ihm seine Soldaten entgegenbrachten, sondern auch Carl Sachs und Wilhelm von König betonten im Laufe des 19. Jahrhunderts die enge Verbindung, die zwischen ihnen und den von ihnen kommandierten Soldaten bestand.[42] Zum anderen blieben die zivilen emotionalen Praktiken und *emotives*, die mit dem Bild des liebenden Ehemannes oder Geliebten verbunden waren, bei den Militärs trotz oder gerade wegen ihres Militärdienstes präsent.

Mehr noch, während entsprechende emotionale Ausdrücke in den Briefen bloß auf eine Vermischung und Überschneidung verschiedener *emotional communities* hinweisen, kommt den Liebesgeschichten in Memoiren und Autobiographien eine Funktion im heroischen Narrativ zu. Denn wie in Kapitel 5 dargelegt, bildete die Anziehungskraft der Militärs auf Frauen quasi eine Grundvoraussetzung für die mögliche Heroisierung. Die romantische Liebesgeschichte erfüllt genau diesen Zweck der Kenntlichmachung der heroischen Qualitäten des Autors, ohne dabei gegen eventuelle bürgerlich-moralische Norm und Wertvorstellungen zu verstoßen, wie es eventuell die fast schon skandalösen sexuellen Affären und Beschreibungen des Johann Konrad Friederich taten.[43] Es verwundert nicht, dass gerade der bürgerliche Offizier Lietzmann, welcher an anderer Stelle dafür sorgt, dass die Jäger seines Schwadrons nicht zu intim mit den Frauen werden, seine männliche Anziehung auf Frauen in einer romantischen, züchtigen Liebesgeschichte darlegt. Sie bot weniger Potenzial für Kritik, Ablehnung und Empörung (vor allem, weil Lietzmann erstens seine Memoiren für seine Nachfahren und Familie verfasste und zweitens zu einer Zeit, als das Bürgertum starke Kritik an den angeblichen sexuellen Ausschweifungen der adligen *Junkeroffiziere* übte[44]), ohne dabei die Wirkung der heroisch-militärischen Maskulinitätsdarstellung zu verlieren. Zudem gehörte die romantische und emotionale Liebesbeziehung zu einem traditionellen Kanon militärischer Heldennarrative. Im Mittelalter bildete beispielsweise der Minnesang als ritterlich-adlige Liebeslyrik (so in Wolfram von Eschenbachs Versroman *Parzival*) eine zentrale Rolle bei der literarischen Konstruktion der ritterlichen Helden und auch in der Frühen Neuzeit bis hin ins 21. Jahrhundert bildet die romantische Liebesgeschichte ein Kernelement bei der Vervollständigung der Darstellung und medialen Inszenierung von Heldenfiguren. Ob nun als zentraler Handlungsstrang der Erzählung oder aber als Nebenstrang für die Charakterentwicklung der männlichen (aber auch weiblichen) Hauptfigur eines Werkes, die romantische Beziehung – erfüllend oder tragisch endend – ist oftmals zentral für die Konstruktion der Figur als

41 Vgl. Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 9.
42 Vgl. Sachs: Erinnerungsblätter, S. 19, S. 47 und Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 103–104, S. 116, S. 118, S. 120.
43 Vgl. Friederich: Abenteuer.
44 Vgl. Becker: Bilder, S. 91, S. 122–123, S. 285–286.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Held (oder Antiheld) der Geschichte.[45] Es verwundert also nicht, dass in einem Zeitalter, in welchem die *sentimental novel* an Popularität gewann und bis ins Zeitalter der Romantik Einfluss hatte, die romantischen Gefühle wie die Liebe zur Ehefrau oder Geliebten und die damit verbundenen *emotives* in Selbstzeugnissen als Teil der narrativen Heroisierungsstrategie herangezogen wurden.

Es ist sogar besonders bezeichnend, dass selbst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in welchem wieder harte und kalte Männlichkeitsentwürfe, geprägt von einer Polarisierung und einem *gendering* von Emotionalität und Rationalität,[46] an Bedeutung gewannen, solche sensiblen, emotionalen Ausdruckformen noch praktiziert wurden. Dies scheint ein Beleg dafür zu sein, dass emotionale Stile nicht nur sozialhierarchisch, kulturell und geschlechtlich gebunden waren, sondern dass auch das Alter einer Person eine Rolle spielte.[47] Männer, die in ihrer Jugend oder als junge Erwachsene in einer Kultur der Empfindsamkeit sozialisiert worden waren, hielten eventuell an diesen Emotionsmodellen und ihrem emotionalen Habitus fest, auch wenn mittlerweile neue oder veränderte Gefühlsnormen und emotionale Praktiken vorherrschten. Damit scheint auch eindeutig, dass es in einer Gesellschaft kein eindeutiges *emotional regime* gab, sondern dass verschiedene emotionale Stile und Modelle nebeneinander existierten, sich überschnitten und voneinander beeinflusst weiterentwickelten.

6.3 Tränen, Trauer und Ergriffenheit

Ein weiterer Bereich, in welchem die empfindsame Ausdrucksweise von Militärs nicht nur akzeptiert, sondern offenbar gewünscht war, war bei Trauer oder starker Ergriffenheit. Wie die oben aufgeführten Beispiele der weinenden *volontaires* gezeigt haben, wurden Tränen offenbar nicht als unmännlich, unmilitärisch oder unheroisch gesehen. Tatsächlich schien es für Autoren des 18., aber auch noch des 19. Jahrhunderts kein Problem zu sein, über ihr Weinen zu sprechen. Otto von Raven beispielsweise berichtet in seinen Tagebuchblättern zum Feldzug von 1812 davon, dass er aufgrund von starken Schmerzen anfing zu weinen: „Während des Fahrens hatte ich durch das Schütteln des Wagens bei der strengen Kälte so unleidliche Schmerzen, daß ich unwillkürlich weinen mußte."[48] Dabei stellt er hier nicht seine Schwäche dar, sondern – im Gegenteil – er macht deutlich,

---

45 Siehe hierzu genauer den Sammelband von Frank Becker u. a. (Hg.): Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt 2019 und Jens Kloster: Femme fatale – Homme moderne – Femme natale. Romantische Liebe als Narrativ für Subjektivität, Marburg 2016.

46 Vgl. Manuel Borutta / Nina Verheyen: Vulkanier und Choleriker? Männlichkeit und Emotionen in der deutschen Geschichte 1800–2000, in: Manuel Borutta / Nina Verheyen (Hg.): Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotionen in der Moderne, Bielefeld 2010, S. 11–40, hier S. 12, S. 14, S. 20.

47 Vgl. ebd., S. 12, S. 14, S. 20.

48 Von Raven: Tagebuch, S. 173.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

welche Kraft es erforderte, diese unerträglichen Schmerzen auszuhalten: „Die Fußschmerzen nahmen so zu, daß sie kaum standhaft zu ertragen waren."[49] Die Erwähnung seiner Tränen liefert hier quasi den Beleg für die Schwere der Verletzung, die das normale Maß einer Kriegsverletzung überstieg, denn seine normale emotionale Disposition reichte hier nicht mehr aus, um die Fassung zu wahren. Seine Verletzung, seine Schmerzen und das Leid, das er zu schultern hatte, waren damit außergewöhnliche Belastungen, die das menschenmöglich Erduldbare und Ertragbare überstiegen. Damit werden gleich zwei narrative Strategien der heroischen Selbstdarstellung erkennbar: die Exzeptionalität seiner Herausforderung und das Opfernarrativ des Märtyrers (siehe Kapitel 2 und 3).

Doch nicht nur Verletzungen konnten in Selbstzeugnissen als emotional herausfordernd beschrieben werden, auch tiefe Trauer war ein akzeptierter Anlass für Tränen. Als Louis Pillaut vom Tod einer Bekannten erfährt, schreibt er in einem Brief vom 13. Juli 1798: „Des larmes perlent à mes yeux, des larmes très amères ont coulé avec abondance pour une créature que j'estimais et respectais."[50] Zudem drückt er noch sein Beileid und Mitleid für die Eltern der Verstorbenen aus. Tatsächlich schien gerade Weinen bei Todesfällen von Soldaten und (Unter-)Offizieren im 18. Jahrhundert fast schon verlangt zu werden. So konnte Douglas Ronald in seiner Studie zu jungen britischen Marinesoldaten nachweisen, dass das Fehlen von Tränen bei Begräbnissen als Mangel an Mitgefühl und dementsprechend als Mangel an Moral gesehen werden konnte.[51] Diese Idee der moralischen Überlegenheit, welche sich in Tränen und Weinen zeigte, war indes nicht nur in Großbritannien anzutreffen. Im Gegenteil, gerade in Frankreich hatten Tränen im 18. Jahrhundert geradezu Hochkonjunktur. Das sogenannte „weeping century", welches Marco Menin grob von der Krönung Ludwigs XV. bis zur Restauration einordnet, hatte eine ausschlaggebende Bedeutung für die Formierung einer neuen Ästhetik und eines moralischen Codes, welcher sich auf die Intensität von Emotionen und Verzweiflung sowie einen aus heutiger Sicht übertriebenen Gebrauch von Tränen stützte.[52] Tränen wurden gleichsam zu einem „barometer of emotionalism itself", da sie die Authentizität und Ehrlichkeit der gefühlten Emotion bestätigten.[53] Dadurch fungierten sie zugleich auch als Beleg für die moralische Verfassung einer Person – sowohl männlich als auch weiblich. Autoren wie Diderot (*La Religieuse*) und Rousseau (*La Nouvelle Héloise*) hielten Weinen als einzigartigen Ausdruck der menschlichen Moral hoch, die Idee wurde sogar im Artikel *Pleurs* in der *Encyclopédie* festgehalten.[54] Auch im

[49] Ebd., S. 174.
[50] Picard: Lettres, S. 195.
[51] Vgl. Ronald: Youth, S. 54–56.
[52] Vgl. Marco Menin: Who Will Write the History of Tears? History of Ideas and History of Emotions from Eighteenth-Century France to the Present, in: History of European Ideas 40.4, 2014, S. 516–532, hier: S. 516.
[53] Vgl. ebd., S. 517.
[54] Vgl. ebd., S. 518–519.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Theater und in der Literatur wurden Tränen und Weinen zu einem beliebten Thema, wie der Erfolg der *comédie larmoyante*, des *drame bourgeois* oder auch des *roman sentimental* zeigten.[55]

Die Bedeutung, welche Tränen Ende des 18. Jahrhunderts als Beleg eines moralischen Charakters gewannen, implizierte auch, dass irgendwann nicht das Weinen einer Person problematisiert wurde, sondern das Fehlen davon.[56] Es ist also gerade für Selbstzeugnisse aus dem späten 18. und den ersten Jahren bis hin zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht verwunderlich, dass Autoren ihre Tränen als Teil ihrer emotionalen Praktiken darstellten und sie auch nicht als problematisch für die harte, stoische militärische Disposition sahen. Vielmehr hätten Berichte, in welchen solche emotionalen Ausdrücke fehlten, befremdlich auf die Zeitgenossen gewirkt. Mehr noch, die moralische Bedeutung von Tränen erklärt auch, warum es gerade für militärische Helden wichtig sein konnte, zu weinen: Für einen Helden ist es durchaus von Vorteil, wenn er über eine gewisse moralische Überlegenheit verfügt. Dies garantiert nicht nur seine Vorbildfunktion, sondern zuweilen auch seine appellative Kraft. In den Selbstzeugnissen finden sich deshalb unzählige Beispiele, in welchen Militärs von ihren eigenen und auch den Tränen ihrer Kameraden berichten.

Der Tod eines Kameraden war dabei ein häufig anzutreffendes Ereignis, welches die Soldaten zum Weinen brachte. So erzählt Büttner 1823 Folgendes dazu, als er erfährt, dass ein Wohltäter, der ihm während des Russlandfeldzugs geholfen und ihn unterstützt hatte, verstorben sei: „Hier stand ich und das innere Gefühl des Schmerzens preßte mir Thränen der Wehmuth aus den Augen."[57] Hier waren die Tränen offensichtlich ein Ausdruck von Trauer doch bildete Traurigkeit angesichts eines Verlustes nicht den einzigen Anlass zum Weinen. Auch Traurigkeit und Betrübnis angesichts einer unangenehmen und schweren Situation ließen bei den Autoren entsprechende Emotionen zum Vorschein kommen. Joseph Schrafel, dessen Selbstzeugnis stark emotional aufgeladen ist und der sehr detailliert und häufig von seinen Empfindungen spricht, war bei seinem Einzug zum Militärdienst alles andere als begeistert. Der Kriegsdienst ruinierte ihm seine Zukunftspläne und seine Stimmung war am Anfang von Angst und Traurigkeit geprägt – nicht, weil er sich vor dem Kampf oder der Schlachtteilnahme fürchtete, sondern weil er Angst vor den schlimmen Zuständen im Heer, der Lage der einfachen Soldaten und der Willkür der Offiziere hatte. So „antwortete [er] mit einem Thränenstrom",[58] als ein Bekannter ihn auf seine Einberufung ansprach. Auch Joseph Deifel war von den situativen Umständen emotional äußerst betroffen. So berichtet er in seinen um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum verfassten Memoiren beispielsweise, dass er anfing zu weinen, als die

55 Vgl. Menin: Tears, S. 520.
56 Vgl. ebd., S. 521.
57 Büttner: Schicksal, S. 31.
58 Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S. 8–9.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Heeresleitung mitteilte, es sei kein Geld da, um den Soldaten den Sold zu zahlen. Angesichts der versorgungstechnischen Notlage im Russlandfeldzug war das für die betreffenden Soldaten eine katastrophale Nachricht. Erst als die Heeresleitung mit Prügel drohte, versuchte Deifel seine Tränen zu unterdrücken, was ihn zu einem negativen Kommentar über den Militärdienst und den Krieg allgemein verleitet: „Also nicht mehr Thränen, das Herz stoßt es mir! Der Hund hat Forcht vor den Prügeln. Nur alles, nur kein Krieg, der wird schlecht belohnt für des Armen Blut und Gut."[59] Sowohl bei Schrafel als auch bei Deifel scheint sich der Betrübnis noch ein Gefühl der Verzweiflung beigemischt zu haben, welches zu den entsprechenden emotionalen Reaktionen führte: eine Situation so elendig und schrecklich, dass jede Form von Fassung, stoischem Ausdruck oder stillem Ertragen nicht mehr möglich war.

In solchen Situationen schien der von William Reddy beschriebene *goal conflict* aufzutreten: Während Tränen der Trauer für das Militär Teil der Gefühlsnormen waren, scheinen Tränen angesichts von elenden Situationen und Verzweiflung eher weniger willkommen – vor allem dann, wenn sie als Protest oder Kritik an den Regelungen und Verordnungen der militärischen Autoritäten gesehen wurden. In dem Fall wurden sie implizit von der Heeresleitung unterdrückt, so im Falle durch Androhung einer Prügelstrafe bei Deifel, oder aber sie wurden mit sozialer Ächtung und Zurechtweisung durch die eigenen Kameraden beantwortet. Denn Schrafel berichtet, dass er nach seinem „Thränenstrom" „von denen anderen Soldaten, die dabei standen, tüchtig ausgelacht und verspottet" wurde.[60] In diesen Fällen wurde das Weinen durchaus als Schwäche aufgefasst bzw. als unerwünschte und störende emotionale Reaktion, die das reibungslose Funktionieren der militärischen Ordnung und die Effektivität gefährden konnte. Dieser Verstoß gegen das vorherrschende strenge *emotional regime* des Militärs zog Strafen nach sich, sei es körperliche Züchtigung oder sozialer Ausschluss.

Interessanterweise scheinen jedoch für die Autoren der Selbstzeugnisse diese Emotionen und ihr physiologischer Ausdruck kein Problem darzustellen. Nicht nur, dass sie ihre Gefühle frei äußerten (wobei die strenge Selbstkontrolle, Tränen zurückzuhalten, sich durchaus von Individuum zu Individuum unterscheiden kann, egal in welchem *emotional regime* eine Person sozialisiert wurde), sondern sie berichten darüber auch in ihren Schriften. Die Tränen der Verzweiflung gehen sinngemäß mit dem Kult der Empfindsamkeit einher und die Vorstellung des Weinens als Ausdruck einer überlegenen Moral scheint für die Autoren in ihrer Selbstdarstellung schwerer gewogen zu haben als die militärischen Gefühlsnormen der Selbstkontrolle, Disziplin und Gefühlshärte. Interessant ist hierbei vor allem, dass sich diese Auffassungen in Bezug auf Emotionen auch noch weit bis ins 19. Jahrhundert zogen, denn Deifel verfasst sein Selbstzeugnis z. B. ungefähr 60 Jahre nach Ausbruch der Französischen Revolution. Die Auswirkungen

59 Deifel: Mit Napoleon, S. 39.
60 Schrafel: Merkwürdige Schicksale, S. 8–9.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des Kultes der Empfindsamkeit haben also die während seiner Hochzeit sozialisierten Soldaten bis zu ihrem Lebensende geprägt und in ihren Selbstzeugnissen hielten sie diese *emotives* fest. Fragt man nun nach der Bedeutung dieser *emotives* der Tränen für das Heroische, kann argumentiert werden, dass Tränen der Verzweiflung immer auch auf das heroische Opfernarrativ verweisen und in diesem Kontext als Stilmittel fungieren, um den Lesern der Selbstzeugnisse das Leiden und die erbrachten Opfer des Soldaten während des Kriegseinsatzes bildlich und greifbar vor Augen zu führen.

Es kann jedoch angemerkt werden, dass sowohl die Situation von Schrafel als auch die von Deifel sich am Anfang ihres jeweiligen Militärdienstes abspielten und sie dementsprechend noch nicht vollständig die emotionalen Normen und Praktiken des Militärs übernommen hatten. Eventuell lässt sich hier der Versuch eines Entwicklungs- bzw. Bildungsnarrativs beobachten, welches die Geschichte des männlichen Initiationsritus und der Mannwerdung durch den Militärdienst erzählt und welches gerade im 19. Jahrhundert stetig an Beliebtheit gewann.[61] Dagegen würde jedoch die ambivalente Haltung der Autoren zum Militär sprechen, die zwar regelmäßig die Ehre und die positiven Eigenschaften der eigenen Truppen betonen, doch sich auch in starker Kritik am Militärdienst und der Heeresleitung üben. Vielmehr scheinen sich die beiden Selbstzeugnisse in das heroische Opfernarrativ einzureihen (beide berichten über den Russlandfeldzug), in welchem die zivilen Emotionsmodelle nicht nur für die Autoren prominenter, sondern auch für das Publikum greifbarer waren – selbst Jahrzehnte, nachdem der Kult der Empfindsamkeit wieder an Boden verloren hatte und durch neue vorherrschende emotionale Stile zurückgedrängt worden war. Die innere Ergriffenheit und das emotionale Leiden angesichts der widrigen Umstände förderten die Sympathie, das Verständnis und das Mitleid der Leser. Zugleich waren die Autoren jedoch auch darauf bedacht, ihr heroisches Narrativ nicht durch eine auf zu hoher emotionaler Sensibilität beruhende militärische Unzulänglichkeit zu torpedieren. Beide Autoren entwerfen das Bild des leidenden Soldaten, der für sein Vaterland in den Krieg zieht, Unsägliches durch- und mitmachen muss, doch weiterhin seiner militärischen Pflichterfüllung gerecht wird. Schrafel beispielsweise steigt durch seine harte Arbeit und Tüchtigkeit irgendwann zum Unteroffizier auf und zeigt beherzten Einsatz im Schlachtgeschehen. Deifel wiederrum betont regelmäßig die Ehre der bayerischen Armee und den unermüdlichen, patriotischen Kampf der Truppen. Er hebt auch mehrmals hervor, dass es ihm ein großes Anliegen war, trotz unerträglichem Elend seine eigene Ehre und die seiner Familie nicht durch Desertion zu beflecken.[62] Die Emotionen, welche die Autoren hier also durch Tränen angesichts von Verzweiflung und Kummer ausdrücken, scheinen in der narrativen Strategie mit der Vorstellung der Empfindsamkeit konform die Funktion zu erfüllen, ihren moralischen Charakter aus-

[61] Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 145–156.
[62] Vgl. Deifel: Mit Napoleon, S. 82, S. 100.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zudrücken und ihre innere Tiefe darzulegen. Das hier durch die entsprechenden *emotives* ausgedrückte heroische Leitbild ist das eines pflichtbewussten militärischen Helden, der begeistert im Kampf agiert, zugleich aber auch eine tiefe emotionale Sensibilität und eine moralische Überlegenheit besitzt.

6.4 Tränen der Freude, Rührung und patriotischer Eifer

Neben Trauer und Verzweiflung führten auch andere Emotionen zu Tränen bei den Militärs. Eine häufige Gefühlsregung, die von Tränen begleitet wird, ist Freude. So berichtet der *volontaire* Michel in einem Brief vom 11. Februar 1795, als er erfährt, dass seine Mutter, welche von der Revolutionsführung als eine Verdächtige festgenommen worden war, wieder freigelassen wurde, von seinen Tränen der Freude bzw. der Erleichterung: „La lettre de ma soeur me fait verser des larmes de joie, et je n'ai jamais pu la lire, je pleurais de trop bon coeur, je croyais rêver; à la fin, j'ai été persuadé de la verité."[63] Und auch der Soldat Büttner und seine Kameraden weinen vor Dankbarkeit und Freude, als ihnen während ihrer Gefangenschaft in Russland eine Einheimische Essen und etwas Geld bringt:

> Worte konnte ich vor Freuden nicht hervorbringen, nur Thränen mußten meinen Dank beweisen. […] Wie auf Flügeln getragen, eilte ich zu meinen Kameraden, die schon mit Ungeduld auf mich warteten; als ich aber dort ankam, und ihnen meine Lebensmittel zeigte, fingen sie vor Freude an zu weinen. [64]

Die Freude, eine potenziell tödliche Situation entweder selbst überlebt zu haben oder aber die Freude über das Überleben eines nahestehenden Menschen ist eine so tiefe Emotion, dass reine Worte nicht ausreichen, um ihr den angemessenen Ausdruck zu verleihen. Die Tränen sollen hier nicht nur die Intensität bezeugen, sondern auch die Authentizität des Gefühls.

Neben Tränen der Freude und Erleichterung gibt es weitere Formen von Tränen, die in den Selbstzeugnissen vorzufinden sind: Tränen der Rührung bzw. emotionalen Ergriffenheit. In solchen Fällen sind die Autoren so emotional von einer Situation oder einem Ereignis ergriffen, dass ihre innere Empfindsamkeit sich nur durch Weinen angemessen äußern kann. Oftmals handelt es sich dabei um Ereignisse, die eine innere patriotische Bewegtheit hervorrufen. So berichtet Victor Dupuy in seinen um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Memoiren ausführlich von einer Begegnung mit dem jungen Sohn Napoleons, welche eine stark emotionale Reaktion in ihm auslöst:

> Je suivis le fils du grand homme dans sa promenade, et lorsqu'il remonta dans sa calèche, je courus me placer au détour d'une rue par laquelle il devait passer; quand il arriva près de moi, je décroisai mon habit pour mettre en évidence le ruban de la Légion d'honneur et me découvris en saluant; il me vit, me sourit, m'envoya un baiser de la main et la dame

63 Picard: Lettres, S. 72.
64 Büttner: Schicksale, S. 33–34.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

qui l'accompagnait, me fit une salutation. J'étaits émus jusqu'aux larmes, mon coeurs battait violemment.[65]

Dupuy ist von der kurzen Begegnung so ergriffen, dass er danach noch eine Weile im positiven Sinne emotional aufgewühlt bleibt: „L'âme navrée, mais me berçant encore de chimériques espérances sur un meilleur avenir, je rejoignis ma société dans le jardin public."[66] Ein ähnliches Erlebnis hat auch Felix Girod de l'Ain in seinen in den 1850er oder 1860er entstandenen Aufzeichnungen, nur dass seine Begegnung mit Napoleon selbst stattfindet:

Si grande fut mon émotion quand je le vis monter à cheval que je ne pus retenir mes larmes…! Je l'entendis adresser aux officier, qu'il fit former en cercle autour de lui et auxquels je m'étais joint, quelques paroles qui, en pareille circonstance, ne pouvaient manquer de faire sur nous tous une bien vive impression![67]

Diese Treffen mit Napoleon findet am Anfang der *Cent Jours* statt, nachdem Girod de l'Ain sich entschlossen hatte, den zurückgekehrten Kaiser zu unterstützen und sich – nicht ohne Gefahr – auf den Weg gemachte hatte, um sich ihm anschließen. In beiden Fällen sind die Emotionen und die starke körperliche Reaktion an die patriotische Gesinnung der Autoren gebunden, an ihre Loyalität zu Napoleon bzw. seiner Familie und seiner Herrschaft. Diese patriotische Treue ist als Gefühl so stark in ihnen verankert, dass sie bei Begegnungen mit dem Objekt ihrer fast schon patriotischen Liebe hochkommt, sie ihre tiefen Affekte nicht mehr unterdrücken können und ihren Tränen freien Lauf lassen. Dabei sind mehrere interessante Beobachtungen an diesen narrativen Darstellungen und *emotives* festzumachen:

Erstens spielt die persönliche Hintergrundgeschichte der beiden Autoren bei diesen Darstellungen eine bedeutende Rolle. Denn sowohl Dupuy als auch Girod de l'Ain waren nicht nur überzeugte Anhänger des napoleonischen Regimes, sondern sie hatten unter ihm eine mehr oder weniger steile militärische Karriere gemacht. Girod stieg nach der erfolgreichen Absolvierung der Militärschule stetig im militärischen Rang auf bis zum Hauptmann und *aide de camp* des Generals Desaix, wurde im Jahr 1813 sogar *Chevalier de la Légion d'honneur*. 1815 hatte er bei der Rückkehr Napoleons diesen Posten als Offizier wieder inne. Während der Restauration wurde er dann ins Abseits gestellt, doch 1830 nahm er den Dienst wieder auf und machte nicht nur politisch Karriere, sondern schaffte es bis zum Rang des *marchéal de camp* und erhielt auch die *Croix de commandeur* der *Légion d'honneur* und wurde zum *chevalier de Saint-Louis*, bis er nach der Revolution von 1848 als Offizier in den Ruhestand versetzt wurde.[68] Victor Dupuys militärische Karriere nahm dagegen einen gemäßigteren, ja fast schon langsamen Lauf. Nach sieben Jahren Dienst war er erst zum *marchéal de*

65 Dupuy: Souvenirs, S. 271.
66 Ebd.
67 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 373.
68 Ebd., S. 405–407.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

logis chef aufgestiegen gewesen und der Feldzug von Austerlitz beschaffte ihm einen höheren Unteroffiziersrang, welchen Napoleon ihm persönlich während einer *revue des troupes* in Berlin verlieh. Im weiteren Verlauf der Napoleonischen Kriege stieg er dann zum *chef d'escadrons de hussards* auf. Während der Restauration wurde er erst einmal nach 25 Dienstjahren in den Ruhestand versetzt, doch als man ihm 1830 anbot, wieder in den aktiven Dienst einzusteigen und zu höheren militärischen Rängen aufzusteigen, lehnte er dies ab.[69] Vor allem aber hat er den Umgang mit den Soldaten nach dem Abdanken Napoleons durch die verschiedenen Regierungen und die französische Gesellschaft kritisiert:

> Elle parlera encore, l'historie, de ces glorieux enfants de l'immortelle armée, qui ne trouvant en France qu'une injuste persécution, portèrent leur énergie dans des contrés lointaines et par la bravoure, les talents qu'ils déployèrent, y mirent en honneur le nom français. Pour moi, comme la plupart de ceux, qui, restés à leurs corps, y maintinrent jusqu'à la fin, la plus sévère discipline, conservèrent au gouvernement nouveau, des armes, des chevaux en bon état, je fus récompensé par la plus complète disgrâce; par une humiliante surveillance; des vexations, des piqûres d'épingles journalières…[70]

Die Kritik, die Dupuy hier am Umgang mit den französischen Soldaten und ihren Leistungen übt, gibt seinen Tränen einen zusätzlich wehmütigen, nostalgisch-melancholischen Charakter – ein Soldat, der seine Treue und seine Opferbereitschaft einem Land zur Verfügung gestellt hat, dessen neue regierende Autoritäten diese Leistungen jedoch nicht anerkennen und damit auch seine Hoffnungen für die Zukunft untergraben. Die Emotionen, die Dupuy, aber auch Girod de l'Ain für Napoleon empfinden und die Tränen, die sie vergießen, erscheinen hier also gleichsam als eine Auszeichnung für einen Herrscher, der die Leistungen seiner Militärs zu schätzen weiß. Nur er bewegt die Herzen und Gemüter seiner Soldaten so tief, dass sie zu Tränen gerührt sind, nur er verdient die Offenlegung der tiefsten Empfindungen der Militärs. Damit erlangen die Tränen der Militärs fast schon einen legitimierenden Charakter für die Herrschaft Napoleons – Emotionen als ehrlichster, authentischster und patriotischster Beweis für die Rechtmäßigkeit der militärischen Führung des Kaisers. Somit erhalten die Tränen der Soldaten aber zugleich auch einen zusätzlich heroischen Charakter, da die Autoren nicht nur patriotischer und loyaler wirken als andere Militärs, sondern auch, weil der durch die Tränen offenbarte moralische Charakter die Basis eines verlässlichen Urteilsvermögens bildet. Und dieser Beweis ihres moralischen Urteilsvermögens zum Ausdruck gebracht in der authentischsten Form überhaupt – den Tränen – verleiht ihnen die Autorität wahrhafter Krieger, deren heroische Gesinnung, Geist und Entscheidungen auf lange Sicht die richtigen Taten für die *gloire* der *patrie* verantwortet haben.

Zweitens scheint der Verbindung von Patriotismus und Tränen während der Napoleonischen Kriege eine Entwicklung vorausgegangen zu sein, die sich

69 Vgl. Dupuy: Souvenirs.
70 Ebd., S. 311.

https://doi.org/10.5771/9783967401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

während der französischen Revolution zuspitzt hatte. Im Siebenjährigen Krieg schienen Tränen der Rührung und Ergriffenheit vor allem religiös konnotiert gewesen zu sein – der Feldprediger Carl Küster beschreibt ausführlich und oft das Weinen von Soldaten und Offizieren angesichts religiöser Empfindungen und auch in den Selbstzeugnissen der Soldaten finden sich tiefe Gefühle verbunden mit Glaubensbekenntnissen und religiösen Ausrufungen.[71] Über die Darstellung Friedrichs des Großen als protestantischer Gottesheld und die religiös aufgeladene Sprache in der Propaganda[72] mag sich in manchen Fällen zumindest auf deutscher bzw. preußischer Seite zudem eine Verbindung zwischen tiefer patriotisch-emotionaler Ergriffenheit, Tränen und dem Herrscher herstellen lassen. Doch scheint es während der Französischen Revolution zu einem Wandel im Zusammenhang von Emotionen und Patriotismus gekommen zu sein, der zuerst Frankreich, spätestens in den Befreiungskriegen aber auch die deutsche Seite ergriff (zum Wandel des Patriotismus siehe Kapitel 3). Der fast schon religiöse Eifer, mit dem Patriotismus während der Revolution Ausdruck fand, fand seinen Niederschlag auch in den *emotives* und den emotionalen Praktiken. Tränen der patriotischen Rührung sind hierbei ein prägnantes Beispiel. So berichtet der Freiwillige Huret, der sich in einem Brief vom 16. Oktober 1792 an seine Kusine selbst als „Républicain, Français et défenseur de la Patrie“[73] bezeichnet:

> M. de Beurnonville, qui commande notre avant-garde, nous mena au feu par un discours qui nous fit répandre des larmes de joie. […] Il crie en même temps avec l'expression la plus tendre: „Vive la République!“ Chaque soldat sent des larmes de joie se répandre sur ses joues, un courage héroïque s'empare de lui, tombe sur son ennemi au bruit de feu et du frottement des armes, et ne se retire du combat qu'après s'être couvert du sang de son ennemi.[74]

Die hier formulierten Gefühle und ihre körperliche Komponente sind zugleich Ausdruck eines glühenden Patriotismus, der sogar explizit mit dem Heroischen verbunden wird. Die heroische Disposition der Soldaten drückt sich aus in ihrer Leidenschaft für die Revolution und die Republik. Ihr Patriotismus kommt damit nicht nur in ihren heldenhaften Aktionen auf dem Schlachtfeld zum Tragen, sondern ihre emotionale Disposition und ihre offen zur Schau gestellten Gefühle zeigen klar die Verbindung zwischen Emotionen und heroischer Gesinnung.

Dabei scheint es für die Frage nach den narrativen Strategien heroischer Selbstdarstellung eher unbedeutend, dass solche Beschreibungen eher übertrie-

---

71 „Selbst die Thränen der Helden, welche dann aus ihren Augen quollen, wenn sie einen Rückblick denkend auf ihre zurückgelegte Lebensbahn thaten, und dann mit Unzufriedenheit, Reue und Verlangen nach göttlicher Begnadigung sich betend zu dem erbarmenden Vater der Menschen wandten, selbst diese edlen Thränen machten mir oft wehmüthige Freuden. Solche Zähren flossen, auf den Schlafzimmern, in der Kirche, in den Stuben und Ställen, nicht nur von den Wangen der Gemeinen, sondern sie netzten auch die Augen braver und denkender Offiziere“. Küster: Bruchstücke, S. 82–83.

72 Vgl. Leonhard: Bellizismus, S. 188–192.

73 Picard: Lettres, S. 128.

74 Ebd., S. 127.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ben wirken. Schon Alan Forrest hat in seiner Studie zu den Soldaten Napoleons und der Französischen Revolution betont, dass solche Darstellungen einen fast schon surrealen Charakter annahmen.[75] Dass alle Soldaten bei dem Ausruf „Vive la République" anfingen, vor Ergriffenheit zu weinen, kann wohl tatsächlich bezweifelt werden – ähnlich wie die übertrieben anmutenden patriotisch-heroischen Darstellung verletzter oder sterbender Soldaten, die in Kapitel 3 untersucht wurden. Doch machen solche *emotives* deutlich, welche emotionalen Stile in einer bestimmten Epoche Akzeptanz und Verbreitung fanden und für die Zeitgenossen offenbar glaubhaft waren. Die Regierungen der Französischen Revolution hatten durch intensive Propaganda in den öffentlichen Medien, inklusive der Presse, des Theaters, Bildern, Liedern und Festivitäten, Gefühlsnormative geliefert, die zur emotionalen Äußerung patriotischer Gesinnung dienen sollten. Da die Soldaten eines der Hauptziele dieser umfangreichen Propagandaprogramme waren, verwundert es nicht, dass sie die *emotives* in ihren Selbstzeugnissen übernahmen.[76] Dies gilt insbesondere für leidenschaftliche Anhänger der Revolution und ihrer Werte wie den sich selbst als Verteidiger des Vaterlandes bezeichnenden Freiwilligen Huret. Zusätzlich intensivierte die Artikulation dieser *emotives* der Tränen der Freude und Ergriffenheit, des heroischen Mutes und der Hingabe zur *patrie* nicht nur die Gefühle der Autoren selbst, sondern eventuell auch die der Leser.[77] Damit übernahmen die Soldaten den emotionalen Stil der Propaganda nicht nur, sondern trugen auch aktiv zu seiner Verbreitung bei.

Eventuell scheint hier aber auch noch eine weitere Funktion der revolutionären Gefühlsnormen und -praktiken zu greifen als nur das Einschwören der Soldaten auf die revolutionäre Regierung und damit auch das Mobilisieren der Truppen: Das Wiederholen der *emotives* stellte eine Form des *emotional management* dar, das Soldaten helfen sollte, ihre negativen Emotionen insbesondere auf dem Schlachtfeld in Schach zu halten.[78] Damit erfüllten sie eine ähnliche Funktion wie die religiösen Äußerungen in den Briefen von Soldaten im Siebenjährigen Krieg, an denen sie sich angesichts der Angst vor der Schlacht, der Schrecken während des Kampfes und der Toten, Verwundeten und dem allgemeinen Elend nach der Schlacht festhielten, um sich Mut zu machen, Trost zu finden und sich nicht der Verzweiflung hinzugeben.[79] Tatsächlich schien der leidenschaftliche Glaube an die Revolution, die Unbesiegbarkeit der Truppen und das Überdauern des wahren Patriotismus, wie bereits in den Narrativen der Opferbereitschaft beobachtet, religiösen Eifer zu ersetzen.

Die Übernahme der revolutionären *emotives* in verschiedenen Selbstzeugnissen bedeutet aber nicht, dass es nur eine Form des Gefühlsnormatives und -stils

75 Vgl. Forrest: Napoleon' s Men, S. 77.
76 Vgl. Germani: Mediated Battlefields, S. 181.
77 Vgl. ebd.
78 Vgl. Germani: Mediated Battlefields, S. 182.
79 Vgl. Füssel: Von Jast, S. 22–23.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gab, die während der Französischen Revolution zum Tragen kam. Tatsächlich konnte William Reddy in seiner Studie eindrucksvoll belegen, dass das extrem strenge, rigide *emotional regime* der *Terreur* zu inneren Konflikten bei der Bevölkerung führte, da der emotionale Stil der Empfindsamkeit ebenfalls immer noch (und in manchen Kreisen auch noch stärker als in anderen) Geltung besaß.[80] Der *goal conflict* zwischen einer auf Sensibilität, Leidenschaft und dabei aber vor allem auf Sanftheit und Mitgefühl ausgelegten Emotionskultur der Empfindsamkeit – wie sie beispielsweise die aus Liebe und Erleichterung weinenden *volontaires* in ihren Briefen ausdrückten – und dem auf glühendem Patriotismus und totaler Opferbereitschaft beruhenden *emotional regime* der Revolution und insbesondere der *Terreur*, das nicht zuletzt auch mit einer starken Aggressivität und hitzigem Zorn gegen die Feinde der Revolution einherging, führte auf lange Sicht zu einer Vermischung der emotionalen Stile. Die militärischen Autoren Dupuy und Girod de l'Ain übernahmen in ihren Erzählungen zu den Napoleonischen Kriegen zwar das Weinen als Ausdruck eines wahren heroischen Patriotismus und Loyalität, doch in ihrer narrativen Darstellung wirken diese emotionalen Tränen nicht aggressiv und werden nicht von hitzigen Kampfeshandlungen begleitet. Tatsächlich handelt es sich um Tränen der Rührung, die in Momenten der Zartheit, Sympathie und Ergebenheit vergossen werden, wie der Begegnung mit einem wertgeschätzten kleinen Kind. Hier lässt sich eine Vermischung von unterschiedlichen *emotional regimes* finden – Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts und Patriotismus der Revolutions und Napoleonischen Kriege –, die zu einem neuen emotionalen Stil mit heroisch-militärischen Applikationen werden.

Dies führt zur dritten Beobachtung, die sich an den oben aufgeführten Beispielen von Dupuy und Girod de l'Ain festmachen lässt: Die Übernahme bzw. das Vorhandensein einzelner Aspekte der emotionalen Praktiken aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert setzen sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fort. Es ist nicht eindeutig, wann die beiden Autoren ihre Memoiren verfasst haben. Die Erscheinungsdaten der Publikation können hierbei irreführend sein, da die Schriftstücke schon fertig gewesen sein konnten, bevor ein Verleger sich des Dokuments annahm oder ein Nachfahre sie zur Veröffentlichung freigab. So wurden Dupuys Memoiren 1892 veröffentlicht, doch starb er bereits 1857. Seine Erinnerungen verfasste er im hohen Alter,[81] vermutlich nach seinem Eintritt in den Ruhestand 1846. Girod de l'Ain verfasste seine Memoiren wohl in den 1850ern oder 1860ern, während er 1852 (nachdem er 1848 in den Ruhestand

80 Vgl. Reddy: Navigation.

81 Dupuy schreibt als Schlusswort über sich: „Aujourd'hui heureux dans sa famille, qu'il [er schreibt von sich in der dritten Person] voit croître et prospérer; heureux de ses souvenirs, dont il pourrait livrer le recueil au public, sans forfanterie, comme sans crainte; il jouit encore dans un âge avancé, du bonheur de servir sa patrie. Il la chérit aussi ardemment qu'aux beaux jours de sa jeunesse, cette belle patrie! Et lorsqu' il cessera de pouvoir lui être utile, il ne cessera pas de former des vœux pour sa gloire et sa prospérité." Dupuy: Souvenirs, S. 311.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geschickt worden war) in das wieder etablierte Reservekorps eingetreten war.[82] Seine Memoiren wurden 1873 veröffentlicht, ein Jahr, bevor er starb.

Die in den beiden Selbstzeugnissen verwendeten *emotives* werden also mehrere Jahrzehnte nach dem Höhepunkt des Kultes der Empfindsamkeit, der Romantik und den Napoleonischen Kriegen verwendet, zu einem Zeitpunkt, welcher in der Forschung lange Zeit als eine Periode der Etablierung von harten bzw. kalten männlichen Emotionsentwürfen betrachtet wurde. Gestützt auf Autoren wie Norbert Elias und seine These der Zivilisierung der Affekte[83] zeichneten die Großnarrative der westlichen Moderne eine Entwicklung vom zunehmenden Verschwinden, Disziplinieren, Unterdrücken oder, im Gegenteil, von der katastrophalen Entfesselung männlicher Gefühle.[84] Dabei wurden eher weniger bedeutsame historische Zäsuren bei der Veränderung von emotionalen Stilen und Praktiken betont, sondern langsame sozio-ökonomische und kulturelle Prozesse wie die bürgerliche Arbeitsteilung der Geschlechter, die Nationsbildung oder die Militarisierung der Gesellschaften. Solche Veränderungen führten auf Dauer auch zu einem Wandel der Beziehung von Männlichkeit und Emotionen auf einer diskursiven, performativen und praktischen Ebene.

Vor allem aber hob die Forschung in diesem Prozess zwei Entwicklungen hervor, die die emotionalen Praktiken und Stile von Männern im Laufe des 19. Jahrhunderts angeblich prägten: Erstens das sogenannte *gendering* der Emotionen im Laufe der Arbeitsteilung der bürgerlichen Gesellschaft in eine öffentliche, männliche und eine häusliche, weibliche Sphäre. Im Zuge dieser Polarisierung sei es zu einer Einteilung von Emotionen in spezifisch weiblich und männlich konnotierte Gefühle gekommen. So galten Gefühle wie Zorn, Wut oder Raserei in zeitgenössischen Diskursen als primär männlich, ja im Fall des *furor teutonicus* sogar als spezifisch deutsch. Der Ausdruck solcher Emotionen wurde von Männern in bestimmten Situationen und Kontexten sogar erwartet. Liebe und Mitleid hingegen wurden nach der Epoche der Romantik als Teil des weiblichen Emotionsfeldes gesehen (und zuweilen auch religiös konnotiert). Dabei ist interessant, dass Zorn und Wut nicht mehr wirklich als Teil von Emotionalität an sich betrachtet wurden. Emotionalität selbst wurde dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben, während die Vernunft, die *Ratio*, als dem männlichen Geschlecht zugehörig konnotiert war. Diese geschlechtsspezifische Aufteilung von Emotionen und Vernunft war neben sozialen Entwicklungen auch auf die Naturalisierung der Geschlechterdifferenzen

---

82 „1852, le cadre de réserve fut rétabli, j'y fus compris et j'y figure encore à l'heure où j'achève d'écrire ces pages trop remplies de ce qui m'est personnel pour que d'autres que mes enfants y puissent trouver quelque intérêt." Girod de l' Ain: Dix ans, S. 407.

83 Vgl. Elias: Zivilisation.

84 Die folgenden Ausführungen der nächsten beiden Absätze stützen sich auf Borutta / Verheyer: Vulkanier, S. 12–14, S. 26, S. 31 und Catherine Newmark: Vernünftige Gefühle? Männliche Rationalität und Emotionalität von der frühneuzeitlichen Moralphilosophie bis zum bürgerlichen Zeitalter, in: Manuel Borutta / Nina Verheyer: Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010, S. 41–55, hier S. 41–44.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zurückgegangen, die in den Wissenschaften der Anthropologie, Medizin, Naturrechtphilosophie und Pädagogik um 1800 langsam an Fahrt gewonnen hatte und Frauen als emotionaler, Männer dagegen als natürliche Aggressoren einstufte. Dabei wurden diese Geschlechterdifferenzen in Bezug auf Emotionen, Emotionalität und Vernunft als biologische Psychen verstanden, die aufgrund von körperlichen Voraussetzungen fest gegeben waren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde diese Dichotomie in zeitgenössischen Diskursen endgültig etabliert.

Neben der aufkommenden diachronen Naturalisierung und Polarisierung von Emotionen in den Naturwissenschaften hatte die zunehmende Kritik an dem vorherrschenden Kult der Empfindsamkeit um 1800 zu einer Abwertung männlicher Emotionalität geführt. Die Gefahr, dass die ausgeprägte Empfindsamkeit zu einer unechten Empfindelei (*sensiblerie*) ausartete und damit die Moralität emotionaler Ausdrücke wie insbesondere der Tränen nicht mehr gesichert war, führte zu einem Abstieg der Wertschätzung von Tränen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und später in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem wachsenden Unbehagen und Bedenken ihnen gegenüber.[85] Da die unechte Empfindelei in dieser Kritik aber vor allem den Frauen zugewiesen wurde – die Überlegenheit der Männer zeige sich eben auch auf dem Gebiet des Fühlens und der Empfindungen, obwohl Frauen paradoxerweise eine stärkere Emotionalität zugewiesen wurde[86] – wurden Tränen und andere sanfte emotionale Ausdrücke zunehmend als unmännlich verstanden. Dies wurde sogar von deutschen Autoren benutzt, um die französische Kultur und ihren Nationalcharakter *avant la lettre* zu diskreditieren. Der dort vorherrschende Kult der Empfindsamkeit und sein Hochhalten der Tränen wurde als „weibisch" kritisiert.[87]

Die zweite Entwicklung, die im 19. Jahrhundert an Fahrt gewann, war die Idee des „ganzen Mannes".[88] Vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte dieses Ideal in den bürgerlichen Schichten vor: Als eine Symbiose aus alten und neuen Gefühlsnormen wurde Männern zugesprochen, ja von ihnen erwartet, tiefe Emotionen zu empfinden und zur Sensibilität fähig zu sein, gleichzeitig diese Emotionen jedoch nur in bestimmten, passenden Kontexten zum Ausdruck zu bringen und in unpassenden Situationen zu kontrollieren und der Ratio Vorzug für die Handlungsleitung zu geben. In Folge davon wurden traditionell männlich konnotierte Gefühle wie Zorn aus dem Emotionalitätsdiskurs ausgeblendet.[89] Dies mag erklären, warum Girod de l'Ain und Dupuy zwar in ihren Selbstzeugnissen sonst fast nicht über ihre Tränen sprechen und auch über

85 Vgl. Menin: Tears, S. 522.
86 Vgl. Newmark: Vernünftige Gefühle, S. 42.
87 Vgl. Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt am Main 1991, S. 52–54 und Londa Schiebinger: Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft, Stuttgart 1993, S. 223.
88 Vgl. Martina Kessel: The „Whole Man". Longing for a Masculine World in the Nineteenth-Century Germany, in: Gender & History 15, 2003, S. 1–32.
89 Germani: Mediated Battlefields, S. 26.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ihre Gefühle im Allgemeinen eher weniger berichten, doch in diesen Situationen – Situationen eines berührenden, aber zugleich sanften Patriotismus – kein Problem darin sahen, Gefühlsäußerungen, die zu diesem Zeitpunkt eher als weiblich angesehen wurden, in ihren Selbstzeugnissen offen darzustellen. Während vor allem Girod de l'Ain versucht, dem traditionellen Bild des beherrschten Militärs gerecht zu werden und seine *Contenance* und Selbstbeherrschung betont – emotionale Ideale, die mit den Emotionalitätsdiskursen des 19. Jahrhunderts konform waren –, scheint der empfindsame Patriotismus durchaus auch zu diesem militärischen Emotionsstil zu passen. Er stellt sich als *ganzer Mann* dar: Kontrolliert in den meisten Situationen, in welchen Emotionen als Störfaktor gesehen worden wären, und doch zugleich zu tiefen Empfindungen fähig und sensibel genug, diese zu zeigen, wo sie als angebracht und als Zeichen einer militärisch-heroischen Qualität gewertet werden.

Dieser situative Charakter von Tränen und Emotionalität im 19. Jahrhundert lässt sich auch in anderen Selbstzeugnissen erkennen. So berichtet Lietzmann, dessen Memoiren ebenfalls um die Mitte des Jahrhunderts entstanden, er habe beim Abschied von seiner weiblichen Bekannten Tränen in den Augen gehabt, doch sobald er auf sein Pferd gestiegen sei, habe er nicht gezögert und sich im Galopp auf den Weg gemacht, um in den Militärdienst einzutreten.[90] In dem hier dargestellten Narrativ macht der Autor zwar auf seine Empfindsamkeit aufmerksam, doch wird sie eher als Hindernis gesehen, welches die patriotische Gesinnung und Begeisterung für den Kriegsdienst fürs Vaterland überwinden müssen. Die kontrollierte militärisch-kriegerische Disposition gewinnt hier die Oberhand über die Emotionalität, welche ein Risiko für den Einzug des Soldaten in den Krieg dargestellt hätte. Lietzmann betont seine heroischen Qualitäten also gerade in der Gegenüberstellung zu seiner Empfindsamkeit, die er zwar besitzt, die aber in seinen Augen für seine heroisch-militärische Berufung durchaus problematisch sein konnte. Die Vormachtstellung der militärischen Kühle und Disziplin über *schädliche* Emotionalität und Empfindsamkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts wird auch indirekt am Beispiel von Wilhelm von König deutlich, welcher die Memoiren seines Kollegen Schlaich, die kurz nach den Befreiungskriegen entstanden, als gefühlsduselig und unmilitärisch ablehnt.[91] Schlaichs Selbstzeugnis ist, wie bereits im vorherigen Kapitel erwähnt, im Stil des empfindsamen und auf Introspektion ausgelegten Briefromans um die Jahrhundertwende verfasst.[92] Entstanden zu einem Zeitpunkt, als der Kult der Empfindsamkeit noch vorherrschend war, erscheint sein emotionaler und sensibler, ja fast schon übertrieben empfindsamer Schreibstil bei den Autoren, welche ihre Memoiren einige Jahrzehnte nach den Napoleonischen Kriegen ver-

90 Vgl. Lieztmann: Freiwillier Jäger, S. 18.
91 Vgl. Hildebrand (Hg.): Drei Schwaben, S. 105–106.
92 Siehe hierzu Stella Lange: Gefühle „schwarz auf weiß". Implizieren, beschreiben und benennen von Emotionen im empfindsamem Briefroman um 1800, Heidelberg 2016.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fassen, als unseriös, feminin und lächerlich. Auch hier zeigt sich, dass der emotionale Stil des Militärs sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend von der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts entfernte und damit auch eine zu stark ausgeprägte Emotionalität zumindest bis zu einem gewissen Grad zunehmend von der heroisch-militärischen Darstellung gelöst wurde.

Doch wird anhand der Beispiele von Dupuy und Girod de l'Ain zugleich auch deutlich, dass das Großnarrativ der westlichen Moderne, welches bloß die fortschreitende Disziplinierung, Unterdrückung und das Verschwinden männlicher Emotionen im 19. Jahrhundert postuliert, zu restriktiv und vereinfacht scheint. Die neuere Emotionsforschung, wie beispielsweise der Sammelband von Manuel Borutta und Nina Verheyen, konnte mittlerweile aufzeigen, dass es durchaus verschiedene Facetten emotionaler Praktiken auch im 19. und 20. Jahrhundert gab und dass in bestimmten Kreisen und Bereichen, wie beispielsweise in den Diskursen um Vaterschaft oder den Freundschaftspraktiken der Freimauererlogen, gewisse Formen von männlicher Emotionalität vorhanden, ja sogar gewünscht waren.[93] Die Vorstellung von Treue und Loyalität bildete ebenfalls einen Aspekt, der im 19. Jahrhundert affektivere Züge gewann. Denn das Loyalitätskonzept der Treue verknüpft „den Appell zur Gefolgschaft mit der Vorstellung eines emotionalen Bandes zwischen den Mitgliedern eines Kollektives".[94] Während der napoleonischen Herrschaft war offenbar ein Treuekonzept entstanden, welches alte Formen der Loyalitätsauffassung wie die Treuebekundungen zum Monarchen, die „Untertanenliebe", religiöses Bekenntnis und Gehorsam mit neuen Loyalitätsvorstellungen wie dem Brüderlichkeitsethos der Französischen Revolution verknüpfte. Im Gegensatz zu früher forderte dieses Treuekonzept als Gegenleistung für die Treue zum Monarchen für die männlichen Bürger Aufstiegschancen, ökonomische Absicherung und vor allem auf deutscher Seite staatsbürgerliche Partizipationsrechte. Dieses Konzept bildete im 19. Jahrhundert ein zunehmend emotionales Identifikationsangebot, welches sich im politischen Diskurs vor allem, aber nicht nur die konservativen Kräfte zu eigen machten. Die emotionalen Äußerungen von Girod de l'Ain und Dupuy scheinen diese Entwicklungen zu belegen: Als affektives Treuebekenntnis an einen Monarchen, der ihre Loyalität mit militärischem Aufstieg belohnt hatte, richten sie in der Retrospektive ihre Lebenserinnerung narrativ auf dieses Handlungsmotiv aus. Mehr noch, Loyalität und Treue zu Monarchen galten bereits im Mittelalter als Teil des ritterlich-adligen Heldenbildes. Autoren wie Girod und Dupuy griffen mit ihrer affektiven Darstellung dieser Konzepte also nicht nur bekannte heroische Deutungsmuster auf, sondern passten sie durch die Verknüpfung mit ihrer Emo-

93 Vgl. Borutta / Verheyen (Hg.): Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010.

94 Nikolaus Buschmann: Treue und Verrat. Zur Semantik politischer Loyalität in Deutschland von den Befreiungskriegen bis zur Weimarer Republik, in: Manuel Borutta / Nina Verheyen (Hg.): Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, Bielefeld 2010, S. 129-151, hier S. 132. Der restliche Absatz folgt ebd., S. 131–132.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tionalität und *emotives* an die vorherrschenden Wert und Normvorstellungen an. Ihre Tränen bilden hier also ein anerkanntes emotionales Deutungsmuster militärisch-männlicher Identifikation, welches um 1800 entstand, Elemente aus früheren Jahrhunderten enthielt und im Laufe des 19. Jahrhunderts durchaus seine Gültigkeit behielt. Diese Vermischung diverser Interpretamente aus unterschiedlichsten Epochen verstärkt das Heroische der Gefühlsäußerung, da sie nun auf drei heroische Qualitäten zugleich verweist: eine überlegene moralische Disposition, einen außergewöhnlichen Patriotismus und eine hervorstechende, ungebrochene Loyalität.

Die Beispiele der Tränen haben gezeigt, dass die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts als Ausdruck moralischer Überlegenheit durchaus im 19. Jahrhundert noch Teil des militärischen emotionalen Stils und der Gefühlspraktiken sein konnte und somit auch als Mittel heroischer (Selbst-)Darstellung fungieren konnte. Nur beschränkte sie sich zunehmend auf einzelne Bereiche oder Situationen, wobei Loyalität und Patriotismus für Militärs zentrale Gründe anerkannter und akzeptierter männlicher Tränen bildeten, da die Emotionalität hier der militärischen Disziplin und dem *militärischen Charakter* nicht wirklich gefährlich werden konnte. Wenn überhaupt, konnte sie ihn noch verstärken. Dadurch konnte offene emotionale Darstellung in Verbindung mit diesen Aspekten sogar eine legitime Form der (Selbst-)Heroisierung sein, da sie den heroischen Charakter von Loyalität und Patriotismus zusätzlich hervorhob. Dabei ist auffällig, dass diese Vorstellungen und Praktiken von Emotionen mehr bei den höheren militärischen Rängen vorzufinden waren, bei den sozialen Schichten also, die stärker vom Kult der Empfindsamkeit geprägt worden waren. Das Bild des moralisch-empfindsamen Offiziers, des gefühlvollen *gentleman,* hat sich in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen und vor allem in bestimmten Altersgruppen ebenso im 19. Jahrhundert gehalten, wenn auch mit Abwandlungen im Vergleich zum Ideal des 18. Jahrhunderts. Die Offiziere und Unteroffiziere, die während der Hochzeit der Empfindsamkeit im Militär sozialisiert wurden, pflegten im hohen Alter, wenn sie ihre Erinnerungen zu Papier brachten, aufgrund ihrer Lebensbedingungen, Erfahrungen und Leitbilder, andere Emotionsstile und damit zuweilen auch andere heroisch-militärische Eigenschaften zu betonen bzw. diese Eigenschaften durch *emotives* anders heroisch zu konnotieren als beispielsweise junge Männer aus der Arbeitsklasse bzw. dem Proletariat.[95] Nicht selten werden emotionale Männlichkeitsentwürfe nicht nur in Abgrenzung zur Weiblichkeit, sondern auch gezielt in Abgrenzung zu anderen Männlichkeitsbildern entworfen.[96] Die Untersuchung von männlichen Emotionen in heroischen Leitbildern ist dementsprechend nicht nur eine Analyse von Entwicklungen und Veränderungen emotionaler Stile und Praktiken über einen längeren Zeitraum, sondern erfordert auch die Unterscheidung zwischen verschiedenen

95 Vgl. Borutta / Verheyen: Vulkanier, S. 21.

96 Vgl. Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktionen und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 2006 und Borutta / Verheyen: Vulkanier, S. 16–17.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sozialen Gruppen. Selbst in relativ homogenen Gemeinschaften wie dem Militär lassen sich diverse emotionale Praktiken zwischen unterschiedlichen militärischen Rängen feststellen. Dies wird vor allem deutlich, wenn ein genauer Blick auf die Emotion Angst geworfen wird.

6.5 Angst im Kampf

Ein zentrales Element militärisch-männlicher Emotionen bildet die Angst im Kampf. Damit Soldaten auf dem Schlachtfeld funktionierten, mussten sie sich ohne Zögern lebensgefährlichen Situationen stellen, ihre Fluchtreflexe und ihren Selbsterhaltungstrieb überwinden und ihre eigenen Sicherheitsbedenken hintenanstellen. Das Überwinden von Angst ist dafür ausschlaggebend. Mehr als fast in jedem anderen Bereich der Gesellschaft wurden deshalb im Militär die Vorstellungen und Erwartungen von heldenhaftem, kriegerischem Verhalten gefördert und essentiell mit Männlichkeit verknüpft.[97] Mehr noch, gerade für die heroischen Darstellungen bilden Angst und Feigheit auf den ersten Blick gleichsam die Antithesen zum kriegerischen Heldentum. Als Gegenbegriff zu Mut, welcher zu beeindruckenden Taten auf dem Schlachtfeld verhelfen kann, tut Angst genau das Gegenteil. Qualitäten wie Mut und Emotionskontrolle wurden so zu bedeutenden männlich-heroischen Eigenschaften, die nicht nur eine repräsentative oder symbolische Bedeutung in Diskursen, der Identitätsstiftung, der (Selbst-)Darstellung oder dem sozialen Kapital hatten, sondern gerade auch in der frühneuzeitlichen Militärtaktik eine reale Funktion auf dem Schlachtfeld: Sie bildeten die Voraussetzung für das Überleben und die Widerstandsfähigkeit der ganzen Gruppe. In Kampfordnungen, in welchen der Sieg von der Standhaftigkeit der einzelnen Soldaten und den in mehr oder weniger geschlossener Formation vorwärts rückenden Truppen abhing, brachen die Truppenlinien und damit auch die Erfolgssaussichten zusammen, wenn die Truppenmitglieder wegliefen oder vor Angst paralysiert waren. Dementsprechend wurde das *emotional management* auf diverse Weise den Soldaten antrainiert. Das Risiko musste sich für die Militärs emotional lohnen. Militärischer Drill, körperliche Übungen, Bestrafungssysteme, aber auch Kompensationen und Belohnungen stellten hierbei eine „emotionale Ökonomie" dar, in welcher Kampfesmotivation, Emotionskontrolle und emotionaler Ausdruck in unterschiedlichen Ausmaßen miteinander verknüpft waren. Dabei wurden diese Fähigkeiten des *emotional management* nicht nur von den militärischen Autoritäten gefordert, sondern auch unter den Soldaten selbst voneinander verlangt. Das eigene Überleben hing eben nicht nur von den eigenen Handlungen, sondern auch vom Verhalten der Kameraden ab. Es brachte einem Soldaten wenig, wenn er seine Angst überwand

97 Der restliche Absatz folgt Kuijpers / van der Haven: Battlefield Emotions, S. 7–9.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und ohne zu zögern in den Kampf schritt, wenn die Truppe um ihn herum sich in Panik und Unordnung auflöste und vom Schlachtfeld floh.

Angst auf dem Schlachtfeld – eine verpönte oder akzeptierte Emotion?

Tatsächlich konnten Ilyas Berkovich und Sascha Möbius nachweisen, dass es nicht so sehr die Angst vor den Offizieren oder den Bestrafungen war, die die Soldaten auf dem Kampfplatz hielt, sondern oftmals die Angst vor Entehrung, Schande und Ausgrenzung durch die eigenen Kameraden.[98] Obwohl gerade in der preußischen Armee der Drill und das Bestrafungssystem im 18. Jahrhundert hart waren und selbst während der Napoleonischen Kriege Soldaten sich in ihren Selbstzeugnissen negativ über die Prügelstrafe äußerten (siehe z. B. den Quellenausschnitt von Deifel), stimmte dies die Soldaten eher missmutig und ablehnend gegenüber der Heeresleitung als ängstlich. So berichtet der Soldat B. S. Liebler in einem Brief an seine Familie über die Schlacht von Lobositz 1756, dass die Parole der gegnerischen Truppen „kein Pardon" gelautet hätte und dass sie hätten schwören müssen, keinen Schritt zu weichen. Einige Offiziere hätten sogar ihre eigenen Leute niedergestochen, als diese zurückweichen wollten. Die Soldaten hätten aber wohl weniger Angst, sondern vor allem „Wuth und Zorn" empfunden, was die „armen feindlichen Blessirten" ohne Umschweife nach der Schlacht ihren preußischen Feinden erzählten.[99] Nicht nur, dass der Autor hier Mitleid mit dem besiegten Gegner hat, sondern es scheint auch eine gewisse Verbundenheit zwischen den Soldaten aus den feindlichen Lagern geherrscht zu haben. Es waren weniger die hierarchisch gleichgestellten Gegner als die eigenen Vorgesetzten, die als Feinde gesehen wurden. Ob diese Erzählungen stimmen oder ob es sich nur um antiösterreichische Propaganda gehandelt hat, die Liebler irgendwo aufgeschnappt hat (er berichtet auch von anderen Gräueltaten der österreichischen Offiziere gegen ihre eigenen Soldaten), kann nicht eindeutig geklärt werden. Fest steht aber, dass Liebler aus der Reaktion der verwundeten Gegner nicht Angst oder Feigheit, sondern Wut herausliest – ein Beleg dafür, dass Angst vor den Offizieren bzw. körperlicher Bestrafung zumindest in der narrativen Darstellung von militärischen Autoren selbst beim Gegner nicht zum Tragen kommt.

Die These, dass vor allem die Angst vor den Offizieren die Soldaten in Schach gehalten hätte, greift für Berkovich auch nicht, da in den Schlachtformationen des 18. Jahrhunderts die Offiziere oft vor ihren Soldaten gestanden hätten, um die Truppen zu motivieren und anzuleiten. Dementsprechend schien es relativ riskant, mit dem freien Rücken vor einer bewaffneten Gruppe von Männern zu stehen, die man zuvor bedroht und gequält hatte. So gibt es zwar nicht viele, aber

98 Vgl. Berkovich: Fear und Möbius: Mehr Angst.
99 Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 34.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

doch einiges an Belegen zu Offizieren, die von ihren Soldaten getötet wurden.[100] Auch der österreichische Kapitän aus Lieblers Brief, der mindestens zehn seiner eigenen Leute niedergestochen haben soll, liegt nach der Schlacht tot neben dem blessierten Leutnant, welcher die preußischen Truppen über die Gräueltaten seines Vorgesetzten informiert.[101] Ob er durch die Hand der preußischen Gegner oder seiner eigenen Leute gestorben war, geht aus Lieblers Brief nicht hervor. Doch konnte das Risiko den Offizieren eventuell durchaus zu hoch erscheinen, ihre eigenen Soldaten zu Gehorsamszwecken massiv zu quälen und körperlich zu züchtigen.[102]

Vor allem aber wird in der oben aufgeführten Episode deutlich, dass selbst nach einer emotional extrem fordernden Situation – dem Risiko, vom eigenen Vorgesetzten niedergestochen zu werden, wenn man dem eigenen Selbsterhaltungstrieb nachgäbe – und nach körperlicher Verwundung die Soldaten, zumindest in der Darstellung, nicht Angst als vorherrschende Emotion erkennen lassen. Dies verweist auf den negativen Stellenwert, den Angst im militärischen Kontext hatte und damit auch darauf, wie problematisch sie für die heroische (Selbst-)Darstellung sein konnte. Denn die Angst vor dem Vorgesetzten mutet eher wenig heroisch an. Zum einen verweist sie auf die klare Unterdrückung der einfachen Soldaten und ihre bemitleidenswerte Position, welche wenig Raum für Agency und damit heroische Aktionen und militärische Disposition lässt. Hier wäre höchstens der Rückgriff auf das Opfernarrativ möglich, um über das Leiden unter den Zuständen der Armee auf die Schwere des erbrachten patriotischen Opfers für das Vaterland und das Allgemeinwohl zu verweisen, wie es häufig in desillusionierten Selbstzeugnissen vorzufinden ist (siehe Kapitel 3). Zum anderen wirkt Angst allgemein, ob nun vor dem Feind oder dem Vorgesetzten, als eine recht unheroische Zuschreibung, da sie auf den ersten Blick dem Bild des mutigen und tatkräftigen Kriegshelden diametral entgegensteht. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie zusätzlich noch mit dem Anschein oder auch dem realen Vorhandensein von Zwang in Verbindung gebracht wird. Denn dadurch scheint der heroische Handlungsspielraum endgültig verloren zu gehen.

Zwar handelte es sich bei dem Brief von Liebler um die Beschreibung von gegnerischen Soldaten, was eine heroische Darstellung nicht unbedingt voraussetzte, doch auch bei der Darstellung der eigenen Truppen lassen sich ähnliche narrative Strategien im Umgang mit Angst beobachten. Denn nicht nur wird die Angst vor den Vorgesetzten in den Selbstzeugnissen praktisch nicht erwähnt, insgesamt findet sie wenig Ausdruck in den untersuchten Quellen. Für Berkovich geht dies auf den Ehrenkodex der einfachen Soldaten zurück, der vor allem die soziale Ordnung und den Zusammenhalt der Kameraden untereinan-

100 Vgl. Berkovich: Fear, S. 96.
101 Vgl. Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefe, S. 34.
102 Vgl. Berkovich: Fear, S. 96.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der bestimmt hat.[103] Wie in Kapitel 4 bereits dargelegt, förderte die Vorstellung einer Regimentsehre nicht nur die Identifikation der Soldaten mit der Truppe, sondern auch heroische Leistungen auf dem Schlachtfeld. Umgekehrt galt dies auch für das Verhindern von angstvollen Reaktionen. Soldaten, die verdächtigt wurden, den Kampf zu scheuen, wurden als Feiglinge bezeichnet und von den restlichen Soldaten ausgegrenzt.[104] So berichtet der Kanonier Bricard aus den Revolutionskriegen von der Bestrafung, die solchen Soldaten und sogar Offizieren zuteilwurde, die sich des Vorwurfes der Angst schuldig gemacht hatten:

> Le nommé Boyer, officier de santé de la marine, ayant refusé de traiter des blessés atteints de la peste, fut condamné à être destitué de ses fonctions, promené dans les rues d'Alexandrie, habillé en femme et monté sur un âne, portant devant et derrière un écriteau avec ces mots: *Il est indigne de porter le nom de Français, il a peur de la mort.*[105]

Der betreffende Offizier wird hier nicht nur als Feigling gekennzeichnet und aus dem Kreis der Militärs ausgeschlossen, sondern ihm wird auch seine Männlichkeit abgesprochen. Durch die entsprechende Kleidung zur Frau *degradiert*, ist er weder seines militärischen Ranges, seines Vaterlandes noch der Gemeinschaft seiner früheren Kameraden würdig. Als absolutes Gegenbild zum Heroischen ist er eine Schande für seine Armee und wird nicht unbedingt durch seine Vorgesetzten, sondern durch seine gleichgestellten Kameraden aus dieser ausgeschlossen. Ein Feigling wurde so gleichsam zu einem Verbrecher, dessen Aktionen die etablierten sozialen Normen der militärischen Gesellschaft in Frage stellten.[106]

Für die Bestrafungen von Feigheit (nicht aber für Desertation!) gab es keine festen Regeln. Sie zog keine körperlichen Bestrafungen oder Tötungen nach sich, sondern Soldaten wurden stattdessen erniedrigt und lächerlich gemacht. Die Bestrafungen wurden in den *ordres du jours* vorgelesen und so der ganzen Armee bekannt gemacht. Die *ordres du jour* sollten nämlich nicht nur die Soldaten über den allgemeinen Kriegsverlauf informieren, sondern, ähnlich wie bei der Bekanntmachung von Beförderungen und Auszeichnungen, die Einstellungen der Soldaten so formen, dass sie den militärischen Autoritäten zum Vorteil gereichten.[107] Die Strafen wegen Feigheit waren demnach eine Mischung aus Ermutigung von oben und Internalisierung durch die unteren Ränge.[108] So bildete sich ein kollektiver Habitus,[109] für dessen Erhalt und Auswirkung auf die Kampfesleistung der Truppen emotionale Praktiken und Stile essentiell wurden. Interessant ist hierbei, dass die Angst auf dem Schlachtfeld durch eine andere Angst in Schach gehalten wurde, nämlich die Angst vor der Schande und dem sozialen Ausschluss. Letztere mag für Soldaten auch deshalb so schwer gewogen

---

103 Vgl. Berkovich: Fear, S. 95.
104 Vgl. ebd.
105 Bricard: Journal, S. 351.
106 Berkovich: Fear, S. 101.
107 Berkovich: Fear, S. 100.
108 Vgl. ebd.
109 Vgl. ebd., S. 95.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

haben, weil während des Feldzuges die Kameradschaft zwischen den Militärangehörigen eines der wichtigsten, manchmal sogar das einzige soziale Netzwerk für die Soldaten war.[110] Angst spielte im soldatischen Alltag also nicht nur durchaus eine wichtige Rolle, sondern es gab verschiedene Formen von Angst, von denen einige, wie die Angst vor Schande und Ausgrenzung, in den Selbstzeugnissen nur indirekt durch Anekdoten und Berichte über das Schicksal anderer deutlich wurden. Vor allem wirkt keine davon wirklich heroisch: Weder das Weglaufen vor dem Feind noch die *peer pressure* durch die eigenen Kameraden passen zum Bild der starken Agency von Heldenfiguren, die aus eigener Überzeugung, persönlicher Gesinnung, militärischer Disposition und mentalen Charakterqualitäten zu mutigen Taten auf dem Schlachtfeld fähig sind. Dies mag einer der Gründe gewesen sein, warum die Wiederherstellung der Ehre und des Status bei solch einer Ächtung relativ schwerfiel und keinen klaren Regeln oder Anordnungen von den Vorgesetzten folgte, sondern inoffiziell vonstattenging. Meist erforderte die Wiederherstellung außergewöhnliche Taten der Tapferkeit.[111] So konnte nämlich nicht nur der Beweis von vorhandenen militärisch-heroischen Qualitäten erbracht werden, sondern auch der scheinbare Eindruck von Agency wiederhergestellt werden. Dass das Bedürfnis, eine außergewöhnlich mutige Tat zu vollbringen, ebenfalls aufgrund von *peer pressure* und/oder negativen Konsequenzen als Folge der sozialen Ächtung erfolgte, schien hier eher nebensächlich.

Obwohl Angst also einen recht negativen Stellenwert im militärischen Wertesystem einnahm, war sie, und das machen die bisher dargelegten Ausführungen deutlich, im militärischen Alltag stark präsent. Deshalb schien es schwierig, sie als Thema selbst zu tabuisieren. Tatsächlich geben einige Militärs in ihren Selbstzeugnissen – entgegen den anerkannten *emotional regime* – sogar zu, sich in der Schlacht gefürchtet zu haben. Das bekannteste Beispiel ist Ulrich Bräker, der nicht nur ohne Umschweife zugibt, dass er auf dem Schlachtfeld um sein Leben fürchtete und von der Situation überfordert war und dass auch seine Kameraden sich langsam der gefährlichen Lage bewusstwurden, sondern der daraufhin desertierte. Nun stellt Bräkers Zeugnis eine Ausnahme in den untersuchten Quellen dar, seine desillusionierte Beschreibung der Kriegszustände aus der Sicht eines Zwangsrekrutierten lässt jede patriotische oder positive Beschreibung des Militärdienstes und des Soldatenlebens vermissen. Selbst in anderen enttäuschten und desillusionierten Berichten wie beispielsweise den Memoiren des bayerischen Soldaten Deifel aus den Napoleonischen Kriegen finden sich ansonsten wenigstens einige patriotische Ausrufe und Versuche der heroischen (Selbst-)Darstellung. Doch ist Bräker nicht der Einzige, der über die Angst im Kampf berichtet. Der Feldprediger Carl Daniel Küster beispielsweise beschreibt ausführlich das sogenannte Kanonenfieber:

110 Vgl. ebd., S. 101.
111 Vgl. ebd., S. 102.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Es würde indessen die schändlichste Lüge seyn, wenn ich sagte: daß ich gar keine Furcht gehabt hätte. Das sogenannte Kanonenfieber oder Schlachtschauer, habe ich auch in seiner ganzen Stärke empfunden. […] Ich ging einsam neben dem Regimente, und schnell überfiel mich eine so entmannende Furcht, und ein Zittern der Glieder begleitender Schreck, daß mich ein schwaches Kind hätte umstoßen können.[112]

Küster gibt nicht nur ohne Zögern zu, welche Furcht ihn ergriffen hatte, sondern auch, wie intensiv diese war und welche lähmenden Auswirkungen sie auf seinen Körper hatte. Natürlich war Küster ein Feldprediger und kein Soldat, was die ungeschönte Darstellung seiner Emotionen in seinem Selbstzeugnis weniger problematisch machte. Doch fühlte auch er sich gerade in seiner Vorbildfunktion als Prediger dazu verpflichtet, den Soldaten durch sein Verhalten ein Vorbild zu sein und sie zu motivieren. Er dankt Gott für den Mut und die Kraft, die dieser ihm verliehen habe, damit er „durch die siebenstündigen Todesgefahren ohne schädliche Feigherzigkeit" gehen konnte, „[d]enn wenn ich während der Schlacht um mein Leben gewinselt hätte, furchtsam hin- und hergelaufen wäre, und mich hinter Graben und Bäumen versteckt hätte; so würde es für starke Helden nicht schädlich gewesen seyn, aber schwache Helden würden an mir ein schlechtes Exempel gesehen haben."[113] Vor allem macht er deutlich, dass das Kanonenfieber ein normaler emotionaler Zustand sei, der viele Soldaten auf dem Schlachtfeld ereilte und durchaus nicht unbedingt negativ betrachtet wurde. In einer zu diesem Abschnitt zugehörigen Fußnote erklärt er nämlich sehr ausschweifend:

> Da ich oft vertraulich mit Officieren vom erstem und niedrigerem Range sowohl, als mit braven Gemeinen, über das sogenannte Kanonenfieber gesprochen, so haben sie mir alle einmüthig gesagt: daß der ein prahlerhafter Lügner sey, wer sich rühmte, daß er nie in Bataillen von diesem Schauer der Todesfurcht etwas empfunden habe.[114]

Viel mehr als die Angst scheint die Prahlerei ein Problem dargestellt zu haben. Soldaten, die vor der Schlacht damit angaben, dass sie keine Angst hätten, wurden von ihren Kameraden nicht ernst genommen, da alle wussten, dass die Realität anders aussah. So berichtet der Soldat Joseph Ferdinand Dreyer in seinem Selbstzeugnis über die Feuertaufe im Siebenjährigen Krieg:

> Ein Thor ist, wer behauptet, daß er in der ersten Schlacht so unverzagt gewesen, als in der zehnten. Das ist nicht wahr, und wer uns das sagt, von dem weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat. Er ist ein Prahlhans; und weiter Nichts. Genug, mir pochte das Herz als ich am Morgen des denkwürdigen Tages die Reveille schlug.[115]

Da alle Soldaten die gleichen emotionalen Erfahrungen gemacht haben, konnten „Prahlhanse" relativ schnell von ihren Mitsoldaten entlarvt werden. Das entsprechende Gefühl der Angst vor und während der Schlacht hatte mit dem

---

112 Küster: Bruchstücke, S. 59–60.
113 Vgl. ebd., S. 59.
114 Küster: Bruchstücke, S. 62 Anmerkung.
115 Joseph Ferdinand Dreyer: Leben und Taten eines preußischen Regiments-Tambours, Breslau 1810, S. 15–16.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Begriff „Kanonenfieber" sogar eine eigene Bezeichnung. Es handelt sich also um ein bekanntes Phänomen, das Teil der authentischen Kriegserfahrung war und Militärs, die behaupteten, diese Empfindungen nicht zu haben, widersprachen nicht nur dem allgemein bekannten Konsens, sie grenzten sich auch bewusst von der Masse der anderen gewöhnlichen Soldaten ab, die diesen sehr menschlichen Selbsterhaltungstrieb spürten. Was hier vielleicht eine Möglichkeit für eine heroische Selbstdarstellung geboten hätte – die Betonung der eigenen außergewöhnlichen, übermenschlichen emotionalen Stärke in Abgrenzung zur großen Masse – wurde dagegen von den *peers* als unehrliche Angeberei aufgefasst. Mehr noch, sie könnte sogar als bewusster, ungeschickter Versuch gesehen worden sein, sich als den Kameraden überlegen darzustellen und diese damit zu diskreditieren. Dass dies bei den restlichen Soldaten nicht gut ankommen konnte, ist verständlich. Darum traf der Hohn dann auch gerade die Militärs, welche nicht nur im Vorfeld mit ihrer Furchtlosigkeit angegeben hatten, sondern ihrer Prahlerei nachher in der Schlacht nicht gerecht werden konnten.[116]

Tatsächlich lag die heroische Auffassung in Bezug auf Angst oder „Kanonenfieber" nicht so sehr im Nichtempfinden dieser Emotionen, sondern im Überwinden dieses lähmenden Gefühls.[117] Der Militärhistoriker Yuval Harari konnte hier eine Entwicklung im Vergleich zu militärischen Selbstzeugnissen aus früheren Jahrhunderten feststellen: Im 16. und 17. Jahrhundert hätte die diametrale Vorstellung von Geist bzw. Seele und Körper verhindert, dass Militärs in ihren Lebensberichten zugaben, dass sie im Kampf Angst empfunden hätten. Die Auffassung, dass der Geist über die Materie herrsche und dementsprechend die Emotionen, welche als körperliche Reaktion gesehen wurden, kontrollieren müsse, hätte zu einer Abwertung von emotionalen Empfindungen wie eben Angst oder Furcht geführt, weshalb sie keinen Eingang in die militärischen Selbstzeugnisse gefunden hätten. Erst die Aufwertung des Körpers als eine Quelle von Wissensgenerierung im 18. Jahrhundert, verstärkt durch den Kult der Empfindsamkeit und die philosophisch-literarische Strömung des *sensationism*, welche Sinneseindrücke und Empfindungen im Speziellen als positiv hervorhoben, ermöglichten es nun Soldaten, ihre Gefühle und insbesondere ihre Angstgefühle klar zu formulieren.[118]

Das hieß jedoch nicht, dass Soldaten sich von ihrer Angst mitreißen lassen durften, denn dies gefährdete den Ausgang der Schlacht. So berichtet Küster, dass das Gefühl der Angst über das Heer gleichmäßig verteilt sei, so

> daß der Starke den Schwachen hält, und erst dann die allgemeine Flucht erfolgt, wenn diese entmannende Furcht sich der Seelen des größten Haufens bemächtiget, und die Schwachen die Starken mit wegreißen. Es sind Beispiele bekannt, daß die entmannende Todesfurcht, welche in entscheidenden Augenblicken einen oder wenige Helden überfällt, und sie, außer

116 Vgl. Berkovich: Fear, S. 101 und Möbius: Von Jast, S. 25–28.
117 Vgl. Möbius: Von Jast, S. 26.
118 Vgl. Harari: The Ultimate Experience, S. 200–204.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> Stand gesetzt hat zu denken und zu stehen, das Denken und Stehen eines ganzen Heeres weggenommen, und es flüchtig gemachet, welches sonst Wunder der Tapferkeit würde gethan haben.[119]

Diese negative Auswirkung einer das Heer erfassenden Furcht, die sich von einer kleineren Zahl furchtsamer Soldaten auf die restlichen Soldaten ausbereitet, was anschließend zum Kollaps der Kampflinien und der Truppenformation führte, belegt der sächsische Artillerist C. H. B. in seinem Tagebuch über die Schlacht bei Jena 1806:

> [A]ls plötzlich einige Canonkugeln unter die sich sammelnden Preußen flogen, ergriff sie panisches Schrecken; sie warfen die Gewehre von sich und rannten davon: ohngeachtet dessen blieben die Sachsen ruhig, hatten jedoch kaum Zeit genug, sich durch den eiligsten Abmarsch zu retten denn der Feind drang unaufhaltsam und in ungeheurer Menge hinter und her. Nun hörte bey den zerstreuten Haufen alle Subordinnation auf; kein Offizier wagte den fliehenden um sie zu sammeln auch nur ein Halt zuzurufen, vermutlich weil jeder wusste, daß es nur umsonst seyn wurde. Der größte Theil der zersprengten preußischen Infanterie warf Gewehr und Patrontasche von sich, wodurch sich leider viele von den unsrigen verführen ließen ein Gleiches zu thun; aber das war zu eben der größte Fehler der diese Armee ihrem Verderben entgegenführte; denn was ist der Soldat, wenn er sich seiner Waffe entblößt hat?[120]

Obwohl er erwähnt, dass die sächsischen Truppen am Anfang angesichts des chaotischen Rückzuges die Ordnung und Disziplin bewahrten und sich in diesem Sinne von den fliehenden Preußen unterschieden, muss er zugegeben, dass die Panik und die Furcht, welche die preußischen Truppen erfasst hatten, sich irgendwann auch auf einige sächsische Soldaten übertrugen. Interessant ist vor allem die Beschreibung der offenbaren Stärke der Furcht, denn nicht nur, dass die Schlachtformation zusammenbrach, Angst und Panik entwickelten sich zu einer solchen Kraft, dass sich auch die militärische Ordnung komplett auflöste. Die Offiziere versuchten nicht einmal, wieder Ordnung in die fliehenden Truppen zu bringen, da die emotionale Aufladung offenbar so groß war, dass dies völlig sinnlos, ja vielleicht sogar gefährlich gewesen wäre. Die Darstellung von Angst ist hier also negativ: Sie birgt eine Gefahr für die militärische Disziplin und damit ein Risiko für den siegreichen Ausgang der Schlacht. Sie wirkt schändlich und untergräbt die grundlegenden Tugenden des Soldaten (Disziplin und Gehorsam) und kann sogar so weit führen, dass der Soldat die Symbole seines militärischen Standes – seine Waffen – freiwillig von sich wirft. Damit gibt er zugleich seine militärische Disposition, ja seinen gesamten militärischen Charakter auf. Es ist also nicht verwunderlich, dass der Soldat C. H. B. in der negativen Beschreibung

---

119 Küster: Bruchstücke, S. 62. Die Tatsache, dass Küster die von Furcht befallenen Soldaten trotzdem als Helden bezeichnet, zeigt allerdings, wie häufig und wohlbekannt das Phänomen war und dass die Emotion der Angst an sich nicht als ehrrührig oder feige galt. Vgl. Möbius: Von Jast, S. 27–28.

120 GStAPK, IV. HA, Rep. 15 B. Nr. 4, Tagebuch des Artilleristen C.H.B. vom Sächsischen Armeekorps aus dem Feldzug 1806, S. 25–26.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dieser recht unheroischen emotionalen Reaktion des Heeres zuerst versucht, seine eigenen Truppen davon auszunehmen und vor allem deutlich macht, dass er nicht zu diesen Militärs gehörte und das Verhalten dementsprechend kritisiert.

Doch nicht immer ließen sich Soldaten von ihrer Furcht mitreißen. In manchen Fällen schöpften sie neuen Mut und überwanden ihre Angst, um weiter an der Schlacht teilzunehmen. So berichtet Küster, dass er bei der Schlacht von Hochkirch 1758 Soldaten erblickte, die aus ihrer Formation ausgetreten waren und sich versteckten. Er versuchte, diese mit gutem Zureden und Erinnern an ihre patriotische Pflicht und die Verantwortung vor Gott zur Rückkehr zum Schlachtgeschehen zu bewegen. Tatsächlich ließen sich einige von ihnen anschließend auch zum erneuten Eintritt in den Kampf motivieren. Diejenigen, die seinem Ruf nicht gefolgt seien, starben im Laufe der Schlacht in ihren Verstecken.[121]

Während also literarische, philosophische und medizinische Entwicklungen im Laufe des 18. Jahrhunderts dazu geführt hatten, dass Emotionen wie Angst nicht mehr *per se* als negativ betrachtet wurden und es Militärs erlaubten, diese in ihren Selbstzeugnissen darzustellen, schien der heroische Aspekt darin zu liegen, das gefährliche Potenzial dieser Gefühle in Schach zu halten, indem die Gefühle zwar zugelassen, aber beherrscht wurden. Das Verhindern des Überwältigtwerdens durch die eigenen Emotionen und das Regulieren dieser risikobehafteten Empfindungen, um den eigenen militärischen Charakter zu bewahren, wirkten zudem umso heroischer, da sie einen offensichtlichen Kraftaufwand erforderten. Der Kampf gegen sich selbst, der Kampf gegen den eigenen Körper und den Selbsterhaltungstrieb ließen Angst an sich nicht mehr als militärische Schwäche erscheinen, sondern als natürliche, ja zuweilen sogar nützliche Empfindung, die allen Militärs bekannt war und als Möglichkeit fungieren konnte, die eigene heroisch-militärische Disposition unter Beweis zu stellen. In einem solchen Narrativ kann sogar die Darstellung der katastrophalen Schlacht von Jena 1806 im Selbstzeugnis eine positive Funktion in der eigenen Selbstdarstellung erfüllen, nämlich als Möglichkeit, die eigene militärische Disziplin, das Wahren der Fassung und den heroischen Kraftaufwand, sich nicht von der emotionalen Panik der verbündeten und eigenen Truppen angesichts der drohenden Katastrophe anstecken zu lassen, herauszustellen.

Die Französische Revolution – Angst als Makel

Während der Französischen Revolution scheint jedoch eine Veränderung in Bezug auf die Darstellbarkeit von Angst stattgefunden zu haben. Der extreme patriotische Eifer, der zur wichtigsten heroischen Qualität des soldatischen Leitbildes wurde, ließ keinen Platz mehr für irgendwelche Formen von Zweifel im Kampf. Dementsprechend wurde auch die Darstellung von negativ konnotierten

[121] Küster: Bruchstücke, S. 42.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Emotionen wie Angst und Furcht problematisch. Die Fokussierung der Propaganda während der radikalsten Phasen der Revolution auf das Selbstopfer, den Tod oder die bereitwillig in Kauf genommene Verstümmlung der Soldaten für das Vaterland zeichnete ein eindeutiges Bild der emotionalen Verfassung und Praktiken von Soldaten vor.[122] Schwere exemplarische Strafen sollten dafür sorgen, die normativen Emotionen wie Mut, Hass auf den Feind und patriotischen Eifer zu verstärken, während Gefühle der Selbsterhaltung und Angst, welche dem offiziellen *emotional regime* entgegenstanden, reduziert werden sollten.[123] So berichtet Bricard mehrmals von der Hinrichtung von Deserteuren und Überläufern entweder durch Erschießungskommandos oder die Guillotine.[124] Diese Bestrafung war jedoch nicht unbedingt eine neue Entwicklung der Französischen Revolution. Auch in früheren Kriegen wurden Deserteure streng bestraft, doch konnte die neue Forschung belegen, dass oftmals nur ein Arrest oder eine körperliche Strafe verhängt wurde und nicht unbedingt die Todesstrafe. Die Desertionszahlen waren im Siebenjährigen Krieg zuweilen recht hoch und eine Tötung jedes wieder eingefangenen Deserteurs hätte auf Dauer zu einer starken Dezimierung der Truppenstärke geführt. Eine Bestrafung und Wiedereingliederung in den Dienst waren dagegen allein aus numerischer Sicht sinnvoller. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe verhängt, um ein Exempel zu statuieren und weitere Desertionen zu verhindern, doch war die Gefahr für Deserteure weniger groß als lange Zeit angenommen. Sonst hätten vermutlich auch nicht so viele Deserteure das Risiko in Kauf genommen.[125]

Was sich jedoch während der Französischen Revolution geändert zu haben schien, war ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit und Anspannung, bestärkt durch die massenhaften Hinrichtungen von sogenannten Verrätern, an denen sich ein Teil der *volontaires* durchaus begeistert beteiligte, wie die Briefe von Favier dem Älteren belegen.[126] Die Anspannung und unterschwellige Angst vor der eigenen Regierung bzw. der Stimmung im Land zeigt sich sowohl in den Briefen der Soldaten, deren Angehörige des Verrates oder mangelnder Unterstützung der revolutionären Sache verdächtigt wurden, als auch in den Memoiren. So berichtet Bricard über die *tribunals révolutionnaires*: „Le tribunal révolutionnaire fasait toujours couler le sang sur la place de Cambrais; les habitants de cette ville étaient dans la plus grande crainte, et toutes les âmes tressaillaient d'horreur."[127] Auch die Soldaten selbst wurden von solchen Gerichten vorgeladen und verurteilt. An einer Stelle in Bricards Selbstzeugnis berichtet er von Freiwilligen, die vom *tribunal révolutionnaire* begnadigt wurden. Sie hatten sich der Flucht vor dem Feind schuldig gemacht und obwohl das Gesetz dafür die Todesstrafe

122 Vgl. Germani: Mediated Battlefield, S. 174.
123 Vgl. ebd., S. 176.
124 Vgl. Bricard: Journal, S. 93, S. 104.
125 Vgl. Berkovich: Motivation; Möbius: Mehr Angst und Forrest: Conscripts.
126 Vgl. Duchet (Hg.): Deux volontaires, S. 125–126.
127 Bricard: Journal, S. 105.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

vorsah, entschied das Tribunal, dass die Militärs aufgrund ihrer mangelnden militärischen Erfahrung und ihrer körperlichen und geistigen Einschränkungen Gnade verdient hätten. Der Vorsitzende hielt ihnen nur einen „discours très énergique" in Bezug auf Mut und Standhaftigkeit und alle Anwesenden waren erleichtert angesichts der Milde. Die Soldaten hätten nämlich laut Bricard aufgrund ihrer Physiognomie Mitleid verdient.[128]

Dieser Auszug macht deutlich, dass in der Armee selbst eine gewisse Angst vor der revolutionären Regierung vorherrschte, die durch ein Klima der Paranoia verstärkt wurde. Als die französische Armee mehrere Rückschläge hintereinander erlebte, wurden Verdächtigungen des Verrates laut: „Les Français ne savaient à quoi attribuer tous ces revers; il y avait une grande terreur dans l'armée qui, chaque fois qu'elle était aux prises avec l'ennemi, craignait la trahison."[129] Zugleich schienen diese Sorgen aber gerechtfertigt, denn gleich mehrere Generäle unternahmen Putschversuche. Solche Situationen waren für die Soldaten besonders gefährlich, da sie sich entscheiden mussten, entweder ihrem kommandierenden General treu zu sein und seinen Putschversuch zu unterstützen, mit dem Risiko, bei einer Niederlage als Verräter der Revolution hingerichtet zu werden, oder aber der Regierung weiterhin ergeben zu sein und zu riskieren, von den Anhängern des Generals und ihren eventuellen früheren Kameraden festgesetzt zu werden. Bricard selbst geriet in eine solche Situation, als sein General Charles-François Dumouriez sich zum Marsch auf Paris entschied.[130]

In solch einem politischen Klima, das Bricard als „trop grand terreur" bezeichnet, während er für die Handlungen der Regierung die Beschreibung „extrémité" verwendet,[131] verwundert es nicht, dass die Soldaten die normativen *emotives* der Autoritäten in ihren Selbstzeugnissen übernahmen. Aufgrund des enormen Drucks oder der Radikalisierung, die eben durch die revolutionären Praktiken und Gesetze im Militär voranschritt, beförderten die *emotives* regelkonformes Verhalten. Die Darstellung von Gefühlen vor oder während der Schlacht ähnelt in vielen Selbstzeugnissen dem Ton und den Topoi der Propaganda – selbst einige Jahre nach der *Terreur*, vor allem wenn die Autoren während dieser Zeit in die Armee eingetreten und militärisch sozialisiert worden waren. So berichtet der 1792 in die Armee eingezogene Offizier Charles François in seinem Tagebuch über eine Schlacht im April 1799: „Ce jour-là, j'affrontai tous les dangers sans la moindre crainte de la mort; elle ne m'avait pas atteint dans la terrible mêlée de la matinée, et je me croyais invulnérable."[132] Dann beschreibt er ausführlich, wie er dem Kugelhagel standhielt, sogar einen Treffer abbekam und über den eigentlich geplanten Zeitraum hinaus auf seinem Posten blieb und insgesamt siebzehn

128 Vgl. ebd., S. 103.
129 Ebd., S. 65.
130 Vgl. ebd., S. 50–54.
131 Ebd., S. 125.
132 Charles François: Le Journal d'un officier francais ou Les cahiers du capitaine François, 1792–1815, Tours 1913, S. 32.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Patronenkisten verbrauchte. Die hier benutzte Strategie der heroischen Selbstdarstellung greift nicht nur auf das Narrativ der exzeptionellen Leistung, der Disziplin und der Pflichterfüllung zurück, sie betont auch die emotionale Disposition des Autors. François beschreibt offen, keine Angst gehabt zu haben und genau diese Bereitschaft und emotionale Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod bildeten Teil der emotionalen Praktiken und *emotives*, welche die Propaganda der Revolution von den Soldaten verlangte.

Doch nicht nur in Memoiren, sondern vor allem auch in Briefen, die von der militärischen Obrigkeit abgefangen und kontrolliert werden konnten, findet sich der emotional-heroische Stil der revolutionären Obrigkeiten. Der Freiwillige Louis Pillaut behauptet in einem Brief vom 13. Juli 1798, die französischen *volontaires* würden die heranrückenden englischen Truppen nicht fürchten, obwohl ihnen bewusst sei, dass die militärische Situation für die Franzosen unvorteilhaft sei. Im Gegenteil, sie würden ihnen einen entsprechend verbissenen Kampf liefern, sobald die englischen Soldaten an Land kämen.[133] Und der *volontaire* Alexandre Brault freut sich am 16. Juni 1793 sogar über das neue strenge militärische Reglement, welches die Regierung eingeführt hatte und das heftige Strafen für Vergehen der Feigheit vor dem Feind vorsah. Obwohl er den *code de discipline militaire*, welchen zu befolgen die Soldaten schwören mussten, als „un peu rigoureux" bezeichnet, begrüßt er eigentlich die Strenge. Denn „des gens, qui sont sûrs de se conduire toujours dans le chemin de l'honneur ne craignent rien, au contraire, sont bien contents de voir punir ceux qui auraient la lâcheté de le mépriser en y contrevenant".[134] Das *emotional regime*, welches die Regierung der *Terreur* den Soldaten vorgab und welches sie anhand von strengen Bestrafungen durchsetzte, wurde offenbar nicht von allen Soldaten als problematisch wahrgenommen. Für Soldaten wie Brault oder François bildete die Forderung, Angst und andere hinderliche Emotionen nicht nur nicht zu empfinden, sondern sie schon gar nicht zu äußern, eine positive und vor allem notwendige Voraussetzung, um die Ehre der *patrie* zu bewahren und ihren Ruhm zu vermehren. Oder wie Brault es ausdrückt: „On doit penser comme cela quand on a pour but de sauver la République."[135] Das Retten der Republik bildete – da zum einen Retten per se als Teil des traditionell heroischen Handlungsfeldes galt und zum anderen die Republik den zentralen Bezugspunkt der patriotischen Gesinnung darstellte – eine heroische Tat, die nur durch die emotionale Disposition bewerkstelligt werden konnte. Damit wurde das Nicht-Empfinden von Angst vor dem Tod, dem Kampf oder Verletzungen während der Französischen Revolution zu einem Merkmal heroisch-militärischer Leitbilder, die Soldaten recht ungeniert bei ihrer Selbstdarstellung in ihren Selbstzeugnissen benutzten. Der emotionale Stil selbst wurde zu einem Aspekt und Mittel der Heroisierung.

133 Vgl. Picard: Lettres, S. 192–193.
134 Ebd., S. 132–133.
135 Picard: Lettres, S. 133.

https://doi.org/10.5771/9783987401138-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ein weiterer Grund, warum Angst als emotionale Reaktion während der Französischen Revolution so negativ konnotiert war, mag in der verstärkten Zuschreibung dieser emotionalen Disposition auf die Gegner liegen. Während in Selbstzeugnissen aus dem Siebenjährigen Krieg die Gegner zwar durchaus auch zuweilen schlecht und als Feinde der eigenen Sache dargestellt werden, wird durchaus oft berichtet, die gegnerischen Truppen hätten „heldenmäßig gefochten".[136] Und in einem Brief an seinen Vater vom 6. Oktober 1756 gesteht ein anonymer preußischer Soldat, man müsse den Österreichern „den Ruhm lassen, daß sie Alles, was braven Soldaten gebühret, gethan, die weisesten Anstalten verfügtet und von dem General bis auf den geringsten Musketier jeder sein Devoir rechtschaffen observiret".[137] Den Gegnern werden also durchaus positive militärische, ja sogar heroische Qualitäten zugesprochen: vom mutigen Kampfeinsatz über Pflichterfüllung bis hin zur klugen Schlachttaktik. Ihnen sei Ruhm und Ehre nicht abzusprechen. Gerade bei Offizieren schien oftmals große Anerkennung für die gegnerischen Offiziere vorzuherrschen, denn da zu diesem Zeitpunkt der Offiziersrang allein dem Adel vorbehalten war, stammten sie alle aus der gleichen Gesellschaftsschicht. Mehr noch, im 18. Jahrhundert galten in Friedenszeiten Bildungsreisen an andere Höfe in Europa oftmals zum Pflichtprogramm der adligen Ausbildung.[138]Adlige Offiziere waren also durchaus mit der Kultur, der Sprache und dem Lebensstil der gegnerischen Offiziere vertraut, manche mögen sich sogar persönlich gekannt haben, andere wiederum standen zuweilen als Offiziere in fremden Diensten.[139] Bei der adligen Offiziersklasse konnte also durchaus um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgrund eines gewissen Standesbewusstseins als auch des Gefühls, zur gleichen *peer group* zu gehören, die Sympathie oder die Verbundenheit zu den gegnerischen Offizieren gegenüber dem Verständnis für die eigenen Soldaten, die einem völlig anderen sozialen Stand angehörten und denen die Offiziere nicht selten eher misstrauisch und abwertend gegenüberstanden,[140] überwogen haben.

Für die Heroisierung der eigenen Truppen wiederum kann eine positive Darstellung der feindlichen Truppen durchaus sinnvoll sein. Denn der Antagonist spielt im Heldennarrativ eine nicht zu unterschätzende Rolle.[141] Der Held braucht einen Gegenspieler, jemanden, an dem er seine Fähigkeiten messen und unter Beweis stellen kann. Bei militärischen Helden ist dies umso wichtiger, da der Schwerpunkt nicht nur ihrer Heldentaten, sondern ihrer Daseinsberechti-

136 Hans Bleckwenn (Hg.): Preußische Soldatenbriefen, S. 19.
137 Ebd., S. 23.
138 Vgl. Asch: Europäischer Adel, S. 151–155.
139 So z. B. der Offiziers Antoine Marie de Malvin, comte de Montazet, welcher als *chargé des affaires militaires à la cour de Vienne* an den österreichischen Feldzügen des Siebenjährigen Krieges teilnahm.
140 Vgl. Drévillon: L'Individu, S. 111–113.
141 Bröckling: Postheroische Helden, S. 33: „Zum Agon braucht es einen Antagonisten, weshalb zu jedem Helden ein Kontrahent gehört, der ihn herausfordert, zum Bösen verführt oder zu vernichten droht und der ihm vor allem in puncto Kampfeswillen nicht nachtsteht."

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gung an sich im Kampf gegen einen Gegner liegt. Und ein Kampf wirkt umso heroischer, wenn der Gegner eine Herausforderung darstellt. Ein zu leichter Sieg kann zu mühelos wirken und gibt dem Helden nicht die Möglichkeit, seine Außergewöhnlichkeit und seine grenzüberschreitenden Fähigkeiten zu demonstrieren – sei es bei einem Kampf Mann gegen Mann oder bei der Gegenüberstellung von zwei heroischen Kollektiven sprich Truppenverbänden. Ein zu leicht erreichter Sieg kann sogar weniger ruhmreich und ehrenvoll wirken. In Selbstzeugnissen sind es vor allem die Siege, welche durch verbissenes Durchhalten und ungewöhnlichen Mut in aussichtslosen Situationen errungen werden, die als besonders heroisch gelten. Selbst verlorene Kämpfe können heroisch dargestellt werden, wenn der Gegner als unüberwindbares Hindernis erscheint. So berichtet der Hauptmann Auguste-Denis-Hippolyte Breton in einem Brief aus dem Russlandfeldzug Ende 1812, wie er mit nur einer Handvoll französischer Soldaten ein ganzes Korps russischer Soldaten angegriffen und in einem erbitterten Kampf eine schwere Säbelwunde an der Hand erhalten habe. Der russische Offizier, der ihn und seine Kameraden gefangen nimmt, ist vom Mut der französischen Soldaten so tief beeindruckt, dass er nicht nur ihren Einsatz lobt, sondern auch zugibt „On n'est pas plus que courageux que cela."[142]

Während der Französischen Revolution scheint jedoch, ähnlich wie bei der Repräsentation von Angst, ein Wandel in Bezug auf die Darstellungen des Gegners stattgefunden zu haben, der sich vor allem von denen im Siebenjährigen Krieg unterscheidet. Die Ideologisierung der Kriegsziele und die damit einhergehende Radikalisierung der patriotischen Gefühle, der Kampfesmotivation und der emotionalen Praktiken der Militärkultur führte dazu, dass die gegnerischen Truppen bemerkenswert oft und qualitativ stark negativ konnotiert wurden. Die als „esclaves" bezeichneten gegnerischen Soldaten, die ihren Fürsten, den „despotes" gehorchten, wurden mit der Zuschreibung von Angst und Furcht degradiert. Als „lâches" beschimpft oder der „lâcheté" beschuldigt, wurden ihnen der Mut und der Kampfeswille abgesprochen und in Kontrast zu den furchtlosen und motivierten Kriegern der Französischen Revolution gesetzt.[143] Diese Topoi, die vor allem in den Briefen nicht selten anzutreffen sind, diskreditierten die gegnerische emotionale Disposition und emotionalen Praktiken, unabhängig davon, ob sie der Wahrheit entsprachen oder nicht. Diese enge Verknüpfung von Angst mit den ideologischen Antagonisten mag zusätzlich erklären, warum die Erwähnung der eigenen Angst in französischen Selbstzeugnissen der Revolution fast nicht vorkommt.

Ob die verwendeten *emotives* der Französischen Revolution in den Selbstzeugnissen – sei es nun in affirmativer Weise bei der Selbstdarstellung oder durch die negative Zuschreibung an den Gegner – immer aus einer authenti-

142 Auguste-Denis-Hippolyte Breton: Lettres de ma captivité en Russie (1812–1814) par le commandant Breton, in: Carnet de la Sabretache, 1906, S. 433–448, S. 470–493, hier S. 445.

143 Vgl. Picard: Lettres, S. 15, S. 29, S. 36, S. 37, S. 65, S. 67, S. 69, S. 159, S. 160.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schen Überzeugung heraus verwendet werden oder ob sie nicht zum Teil auch aus Angst vor den Konsequenzen im Falle eines Verstoßes gegen die normativen emotionalen Praktiken zum Ausdruck kommen, kann nicht nachgewiesen werden. Interessant ist jedoch, dass während der radikalen Phasen der Revolution offenbar ein noch stärker ambivalentes Verhältnis zur Emotion Angst bestand als im Krieg davor. Zum einen herrschte ein politisches Klima des Terrors, in welchem, wie beispielsweise das Selbstzeugnis von Bricard zeigt, selbst die zentralen Träger der revolutionären Inhalte und Handlungen – die Soldaten und allen voran die *volontaires* – sich nicht sicher wähnten. Zum anderen wird das Gefühl der Angst zunehmend verpönt und als Verstoß gegen das normative *emotional regime* wahrgenommen. Es stellt eine unerwünschte Empfindung dar, welche den patriotischen Eifer, die Moral und damit wiederum die Erfolgschancen der unerfahrenen Freiwilligen auf dem Schlachtfeld zu unterminieren drohte. Damit galt sie nicht nur als unerwünschte Emotion, die in den militärischen Selbstzeugnissen keinen Platz hatte, sondern ihre kulturelle Stellung unterscheidet sich von dem emotionalen Umgang, der noch einige Jahrzehnte davor während der Hochphase der Empfindsamkeit Angst einen positiveren oder zumindest halbwegs akzeptierten Stellenwert zugschrieben hatte.

Für William Reddy war dieser Zwiespalt während der Revolution die Basis eines inneren *goal conflict*.[144] Denn die Soldaten konnten den vorgeschriebenen Tugenden, heroischen Erwartungen und emotionalen Stilen der revolutionären Regierung nicht immer gerecht werden. Im Gegenteil, die Anforderungen auf dem Schlachtfeld führten zu einem Aufeinanderprallen von Gefühlen der Pflichterfüllung, strengen emotionalen Praktiken und Reglements der militärischen Disziplin einerseits und natürlichen Gefühlsregungen und dem Selbsterhaltungstrieb andererseits. Dies wird auch darin deutlich, dass die Soldaten durchaus in ihren Selbstzeugnissen auch vom Leiden, von den Strapazen, den chaotischen Zuständen im Heer und auf den Schlachtfeldern sowie ihrer Traurigkeit angesichts der Tode von Kameraden berichten – auch wenn dies eigentlich dem Bild der motivierten und unerschütterlichen *volontaires* der Propaganda widersprach. Im Gegensatz zur Angst schienen solche Empfindungen jedoch unter der revolutionären Regierung noch halbwegs darstellbar zu sein, und sei es nur, weil über die Leiden das heroische Opfernarrativ und damit der patriotische Einsatz für die *patrie* evoziert werden konnte. Die Autoritäten selbst benutzten wiederum Patriotismus als emotionales Instrument, das genau diese problematischen Impulse der Angst und Furcht unterdrücken und besiegen konnte.[145] Dass dies in der Realität nicht immer umsetzbar war, machen die unterschiedlichen Berichte in den Selbstzeugnissen deutlich.

144 Vgl. Reddy: Navigation.
145 Vgl. Germani: Battlefield Emotions, S. 174–175, S. 187–188.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die veränderte Stellung, die emotionalen Praktiken und die *emotives* rund um die Emotionen Angst und Furcht, die unter der Französischen Revolution festgelegt wurden, hatten einen bleibenden Effekt in späteren Kriegen bis weit in das 19. Jahrhundert hinein. Gerade die Soldaten der Freikorps der Befreiungskriege zeigen bei der Selbstdarstellung in ihren Selbstzeugnissen nicht nur einen ähnlichen patriotischen Eifer wie die französischen *volontaires*, sondern auch emotionale Stile, die von der revolutionären Propaganda geprägt waren. Gerade in Bezug auf Angst lässt sich hier eine Kontinuität, wenn nicht sogar eine Übernahme feststellen. So berichtet Ludwig von Mühlenfels in seinem 1861 veröffentlichten Selbstzeugnis über seine Wut, als seine Schwadron von einem feindlichen Trupp angegriffen wird und angesichts der Aussichtlosigkeit auf einen Sieg der Rittmeister der Schwadron den Befehl zum Absetzen gibt: „Ich weiß nicht zu sagen, was mich in dem Augenblicke mehr empörte, der Angriff der Württemberger oder der Angstruf des Rittmeisters. Aber mich erfaßte ein nicht zu bezähmender Ingrimm."[146] Die Angst und Feigheit des Rittmeisters, die er mit seinem Befehl quasi auf die restliche Schwadron überträgt, nimmt von Mühlenfels als persönliche Ehrverletzung auf. Er ignoriert den Befehl und versucht, sich allein gegen die feindlichen Truppen durchzuschlagen, wobei er stark verletzt wird. Die Disziplinlosigkeit und der klare Verstoß gegen die militärische Hierarchie und Ordnung sind für von Mühlenfels hier weniger problematisch als der Verdacht, als ängstlicher Feigling zu gelten. Dies macht deutlich, wie stark die Emotion Angst in den Augen der Freiwilligen abgewertet wird und wie konträr sie zu ihren Vorstellungen eines heroisch-militärischen Leitbildes steht.

Von solchen Vorfällen berichtet von Mühlenfels mehrmals in seinem Selbstzeugnis. So ergibt sich Lützow einem Feind, obwohl nach der Auffassung von Mühlenfels' und der anderen Jäger ein Angriff großen Erfolg hätte haben können. Doch die Freiwilligen bekommen die Order, sich jeder Kampfeshandlung zu enthalten und sich auch durch Provokationen des Feindes nicht reizen zu lassen. Als die Lützower dann beim Abmarsch ein Kriegslied anstimmen, fühlt sich dies für von Mühlenfels „wie Ironie" an, was ihn „mit Mißmuth erfüllte".[147] Und auch das Verhalten eines älteren Kameraden, der dem neunzehnjährigen von Mühlenfels „ein eindringliches Beispiel von Todesverachtung" geben möchte und Mühlenfels' eingehaltenen Sicherheitsabstand zum feindlich besetzten Tor als „Furcht" und „Furchtsamkeit"[148] auslegt, regt ihn auf. Er fühlt sich zu Unrecht beschuldigt, was er nicht nur in seiner negativen Beschreibung des Verhaltens seines Kameraden als Dummheit deutlich macht – dieser provoziert nur zum Spaß die Schützen auf dem Tor und wird schlussendlich von diesen niederge-

146 von Mühlenfels: Reiter, S. 495.
147 von Mühlenfels: Reiter, S. 494.
148 Ebd., S. 491.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schossen –, sondern auch in seiner anschließenden Reaktion. Er eilt seinem verletzten Kameraden nämlich ohne zu zögern zur Hilfe, um ihn aus der feindlichen Schusslinie zu retten. Er zeigt also, dass er auf keinen Fall Furcht vor dem Feind hatte und sofort zur Tat schritt, als die Situation es erforderte. Bei der Aktion seines Kameraden dagegen handelte es sich bloß um ein unnützes Risiko. Auch hier versucht von Mühlenfels sich von jedweder Anschuldigung, ja sogar der bloßen Andeutung von Angst zu befreien.

Auch Lietzmann berichtet in seinem um die Jahrhundertmitte herum verfassten Selbstzeugnis von seiner unerschrockenen Bereitschaft angesichts eines französischen Angriffs: Als mitten in der Nacht ein Warnruf über nahende französische Truppen das Lager der Freiwilligen Jäger aufschreckt, betont Lietzmann, dass er nicht nur ruhig und eilig seine Uniform anlegte, sondern auch der erste Jäger war, der auf seinem Pferd saß und sich für den Angriff bereit machte.[149] Dies unterstreicht er noch mit der Aussage: „Wie selig war ich, als ich die Füße glücklich in den Bügeln hatte; ich dachte, nun laß sie kommen!"[150] Nicht nur, dass Lietzmann hier angesichts des Durcheinanders im aufgeweckten Lager, welcher er detailliert beschreibt,[151] seine eigene Disziplin und militärische Fassung hervorhebt und sich im Gegensatz zu seinen Kameraden als effektiver, vorbildhafter Soldat präsentiert. Er lässt auch keine Spur von Angst erkennen, obwohl er schon darauf gefasst war, jeden Augenblick ein „französisches Bajonett zwischen den Rippen"[152] zu fühlen. Im Gegenteil, er freut sich auf den Kampf und ist „selig", bereit zum Angriff auf seinem Pferd zu sitzen. Damit knüpft er nicht nur an die heroisch-militärischen Qualitäten der militärischen Disposition, Disziplin und Effektivität an, sondern greift auch auf einen heroischen Emotionsstil zurück, der Angst als unerwünscht verurteilt und stattdessen Mut und Kampfbereitschaft, ja sogar freudige Erwartung als ideale heroisch-militärische Gefühle angesichts eines drohenden Gefechtes postuliert. Die Ähnlichkeiten mit dem emotionalen Stil der Französischen Revolution kommen hier deutlich zum Vorschein.

Genau wie bei der Aneignung der Heldenqualitäten des Patriotismus und des bedingungslosen Selbstopfers für die Befreiung und Verteidigung des Vaterlandes scheinen sowohl die preußisch-patriotische Propaganda – wie beispielsweise in Liedern von Theodor Körner herausgelesen werden kann[153] – als auch die

---

149 „Ich sprach kein Wort, war aber im Nu angekleidet und der erste im Stalle." Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 23.

150 Ebd., S. 22–23. Das es danach nicht zu einem Gefecht kam und der Warnruf sich als falscher Alarm herausstellte, scheint Lietzmann bei seiner Selbstdarstellung zunächst egal.

151 „Dieses Durcheinander in unserer Stube! Der eine schrie nach seinen Hosenträgern, ein andrer nach seinen Stiefeln, der dritte nach seinem Säbel. Der Tisch, auf dem vom Abendessen noch Teller und Schüsseln standen, wurde umgerannt und auf den Scherben umhergetobt." Lietzmann: Freiwilliger Jäger, S. 22–23.

152 Ebd.

153 So wird in mehreren Liedern davon gesprochen „frisch", „frei und flink", ohne „Zaudern" und mit „Muth" in die Schlacht zu ziehen und auch die Parole „Tod oder Sieg!" sowie die ungeschönten Darstellungen vom Sterben im Kampf, welches sich aber lohne, da es für die Freiheit

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Freiwilligen sich an den revolutionären Vorstellungen und vor allem Darstellungsformen von Angst orientiert zu haben. Im Gegensatz zur Französischen Revolution war das offizielle *emotional regime* der preußischen Regierung aber bei weitem nicht so rigide. Es waren vor allem die *Patrioten*, welche nicht immer regierungskonform waren, sondern, ganz im Gegenteil, mit ihrer national-liberalen Aufrufung und Deutung des Kriegs dem monarchisch-konservativen Narrativ oftmals widersprachen, die mit der Beschwörung des Blutopfers und des furchtlosen Einsatzes für das Vaterland[154] bestimmte emotionale Stile propagierten. Die Freiwilligen schienen sich davon haben inspirieren lassen, nicht zuletzt, weil in den Freiwilligenregimentern eben auch einige dieser *Patrioten* wie Körner und Jahn als Militärs aktiv ihren Dienst taten.[155] So konnte sich in den Freiwilligenregimentern auch eine gewisse eigene Militärkultur inklusive emotionaler Praktiken herausbilden, welche anschließend in der Erinnerungskultur der Befreiungskriege hauptsächlich durch die ehemaligen Mitglieder hochgehalten und verbreitet wurde. Dass der Ursprung dieser heroischen Emotionsstile dabei zum Teil von der Französischen Revolution inspiriert sein mochte, wird in den Selbstzeugnissen jedoch nicht reflektiert. Vielmehr wurden sie, wie die patriotischen Auffassungen auch, dem eigenen deutschen bzw. preußischen Kontext zuschrieben und als Teil von diesem rezipiert.

Doch nicht nur auf deutscher Seite hatte die Französische Revolution einen bleibenden Eindruck auf die emotionalen Stile in Bezug auf Angst bei den Militärs hinterlassen. Auch bei den französischen Soldaten und Offizieren der napoleonischen Armeen wirkte das Von-sich-Weisen einer ängstlichen Gesinnung bis weit ins 19. Jahrhundert nach. Felix Girod de l'Ain, der seine Memoiren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfasste, berichtet von seiner gefassten Haltung angesichts des Kampfes: „Je fis de mon mieux pour paraître, en effet, enchanté de m'y trouver; au fait, je n'avais, vraiment, pas trop peur et étais assez content de ma contenance."[156] Und an einer anderen Stelle gibt er zwar zu, Angst gehabt zu haben, allerdings nicht vor dem Feind oder aus Furcht um sein Leben. Beim Marsch Richtung Potsdam wurde er von seinem Regiment getrennt, weil er zu erschöpft war und irgendwann nicht mehr mit dem Marschtempo Schritt halten konnte. Müde, hungrig und geschwächt irrte er in der Dunkelheit der Nacht im Wald herum und zweifelte daran, überhaupt wohlbehalten in Potsdam oder gar in der nächsten Ortschaft anzukommen. Doch nicht so sehr seine missliche Lage und die Tatsache, dass er alleine, entkräftet und quasi wehrlos in einem unbe-

---

des Vaterlandes erfolge, lassen wenig Platz für Angst oder Zweifel im Kampf. Körner: Leyer und Schwerdt, S. 33, S. 43–44.

154 Siehe Kapitel 3.

155 Von Mühlenfels beispielsweise tat im gleichen Regiment Dienst wie Körner und war mit Ernst Moritz Arndt bekannt, wie dieser in einem Brief an seinen Bruder erwähnt: „Täglich noch ziehen hier Lützower durch, helle Jugend auch Mehrere aus unserer Heimath, u. A. auch Ludwig Mühlenfels, unseres alten Nachbarn Sohn." Förster: Erinnerungen, S. 59.

156 Girod de l'Ain: Dix ans, S. 56.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kannten und vor allem feindlichen Gebiet verloren war, bereite ihm die größte Angst, sondern die Vorstellung, nicht mehr mit seinem Regiment vereint zu sein: „[L]'idée de passer sans nourriture, sans feu et sans abri, cette longue nuit, seul, a milieu d'une forêt inconnue et d'un pays ennemi, et bien plus encore, la crainte de ne pouvoir, peut-être, de longtemps, rejoindre le détachement dont je faisais partie, étaient bien faites pour m'effrayer."[157] Er ließ sich jedoch nicht entmutigen und schaffte es bis nach Potsdam, wenn auch in einem recht schlechten Zustand.

Die Beispiele von Girod machen deutlich, dass Angst zwar in Zeugnissen des 19. Jahrhunderts nicht komplett unerwähnt bleibt, doch dass sie nicht unbedingt als Furcht vor dem Feind dargestellt wurde. Es war für Militärs offenbar durchaus legitim, sich angesichts ihrer misslichen Lage Sorgen zu machen und gerade auch die Trennung von ihren Kameraden als schmerzlich wahrzunehmen, doch sollte dies nicht dem Mut und schon gar nicht der militärischen Disposition im Wege stehen. Die eifrige Todesverachtung aus den zeitgenössischen Selbstzeugnissen der Französischen Revolution, die in der bereitwilligen Selbstaufopferung gipfelte und nicht den kleinsten Raum für die Akzeptanz von Angst, Furcht oder Besorgnis ließ, ist – mit Ausnahme der Freiwilligenregimenter – in den Zeugnissen der Napoleonischen Kriege, insbesondere in denen aus späteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, so nicht mehr zu finden. Die Darstellung und der Umgang mit Angst wirken nun gemäßigter. Die Betonung des Ruhmes, der Ehre und vor allem des militärischen Charakters der französischen Krieger, die unter der Militärkultur der napoleonischen Regierung wieder verstärkt in den Fokus rückten,[158] hatte offenbar zu einer Abschwächung des leidenschaftlichen, ja teilweise fast schon fanatischen Eifers als wünschenswerte heroisch-militärische Qualität geführt, ohne dabei die damit verbundenen emotionalen Praktiken in Bezug auf Angst beiseitezuschieben. Angst im Kampf und Furcht vor dem Feind wurden weiterhin als nicht erwünschter und vor allem unsagbarer Makel für den französischen Krieger betrachtet, allerdings wurde als Beweis dieser mutigen und angstfreien emotionalen Disposition nicht mehr der patriotisch-eifrige Wunsch, ja sogar das Bedürfnis, für die *patrie* verstümmelt, verletzt oder getötet zu werden, verlangt. Das Heroische äußerte sich allein im Nicht-Empfinden von Angst, also in der emotionalen Disposition an sich, welche sich äußerlich in mutigen *actions d'éclat* auf dem Schlachtfeld zeigte,[159] jedoch ohne zu sehr an andere heroische Qualitäten wie fanatischen Patriotismus oder Hass auf den Gegner gebunden zu sein. Im Gegensatz zum 18. Jahrhundert bedeutete dies, dass – obwohl in dieser Epoche Angst in den Selbstzeugnissen oftmals verschwiegen wurde – diese Emotion nun auch nicht mehr als eine normale, anerkannte Empfindung im militärischen Dienst wahrgenommen wurde. Wo sich im Jahrhundert davor noch eher der Kampf gegen die eigene Angst und das Besiegen des eigenen Selbsterhal-

157 Ebd., S. 13–14.
158 Vgl. Forrest: Napoleon's Men, S. 64, S. 69–74.
159 Vgl. ebd., S. 64.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tungstriebes als heroische Qualitäten auffassen ließen, wurde im 19. Jahrhundert, geprägt von den emotionalen Praktiken der Französischen Revolution, sowohl auf deutscher als auch französischer Seite eher die Abwesenheit von Angst im Kampf als heroisches Merkmal des militärischen Leitbildes definiert.

Hinzu kam bei den Offizieren, insbesondere bei den Adligen, ein emotionaler militärischer Habitus der stoischen Selbstkontrolle, der bereits in früheren Jahrhunderten Teil des militärisch-adligen Leitbildes gewesen war und den auch das kurze Intermezzo des Kultes der Empfindsamkeit im 18. Jahrhundert nicht gänzlich hatte hinwegfegen können. Dies wird bei Girod de l'Ain darin erkennbar, dass er nicht nur behauptet, keine Angst zu haben und explizit versucht, seinem äußeren Verhalten einen begeisterten Anschein für den Kampf zu geben, sondern auch, dass er sein Nicht-ängstlich-Sein mit seiner *Contenance* in Verbindung bringt. Dieser Gemütszustand der *Contenance* war, wie in Kapitel 4 bereits dargelegt, Teil des adlig-militärischen Habitus, der als Ausdruck der militärischen Disposition schon bei adligen Offizieren des 18. Jahrhunderts als wichtiges Merkmal des heroisch-militärischen Leitbildes gegolten hatte. Hieran wird deutlich, dass Militärs aufgrund ihrer unterschiedlichen sozialen Herkunft und ihres Ranges innerhalb der Armee immer auch Teil von mehreren sozialen Gemeinschaften waren und ihr emotionaler Stil deshalb zuweilen von unterschiedlichen Einflüssen abseits des militärischen Habitus geprägt war. So formten sich innerhalb des Militärs selbst unterschiedliche emotionale Stile und Praktiken, die sich von Rang zu Rang, Regiment zu Regiment, unterscheiden, dabei gleichzeitig nebeneinander und miteinander existieren konnten.

Dadurch konnte die emotionale Ausdrucksweise einer Person durch unterschiedliche emotionale Stile bestimmt sein, die sich zudem über die Zeit verändern konnten. Dies erklärt nicht nur, warum ungewöhnliche Zeugnisse wie das von Ulrich Bräker existieren, sondern auch, warum sie sich teilweise in ihren Aussagen widersprechen: An einem Punkt stürzt Bräker sich begeistert in den Kampf und kurz darauf ergreift er desillusioniert die Flucht und desertiert.[160] Es erklärt auch, wie sich die Selbstzeugnisse, die über dieselben Kriege berichten, in ihren *emotives* unterscheiden können. Nicht nur Selbstzeugnisse, die zum gleichen Zeitpunkt verfasst wurden, weisen zuweilen unterschiedliche emotionale Stile auf, sondern vor allem auch Selbstzeugnisse, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden sind. Der Wandel von *emotional regimes* über die Jahrzehnte und der Einfluss von Kultur und politischer Situation formten auch den emotionalen Stil einer Person, deren *emotives* von diversen Gefühlsnormen unterschiedlichster sozialer Gemeinschaften und kulturellen Entwicklungen geprägt waren. Dies hatte zugleich eine Wechselwirkung auf die heroisch-militärischen Leitbilder: Einerseits gaben die *emotional regimes* der militärischen Autoritäten und der Obrigkeit an, welche Emotionen und emotionalen Ausdrücke bei einem heroisch-militärischen Leitbild gewünscht waren. Andererseits beeinflussten die

[160] Vgl. Borutta / Verheyen: Vulkanier, S. 13.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Autoren der Selbstzeugnisse, geprägt von unterschiedlichsten emotionalen Stilen und *emotional communities* militärischer und ziviler Natur, bei ihrer Selbstdarstellung die heroischen Narrative von militärischen Figuren mit. Wie bereits an anderen heroischen Merkmalen der Männlichkeit, der Ehre oder der Opferbereitschaft deutlich geworden ist, wurde auch das Element der Emotionen in Bezug auf das Heroische von *top-down* und *bottom-up*-Prozessen beeinflusst und geformt.

https://doi.org/10.5771/9783987401139-49 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -